THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817

Deutsche Pickwickier.

Komischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

Erster Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

GRD
538
S575de
1853

GL
GIFT
3 9.93

Erstes Kapitel.

Lage und Umgebung des Städtchens, woselbst die Pickwickier seßhaft. Seine Bewohner und gesellschaftlichen Zustände.

Denke Dir, mein Leser, ein anmuthiges Thal, in ländlicher Stille gelegen, rings im Umkreise einer Stunde von dunkelgrünen Waldbergen umgeben; die korn- und obstreiche Thalebene von einem blauen Flüßchen durchschnitten, das gerade groß genug, einen Fischerkahn zu tragen und einige Mühlen zu treiben, und dessen Wellen ruhig zwischen schattigen Ufern dahinfließen.

Fast zu jeder Jahreszeit gewährt dies durch seine Lage von der übrigen Welt ziemlich abgeschlossene Thal seinen eigenthümlichen Reiz. Mit Entzücken ruht das Auge auf dem stillen Paradiese, wenn die Frühlingssonne die ersten Blüthen hervorruft, der Lerchenhimmel sich erschließt und die grünen Wiesen ihre Gold- und Silberglöckchen aufstecken; und welchem poetischen Gemüthe wäre nicht ein solcher Erlengang zu wünschen, wie er am Ufer des Flusses aufwärts nach den alterthümlichen Ruinen eines Benedictinerklosters führt, namentlich in einer Frühlingsnacht, wenn der Mond in Sabbathstille über den Bergen steht, die Linden-

bäume duften, das Wehr in der Ferne rauscht und die Nachtigall aus dem Buchenwald in langgezogenen Tönen herüberschlägt.

Segenschwer wogt es während der Sommermonate im Thale, und wenn der Herbst über die Berge zieht, sinken die Aeste schwerbelastet zur Erde. Im October geht dann das Laub in jene rothen und gelben Farben über, die der Landschaft ein eigenthümliches Colorit verleihen. Blatt für Blatt wird allmälig durch die herbstlichen Nebel von den Bäumen geknickt, bis die losgelassenen Novemberstürme die letzten Locken des gestorbenen Frühlings von den Aesten reißen und zur Erde werfen. Zur heiligen Weihnachtzeit liegt dann das Thal in die weiße weiche Schneedecke gebettet und gewährt den Anblick der reinsten silberklaren Winterlandschaft.

Am Ausgange der beschriebenen Landschaft, da wo die Berge einander so nahe kommen, daß die Werla (so heißt das Flüßchen, welches im hohen Gebirg entspringt und seinen Namen von dem Hammerwerke Werla führt) den felsigen Fuß berührt, liegt das gewerbthätige Städtchen Neukirchen, zum Kreisbezirke Oberwiesenthal gehörig. Stattlich grüßt der erst nach dem letzten Kriege in der Oberstadt wieder aufgebaute Thurm der Marienkirche in das Thal hinaus, während der unförmliche, geschmacklose und baufällige Thurm der Klosterkirche kaum bemerkbar über die Wohnhäuser hervorragt. Dafür ist das Geläut auf letzterem um so wohlklingender; auch genießt er das Vorrecht, daß in den Sommermonaten allabendlich von seinen altergrauen Zinnen die untergehende Sonne mit einem Choral begrüßt wird.

Das Städtchen Neukirchen zählt in fünfhundert Häusern ungefähr viertausend Einwohner, ein fleißi-

ges, rühriges Völkchen, das sich größtentheils von Woll- und Leinweberei nährt. Auch gibt es wegen der Nähe des Wassers und der bequem gelegenen Wiesen zahlreiche Wachsbleichen.

Die Lage der Stadt kann nicht angenehmer in die Augen fallen. Die südliche Seite grenzt mit ihren Gärten fast unmittelbar an die Werla, nur ein schmaler Wiesenrand trennt sie von derselben; während die nördliche Hälfte malerisch am Fuße des Burgberges sich hinzieht. Häuser und Straßen sind reinlich gehalten, und der größere Theil der Stadt gehört seit dem großen Brande im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dem bessern Geschmacke an. Die Häuser nicht hoch — selten erblickt man eins von zwei Gestocken — aber regelmäßig gebaut, gewähren einen freundlichen Anblick.

Außer seinen fünfhundert Häusern und den zwei Kirchen besitzt das Städtchen ein Amtsgebäude, ein Rathhaus und eine erst vor wenigen Jahren erbaute Stadtschule.

Das Amthaus, auch das Schloß genannt, sehr romantisch an der Werla gelegen, hat vor mehren Jahrhunderten selbst der landesfürstlichen Familie eine Zeitlang zum Aufenthalte gedient, ein Umstand, auf welchen sich die guten Neukirchner noch heutzutage etwas einbilden. Dermalen würde es dem Landesherrn wohl kaum in diesem Schlosse gefallen. Die ehemaligen fürstlichen Gemächer sind in Acten- und Expeditionszimmer, ja selbst in Gefängnisse umgeschaffen und die noch wohnlichen Räume hat der Amtmann Löffler nebst zwei Actuarien und dem übrigen Amtspersonale in Besitz genommen.

Das bei weitem ehrwürdigste Gebäude von Neukirchen, theils wegen seines alterthümlichen Aeußern,

theils auch wegen seiner mannigfachen Inwohner ist und bleibt aber das Rathhaus, welches sich frei und unabhängig mitten auf dem ziemlich geräumigen Marktplatze erhebt. Trotz der Flammen, die einst ringsum wütheten, war es unversehrt geblieben und blickt nun wie ein ehrwürdiger Greis auf seine zahlreiche Familie, die junge Stadt herab.

Vor alten Zeiten soll dieses Rathhaus mit einem stattlichen Thurme verziert gewesen sein. Dermalen ist leider nichts mehr davon zu erblicken. Die vorsichtigen Neukirchner trugen ihn ab, als er alt und schwach geworden. Sie wollten lieber auf eine Zierde ihrer Stadt verzichten, als sich dieselbe unversehens auf den Kopf fallen lassen. Die Thurmuhr, welche etwas tiefer angebracht ist, besteht zwar heutiges Tages noch, entspricht aber durchaus nicht den Anforderungen, die man heutzutage an eine Thurmuhr zu machen berechtigt ist. Erstens ist der Zeiger mit dem Schlagwerke trotz aller deshalb angestellten Bemühungen der städtischen Behörden nie in Einklang zu bringen. Sind die beiden nur eine Viertelstunde aus einander, so können die Neukirchner von Glück erzählen. In der Regel schlägt diese höchst sonderbare Rathhausuhr Dreiviertel, während der Zeiger unbekümmert auf Einviertel steht; und umgekehrt. Es haben diese Abweichungen des Weisers mit dem Schlagwerke schon zu den verwickeltsten Prozessen die Veranlassung gegeben, da die Rathhausuhr bekanntlich als officieller Zeitmesser in Neukirchen angenommen ist. Das Schlagwerk leidet außerdem an der Untugend, daß ihm schon seit langen Jahren ein Zahn abhanden gekommen ist. Bis sechs Uhr geht Alles gut. Weiter hinaus tritt jedoch eine schmerzliche Pause ein, weil gerade derjenige Zahn seit dem siebenjährigen Kriege in Hinweg-

fall gekommen der für den siebenten Glockenschlag bestimmt war. So schlägt es auf dem Neukirchner Rathhause alle Morgen und Abende, die Gott werden läßt, zwei Stunden hinter einander sechs Uhr, ist es Acht, so ertönen abermals sechs Schläge; dann folgt eine Pause, wo man sich den siebenten Schlag hineindenken muß, und hierauf erst erfolgt der achte Schlag. So lange die Neukirchner zu denken vermögen, die ältesten Leute nicht ausgenommen, kann Niemand sich erinnern, es auf dem Neukirchner Rathhause je sieben Uhr haben schlagen zu hören. Erfahrung und Gewohnheit thun indeß viel im Leben. Die Bewohner von Neukirchen wissen sich recht gut in die Launen ihrer Rathhausuhr zu finden; sie sind damit aufgewachsen und groß geworden; sie wissen trotz des ausgebrochenen Zahnes und der mangelhaften Schelle auf's Genaueste, wie sie in der Zeit leben, ohne daß es dazu besonderer Reductionstabellen bedürfte.

Einige Chronikenschreiber von Neukirchen behaupten, mit dem Abtragen des Rathhausthurmes habe es eine andere Bewandtniß gehabt, als die oben erwähnte. Nicht die Baufälligkeit des Thurms sei Schuld gewesen, sondern die ehrsame Frau Beata Süßmilch, welche auf den Thurm geheirathet. Nach einer glücklich überstandenen Krankheit soll die Thürmerin ganz unversehens außerordentlich stark geworden und am Leibe zugenommen haben, so daß, als sie eines Tages habe hinabsteigen wollen zu der menschenbelebten Stadt, um einige Einkäufe zu besorgen, der Thurmschlott plötzlich zu enge gewesen. Von dieser Zeit an habe Frau Beata Süßmilch nicht weniger denn zehn Jahre auf dem Thurme gesessen, in beschaulicher Einsamkeit, hoch über dem Leben der

Menſchen. Schon oft war von den menſchenfreundlichen Bewohnern von Neukirchen der Wunſch ausgeſprochen worden, den Thurmſchlott zu erweitern und die Frau herabzuholen; aber die Operation war mit zu viel Gefahr für die architectoniſchen Stützen des Thurms verbunden, als daß der damalige Bürgermeiſter George Kienmayer, ein gar geſtrenger Herr, ſeine Einwilligung hätte geben ſollen. Nun wurden Stimmen laut für gänzliche Abtragung des Thurmes; aber auch davon wollte Herr Kienmayer nichts wiſſen. Erſt nach ſeinem Tode drang der allgemeine Wunſch der Stadt wegen Befreiung der Frau Beata Süßmilch in der Rathsverſammlung durch und der ſtolze Thurm mußte ſein Haupt neigen als ehrend Zeugniß für die menſchenfreundlichen Geſinnungen der alten Neukirchner.

Nächſt der beſprochenen Uhr beſitzt das alte Rathhaus noch einen andern Zeitmeſſer, eine Sonnenuhr, die aber weit weniger ihrem Zwecke entſpricht, als ihre Collegin. Der Künſtler hat nämlich in dem Wahne geſtanden, der würdigſte Platz für ſeine Sonnenuhr ſei kein anderer, als die Hauptfaçade des Rathhauſes. Unglücklicherweiſe bildet dieſe Hauptfaçade aber gerade die Mitternachtſeite, wohin das ganze Jahr keine Sonne kömmt, außer in den längſten Tagen, nämlich vom ſiebzehnten bis fünfundzwanzigſten Juni, und auch da nur täglich eine halbe Stunde. Zugleich hat der wackre Meiſter nicht bedacht, daß die Lindenbäumchen, welche man in einiger Entfernung um das Portal des Neukirchner Rathhauſes gepflanzt hatte, mit der Zeit groß werden und ſich mit ihren Aeſten ausbreiten würden. Die ganze vordere Rathhausfronte iſt in der Länge der Jahre dermaßen von den himmelhohen Linden bedeckt worden, daß von der

zu ihrer Zeit vielleicht berühmten Sonnenuhr keine Spur mehr zu entdecken ist.

Die uralten Linden gereichen dem ganzen Markte und insbesondere dem Rathhause zu nicht geringer Zier. Sie bilden im Frühling und Sommer ein schattend dunkelgrünes Gewölbe, unter welchem in schwülen Tagen eine wohlthuende Kühle herrscht und wo ein Glas echten Stadtbiers doppelt angenehm mundet.

Obschon die Neukirchner diesen Linden seit urdenklichen Zeiten sehr zugethan gewesen und namentlich nach des Tages Last und Hitze gern darunter verweilen, sind sie in neuerer Zeit sogar stolz darauf geworden, da selten ein Fremder die Stadt verläßt, ohne unter den ehrwürdigen Bäumen gerastet und sich von der schmucken Kellnerin des Rathskellers, auf den wir bald näher zu sprechen kommen, einen frischen Trunk haben reichen zu lassen.

Wir kommen jetzt auf einen ungleich wichtigern und interessantern Theil des Neukirchner Rathhauses, nämlich auf dessen verschiedene Inwohnerschaft.

Von dem Thürmer, Siegfried Sperrhaake, den man in Ermangelung des Thurmes ein Stübchen im obersten Giebel eingeräumt hat, ist im Grunde wenig zu berichten, als daß von ihm das Gerücht in der Stadt geht, es rapple zuweilen mit ihm. Namentlich tritt die geistige Beschränktheit in den Sommermonaten unverkennbar hervor, wo ihm die Sonne fast über dem Kopfe steht und wo er in Anfällen von Schwermuth das Sprachrohr ergreift und in die Stadt hinabdutet. Am Sterbetage seiner seligen Frau, den sechsten Juli, ist dieses Conzert kaum auszuhalten. Dann heult der einsame Sperrhaake von früh Morgens bis in die Nacht seinen gerechten Schmerz in

melancholischen, langgezogenen Tönen hernieder. Wiewohl dem Thürmer wiederholt von Raths wegen ist bedeutet worden, sich in seinem Schmerz zu moderiren und den Verlust seiner Frau als Mann zu tragen, so kann sich Sperrhaake nicht helfen und dutet nach wie vor am jedesmaligen sechsten Juli. Da er seinen erhabenen Posten fast gratis und mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet, so drückte der Rath ob der sonderbaren Melancholie des Mannes ein Auge zu. Auch sämmtliche Ehefrauen von Neukirchen befinden sich auf Seiten des Thürmers. Er gilt ihnen als Muster eines guten Wittwers und wird den respectiven verehelichten Neukirchnern oft als Beispiel angeführt. Der seltenen Treue geschieht fast in jeder Gardinenpredigt Erwähnung und manche Neukirchnerin machte ihrem Ehegemahl zum Vorwurf, daß er ihren Tod nicht wie Sperrhaake jahrelang beduten werde. „Warte es nur ab, mein Kind," ist in der Regel die beruhigende Antwort des Eheherrn, „auch Du sollst Dich über mich nach Deinem Ableben nicht zu beklagen haben."

Wir steigen etwas tiefer und kommen in das erste Stockwerk des Rathhauses zu Neukirchen. Hier herrscht wie recht und billig in seiner amtswürdigen Autorität der Bürgermeister Hans Christoph Nachtigall mit seinen zwei besoldeten und drei gehaltlosen Senatoren. Gleich daneben befindet sich das Stadtgericht, woselbst der Stadtrichter Kleinsimon mit einem Actuarius und einem Sportelschreiber für das quid juris von Neukirchen die erforderliche Sorgfalt trägt.

Obschon das Städtchen Neukirchen von der übrigen Welt ziemlich abgeschieden liegt, ist es doch von den politischen Wehen des bekannten Jahres 1830 nicht ganz verschont geblieben. Wie in den meisten

Städten des Landes, war auch über die neukirchner städtischen Behörden und namentlich über den Stadtrath der Sturm der Neuerungen hereingebrochen. Der alte Rath mußte wie so viele seiner Collegen im deutschen Lande sein Haupt neigen und die sogenannte liberale oder Volkspartei trat an seine Stelle. Einen Haupturheber dieser politischen Umwälzung werden wir später kennen lernen, denn den neukirchner Bürgern wäre es wie den meisten Deutschen nicht in den Sinn gekommen, Revolution zu machen, wenn nicht böswillige und neuerungssüchtige Leute an der Spitze gestanden und die verführbaren Quiriten zu ordnungswidriger Widerspenstigkeit verleitet hätten.

Steigen wir endlich die ziemlich breite Rathhaustreppe noch tiefer hinab, so gelangen wir in das Erdgeschoß, in die Räume des berühmten und beliebten und darum sehr zahlreich besuchten Rathskellers. Unter Keller ist hier nicht etwa ein unterirdisches, dunkles Gewölbe zu verstehen, wo Faß an Faß in stiller Nacht neben einander liegen oder in den Winkeln die gesegnete Kartoffel und andre Feldfrüchte hoch aufgespeichert ruhen; sondern dieser Ausdruck bezeichnet überhaupt eine Schankwirthschaft, wie wir sie in dem Erdgeschoß manches deutschen Rathhauses vorfinden. Den Deutschen, so weit die Geschichte reicht, ein trinklustiges Volk, gingen ihre Rathsherren nicht blos in der Weisheit, sondern auch im Trinken mit gutem Beispiele voran. Daher wohl die bedeutsame Nähe des Rathskellers mit der Rathssessionstube.

Was insonderheit den Rathskeller von Neukirchen betrifft, so sucht dieser seit einer Reihe von Jahren seines Gleichen in weiter Runde; an diesem Umstande ist Niemand schuld, als die Rathskellerpachterin daselbst, Dorothea Kliemann, eine rüstige, rührige, nicht

große, aber wohlbeleibte Frau. Ihre Küche gilt für die beste, ihr Weinlager kann man berühmt nennen; die Biere sind frisch und klar und die Bedienung freundlich und prompt.

Madame Kliemann genießt daher eines wohlverdienten Rufs und fast kein Fremder besucht Neukirchen, der nicht der Rathskellerpachterin seinen Besuch abstattete. Sie wird nach dem Tode ihres Mannes, der vor dem Kellerpachte das edle Handwerk der Horndrechslerei betrieb, in ihrer Wirthschaft von zwei hübschen, freundlichen Nichten hülfreichst unterstützt.

Madame Kliemann hat sich schon zur Zeit des letzten Kriegs, wo sie die Verpflegung der feindlichen Einquartierung besorgte, um Neukirchen höchlich verdient gemacht; ihre Stimme galt sogar in der Rathsversammlung, wenn diese um Rath verlegen war. Kurz, sie kann mit Recht der Napoleon unter den Rathskellerpachterinnen unsrer Zeit genannt werden.

Das Städtchen Neukirchen ist wegen seiner höchst angenehmen Lage unter allen Provinzialstädten weit und breit bekannt. Man kann zu einem Thore hinausgehen, zu welchem man will, überall treten anmuthige Partieen entgegen. Passirt man das Klosterthor, so führt ein höchst lieblicher Erlengang längst der Werla aufwärts nach den bereits erwähnten Ruinen des Benedictinerklosters. Vom Schloßthor aus geht der Weg über die geräumige Werlabrücke nach den gegenüber befindlichen Waldbergen, in welchen es romantische Spaziergänge die Menge gibt. Das Wiesenthor führt den Fluß abwärts zwischen Bergen nach dem sehr malerisch gelegenen Schlosse Ehrenberg, das der freiherrlichen Familie von Löwenstern gehört und auf hoher umwaldeter Felsenstirn sich majestätisch in den Wellen der Werla spiegelt.

Auch die Partieen in der nächsten Nähe der Stadt sind in freundlichem Style angelegt. Rings um Neukirchen zieht sich eine schöne Lindenallee, die einen schattigen und angenehmen Spaziergang darbietet.

Alle diese erwähnten Vorzüge des gewerbtreibenden Städtchens, so wie auch das wenig kostspielige Leben daselbst, sind die Ursache, daß sich mehrere achtbare aber wenig begüterte Familien, darunter die meisten dem adeligen Stande angehörend, in Neukirchen angesiedelt haben, wo denn allerdings die nächste Folge war, daß sich ein Kastengeist gebildet hat, der dem menschlichen und insbesondere dem deutschen Charakter so eigenthümlich ist.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen Neukirchens alle jene lächerlichen Abnormitäten, welche das Kastenthum mit sich bringt, in reichem Maaße vorfinden. Da gibt es außer dem gewerbtreibenden ehrwürdigen Bürgerstande vor allen Dingen das durch ganz Deutschland weithin wohnende Geschlecht der Honoratioren. Vergebens haben sich tiefsinnige Grübler das Gehirn zerarbeitet, um die feine Linie ausfindig zu machen, welche der eigensinnige Weltgeist zwischen den Honoratioren und Nichthonoratioren gezogen hat. Der Uebergang, wo der Nichthonoratiore aufhört und Honoratiore anfängt, ist so subtil, daß er dem menschlichen Auge fast unsichtbar ist.

Schüttet man die Honoratioren einer Stadt in ein Sieb und schüttelt und rührt, so fallen die bürgerlichen Bestandtheile allmälig wie Spreu hindurch und man erhält eine neue Classe der Gesellschaft, den Adel, nur äußerst dünn gemischt mit hochgestellten bürgerlichen Staatsbeamten. Wird diese Classe nochmals filtrirt, so erscheint etwas ganz Feines, die sogenannte

Crême, nach welcher unmittelbar der liebe Gott selbst rangirt.

Wir haben deshalb so ausführlich über die verschiedenen Bestandtheile der Menschheit gesprochen, weil wir sie im Städtchen Neukirchen sämmtlich repräsentirt finden.

Die Crême von Neukirchen besteht eigentlich nur aus drei Familien, der verwittweten Geheimräthin von Ponikau nebst zwei Fräulein Töchtern, dem pensionirten General der Cavalerie von Kirchner nebst Frau Gemahlin und Nichte, Adele von Liebenrode, und dem Rittergutsbesitzer von Fellenberg dito nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter.

Es würde hier zu weit führen, eine Charakteristik dieser Hauptbestandtheile der Neukirchner Crême zu liefern. Nur so viel sei erwähnt, daß Frau von Ponikau mit ihren Töchtern die Seele der Noblesse von Neukirchen, und daß ihr Haus vorzugsweise den guten Ton angibt. Desgleichen darf nicht vergessen werden, daß die Familie von Löwenstern auf dem benachbarten Ehrenberg gleichsam als detachirtes Corps der Neukirchner Crême zu betrachten ist.

Fragt man sich, warum so hochgestellte Familien, wie die eben genannten, nicht lieber in der Residenz ihren Aufenthalt wählen, wo sie doch weit mehr ebenbürtige Gesellschaft vorfinden, als im Städtchen Neukirchen, so ist der Grund der, weil jene Familien in der Hauptstadt in Gegenwart des Hofes und höchsten Adels nur eine sehr secundaire Rolle spielen würden. Sie gehen von der Ansicht des Julius Cäsar aus und wollen lieber in Neukirchen die Ersten als in der Residenz die Dritten oder Vierten sein.

Der übrige Adel von Neukirchen richtet sich in allen Dingen streng nach seinen hohen Oberhäuptern,

den drei Familien. Nur was von diesen ausgeht, ist preiswürdig und der Nachahmung werth. Der Neukirchner Adel bildet ein ziemlich abgeschlossenes Ganze in Betreff der übrigen bürgerlichen Honoratioren; und nur einige der letztern gehören in Betracht ihrer Wohlhabenheit zu den wenigen Glücklichen, die zuweilen in die aristocratischen Kreise gezogen werden. Niemand fühlt sich durch solche Auszeichnung mehr geschmeichelt, als diese bürgerlichen Bevorrechteten; sie blicken in der Regel mit weit größerer Suffisance auf ihre bürgerlichen Standesgenossen herab, als der Adel selbst.

Ueberhaupt, wie fiel in Neukirchen von den höheren Bürgerlichen auf die Aristocratie räsonnirt wird, findet sich doch in der Regel der ärgste ahnenlose Räsonneur glücklich und in den siebenten Himmel Mahomeds erhoben, wenn ein gnädiger Herr oder eine gnädige Frau oder ein gnädiges Fräulein so gnädig sind und freundlich zu ihm sprechen. Er blickt mit bedeutsamer Miene umher, ob der große Act der Gnade von den neidischen Standesgenossen auch gehörig bemerkt worden sei.

Daß es in Folge der schroffen Rangunterschiedenheit in Neukirchen nicht verschiedene geschlossene Gesellschaften geben sollte, unterliegt keinem Zweifel. Da gibt es vorerst ein sogenanntes Bürgercasino. Hier dominirt, wie der Name nicht anders erwarten läßt, der wohlhabendere Bürgerstand. Die zweite Gesellschaft heißt die Harmonie und umfaßt das eigentliche Geschlecht der Honoratioren. Zur Harmonie gehört auch der gesammte Adel, fürstliche und städtische Beamte, Juristen, Aerzte und Kaufleute. Die dritte Gesellschaft führt den Namen Concordia und besteht größtentheils aus dem Stande der Ge-

lehrten. Endlich besteht noch ein adeliges Kränzchen, welches der Reihe nach in verschiedenen Familien abgehalten wird, wo selten Bürgerliche Zutritt erhalten.

Die Versammlungslocale dieser verschiedenen Gesellschaften befinden sich mit Ausnahme des adeligen Kränzchens sämmtlich in der Belletage des bereits näher besprochenen Rathhauses. Für Bedienung, Speisen und Getränke sorgt die Rathskellerpachterin Dorothea Kliemann mit reger Gewissenhaftigkeit.

Die Harmonie ist unstreitig diejenige Gesellschaft, welche am meisten das Interesse der gebildetern Bewohner Neukirchens in Anspruch nimmt. Hier kann man die Absonderungssucht der verschiedenen Stände am bequemsten in Augenschein nehmen und selten hat eine Gesellschaft so wenig ihrem Namen entsprochen, als diese Neukirchner Harmonie. Adel und Bürgerstand werden ein jeder von seinen besondern Vorstehern vertreten. Indeß, wie angelegen sich's diese letztern sein lassen, eine Harmonie in die Harmonie zu bringen, ist Alles vergeblich. Wie Oel und Wasser wollen sich die verschiedenartigen Elemente trotz alles Umrührens nicht vermischen.

Wir werden später Gelegenheit haben, den Leser auf einen Ball der Harmonie zu führen, wo er sich überzeugen kann, daß hier nur die Wahrheit gesagt worden ist. Auch ersparen wir uns deshalb eine weitere Auseinandersetzung der geselligen Zustände von Neukirchen, um die ohnehin zu lang gerathene Einleitung nicht noch länger auszuspinnen. Wir beeilen uns, den Leser mit denjenigen Personen bekannt zu machen, die wir vorzugsweise mit dem Namen der deutschen Pickwickier bezeichnen und deren Lebens-

weise und Abenteuer den hauptsächlichsten Inhalt dieses Buches ausmachen werden.

Vorher jedoch scheint es nicht unnützlich, in ein paar Worten desjenigen Publikums noch zu gedenken, das sich allabendlich in dem Parterrelocale des Rathskellers zu versammeln pflegt.

Während in den Zimmern der Harmonie, im ersten Stockwerk, der Adel und diejenigen Honoratioren des Abends zusammenkommen, die sich der Aristocratie anzuschließen pflegen und theils durch Kartenspiel, theils durch Gespräch einige Stunden verbringen, sitzt in den untern Räumen des Kellers, welche Jedermänniglich offen stehen, die radicale, volksthümliche Opposition, ebenfalls spielend, rauchend und räsonnirend. Diese Opposition besteht größtentheils aus Harmoniemitgliedern, untermischt mit einigen Bürgern; und der Groll gegen den Adel und dessen bürgerliche Cortège bricht hier nicht selten in helle Flammen aus. Da gibt es Räsonneurs, die sich aus irgend einem Grunde von der Noblesse vernachlässigt finden, und die sich's zum angelegentlichsten Geschäft machen, die Asche immer von Neuem anzublasen; so daß es ihnen oft gelang, die duldsamsten und friedfertigsten Neukirchner in Harnisch zu bringen.

Es geht in diesen untern Regionen in der Regel lauter und lärmender her, als in den geschlossenen Zimmern der Harmonie; auch ist der Tabak und die Cigarren, welche hier geraucht werden, nicht durchgängig von so feinem Geruch, wie in den Oberstuben.

Mitten durch die Wolken des Tabaks erblickt man aber fast allabendlich in der Ecke der Nebenstube an einem Tische vier Gestalten sitzen, welche Solo spie-

len, und ſich um das Stimmengeräuſch rings umher wenig oder gar nicht zu kümmern ſcheinen.

Dies ſind die vier Männer, von welchen im folgenden Kapitel die Rede ſein wird.

Zweites Kapitel.

Nähere Bekanntſchaft mit den Pickwickiern.

Es war ein dunkler, unfreundlicher Novemberabend; der Wind trieb die finſtern Wolken über den Himmel und vernehmlich hörte man den Regen auf das Straßenpflaſter niederſchlagen. In den beiden an einander grenzenden Parterreſtuben des Rathskellers zu Neukirchen war es noch ziemlich leer von Gäſten; nur der Stadtrichter Kleinſimon ſpielte in dem einen Zimmer mit dem Apotheker Munkelt Billard. Das immer freundliche und geſchäftige Röschen rückte in der Nebenſtube die Spieltiſche an die gewohnten Plätze, ſtellte auf jeden zwei friſchaufgeſteckte, noch unangezündete Lichter, ſetzte Markenkäſtchen an die vier Ecken und legte zwei Spiele deutſche Schwertkarten in die Mitte. Auch der große länglichrunde ſogenannte Räſonnirtiſch ward zurechtgemacht, Stühle um denſelben geſtellt und die Sophapolſter in Ordnung gebracht.

Da ſchlug die Rathhausuhr das zweitemal ſechs Uhr und bezeichnete hiermit die ſiebente Stunde des Abends. Es waren kaum einige Minuten vergangen, als ſich leiſe die Thür des Zimmers, welches an die

Billardstube grenzte, aufthat und ein männliches Wesen mit einem ziemlich unsichern Bückling hereintrat. Erst nachdem sich der Ankömmling vermöge seiner blöden Augen überzeugt hatte, daß Niemand im Zimmer anwesend, erkannte er, wie er diesmal sein devotes Compliment hätte ersparen können. Der Eingetretene war ein Mann in den mittlern vierziger Jahren, von nicht langer, aber schmächtiger Statur, hagerm und äußerst freundlichem und wohlwollendem Gesicht. Seine ganze Haltung verrieth Unsicherheit und Schüchternheit. Er trug einen langen hechtgrauen Rock, gelbliche Weste und weißes Halstuch. Sorgfältig hing er seine Mütze ganz in die Ecke an einen daselbst befindlichen Huthalter und stellte den Stock so geräuschlos als möglich in den Winkel daneben.

Nachdem er dies Geschäft vollendet, nahte er sich einige Schritte der halbgeöffneten Thür, welche nach dem Billardzimmer führte, und schaute aus einiger Entfernung mit vorgebeugtem Kopfe durch die Oeffnung nach dem billardspielenden Stadtrichter und Apotheker, welche beide Honoratioren er jedoch bei seinem kurzen Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

Wenn ein Stammgast in das Zimmer das Rathskellers trat und nicht sogleich Bedienung anwesend war, tobte und spectakelte er, von seiner durstigen Seele getrieben, in der Regel so lange, bis ein dienstbarer Pamphilio erschien und seine Wünsche befriedigte. Der Eingetretene, obschon er gleichfalls zu den getreusten Stammgästen gehörte, liebte diese rauhe Sitte nicht, sondern wartete mit Geduld und stiller Bescheidenheit, bis das Ungefähr einen Bier spendenden Engel in seine nächste Nähe führen werde, wo er dann weit mehr bittend als befehlend seine bescheidenen Wünsche an den Mann brachte. So auch diesmal. Eine ge-

raume Zeit ſtand der Geduldige und ſchaute vorgebeugten Hauptes durch die geöffnete Thüre, ſich vergeblich den Kopf zerbrechend, wer wohl die beiden Billardſpieler ſein möchten. Dann ſetzte er ſich ſtill auf einen Stuhl in einer Fenſtervertiefung und erwartete die Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich erſchien Röschen, welche ein Licht in der Hand trug und durch das Zimmer nach der Küche ging. Kaum hatte ſie den einſamen Gaſt erkannt, als ſie in die gemüthlichen Worte ausbrach: „Was der Tauſend, Herr Kappler, ſo früh ſchon, das iſt ja was recht Seltnes; nicht wahr, ein Gläschen Erlanger, Friedrich hat eben ein friſches Faß angezapft.“

Der Angeredete verneigte ſich halben Leibes und erwiederte mit etwas heiſerer Stimme: „Das Wetter iſt gar zu bös, mein verehrtes Röschen, ich mußte heute beim beſten Willen meinen Spaziergang einſtellen.“

„Das haben Sie recht gemacht,“ lobte das Mädchen, „wohl dem, der bei dieſem abſcheulichen Wetter nicht hinausbraucht.“

„Ja wohl, ja wohl,“ geſtand Kappler. Dann frug er leiſe: „Können Sie mich nicht berichten, mein verehrtes Röschen, wer die beiden Herren ſind, die in dem vordern Zimmer Billard ſpielen?“

„Der Herr Stadtrichter und der Herr Apotheker,“ berichtete die Kellnerin; „ich werde Ihnen ſogleich ein ganz friſches Gläschen beſorgen.“

Bei dem Namen Stadtrichter zuckte der Frager ein wenig zuſammen und zog ſich leiſe in ſeinen Winkel zurück.

Ja, Fürchtegott Amadeus Kappler hieß der Mann, der hier in Beſcheidenheit und Demuth in der Fen-

stervertiefung hinter einem Glase sogenannten Erlanger Bieres saß.

Fürchtegott Amadeus Kappler war von gottesfürchtigen Eltern, ehrlichen Leinwebern, noch im vorigen Jahrhunderte geboren. Er hatte ganz den rechtschaffenen Sinn seiner Eltern geerbt, machte schon als Knabe seinen Lehrern durch Sittsamkeit und Fleiß Freude. Obschon er in geistigen Anlagen von der Mutter Natur nicht eben verschwenderisch ausgestattet war, zeichnete er sich durch seine nette Handschrift, so wie durch sein Rechnengenie schon unter seinen Mitschülern vortheilhaft aus. Nach einer trüben, in bittrer Armuth verlebten Jugend, nach freudelosen Jünglingsjahren, wo seine Zeit und sein unermüdlicher Fleiß von einem hartherzigen Advokaten gewissenlos ausgebeutet worden, war dem Glücklichen endlich der große Wurf gelungen, wohlbestallter Sportelschreiber auf dem Neukirchner Stadtgerichte zu werden, mit sechzig Thaler fixen Gehalt. Lange ist wohl dem lieben Gott von einem Sterblichen nicht so herzinniger Dank dargebracht worden als von unserm Kappler, da er die Ernennung zum Sportelschreiber in seinen vor Freude zitternden Händen hielt. Der kühnste Traum seines Lebens war in Erfüllung gegangen und als guter Sohn theilte er redlich sein Einkommen mit seinen alten Eltern, als diese nichts mehr zu verdienen vermochten. Aber außer der Sportelschreiberei verwaltete Kappler mit Gewissenhaftigkeit noch mehre kleine Aemtchen, die ihm allerdings nur sehr wenig einbrachten. Er war Agent der Gothaischen Lebensversicherungsgesellschaft, Cassirer der städtischen Armenbeiträge, Gotteskastenvorsteher, Subsubcollecteur der Landeslotterie, so wie auch Fourier bei der in Neukirchen seit den Unruhen von 1830

in's Leben getretenen Communalgarde. Was ihm nächſt ſeiner Sportelſchreiberei am meiſten eintrug, das war ſeine Fertigkeit im Notenſchreiben; hier gab es immer Etwas zu thun.

Kappler verwaltete jedes ihm obliegende Amt mit wahrhaft ängſtlicher Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit; zugleich war er der loyalſte und friedfertigſte Bürger von Neukirchen. Gegen ſeine Vorgeſetzten hegte er eine unbegrenzte Ehrfurcht; darum zuckte er auch unwillkürlich zuſammen, als Röschen den Stadtrichter ſeinen hohen Chef als Billardſpieler nannte. Kappler fürchtete ſchon, Herr Kleinſimon könnte es übel bemerken, daß ſein Sportelſchreiber ſo zeitig die Tabagie beſuche.

Doch wie jeder Menſch ſeine Schwächen und Eigenheiten, ſo auch unſer Kappler. Er, die friedliebendſte, liebevollſte, höflichſte Seele, konnte in Zorn gerathen, ſeiner frommen Zunge konnten Bitterkeiten entſchlüpfen, wenn man die Unvorſichtigkeit beging, die Geſundheit und Stärke ſeiner Bruſt im Geringſten in Zweifel zu ziehen.

Wie die meiſten Menſchen, welche ſchmächtig gebaut und von Jugend auf hinter den Schreibtiſch gebannt ſind, an ſchwacher Bruſt leiden, ſo auch Kappler. Er war, ſo lange man ſich ſeiner zu erinnern wußte, mit Engbrüſtigkeit, kurzem Athem und Hüſteln geplagt. Nichtsdeſtoweniger behauptete er, im Beſitze der kerngeſundeſten Bruſt und ausdauerndſten Lungen von ganz Neukirchen zu ſein. Es ſei ihm, ſprach er oft aus, lange nicht eine ſo felſenfeſte Geſundheit vorgekommen, wie er ſich Gott ſei Dank in hohem Grade zu erfreuen habe. Machte nun Jemand bei dieſen Worten ein nachdenkliches, zweifelhaftes Geſicht, ſo ging Kappler ganz aus ſeiner Na-

tur heraus; man erkannte den ſanften friedfertigen Sportelſchreiber nicht mehr; und er ward ordentlich pikirt und warf mit Stachelreden um ſich. Um aber von ſeiner Behauptung in Betreff ſeiner dauerhaften Bruſt den thatſächlichſten Beweis zu geben, lief Kappler im Sommer und Winter alle Abende ſieben Uhr nach überſtandener Expeditionszeit anderthalb Stunde gegen den Wind. Im Sommer ging die Reiſe regelmäßig zum Kloſterthore hinaus bis an die Ruinen des Benedictinerkloſters; im Winter, wo es zeitig finſter ward, wagte er ſich nicht ſo weit, ſondern rannte fünfmal um die Stadt; worauf er ſich regelmäßig Punkt halb Neun auf dem Keller einfand, zuweilen noch keuchend und ganz erſchöpft.

Lange wird es nicht wieder einen ſo zufriedenen Menſchen geben, als unſern Kappler. Er hatte in ſeinem Leben eigentlich nur zwei wahrhafte Herzenswünſche gehabt, wovon ihm der eine bereits in Erfüllung gegangen; nämlich er war Sportelſchreiber geworden. Der andere Herzenswunſch beſtand darin, ein wenig corpulenter zu werden. Unſer Kappler war nicht neidiſch, das konnte ihm ſein Feind, wenn er einen ſolchen gehabt hätte, nicht nachſagen; aber wenn er den Senator Klopfleiſch, einen in ganz Neukirchen wegen ſeiner Wohlbeleibtheit bekannten Mann, über den Marktplatz mehr kollern als gehen ſah, ſo entwandte ſich ein leiſer Seufzer ſeiner Bruſt und er dachte für ſich: Ach, könnte doch dieſer dir Etwas abgeben!

Kappler hatte im Stillen die leiſe Hoffnung genährt, der liebe Gott, der ſo gnädig geweſen, ihm die Sportelſchreiberei zu verleihen, werde ihm auch am Leibe etwas zulegen, nach Analogie des alten Sprüchworts: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt

er auch Verstand." Aber zu Kappler's inniger Betrübniß war er als Sportelschreiber wo möglich noch magerer geworden. Er hatte sich ein besondres Maaß angelegt, womit er an seiner höchsteignen Person Ultimo jeden Monats Messungen anstellte. Die kleine Bibliothek des Sportelschreibers bestand nächst einer alten defecten Ausgabe des Conversationslexikons und nächst Gellert's Schriften fast aus nichts als aus Rathgebern und unentbehrlichen Noth- und Hülfsbüchern über die Kunst den menschlichen Leib zu conserviren; worin sich die Kapitel über Magerkeit und Corpulenz eines besondern eifrigen Studiums zu erfreuen hatten.

Aber trotz aller wissenschaftlichen Forschungen und angewandten Mittel blieb der Sportelschreiber nach wie vor ein sogenannter Specht, was ihm nicht wenig Kummer verursachte, da er vermeinte, ein bei der Obrigkeit Angestellter müsse auch in leiblicher Hinsicht in's Gewicht fallen. Ein Flederwisch könne auf die unerläßliche Autorität keinen Anspruch machen.

Eine andre wohl verzeihlichere Schwäche Kappler's bestand darin, daß er sich vor's Leben gern Herr Registrator nennen hörte. Niemand konnte ihm ein wohlthuenderes innerliches Vergnügen bereiten, als wenn er ihm diesen Titel beilegte. Sein hageres Gesicht verklärte sich dann und er acceptirte mit schweigendem Danke das ihm so schmeichelhafte Prädicat.

Zur vollkommenen Charakteristik des Sportelschreibers muß hier erwähnt werden, daß er noch eine andere recht lobenswerthe Eigenschaft, ja fast Leidenschaft an sich hatte. Den sanften Kappler konnten nämlich nur zwei Gegenstände in Harnisch bringen. Den ersten haben wir erwähnt; der andere betraf die Thierquälerei. Es gab wohl keinen größern und wahrhaf-

teren Freund des gesammten Thierreichs von der Mücke bis zum Elephanten, als unsern Sportelschreiber. Er hatte nie ein Thier getödtet, mochte es ihn noch so molestirt haben, noch viel weniger ein solches gemartert. Selbst jene Blutsauger, Peiniger und Mörder der Ruhe in schwülen Sommernächten, jene Feinde der schlummernden Menschheit, die uns schon auf Erden die Hölle und ewige Verdammniß vergegenwärtigen und welche jeder Staubgeborne mit Wollust in ein besseres Leben spedirt, sobald er derselben nur habhaft werden kann, die Wanzen, tödtete Kappler nicht. Hatte er eine Zeitlang wie Hiob gelitten, sprang er endlich wie besessen aus dem Bette, zündete Licht an und begann die Jagd. Wenn er ein Rudel gefangen, sperrte er sie in eine wohlverwahrte Papierdüte, von welchem Artikel wie in einem Kramladen ein ganzes Packet neben seinem Bette hing, und feuerte die Gefangenen durch's Fenster hinab in den duftenden Garten. „Da beißt ihr und der Teufel!" waren die einzigen Worte, mit welchen er Rache nahm an dem Gezieser. Hierauf beroch er seine Hände, schauderte, und wusch sich wenigstens eine Viertelstunde lang, worauf er wieder sein Lager suchte.

Nichts störte ihn bei seinen Arbeiten mehr, als das Gesumme einer Schmeißfliege. Er ließ sofort Alles stehen und liegen, sobald das verdächtige Geräusch an sein wachsam Ohr schlug, und kam nicht eher zur Ruhe, bevor er nicht den Brummer in seiner Gewalt hatte. Derselbe ward hierauf durch's Fenster in's Freie entlassen. Wenn es zufällig regnete, that es Kapplern schon weh und er entließ den Störefried mit den Worten und dem guten Rathe: „Armer Kerl, sieh, daß du bald in's Trockne kommst."

Der gute Sportelschreiber, so barmherzig gegen

Menſchen und Vieh, war gleichwohl gegen Thierquäler unerbittlich. Da kannte er keine Nachſicht und wir glauben, er hätte einen erbarmungsloſen Thierquäler mit ruhigem Blute können köpfen ſehen. So war er, der friedſame Mann, der Jeden ſeine Straße ziehen ließ, ſelbſt einmal zum Denuncianten geworden, und zwar an einem Eſeltreiber, welcher ſeinem Eſel nach Kappler's Meinung zu viel zugemuthet und das arme Thier durch übermäßige Schläge maltraitirt hatte. Der Sportelſchreiber gerieth hierdurch mit dem Eſelstreiber in einen Injurienprozeß, der jedoch zu Gunſten Kappler's und des Eſels und zur Freude aller Freunde der Humanität entſchieden wurde.

Während der Wintermonate genoß der Sportelſchreiber faſt jeden Abend von halb neun bis zehn Uhr die Ehre, mit drei Honoratioren Solo zu ſpielen. Dieſe drei waren der ehemalige Vorwerkspachter Sonnenſchmidt, in Neukirchen und Umgegend nur unter dem Namen der Inſpector bekannt, eine wahre Athletengeſtalt, in den mittlern Funfzigen, der ſich ein hübſches Vermögen geſammelt und von ſeinen Renten ein gemächliches Leben führte. Sonnenſchmidt hatte eine etwas tiefe, polternde Sprache, pflegte ſeine Worte nicht eben auf die Goldwaage zu legen, hielt mit ſeinen Meinungen und Anſichten wenig hinter dem Berge, ſprach zuweilen ab und ſpielte gern den Criticus.

Der zweite Soloſpieler war der Brückenzollgeldereinnehmer Langſchädel, gewöhnlich Herr Lieutnant genannt, bis zu welcher Charge er ſich bei der ſeligen Landwehr im Befreiungskriege emporgeſchwungen haben wollte; eine ziemlich lange, hagere Figur, mit einem vergilbten Bändchen im Knopfloch, von welchem jedoch Niemand hat erfahren können, welchem

Orden es eigentlich angehörte. Der Herr Lieutnant galt für eine sehr unbedeutende Person. Er hatte das Eigenthümliche, daß er gern von seinen Kriegs- und Heldenthaten erzählte, ungeheuer log (wo Kappler aus angeborner Menschenfreundlichkeit allemal den alleinigen Gläubigen abgab), ferner als ein leidenschaftlicher Jäger bekannt war, ohne jedoch das Glück zu haben, dem Wilde viel Schaden zu thun.

Der dritte Solospieler hieß Eccarius, und war in Neukirchen ein weit mehr gefürchteter als beliebter Mann, von mittler untersetzter Statur, mit einem listigen, verschlagenen Gesichte, über welches nur von Zeit zu Zeit unwillkürlich ein Zug Gutmüthigkeit zuckte. Eccarius, welcher den Titel eines Hofcommissairs — bei welchem Hofe er accreditirt war, wußte man so eigentlich nicht — führte, hatte während des letzten Kriegs dem einträglichen Geschäfte eines Armeelieferanten vorgestanden, sich dabei ein artiges Sümmchen zurückgelegt und lebte bereits eine Reihe von Jahren in Neukirchen, wo er sich vor dem Wiesenthore ein geschmackvolles Haus gebaut, in Actien und Staatspapieren speculirte und nicht unbedeutende Geschäfte trieb. Dieser Herr Hofcommissair war von Natur so außerordentlich zur Opposition geneigt, namentlich was städtische und gesellschaftliche Angelegenheiten betraf, er führte eine so witzige und beißende Zunge und Feder, daß ihn Jedermann fürchtete und sich wohl hütete, mit ihm feindlich zusammenzutreffen. Er trug allein die Schuld, daß die Donner der Pariser großen Woche auch in dem friedlichen Neukirchen ihren Wiederhall fanden; er stellte sich an die Spitze einiger unzufriedenen und neuerungssüchtigen Bürger, encouragirte sie zum energischen Widerstande und führte ihre Sache so geistreich, geschickt und gewandt gegen

den alten Stadtrath, daß diesem keine weitere Wahl blieb, als abzudanken. Der neue Rath ward fast unter des Hofcommissairs alleinigem Einflusse gewählt; er stand eine Zeitlang unter dessen specieller Controle, bis er in neuerer Zeit sich gleichfalls den Groll des gefürchteten Mannes zugezogen hatte. Eccarius warf sich unaufgefordert zum Advocaten für Jeden auf, der gegen die städtische Behörde etwas vorbringen wollte. Dies that er völlig uneigennützig, mochte es ihm auch viel Mühe und Zeit kosten; und in der Regel führte er die Sache glücklicher durch, als mancher Advocat.

Vor dem Jahre 1830, wo sich der Hofcommissair an die Spitze der radicalen Volkspartei gegen den Stadtrath gestellt, weil dieser ihm zu aristocratisch schien, hatte er mit dem Adel zu Neukirchen, wenn auch nicht auf freundschaftlichem, doch auf ziemlich friedlichem Fuße gelebt. Dieser Zustand änderte sich mit dem Sturze des alten Stadtraths. Die hohe Neukirchner Noblesse konnte sich unmöglich mit Principien befreunden, für welche Eccarius in neuester Zeit offen und thatkräftig Partei genommen. Es trat eine auffallende Kälte zwischen den beiden Großmächten ein, die jedoch bald in offene Feindseligkeit überging. Die in den Privatstand zurückgetretenen städtischen Autoritäten schlossen sich in Betracht des Hofcommissairs dem Adel an. Es wurden sogar Intriguen gesponnen, den gehaßten Mann von der Harmonie auszuschließen. Dies mißlang und Eccarius trat nun um so entschiedener dem aristocratischen Theile der Gesellschaft in aller Hinsicht entgegen.

An den täglichen Zusammenkünften der Harmonie, die nur aus Herren bestanden und die, wie bereits erwähnt, in den oberen Stuben des Rathhauses statt-

fanden, nahm er nie Theil. Nur wenn die sogenannten Damensoireen stattfanden, stellte er sich ein und machte den stillen Beobachter. Außerdem verbrachte er fast täglich einige Abendstunden in dem untern Locale, wo er mit Sonnenschmidt, Langschädel und Kappler Solo spielte. Dieses Kleeblatt hatte er sich eigends aus den Neukirchner Kellergästen zusammengesucht. Er war allen dreien in geistiger Beziehung durchaus überlegen, aber das Kleeblatt kam ihm sehr bequem, seinem trockenen Witze, wozu ihm häufig Gelegenheit ward, freien Lauf zu lassen. Des Hofcommissairs Allmacht war es auch gelungen, daß den vier Solospielern allabendlich ein eigner bequemer Tisch am Fenster eingeräumt wurde; ein Privilegium, dessen sich keine andere Spielpartie zu erfreuen hatte.

Der Sportelschreiber Kappler fühlte sich außerordentlich geehrt, als privilegirter vierter Mann an dem Spiel der drei Honoratioren Theil nehmen zu können. Sein Respect für den Hofcommissair grenzte an's Unglaubliche. Er nannte denselben nie anders als „mein hochgeehrtester Herr Hofkammercommissair," und oft ging seine Ehrfurcht so weit, daß er zu seinem eigenen und seines Mitspielers Schaden dem gefürchteten Manne, wenn er sein Gegner war, in die Karte spielte, weshalb er von seinem Compagnon nicht wenig zu leiden hatte.

Dagegen erfreute sich Kappler aber auch einer besondern Gewogenheit von Seiten des Hofcommissairs. Wir hätten es Niemand rathen wollen, in Gegenwart von Eccarius dem Sportelschreiber im Geringsten zu nahe zu treten. Der Hofcommissair fand wirklich Gefallen an dem ängstlichen Männchen und nahm sich seiner thatkräftig an, obschon Kappler auch wieder viel von seinem hohen Protector zu leiden hatte; denn

Letzterer ließ keine Gelegenheit vorüber, wo er seinen Schutzbefohlenen ein wenig necken konnte; bald daß er die Stärke und Tüchtigkeit seiner Brust in Zweifel zog, bald daß er dem unterthänigsten und loyalsten Manne von Europa aufrührerische Gedanken gegen die hohe Obrigkeit zuschrieb, oder irgend ein haarsträubendes Beispiel von Thierquälerei erzählte, das er vor Kurzem erlebt haben wollte.

Kappler saß noch immer in der Fenstervertiefung hinter seinem Krüglein Erlanger, als sich das Zimmer allmälig mit Gästen füllte. Bei jedem der Eingetretenen, wenn er bei ihm vorüberging, erhob sich der Sportelschreiber und grüßte höflichst.

Endlich that sich die Thür auf und die Athletengestalt des Inspector Sonnenschmidt trat herein.

„Was Teufel, Kappler," hub der neue Ankömmling an, als er des Sportelschreibers ansichtig wurde, „es ist ja noch nicht halb neun?"

„Das böse Wetter, mein verehrter Herr Inspector," entschuldigte sich der Angeredete, indem er von Neuem aufstand.

„Gescheidt," fuhr Sonnenschmidt fort, „Sie sollten überhaupt im Winter Ihre Abendrennerei einstellen. Sie rackern sich ab."

Mit diesen Worten setzte der Inspector seine Pfeife in Brand, die er aus der Tasche gezogen hatte.

„Aber die Motion bekommt mir vortrefflich, mein werther Herr Inspector."

„Possen," polterte Sonnenschmidt, „sind der Mann nicht, anderthalb Stunden in der feuchten Nachtluft, das ist Strapatze für Sie."

Der Sportelschreiber unterstand sich gehorsamst, dieser Ansicht nicht ganz beizupflichten.

„Und in der Finsterniß," fuhr Sonnenschmidt fort,

„bei Ihrem kurzen Gesicht. Sie haben gestern auch mit im Stadtgraben gelegen.“

Kappler erschrak nicht wenig, als er wahrnahm, daß Sonnenschmidt von dem Unfall Kenntniß hatte, der ihm bei der gestrigen Abendpromenade widerfahren war.

Ein Theil der Barriere, welche den Stadtgraben beim Schützenhause umgab, war seit einigen Tagen vom Sturme umgebrochen und aus Nachlässigkeit der städtischen Polizeibehörde noch nicht wieder hergestellt worden. Es waren in der Finsterniß eine Menge Leute in den sumpfigen Graben hinabgefallen. Darunter befand sich auch unglücklicher Weise Kappler, welcher in der Tiefe auf einen ehrsamen Schuhmachermeister zu liegen gekommen. Dieser hatte Zetermordio geschrieen, als er den Sportelschreiber über sich gefühlt, welchen der abergläubische Mann im ersten Schrecken für einen bösen Geist gehalten. Nachdem sich Kappler legitimirt, hatte endlich der zu unterst liegende Schuhmacher dem Sportelschreiber fluchend den Rath gegeben, aufzustehen, damit er ein Gleiches thun könne. Kappler aber, selbst in der gefährlichsten Lage des Lebens noch immer höflich, hatte gemeint, er wolle die Ehre des zuerst Aufstehens dem Herrn Meister überlassen und war, vor Schreck noch am ganzen Leibe zitternd, auf dem Leichnam des Schuhmachers liegen geblieben, bis dieser, Feuer und Flammen speiend, die allerdings nicht allzuschwere Last energisch abgeschüttelt. Kappler, welcher von seinem Hinabfallen in den Stadtgraben keinem Sterblichen ein Wort vertraut, argwohnte sogleich, daß der Schuhmachermeister geplaudert, obschon er denselben beschworen, von dem beiderseitigen Mißgeschick der Welt keine Gelegenheit zum Spotte zu geben. Der Hauptgrund, warum aber Kappler von

der Sache nichts bekannt werden lassen wollte, war der, damit er als ein auf dem wohllöblichen Stadtgerichte Angestellter nicht selbst die Veranlassung zu einer Klage gegen eine städtische Behörde würde. Es war ihm daher äußerst fatal, daß der Inspector, der über jede Sache in seiner gewohnten polternden Art absprach, von dem Unfalle wußte.

„Die Sache," versetzte Kappler mit möglichst gleichgültiger Miene, „hatte im Geringsten nichts auf sich, ich rutschte ein Wenig aus; wie gesagt, nicht der Rede werth."

Zur Freude des Sportelschreibers ging der Inspector auf den Unfall nicht weiter ein. Er schien sich's heute vorgenommen, seinem Freunde das Unpolitische der alltäglichen Abendpromenaden in helles Licht zu setzen. Darum fuhr er fort: „Und was soll Madame Runkel von den finstern Spaziergängen halten? Das ist auch zu bedenken, Kappler!"

Madame Runkel, welche der Inspector dem Sportelschreiber zu bedenken gab, war Niemand anders, als eine etwas beleibte Wittwe in den besten Jahren, welche dem Rathhause schief über ein freundliches Häuschen besaß, einem kleinen Garnhandel vorstand, auch Strohhüte bleichte, Handschuhe färbte und wusch; und mit welcher der Junggeselle Kappler oft geneckt wurde, weil er bei dieser Dame seine Zwirneinkäufe für die zu heftenden Acten besorgte.

Der Sportelschreiber, welchem es früher nicht in den Sinn gekommen, sein Auge bis zu dieser stolzen Palme zu erheben, war durch die fortwährenden Neckereien des Inspectors und des Hofcommissairs endlich nachdenklich geworden, und sein Herz klopfte bewegt, wenn er der nicht unbemittelten Wittwe mit dem

einträglichen Geschäft und dem schuldenfreien Häuschen gedachte.

Sonnenschmidt und Eccarius hatten bei Sonne, Mond und Sternen geschworen, daß sich Madame Runkel für den zartsinnigen Sportelschreiber interessire. Sie theilten die unzweideutigsten Aeußerungen der Dame über Kappler mit und ließen sich's überhaupt außerordentlich angelegen sein, ihrem dritten Solospieler in der Meinung zu bestärken, als habe sich die Wittwe sterblich und unsterblich in den Glücklichen verliebt.

Obschon der Inspector und der Hofcommissair bei dem ganzen Handel nur ihren Spaß hatten, war doch Kappler viel zu unschuldig, als daß er ihren Worten und Betheuerungen innerlich nicht hätte Glauben schenken sollen, obschon er aus Bescheidenheit that, als halte er das Gerede für Scherz. Der fromme gottesfürchtige Mann konnte sich nicht denken, wie Jemand Schwüre und Betheuerungen ausstoßen könne, ohne von der Wahrheit des Beschwornen fest überzeugt zu sein. Es schmeichelte ihm nicht wenig, bei Madame Runkel in so beneidenswerthem Lichte zu stehen, und sein sanftes, für alle zärtlichen Eindrücke erregbares Herz empfand endlich jene schmerzlich süße Flamme, welche die Menschen mit dem Namen Liebe bezeichnen. Ja, Kappler liebte; er liebte Madame Runkel und zwar mit aller Glut verschwiegener Leidenschaft; denn wie sehr ihn auch Eccarius und Sonnenschmidt anfeuerten, mit der Sprache herauszugehen und sein Glück bei der Wittib zu versuchen, so beschränkten sich seine Huldigungen blos darauf, des Tages vor Beginn der Expeditionsstunden mehre Male beim Garnladen der Madame Runkel vorüberzugehen und beim Einkauf für seine Acten der Verkäuferin

einige schüchterne aber bedeutungsvolle Blicke zuzuwerfen. Wie oft er sich auch vorgenommen hatte, die Königin seines Herzens in einem seiner Liebe angemessenen Style anzureden; wie oft er selbst eine Anrede eigends schriftlich aufgesetzt und auswendig gelernt, so war es doch, wenn er der Göttin seiner stillen Träume gegenüberstand, als sei seine Zunge mit eisernen Banden gefesselt und die memorirte Apostrophe war seinem Gedächtniß ausgelöscht, wenn er sie kurz zuvor noch herbeten konnte wie das Vaterunser.

Doch wie in der Regel einem jeden idealen Verhältnisse, sich prosaische Hindernisse in den Weg stellen, so auch hier. Kappler hatte an einem höchst störenden Nebenbuhler zu leiden, der ihm viel Kummer und Verdruß machte. Es war dies Niemand anders, als der vierte Solospieler, der Lieutnant Langschädel, gleichfalls Wittwer, aber ein unternehmender Freier, welcher mit Energie der Garnhändlerin den Hof machte. Er war gerade das Gegentheil vom sanften und bescheidenen Kappler und ging mit stürmender Hand zu Werke.

Mit wahrhaftem Schauder hatte der Sportelschreiber gesehen, wie der rasende Lieutnant ohne alle Umstände Madame Runkel in die Backen gekniffen, daß die arme Frau hätte aufschreien mögen.

Kappler stellte über dieses ihn so niederbeugende Verhältniß die melancholischsten Betrachtungen an.

Hat der Lieutnant, sprach er für sich, auch nur bei einem Landwehrbataillon gestanden, das sich durch keine großen kriegerischen Thaten ausgezeichnet, so kann er doch ein gewisses soldatisches Blue nicht verleugnen; und was ist dem civilistischen Bewerber bei den am Aeußern hangenden Frauen gefährlicher, als solch' sol-

datische Grandezza, welcher das eitle, schwache Geschlecht selten zu widerstehen vermag.

Der Sportelschreiber, welcher sich außerordentlich zusammennahm, um den guten Eindruck nicht zu verlöschen, welchen er, den Aussprüchen und Betheuerungen des Hofcommissairs und Inspectors nach, bei Madame Runkel hervorgebracht hatte, gerieth daher in nicht geringe Bestürzung, als ihm Sonnenschmidt die verhängnißvolle Phrase zu bedenken gab, „was soll Madame Runkel von den finstern Spaziergängen denken?“

Obschon sich Kappler bewußt war, auch im Dunkeln mit frommem Sinne nur den rechten Pfad zu wandeln, so war doch der böse Leumund in Neukirchen groß; wie leicht konnte man seinen unschuldigen Abendpromenaden, die er für seine Gesundheit so nothwendig erachtete, einen zweideutigen Zweck unterlegen.

Er gerieth in ein peinliches Dilemma; auf der einen Seite seine Gesundheit, deren Pflege ihm über Alles ging, auf der andern die entsetzliche Aussicht, der Angebeteten seines Herzens als nächtlicher Wüstling zu erscheinen. Wirklich faßte Kappler den Entschluß, wenigstens für die nächste Zeit die Abendpromenaden dahin zu beschränken, daß er sie in seinem Stübchen abhielt. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß ihm die Liebe, der ja nichts unmöglich, Kraft und Ausdauer verleihen werde, diese Revolution in seinem Privatleben und seiner Diätetik durchzusetzen.

Während Kappler solchen Revolutionsgedanken nachhing, erschien der Hofcommissair und dies war das Zeichen, daß man nach gegenseitigen Begrüßungen an dem bereitstehenden Spieltische Platz nahm,

ohne auf den Lieutnant zu warten, welcher sich in der Regel später einzufinden pflegte.

Es war kein Wunder, wenn sich heut der Sportelschreiber, der noch immer mit der bevorstehenden Revolution beschäftigt, einige Nachlässigkeiten und Zerstreuungssünden im Spiele zu Schulden kommen ließ. Eccarius, welcher dies sogleich bemerkte, versetzte daher in seinem gewohnten trockenen Tone:

„Sie scheinen sich von Ihrem gestrigen Unfall noch nicht erholt zu haben, Kappler; kein Wunder, hätten können Arm und Beine brechen; übrigens soll Ihnen Genugthuung werden; ich habe die Sache bereits anhängig gemacht gegen den Stadtrath; es ist eine beispiellose Gewissenlosigkeit von Seiten der Polizeibehörde; Sie werden als Hauptzeuge dienen."

Der Sportelschreiber erblaßte. Als Zeuge aufzutreten gegen seine eigene hohe Obrigkeit, das war ihm einem Majestätsverbrechen gar nicht unähnlich. Wenn er wirklich Arme, Beine und Rippen gebrochen, er würde deshalb der städtischen Polizeibehörde keinen Vorwurf gemacht, sondern das Unglück seiner eignen Unvorsichtigkeit zugeschrieben haben. So war er nur mit einer leichten Quetschung, als er auf den Schuhmacher gefallen, davon gekommen; die Sache hatte also im Geringsten nichts auf sich.

Der erschrockene Kappler wußte im ersten Augenblicke des Schreckens kein Wort zu erwiedern, als der Hofcommissair mit Ruhe fortfuhr:

„Es ist einmal Zeit, daß man der nachlässigen Behörde ihr Unrecht mit Energie fühlen läßt. Haben Sie an Leib und Kleidung Schaden genommen, Kappler? Bringen Sie Alles sorgfältig zu Papier. Sie müssen glänzende Entschädigung erhalten."

„Nein, verehrtester Herr Hofkammercommissair,"

erwiederte der Gefragte in halb ängstlichem, halb bittendem Tone, „es wäre mir außerordentlich angenehm, wenn meiner unbedeutenden Person in dieser schwierigen Sache durchaus nicht Erwähnung geschehe.“

„Wo denken Sie hin, Kappler,“ versetzte Eccarius, „Ihrer eben bedarf ich bei der einzureichenden Klage; Sie sind als glaubenswerther Mann bekannt; Ihr Zeugniß ist unverwerflich. Ich muß sogar gestehen, daß es mir ordentlich lieb ist, Sie unter den in den Stadtgraben Gestolperten zu erblicken. Ihre übrigen Leidensgefährten bestehen meistentheils aus nichtsnützigem Volke, auf deren Aussage nicht viel zu geben ist.“

„Aber ich kann Ihnen mit hochheiligem Eide versichern,“ gab Kappler angstvoll zu bedenken, „daß mir der Hinabfall nicht den geringsten Nachtheil verursacht hat. Im Gegentheil glaube ich, daß so ein leichter Schreck der Verdauung recht zuträglich ist. Mein Appetit war heute der wünschenswertheste, wie ich solchen lange nicht empfunden habe. Ferner war mein Hinabfallen in den Graben auch kein so eigentliches Fallen zu nennen, sondern mehr ein sanftes Hinabgleiten.“

„Bleibt sich gleich,“ fuhr der Hofcommissair fort, „Sie konnten einen lebenslänglichen Knax davon tragen. Ihre Brust ist die beste nicht.“

„Was meine Brust anbelangt,“ stellte der Sportelschreiber mit aller Bescheidenheit entgegen, „so hat diese wohl größern Strapazen siegreich widerstanden. Ich kann daher nicht umhin, auf mein früheres ergebenstes Gesuch zurückzukommen, daß der Herr Hofkammercommissair die Gnade haben möge, meinen Namen bei fraglicher Klageschrift gütigst nicht in Vortrag zu bringen.“

„Ha, ha," lachte Sonnenschmidt, „Kappler hat Furcht vor dem Bürgermeister, welcher vorgestern beim Stadtrichter Gevatter gestanden."

„O nein," erwiederte der Sportelschreiber mit unsichrem Tone, „aber ich möchte in der That nicht gern, daß mein Name —"

„Mein guter Kappler," meinte Eccarius, „wo es das öffentliche Wohl betrifft, soll man den eignen Vater nicht schonen."

Während dieses Gesprächs, bei welchem sich des Sportelschreibers Brust immer mehr mit Besorgniß füllte, denn er erkannte in seiner Menschenunkenntniß nicht, daß es dem Hofcommissair gar nicht in Sinn kam, den ängstlichen Subalternen als Zeugen zu citiren, und er sich nur einen Scherz machte, war auch der vierte Solospieler, der ehemalige Landwehrlieutnant und jetzige Brückengeldereinnehmer Langschädel angelangt, der erst vor Kurzem von einer Jagdpartie zurückgekehrt war.

„Nun, Marschall," bewillkommnete der Hofcommissair, welcher den Einnehmer oft so zu tituliren pflegte, „wie die Jagd abgelaufen?"

„Miserabel," brummte der Lieutnant, sich sehr unzufrieden stellend, „zwei Rehböcke, sieben Hasen, ein paar Dutzend Hühner, Bagatellen, nicht der Rede werth."

„Nun, ich dächte denn doch," fuhr Eccarius fort, „zwei Böcke, sieben Hasen wären aller Ehren werth."

„Er hat nicht sieben Hasen *gesehn*, geschweige geschossen," versetzte Sonnenschmidt, „das Burgdorfer Revier ist das armseligste in der ganzen Gegend. Seit der Schöpfung der Welt hat sich da kein Rehbock blicken lassen."

„Gott straf mich," schwur Langschädel, der schon

gewohnt war, daß man ſeinen Worten nicht viel Glauben ſchenkte und ſie durch außerordentliche Betheuerungen zu bekräftigen pflegte, beim Förſter März liegt die todte Rotte, es fehlt kein Stück. Ich will nicht lebendig hier ſitzen. Uebrigens iſt mir heute wieder ein außerordentlicher Fall begegnet."

Eccarius und Sonnenſchmidt munterten den Nimrod zum Erzählen auf; auch Kappler, wie ſchwer ihm das vorige Geſpräch mit dem Hofcommiſſair auf dem Herzen laſtete, gab durch aufmerkſame Miene zu verſtehen, daß er das außerordentliche Abenteuer zu hören wünſche; und der Marſchall referirte:

„Ihr kennt meine coloſſalen Waſſerſtiefeln," ſprach er, „ich hatte ſie für die heutige Jagd angezogen, weil der Boden durch den mehrtägigen Regen ganz durchweicht iſt. Bald aber wurden ſie mir zu beſchwerlich; ich zog ſie aus und verſteckte ſie in ein kleines Geſtrüpp, worauf ich eine Excurſion durch ein Kieferngehölz unternahm. Kaum bin ich nach dem freien Felde zurückgekehrt, als ich meinen beiden Augen nicht traue. Da laufen meine beiden Waſſerſtiefeln wie behext querfeldein. Ich reſolvire mich ſchnell, ergreife meine Doppelflinte und ſchicke den Flüchtigen eine Doublette nach. Piff, Paff, da lagen ſie alle beide. Aber wie groß iſt mein Erſtaunen, als ich näher komme und in jedem der Stiefeln einen wohl erlegte Haſen erblicke. Das Räthſel war jetzt gelöſt. In den Stiefeln hatte ſich etwas Heu verhalten, dies wurde zur Lockſpeiſe für Lampen. Er hatte ſich mit dem Kopfe in den Stiefel hineingezwängt, konnte nicht wieder zurück und ergriff mitſammt dem Stiefel die Flucht. Ich muß geſtehen, daß mir ein ſolcher Fall in meiner Praxis noch nicht vorgekommen iſt."

Der Inſpector lachte laut auf, Kappler machte

ein etwas bedenkliches Geſicht, ohne doch zu wagen, ſeinen Zweifel offen auszuſprechen. Eccarius blieb ganz ruhig und die Karten von Neuem miſchend, erwiederte er:

„Das iſt gar nichts; da hat mein Vetter ein Jagdabenteuer erlebt, gegen welches ſich Ihre davongelaufenen Stiefeln verſtecken müſſen.“

„Ich bin begierig,“ erwiederte der Lieutnant, und Sonnenſchmidt munterte den Hofcommiſſair auf, das außerordentliche Jagdabenteuer mitzutheilen.

„Mein Vetter,“ erzählte Eccarius, „kam vor einigen Jahren auf einer Vergnügungsreiſe nach Island, und als leidenſchaftlicher Jäger begab er ſich ſogleich auf das Meer, um einige Möwen zu ſchießen. Er iſt kaum eine Stunde unterwegs, als hinter einem Schneegebirge ein majeſtätiſcher Eisbär hervorſchreitet, welcher brummend auf meinen Vetter zukommt. Dieſer, ein beherzter Burſche, iſt eben ſo ſchnell reſolvirt, wie Sie, Marſchall, auf der heutigen Jagd, legt an und im nächſten Augenblicke wälzt ſich das Unthier in ſeinem Blute. Mein Vetter iſt im Begriff, ſeine Jagdbeute näher zu beſehen, als zu ſeinem nicht geringen Schrecken ein neues außerordentliches Brummen entſteht und eine ganze Eisbärenfamilie um das Schneegebirge biegt, die ſich ſofort zu einem Angriff vorbereitet. Die wilden Beſtien, vom Inſtincte geleitet, gehen ordentlich ſtrategiſch zu Werke und ſchneiden meinem armen Vetter den Rückzug ab. An einen Widerſtand iſt bei der Ueberzahl des Feindes nicht zu denken; eben ſo wenig an ein Entrinnen. Jetzt iſt guter Rath theuer. Was glauben Sie, meine Herren, was mein Vetter that?“

Weder Sonnenſchmidt, Langſchädel, noch Kappler wußten, was der Vetter in dieſer verzweifelten Lage hätte thun ſollen.

„Sehen Sie," fuhr der Hofcommiſſair fort, „hier kann man ſehen, was Geiſtesgegenwart heißt. Mein Vettes beſinnt ſich keinen Augenblick, zieht raſch ſein Jagdmeſſer hervor, ſchneidet dem todten Bären den Bauch auf, nimmt Eingeweide, Lunge, Leber, kurz ſo viel heraus, daß er ſelbſt im Innern Platz für ſeine Perſon findet, näht den Bauchſchlitz ſchnell wieder zu und wandelt nun als Bär freudig brummend ſeinen herbeikommenden Collegen entgegen. Dieſe Bärenrolle war aber mein braver Vetter gezwungen, drei ganzer Monate fortzuführen, bis ſich eine günſtige Gelegenheit bot, wo er zu dem Geſchlechte der Menſchen übergehen konnte."

„Lügen Sie und der Teufel," verſetzte Langſchädel. Der Erzähler aber ſchaute Kapplern mit ernſthaftem und faſt ſtrafendem Blicke an und fragte: „Glauben Sie, daß ich die Geſchichte erlogen, Kappler?"

„Das nicht," erwiederte dieſer zaghaft, „aber Sie werden entſchuldigen, mein Herr Hofkommiſſair, wenn ich ſo frei bin, mir zu erlauben —"

„Seid kein Narr, Kappler," ſprach der Inſpector. „Die Sache liegt auf der Hand, daß uns der Hofcommiſſair eine Naſe aufgeheftet hat."

„Ich frage Sie, Kappler," fuhr Eccarius zum Sportelſchreiber gewendet, mit unerſchütterlichem Ernſte fort, „ob Sie die Wahrheit der Bärengeſchichte glauben oder nicht?"

„Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten," begann Kappler ſchüchtern, „möchte ich doch ſo frei ſein, mir die Bemerkung zu erlauben —"

„Ja oder Nein," fuhr Eccarius energiſch fort.

„Nun — nein, mit Ihrer gütigen Erlaubniß," platzte der von Angſt gequälte Sportelſchreiber heraus, der nicht gern und am allerwenigſten dem Hofkom-

missair zu widersprechen oder dessen Worte in Zweifel zu ziehen wagte.

„So? nun ich glaube sie auch nicht," lachte jetzt der Erzähler, und Kapplern fiel bei dieser Erklärung ein großer Stein vom Herzen.

Langschädel, der inne ward, daß der Hofcommissair die Bärengeschichte blos zum Besten gegeben, um das Abenteuer mit den laufenden Stiefeln in's Lächerliche zu ziehen und der sich auch über den Inspector geärgert, weil dieser das Burgdorfer Revier, an welchem er einen Antheil hatte, en bagatelle behandelte, beschloß, an Beiden seine Rache zu nehmen, und lud Kapplern für nächsten Sonntag auf Hasenbraten zu Tische.

Der Sportelschreiber fühlte sich außerordentlich geehrt, von einem Honoratioren zu Tische geladen zu werden; doch da keine Einladung Seitens des Lieutnants an Eccarius und Sonnenschmidt erging, so gerieth er in Verlegenheit, auf welche Art er die Ehre annehmen sollte, ohne seine beiden Nachbarn zu kränken oder zu beleidigen. Er begriff nicht, wie er allein zu der Ehre komme, und lauschte ein Weilchen, in der Hoffnung, Langschädel werde das Versäumte nachholen. Dieser aber blieb stumm wie ein Fisch, und Eccarius frug, ob den nächsten Sonntag etwa einer von den Stiefelhasen verzehrt werden solle?

„Ich bin in der That noch unschlüssig," erwiederte der Lieutnant, „meine Vorrathskammer ist so überfüllt mit Wildpret, daß mir die Wahl schwer wird."

„Bei mir war vor wenigen Tagen dasselbe der Fall," meinte trocken der Hofcommissair, „als ich gestern zu meiner eben nicht freudigen Verwunderung mein Speiselocal vollkommen geleert finde."

Kappler horchte ob dieser Mähr erstaunt auf.

„Und darf ich mir die ergebenste Anfrage erlauben, wo so plötzlich die Reichthümer hingekommen sind?“ frug er bescheiden.

„Die Mäuse haben binnen einer Nacht reine Wirthschaft gemacht,“ fuhr der Hofcommissair fort; „vier Rehe, sechzehn Hasen, ein ganzes wildes Schwein, sechs Kapaunen, drei Truthähne, was weiß ich Alles. Keine Faser hatte das gefräßige Volk übrig gelassen.“

Kappler drückte ob so großen Verlustes unverholen seinen Schmerz aus, obschon ein solch rasender Mäuseappetit ihm noch nicht vorgekommen und auch nicht recht einleuchten wollte.

Der Inspector zankte, daß durch den fortwährenden Discours das Spiel gestört werde, und in Folge dieser nicht unrichtigen Bemerkung trat unter den vier Spielern die übliche Stille ein, die bis zu Ende des Spiels währte.

Kappler zählte diesen Abend zu den verhängnißvollsten seines Lebens und ging, nachdem die gewohnte Stunde geschlagen hatte, mit höchst sorgenvollem Kopfe nach Hause.

Die Nacht, welche auf diesen verhängnißvollen Abend folgte, gehörte nicht zu den angenehmsten unseres Kappler. Der Gedanke, als Zeuge gegen einen hochweisen Rath auftreten zu müssen, machte ihn schaudern und ließ den loyalen Mann kein Auge zuthun. Ferner ging ihm die Geschichte mit Madame Runkel im Kopfe herum. Er war zwar zu dem großen Opfer entschlossen, seine Abendpromenaden auf sein Stübchen zu beschränken, um dem Neukirchner Publikum keine Veranlassung zu bösem Leumund zu geben; aber ob auch seine an freie Luft gewöhnte körperliche Constitution, auf welche er, namentlich seit er constitutioneller Staatsbürger geworden, große Stücke hielt,

sich damit befreunden werde, machte ihm schwere Sorge. Die Einladung zum Hasenbraten bei dem Lieutnant Langschädel schmeichelte ihn zwar außerordentlich; eine solche Ehre war ihm bisher noch nie zu Theil geworden; aber da quälte ihn wieder der Gedanke, eine solche Bevorzugung, ein solches Glück könne Neider erregen. Auch war er voller Besorgniß, wie er sich bei einem solchen Mittagsessen zu benehmen habe, um nicht gegen die conventionellen Formen zu verstoßen. Mit wahrhafter Seelenangst fiel ihm zu guter Letzt ein, daß Langschädel, obschon Wittwer, ein weibliches Wesen im Hause habe, und noch dazu ein junges, seine Nichte, welche ihm die Wirthschaft führte. So viel er von Hörensagen über besagte Nichte in Erfahrung gebracht, war sie ein recht hübsches Mädchen. Letzter Gedanke schlug ihn total zu Boden; denn selten konnte es einen blödern Menschen einem Frauenzimmer gegenüber geben, und noch dazu einem jungen und hübschen, als den Neukirchner Sportelschreiber. Seine nähere weibliche Bekanntschaft beschränkte sich auf seine Wirthin, eine alte Wäscherin, die unter Friedrich dem Großen schon geliebt, und zwar einen Seidlitzer, der sie schmählichst verlassen hatte. Es war dies eine traurige Geschichte und Kappler kannte sie auswendig, so oft hatte er sie mit wahrer Lammsgeduld von der Alten anhören müssen.

Nach der alten Christine, so hieß die Wirthin, kam in der weiblichen Bekanntschaft Kappler's das freundliche Kellerröschen; aber dieses Verhältniß war rein ideal. Der Sportelschreiber betrachtete diese schmucke Kellnerin durchaus nicht als dienstbaren Geist, dies hätte er für Sünde gehalten; darum, wenn er Speise und Trank wünschte, geschah es bittweise, wie wir oben gesehen haben. Liebend und verstohlen

folgten seine Blicke dem hübschen Gesicht, wenn es bei ihm vorübereilte; aber diese Liebe that Madame Runkel durchaus keinen Eintrag; es war blos die poetische Verehrung jungfräulicher Schönheit.

Dies waren die drei Frauen, welche den bescheidenen Lebenshorizont unseres Sporteleinnehmers erleuchteten und erwärmten. Von der übrigen weiblichen Welt in Neukirchen wußte er so viel wie nichts. Seine blöden Augen, er vermochte keine zehn Schritte weit die Gesichtszüge eines Menschen zu erkennen, trugen hierzu viel bei. Alle Grazien des griechischen Himmels hätten vorüberziehen können, Kappler würde sie nicht erkannt und darum die Ruhe des Herzens wohl bewahrt haben.

Da drohte eine vierte weibliche Gestalt in das Bereich von des Sportelschreibers Sehweite zu treten, die Nichte des Lieutnants. Kappler sah im Geiste, wie ihre zarten Hände den Hasenbraten tranchirten; er sah mit Schaudern, wie viele Ungeschicklichkeiten er sich bei diesem Mittagsmahle würde zu Schulden kommen lassen.

„Ach," seufzte der mit dem höhern Weltton völlig Unbekannte, „hätte mich Langschädel doch lieber nicht eingeladen. Es ist zwar eine außerordentliche Ehre, aber diese Mahlzeit kann mir nicht bekommen, das fühle ich klar. Einem schönen Kinde gegenüber vermag ich keinen Bissen ohne Herzensangst hinunter zu bringen; das hätte Langschädel wissen und mich mit dem Hasenbraten verschonen sollen."

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen wälzte sich der Sportelschreiber ruhelos auf seinem Lager. Das Kopfkissen, er mochte es aufschütteln, so oft er wollte, blieb hart und ließ an keinen Schlaf denken. Erst ganz gegen Morgen umhüllte ein leichter Schlummer das sorgenschwere Haupt.

Es war bereits heller Tag, als der Schläfer erwachte. Erschrocken, damit er die Expeditionszeit nicht versäume, sprang Kappler aus dem Bette. Es verblieb ihm gerade so viel Zeit, den Brief, welchen er während der Nacht im Kopfe an den Hofcommissair aufgesetzt, zu Papier zu bringen. Dieser Brief war ziemlich voluminös. Auf nicht weniger denn drei und einem halben Bogen setzte der Verfasser alle die Gründe weitläufig auseinander, weshalb es ihm wahrhaft schmerzhaft sei, wenn der Herr Hofkammercommissair ihn als Zeugen gegen einen hochedeln Stadtrath produciren wolle. Die Anzahl der Gründe belief sich auf dreiundzwanzig. Den Schluß des Schreibens machte ein herzergreifendes Petitum und endete mit einer wahrhaften Beschwörung an den Hofcommissair.

Nachdem Kappler dieses Memorandum zu Papier gebracht, fiel ihm ein großer Stein vom Herzen.

„Ich hoffe das Beste von meiner Eingabe," sprach er, „der Hofcommissair wird ein Einsehen haben und mich nicht böswilligerweise ruiniren. Er ist ein Mensch und einer frommen Bitte nicht unzugänglich."

Nachdem der Sportelschreiber das Schreiben seiner Wirthin zur pünktlichen Bestellung übergeben, begab er sich auf die Expedition, sein einförmiges Tagewerk von Neuem zu beginnen.

Drittes Kapitel.

Außerordentliches Abenteuer des Inspectors Sonnenschmidt und des Sportelschreibers Kappler.

Der Inspector Sonnenschmidt, in ganz Neukirchen als Freigeist und Hauptraisonneur gegen alle überir-

diſche Angelegenheiten bekannt, ſaß ſoeben beim lecker bereiteten Mahle und erfreute ſich ſeines unübertrefflichen Appetits, als ihm eine Geſchichte paſſirte, die ſeiner Freidenkerei einen harten Stoß verſetzte.

Es war ein fürchterliches Unwetter. Regen, mit Schnee vermiſcht, wurde von dem tobenden Sturm gegen die mit Moos wohlverwahrten Fenſter getrieben, die Wetterfähnchen ſchrillten und das letzte welke und naſſe Novemberlaub kräuſelte auf die feuchte, graue Erde nieder. Schwarze Wolken flohen über den Himmel und verurſachten eine trübe Dämmerung, obſchon es Mittagszeit war.

Der Rationaliſt Sonnenſchmidt, ein denkender Mann in Allem, was er vornahm, war daher heut nicht auf den Keller zu Tiſch gegangen, wie er die andern Tage gewohnt war, ſondern hatte ſich ſeine Mahlzeit nebſt einem vierkannigen Kruge Neukirchner unterjährigem Lagerbiere nach Hauſe bringen laſſen. Die Mahlzeit beſtand aus einer guten Sagoſuppe, Rindszunge mit Kohl und geſchmorten Kartoffeln, Klößen mit Hamburger Rauchfleiſch und deliciöſem Gänſebraten und Kartoffel- und Sardellenſalat; lauter Leibgerichte des Inſpectors.

Je ärger außen das Unwetter tobte, deſto angenehmer war es in der wohlerwärmten Stube, mit deſto freudigerem Appetite ließ es ſich der Inſpector ſchmecken. Eine gute nahrhafte Mahlzeit und ein ſchäumender Krug Gerſtenſaft ging ihm über Alles. Ohne Gourmand zu ſein, konnte Sonnenſchmidt als Repräſentant eines wahrhaften Eſſers gelten. Wie er Alles, was er anfing, mit Ernſt und Energie betrieb, war dies hauptſächlich bei der Mahlzeit der Fall. Er war ſtets mit Leib und Seele dabei und ſorgte mit eben ſo großer Gewiſſenhaftigkeit, wie mit Luſt und

Liebe dafür, daß die Gerichte wohl zermalmt den Verdauungsorganen überliefert würden. Sein echt kaukasisches Gebiß kam ihm hierbei vortrefflich zu statten. Die stärksten Knochen knackte er und bemächtigte sich mit Wollust des nahrhaften Markes.

Dieser Sinn für das Materielle mochte auch der Grund sein, daß er eine sogenannte Geisterwelt nicht nur nicht leiden konnte, sondern sie geradezu für Fabel, füe das Hirngespinnst confuser Gelehrten erklärte. Seelen, Psychen mit Schmetterlingsflügeln, die hätten ihm gefehlt; das war ihm Alles zu luftig, zu windig und ein Himmel ohne Table d'hôte bei Madame Kliemann, ohne gut abgegohrenes Lagerbier ganz undenkbar.

Wegen dieses Materialismus und der Freigeisterei stand Sonnenschmidt mit der Neukirchner Geistlichkeit nicht auf bestem Fuße. In die Kirche kam er selten und zur Beichte ging er alle Schaltjahre. Was ihm die Schwarzröcke Neues lehren könnten, pflegte er lästerlich zu sagen, das hätte er an den Schuhen abgelaufen.

Es konnte daher keinen abgesagtern Feind des Todes geben, als unsern Inspector. Der Gedanke an das Sterben erfüllte ihn mit Schrecken und Grausen; nicht daß er die ewigen Strafen zu fürchten gehabt, Sonnenschmidt war trotz seiner Freigeisterei ein rechtschaffener Mann, der sich keiner bösen oder schlechten That bewußt, sondern einzig und allein, weil er in jener Welt, deren Existenz er indeß noch sehr in Zweifel zog, seinen irdischen Appetit nicht mehr befriedigen und seinen irdischen Durst nicht mehr löschen sollte. Alle himmlische Heerschaaren mit ihrem Nectar und Ambrosia konnten ihn den Neukirchner Mittagstisch, wo er monatlich mit sechs Thalern abonnirt war,

nicht ersetzen. Unter Nectar stellte er sich einen überaus süßlichen Liqueur vor, den er schon hienieden nicht leiden konnte und den auch sein Magen nicht vertrug, und unter Ambrosia eine Art Schweizergebacknes, welches ihm in gleichem Grade zuwider war.

Den Kirchhof floh er wie die Pest, und er wäre nicht zu bewegen gewesen, dem besten Freund zu Grabe zu folgen. Wenn ihm zufällig der Leichenwagen begegnete, war er den ganzen Tag unwirsch und schlechter Laune.

Sonnenschmidt befand sich in der behaglichsten Stimmung von der Welt. Es schmeckte ihm trotz des Unwetters so vortrefflich, daß er schon beim fünften Kloße stand, von der Größe einer kleinen Kegelkugel; schon war er genöthigt gewesen, die beiden untersten Knöpfe seiner großblumigen Weste zu lüften und noch stand der duftende Gänsebraten unversehrt in der Röhre des Ofens. Sonnenschmidt bedauerte Kapplern von Herzen. Derselbe war ihm der unglückseligste Sterbliche; denn der Sportelschreiber aß unbeschreiblich wenig. Zwei Löffel Suppe, ein paar Kartoffeln und ein Heringskopf waren hinreichend, seinen Hunger zu stillen. Der Inspector dachte also christlich, obschon er selten in die Kirche kam, und wünschte Kapplern einen ebenso gesegneten Appetit, wie er sich erfreute; als es dreimal leise an die Thür klopfte. Auf Sonnenschmidt's „Herein!" trat die Gestalt einer alten grau gekleideten Frau in's Zimmer. Der Inspector wendete sich mit dem Kopfe nach der Thür und die graue Alte für eine Bettlerin haltend, sprach er nicht ohne Heftigkeit: „Hier wird Nichts gegeben!"

Die Gestalt schwieg und blieb.

„Hier wird nichts gegeben!" wiederholte Sonnen-

ſchmidt, „überhaupt ſoll in den Häuſern nicht gebettelt werden, es iſt bei Strafe verboten; wozu iſt die Armenbehörde, die mich ſeit Michaelis wieder um acht gute Groſchen erhöht hat. Man möchte des Teufels werden vor Geben.“

Es muß hier bemerkt werden, daß Sonnenſchmidt überhaupt kein Freund vom Geben war, und namentlich Bettelei nicht leiden konnte.

Nachdem er der Frau ſeine Meinung glaubte geſagt zu haben und von ihrer Gegenwart befreit zu werden hoffte, wandte er ſich nach ſeinem Teller und holte den ſechſten Kloß aus der Schüſſel.

Die Geſtalt erwiederte kein Wort und blieb.

Der Inſpector, den dieſe Zudringlichkeit in Harniſch brachte, warf zum dritten Male den Kopf herum.

„Ich frage, ob Sie ſich packen wird, was will Sie denn eigentlich?“

Da erwiederte die Alte im Grabestone: „Ich wollte Sie abwaſchen.“

„Was,“ frug Sonnenſchmidt, „mich abwaſchen? Wer iſt Sie denn?“

„Die Todtenfrau.“

Sonnenſchmidt ließ bei dieſen Worten den bereits angeſpießten Kloß auf den Teller zurückfallen.

„Augenblicklich aus dem Hauſe, Ungethüm,“ ſchrie er halb entſetzt, halb zornig.

„Nu, nu,“ erwiederte die Frau in vorigem Tone, „Sie entlaufen mir nicht,“ und verließ das Zimmer.

„Das muß ich geſtehen,“ murmelte der Inſpector zähneklappernd, „dies iſt mir doch noch nicht vorgekommen. Was, mich abwaſchen will die Hexe? ich bin ja noch gar nicht todt.“

Obſchon der ſeltſame Beſuch eine geraume Zeit die Stube verlaſſen hatte, konnte Sonnenſchmidt ſeine

Ruhe und vorige gute Laune nicht wiederfinden. Auch der Appetit hatte ſich verloren. Vergebens duftete der gebräunte Gänſebraten in der Ofenröhre und lud zum Genuſſe ein.

„Das Weib mußte verrückt ſein," ſprach er, aufgeregt in der Stube auf- und abgehend, „der Schrecken iſt mir ordentlich in den Magen gefahren."

Sonnenſchmidt rief ſeinen ganzen Vorrath von Freigeiſterei zuſammen.

„Bin ich nicht ein Thor," fuhr er ſich ſelbſt beruhigend fort, „mir durch das abgeſchmackte Weib das Mittagsbrod verbittern zu laſſen. Ich werde die Sache anzeigen, damit die graue Unke abgeſtraft wird. Wozu erhalten wir eine koſtſpielige Polizei, wenn man in ſeinen eigenen vier Pfählen keine Ruhe hat?"

Dem freigeiſtigen Inſpector gelang es nach einiger Zeit, ſich in ſoweit von dem erlebten Abenteuer zu erholen, dem noch unberührten Gänſebraten wieder Intereſſe zu ſchenken.

Er that einen kräftigen Schluck aus dem coloſſalen zinnernen Kruge und ſchritt zum Ofen, aus welchem er das lieblich duftende Gericht hervorlangte.

„Die alberne Hexe," brummte er, „ich darf's gar Niemanden erzählen, daß ich mich von der alten Bettel einen Augenblick habe aus der Contenance bringen laſſen. Der Hofcommiſſarius machte mich todt, wenn er eine Ahnung hätte."

Sonnenſchmidt, deſſen Appetit zurückgekehrt war, befand ſich wieder im beſten Schmauſen, als es von Neuem dreimal leiſe an die Thür klopfte.

„Wenn das Ungethüm noch nicht fort iſt," rief er, „werde ich ihm mit dem Stocke die Wege zeigen."

Er rief von Neuem: „Herein!" und ſuchte nach ſeinem ſpaniſchen Rohre.

Diesmal erschien abermals eine unheimliche Gestalt, die sich von der Todtenfrau nur dadurch unterschied, daß sie männlichen Geschlechts war.

„Was will Er, was gibt's?" fuhr Sonnenschmidt, ob des neuen Besuchs in sehr üble Laune versetzt, den grauen Mann an.

„Ich wollte melden," erwiederte gleichfalls in dumpfem Tone die Gestalt, „daß das Grab fertig ist."

Als der Inspector vom Grabe hörte, schüttelte es ihn wie Fieberfrost.

„Was denn für ein Grab?" frug er und sein Appetit war abermals dahin.

Das Ihrige!"

Jetzt ward es dem Inspector außerm Spaße. Er befühlte sich Kopf und Brust, ob er wache oder träume.

„Ist Er auch verrückt," rief er zornig und mit Grausen. „Wer ist er denn, Einfaltspinsel?"

Ich bin der Todtengräber!"

Bei dieser Antwort begann sich Sonnenschmidt's Haar zu sträuben.

„Will Er sich auf der Stelle zum Teufel packen," schrie er entsetzt, denn der Todtengräber, wie die Leichenfrau waren Beides Personen, an die er ohne Schauder nicht zu denken vermochte.

„Daß er sich nicht wieder unterfteht," fuhr er drohend fort, „über meine Schwelle zu kommen. Hält er mich für einen Narren? Ich bin ja noch nicht todt; im Gegentheil, ich habe mich nie so wohl befunden, als jetzt. Mein Appetit kann nicht gesünder sein.

„Sie entgehen mir nicht," versetzte der unheimliche Alte und war verschwunden, ehe sich's Sonnenschmidt versah.

Was den Appetit des Inſpectors betraf, war dieſer durch dieſen zweiten ſchauerlichen Beſuch total zu Grunde gerichtet. Er vermochte keinen Biſſen mehr über die Lippen zu bringen, ſondern ſchritt, vom Fieber geſchüttelt, in großer Aufregung, das Zimmer auf und ab.

„Iſt ſo etwas erhört worden," hub er an, „ich begreife gar nicht, wie das zuſammenhängt? Sollte der graue Kerl ebenfalls verrückt ſein? Aber warum ſtatten alle Wahnſinnige gerade mir ihren Beſuch ab; ich habe mich von der Leichenfrau wie vom Todtengräber ſtets ſo fern wie möglich gehalten. Sie dürfen mir nicht 'mal zu Neujahr in's Haus, wo ſie unverſchämt genug ſind, zu gratuliren."

Der Inſpector ſtellte die ſeltſamſten Betrachtungen über das außerordentliche Abenteuer an.

„Geträumt hab' ich nicht," ſprach er, „das weiß ich genau. Bloße Gebilde der Phantaſie waren es auch nicht; wenn ich weniger ein Freigeiſt, würde ich an Spuk und Viſionen glauben. Aber meine geſunden Augen haben die gräulichen Geſtalten leibhaft vor ſich geſehen; meine geſunden Ohren haben die hirnverrückten Reden deutlich vernommen. Die Sache iſt zum Raſendwerden. Ich darf die Geſchichte nicht einmal Jemandem laut werden laſſen; es glaubt ſie Keiner; und ich komme bei dem unaufgeklärten Volke in den Geruch eines Geiſterſehers, was mir als anerkanntem Freidenker doppelt fatal ſein muß."

Obſchon Sonnenſchmidt ſich alle Mühe gab, das ſonderbare Abenteuer ſo natürlich wie möglich zu erklären, obſchon er ſeinen ganzen Rationalismus zuſammen nahm, konnte er ſich doch eines gewiſſen Grauen nicht erwehren. Ja er wagte nicht einmal, die Stube zu verlaſſen, um ſich zu überzeugen, ob

die unheimlichen Gäste noch im Vorzimmer befindlich wären.

Er sprach sich Muth ein.

„Inspector," munterte er sich auf, „sei ein Mann, laß dich nicht in's Bockshorn jagen durch ein paar verrückte Vagabonden. Ergreife den gewichtigen Spanier und säubere das Haus von dem Gesindel. Untersuche, wie die unerklärliche Sache zusammenhängt. Sie wird sich natürlich auflösen und du trägst einen neuen Sieg zum Besten der Aufklärung davon. Inspector, ermanne dich."

Unter diesen und ähnlichen Monologen wanderte Sonnenschmidt eine geraume Zeit das Zimmer auf und ab, ohne zu dem heroischen Entschlusse zu gelangen, das Vorhaus zu untersuchen.

Endlich siegte der Rationalismus; der Inspector ergriff das spanische Rohr und verließ nicht ganz ohne Besorgniß das Gemach. Im Vorhause war Alles leer. Er durchspürte etwas muthvoller die dunkeln Winkel, in denen er mit dem Stocke überall umherviſitirte, noch immer befürchtend, hier und da könne er auf eine der unheimlichen Gestalten stoßen. So gelangte er zur Vorhausthür. Diese war verschlossen und zwar von innen. Jetzt ward es dem Inspector außer'm Spaße. Er wollte soeben nach der Aufwartefrau rufen, welche ihm das Mittagsessen gebracht und die sich noch in der benachbarten Küche befinden mußte, als seine Augen etwas Weißes erblickten, das am Boden lag. Kaum wagte Sonnenschmidt, seine Hand darnach auszustrecken. Es war ein Blatt modriges Papier, worauf die Worte standen:

„Gehe in Dich und bessere Dich, übe Gerechtigkeit und laß Dich nicht von Deinen Leidenschaften zu Dingen verleiten, die dem Himmel nicht angenehm

ſind und die er ſtrafen muß; ſonſt dürfte Deine letzte Stunde bald geſchlagen haben und Dich Heulen und Zähneklappern erwarten ob Deiner gewiſſenloſen Handlungen auf Erden."

Was das Zähneklappern betraf, war daſſelbe bereits eine Wahrheit geworden. Sonnenſchmidt's Kinnbacken wirbelten Generalmarſch. Er wollte nach der Wittwe Looſen rufen, ſo hieß die Aufwartefrau; aber die Stimme verſagte. Der Inſpector ſchlich zitternd und kreideweiß nach ſeinem Zimmer, um über dieſes neue überraſchende Abenteuer nachzudenken.

Außen tobte das Unwetter. Wild heulte der Sturm durch die Straßen und zahlreiche Schneeflocken verdunkelten den Himmel. Der Rationalismus des Inſpectors Sonnenſchmidt hatte eine totale Niederlage erhalten. Der Freigeiſt ſtand zagend am Fenſter und ſehnte ſich nach Menſchen, die er im Fall der Noth zu Hülfe rufen könnte; ſeine Furcht vor Geiſtern war jetzt ſo groß, wie vor Räubern und Mördern. Daß die Aufwartefrau mit dem gewohnten Kaffee nicht erſchien, den ſie in der Küche zu bereiten pflegte, war ihm abermals auffällig. Er war ſchon im Begriff, das Fenſter zu öffnen und nach Hülfe zu rufen; aber das Haus lag etwas einſam und da unten auf der Straße ließ ſich wegen des Unwetters kein Menſchenkind blicken. In das Vorhaus getraute er ſich trotz ſeiner Leibesſtärke nicht mehr. Die geiſterhaften Züge des unheimlichen Drohbriefs kamen ihm nicht aus dem Sinne, und wie war dies Papier in das Vorhaus gekommen, da die Thür von innen verſchloſſen war.

Während dieſer für Sonnenſchmidt höchſt peinlichen Grübeleien that ſich langſam und leiſe die Thür auf. Der Inſpector erſchrak gewaltig; er glaubte, die Leichenfrau nebſt Todtengräber hielten abermals

ihren Einzug; diesmal jedoch war es die Aufwärterin mit dem Kaffee.

Sonnenschmidt athmete auf.

„Gute Loosen," sprach er in mildem Tone, wie sonst nicht seine Art war, denn er pflegte dienende Personen einigermaßen anzufahren, welche Gewohnheit er noch aus den Zeiten seiner Oeconomiepachterei an sich hatte, „Sie bleibt heute recht lang mit dem Kaffee."

„Muß um gnädige Verzeihung bitten," erwiederte die Frau, „war ein wenig eingenickt, hab' in der vorigen Nacht kein Auge zugethan wegen des Sturms; ich glaubte nicht anders, er wollte die Bodenkammer mitnehmen. Mensch bleibt Mensch und will seine Ruhe, wie das liebe Vieh."

„Sehr wahr," fuhr Sonnenschmidt fort, „aber, gute Loosen, wenn hat Sie heut die Vorhausthür zugeschlossen?"

„Wie ich mit dem Essen herein war, Herr Inspector," gab die Gefragte zur Antwort; „ich thue das nie anders wegen des Bettelvolkes, das die Menschen überläuft; es kann nirgends schlimmer hergehen, als in unserm Neukirchen; auch meine Gevatterin, die Petzolden, legt sich jetzt darauf, es ist eine Sünde und Schande, die Frau steht in den besten Jahren; ich habe es ihr gesagt, vor Bettelbrod bewahre mich lieber Herre Gott; nein, so lang ich einen Knochen rühren kann, soll mir's nicht in den Sinn kommen. Ich glaube, mein Mann sel'ger drehte sich im Grabe um."

Sonnenschmidt erschrak, als er vernahm, daß die Vorhausthür schon so zeitig verschlossen worden sei. Ohne daher auf die Aversion seiner Aufwartefrau in Betreff der Bettelei einzugehen, fuhr er fort: „Aber

Sie ist doch Ihrer Sache vollkommen gewiß von wegen des sorgfältigen Verschließens?"

Nichts konnte die Loosen mehr verletzen, als wenn man Zweifel in ihre Worte setzte. Sie fühlte sich ordentlich gekränkt.

„Nun, nehm' Sie es nicht übel," sprach Sonnenschmidt begütigend, „es war nur eine Frage. Ich hätte schwören wollen, im Vorhause wären Schritte gegangen."

Von dem seltsamen Besuche der Leichenfrau und des Todtengräbers schwieg der Inspector, weil er wußte, daß Verschwiegenheit nicht zu den Tugenden der Frau Loosen gehörte. In einer halben Stunde hätte die Stadt von dem Abenteuer Kunde gehabt.

Die Schritte auf dem Vorsaale, die Sonnenschmidt vernommen haben wollte, wußte die Wittwe auf die einfachste und natürlichste Art zu erklären.

„Das ist der Kater gewesen," rief sie, „der trabt wie ein Mensch, besonders in der Einsamkeit, hat mir manchen Schrecken eingejagt; ist ein unvernünftig Vieh, aber trabt wie ein Mensch."

Sonnenschmidt konnte durch diese Einmischung des Katers unmöglich beruhigt werden. Er wußte, was er wußte, doch schwieg er.

Die redselige Alte fuhr fort:

„Ich begreife nicht, was Sie an dem Kerl erfüttern, er ist träge und faul wie keiner. Die Mäuse treiben Kinderspott mit ihm; er läßt sie gewähren, weil sein Magen immer voll ist und straff. Das macht die gute Kost. Da sollten Sie Weithaasens Kater kennen, dem entgeht nichts. Seit ihn der Seiler angeschafft, sind die Mäuse weggeblasen."

Sonnenschmidt ließ die Frau Loosen eine geraume Zeit über die Schattenseiten seiner Tigerkatze sich er-

gehen. Sein Geiſt war mit anderen, höheren Angelegenheiten beſchäftigt. Er überlegte, ob er Jemanden wegen ſeines außerordentlichen Abenteuers in's Vertrauen ziehen ſolle oder nicht. Es drückte ihm das Herz ab, das Erlebte ganz für ſich behalten zu müſſen. Er hätte jetzt was darum gegeben, mit dieſem und jenem der Neukirchner Geiſtlichkeit in beſſerm Vernehmen zu ſtehen, um über gewiſſe Dinge Aufſchluß zu erhalten. Er ſann hin und her unter allen Bekannten, wem er ſich wohl, ohne Gefahr, verſpottet zu werden, entdecken könne. Da fiel er auf Kapplern. Ja, hier war er ſicher. Erſtens war der Sportelſchreiber discret und verſchwiegen, zweitens nicht unbeleſen und drittens voller Nachſicht und Wohlwollen gegen ſeine Mitmenſchen. Kapplern beſchloß er daher in's Vertrauen zu ziehen.

Nachdem der Inſpector dieſen Entſchluß gefaßt, litt es ihn nicht länger in ſeinen vier Wänden. Es ward ihm unheimlich in ſeiner eigenen Wohnung. Er mußte hinaus in's Freie, unter Menſchen. Er bedauerte, daß gerade Expeditionszeit war, welche den Sportelſchreiber an den Schreibtiſch feſſelte. Er wäre gern mit ihm trotz des böſen Wetters über Stock und Stein gerannt, um ſeinem Herzen Luft zu machen.

Die Frau Looſen, nachdem ſie Sonnenſchmidt's Kater in das gehäſſigſte Licht geſetzt zu haben glaubte, wollte ſich verabſchieden, aber der Inſpector bat ſie, zu verziehen, er mochte nicht gern allein in ſeiner ſpukreichen Stube verbleiben.

„Sie kann noch ein Viertelſtündchen hier bleiben, Looſen," ſprach er; „es könnte ſein, daß der Pachter Hennig nach mir fragte. Weiſe Sie ihn in die Apotheke, wohin ich jetzt gehe; verſchließe Sie ſorgfältig

die Thüren und trage Sie den Schlüssel auf den Keller, wo ich später hinkomme."

Nach diesen Worten machte sich Sonnenschmidt, im Regenmantel, auf den Weg. Er schritt mit geheimem Schauer über das dunkle Vorhaus und war froh, als er den freien Himmel über sich hatte. Die Frau Loosen aber sprach simulirend, als sie allein war:

„Ich hab's auf den Kater geschoben, doch kann's auch Bettelvolk gewesen sein. Ja, ja, ich entsinne mich, ich hatte ein Weilchen genickt, als mir's einfiel, die Vorhausthür nicht verschlossen zu haben."

Wenn der Inspector irgend eine Alteration gehabt, war sein erster Gang in die Apotheke, wo er einen Bittern trank, der ihm immer gute Dienste geleistet hatte. Als er diesmal eintrat, kam ihm der Apotheker Munkelt reisefertig entgegen, welcher von dem Gastwirthe in Buchholz zum Karpfenschmause geladen war.

Munkelt, als er des Inspectors ansichtig wurde, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn zu bereden, mit auf den Karpfenschmaus zu gehen. Er zählte alle Neukirchner Freunde, Bekannte und fidele Brüder her, die hinauskämen; aber Sonnenschmidt, dessen Geist und Gemüth viel zu sehr mit überirdischen Angelegenheiten beschäftigt war, wollte von derlei Ergötzlichkeiten nichts hören, obschon er ein großer Freund von Schmausereien war. Sein Herz sehnte sich nach dem Sportelschreiber. Munkelt bot vergebens seine Beredtsamkeit auf.

Sonnenschmidt trank zu des Provisors Erstaunen fünf Bittere und entschuldigte seine Unmäßigkeit mit der naßkalten Witterung. Er gab vor, sich erkältet zu haben.

Aus der Apotheke begab sich Sonnenschmidt nach dem Keller, wo er heute der erste Stammgast war, denn es hatte kaum fünf Uhr geschlagen. Hier angekommen, gab er neue Veranlassung zur Verwunderung von Seiten Röschens. Der Inspector trank zum ersten Male sein Lagerbier, ohne den Krug gegen das Licht zu halten und ohne ein Wort des Tadels laut werden zu lassen.

Die Kellerwirthin kam aus der Küche und setzte sich plaudernd zu ihm.

„Wissen Sie's denn auch vom Löwenwirth?"

„Kein Wort," erwiederte Sonnenschmidt, „was ist mit ihm?"

Mit dem ist's alle, der Schlag hat ihn gerührt, er ist schon starr und steif."

„Der Jungnickel," rief Sonnenschmidt erschrocken und die Pfeife entsank seiner Hand; „ich habe ihn gestern gesprochen."

„Es kommt schnell über den Menschen," sprach die Kellerpachterin, „aber ich sagt's immer. Jungnickel, sagt' ich, gefällt mir nicht, er wird zu dick. Sie können auch die Ohren steif halten, Inspector, bei der jetzigen Witterung ist mit uns corpulenten Leuten nicht zu spaßen. Wie waren denn die Klöße heute?"

Der Inspector konnte sich von dem Schrecken gar nicht erholen, den diese plötzliche Todesbotschaft in ihm hervorgebracht.

„Der Jungnickel," rief er einmal über das andre, „nein, es ist nicht möglich!"

„Das Hamburger Rauchfleisch geht mir auch zu Ende," fuhr Madame Kliemann fort, „Sie haben heute vom letzten bekommen. Es war eine Pracht. Die Frau von Ponickau hat mir das Haus eingelaufen;

ich sollt' ihr partout einige Pfund ablassen; aber es war nichts. Ueberhaupt, die Kliemann soll immer herhalten, wenn's in den gnädigen Küchen nicht hinreicht. Nein, sagt' ich, ich brauche mein Fleisch für meine Gäste."

„Hat man denn keinen Arzt gerufen," fuhr Sonnenschmidt fort, der trotz der Kliemann'schen Küchenangelegenheiten den todten Jungnickel nicht aus dem Sinne brachte, „vielleicht war noch Rettung?"

„Was hilft beim Schlage der Arzt, da hilft der Arzt nichts," versetzte die Kellerpachterin, „der Löwenwirth ist umgefallen wie ein Sack, das Blut hat gleich still gestanden. Die Commun bekommt eine neue Last. Was soll mit den vier Würmern werden? Schulden auf Schulden, die dritte Hypothek auf dem Hause, kein Ziegel gehört dem Volke. Ja, Großthun, Madame Jungnickel spielen, Alles mitmachen. Nun haben wir die Bescheerung."

„Es kann nicht so schlimm mit den Leuten stehen," meinte Sonnenschmidt; „die paar Schulden sind zu decken. Löwenwirths haben nicht in den Tag hinein gelebt. Wenn die Frau die Wirthschaft fortführt, müssen sie ihr Auskommen haben."

„Ich bitte Sie," eiferte die Kellerpachterin, „lernen Sie mich die Frau nicht kennen. Ich weiß, was es heißt, eine Wirthschaft führen, was sein will, besonders in den jetzigen Zeiten."

Man sieht, daß die weitberühmte Madame Kliemann, obschon eine kreuzbrave Frau, für ihre zahlreiche Familie eine treffliche Mutter, für ihre Gäste eine ganze Wirthin, trotz aller dieser Vorzüge vom Brodneide nicht freizusprechen war.

Nachdem sie durch Röschen abgerufen worden, saß der Inspector eine lange Zeit in dumpfem, düsterm Hin-

brüten. Nie hatte eine Todesnachricht einen ſolchen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Erſt geſtern hatte der Verſtorbene in der Fülle der Geſundheit vor ihm geſtanden. Nichts aber war ihm entſetzlicher, als ein ſo plötzlicher Uebergang vom vollen friſchen Leben zum Tode. Daher war ihm unter allen Maladieen, welche den Tod im Gefolge haben, keine ſo grauſenerregend, als der Schlagfluß.

Er beneidete jetzt von ganzem Herzen Kappler's dürftige Figur, welche dem Schlagfluſſe weniger ausgeſetzt war, als ſeine Rieſenſtatur. An den Nachhauſeweg heut Abend durfte er gar nicht denken. Es graute ihm vor ſeiner eignen Wohnung.

Von fünf Minuten zu fünf Minuten zog er ſeine Taſchenuhr hervor und ſchaute nach, ob des Sportelſchreibers Erholungsſtunde nicht bald würde geſchlagen haben; aber es war, als wollten die Zeiger nicht von der Stelle.

Unterdeß faßte der Inſpector in ſeiner Einſamkeit fromme Vorſätze. Vor allen Dingen beſchloß er, den nächſten Sonntag in die Kirche zu gehen und künftighin ſich nicht mehr ſo eigenſinnig der öffentlichen Gottesverehrung zu entziehen.

„Es iſt wegen des Beiſpiels," ſprach er für ſich, „ich will wenigſtens den frommen Seelen kein Aergerniß geben. Ich gelte ſo zu ſagen für einen Heiden. Das will ich nicht länger."

Nach und nach füllte ſich die Stube mit den gewohnten Gäſten. Der ſchnelle Tod des Löwenwirths gab überall Stoff zum Geſpräch; desgleichen hatte ſich ein armer Leinweber auf der Hintergaſſe gehenkt. Wo nur Sonnenſchmidt hinhorchte, war vom Tode die Rede. Von mehren Seiten ward der Inſpector ſogar gewarnt, ſich bei ſeiner ſtarken Leibesconſtitution in

Acht zu nehmen, schnellen Wechsel der Temperatur zu vermeiden; er könne weg sein, wie man ein Licht ausbläst.

Man kann denken, in welche höchst unangenehme Lage Sonnenschmidt durch solch' Gerede versetzt ward. Endlich erschien Langschädel, der Lieutnant und Brükkengeldereinnehmer. Er war wieder auf der Jagd gewesen, aber miserabler Laune. Langschädel nahm sogleich neben dem Inspector Platz und begann entsetzlich zu fluchen, so daß der mit todes- und gottesfürchtigen Gedanken beschäftigte Sonnenschmidt ihn mit Milde bat, sich zu moderiren. Aber der Lieutnant ließ sich nicht stören. Er schwur hoch und theuer, er wolle lebendigen Leibes gespießt sein, wenn man ihm heute keinen Waidmann gesetzt habe. Ein Hase sei nicht zehn Schritte vor ihm aufgestiegen und er habe ihn gefehlt. Eines solchen Malheurs könne er sich sein Lebtag nicht entsinnen.

Der Inspector gab dem jagdlustigen Freunde zu bedenken, daß die Sage von dem Waidmannsetzen wohl in das Reich der Fabel gehöre.

Wenn Sonnenschmidt heute nicht selbst so seltsame Erfahrungen im Bereiche des Uebernatürlichen gemacht hätte, würde er in seiner bekannten freigeistigen Manier weit kürzer geantwortet und gesagt haben: „Langschädel, seid kein Narr und laßt Euch nicht auslachen mit Eurem Waidmanne, der in die Spinnstube gehört."

Indeß wie mild der Inspector dem ehemaligen Landwehrlieutnant widersprochen hatte, gerieth letzterer nichtsdestoweniger in Harnisch und vertheidigte die Existenz des Waidmanns mit einem Feuer und einer Zuversichtlichkeit; er wußte so viele außerordentliche Beispiele dem Inspector zu Gemüth zu führen, daß dieser wirklich stutzig ward und in der That nicht wußte, was er von der Sache halten sollte.

„Der Hofcommiſſair," fuhr Langſchädel fort, nachdem er ſich wegen des Waidmanns ſatt geflucht hatte, „wird heute nicht kommen. Wir ſollen nicht auf ihn warten, er iſt nach Kirchberg gereiſt und kommt erſt in ein paar Tagen zurück."

Dem Inſpector war dieſe Nachricht nicht unlieb; er hatte befürchtet, Eccarius werde vermöge ſeines ſcharfen Blickes, ſeinen innern Zuſtand errathen und darüber Witz machen.

„Wo nur der Kappler bleibt?" frug Sonnenſchmidt, der von Zeit zu Zeit nach der offenen Thüre geſchaut hatte, in der Hoffnung, den Erwarteten hereintreten zu ſehen, „es hat halb neun geſchlagen."

„Wenn der Kerl in dieſem Unwetter ſpazieren läuft, muß es nicht richtig ſein," verſetzte der Landwehrlieutnant.

„Wenn ich wüßte," fuhr er fort, indem ſeine Gedanken auf die heutige Jagd zurückkehrten, „daß ich im Spiele gleiches Unglück hätte, ſollte ich keine Karte anrühren. Der Menſch hat ſeine guten und böſen Tage."

Die letzten Worte des Lieutnants gaben dem Inſpector wieder ſattſame Gelegenheit, über transcendentale Angelegenheiten nachzudenken. Da ſchlug's halb neun und nach wenigen Minuten erſchien der für den Inſpector erſehnte Kappler.

Langſchädel fuhr den ſanften Mann ziemlich grob an, wo er bleibe und ob er wirklich gegen ſeine Geſundheit ſo gewiſſenlos gehandelt und in dieſem Hundewetter um die Stadt gerannt ſei.

„Nein, mein verehrter Herr Lieutnant," erwiederte der Sportelſchreiber, „ich habe mich heute auf meine Stube beſchränkt und bin darin auf- und abgeſchritten, was gerade ſo viel Schritte beträgt, als wenn

ich meinen gewohnten Umgang halte. Indeß muß ich mir doch erlauben, zu bemerken, daß die Sache, bei Lichte beſehen, mit der Zeit etwas eintönig wird."

„Das will ich glauben," lachte Langſchädel, „das macht Euch Niemand nach; aber ſagt, wie fangt Ihr es an, daß Ihr Euch nicht verzählt?"

„Es iſt dies nicht gut möglich," erklärte der Sportelſchreiber, „meine kleine Bibliothek zählt eine ziemliche Anzahl Bände und Bändchen. Ich nehme jedesmal ein Buch und trage es auf die entgegengeſetzte Seite der Stube. So befördere ich in Summa die Bibliothek verſchiedene Male hin und wieder und kann nicht leicht in Irrthum gerathen."

Aber je leichtfertiger der Lieutnant mit dem guten Kappler verfuhr, um ſo rückſichtsvoller und wohlwollender behandelte ihn Sonnenſchmidt. Der Sportelſchreiber fühlte ſich beglückt, denn gerade bei dem Inſpector war er an Aufmerkſamkeiten und zarte Behandlung nicht gewöhnt.

Man beſchloß, da der vierte Mann fehlte, Piquet zu Dreien zu ſpielen.

Wenn Langſchädel behauptet hatte, daß der Menſch ſeine guten und böſen Tage habe, ſo traf dies beim Inſpector auf's Haar. Erſtens bekam er immer ſchlechte Karte und dann ſpielte er mit ſolcher Zerſtreutheit und Unaufmerkſamkeit, daß ſelbſt Kappler genöthigt war, einige Male verwunderungsvoll mit dem Kopfe zu ſchütteln. Beim Lieutnant ſchien ſich das Unglück auf der Jagd erſchöpft zu haben. Er hatte lange Zeit im Piquet nicht ſo bedeutendes Fortune. Auch Kappler gewann, obſchon er ſo ſchonend wie möglich ſpielte und den Inſpector wegen ſeines auffallenden Unglücks von Herzen bedauerte.

Sonnenſchmidt, da ihm das Glück ſchlechterdings

nicht wohl wollte, meinte, dieſes unerhörte Malheur ſei ein Wink, daß er dieſes Spiel nicht mehr ſpielen ſolle. Ueberhaupt werde er ſich eine Zeit lang gänzlich vom Spiele, das Solo nicht ausgenommen, zurückziehen; es ſei bei Lichte betrachtet eine geiſt- und zeittödtende Unterhaltung.

Jetzt ward Langſchädel, der ſchon fürchtete, einen ſo getreuen Spielkumpan, wie Sonnenſchmidt war, zu verlieren, freigeiſtiſch und erklärte rund heraus, ſolche Winke des Schickſals gebe es nicht; Sonnenſchmidt ſolle ſich nicht einſchüchtern laſſen; alle Tage könne man nicht gewinnen und was man heute verliere, bringe der nächſte Tag wieder ein.

Kappler gab diesmal unaufgefordert, was eine Seltenheit war, da der Beſcheidene nie ohne gefragt zu werden ſich ausſprach, ſeine Meinung dahin ab, daß er nicht ganz umhin könne, dem verehrten Herrn Inſpector beizupflichten, indem auch er das Spiel für geiſt- und zeittödtend hielte und er daſſelbe gern für eine lehrreiche Unterhaltung vertauſchen würde.

Bei dem Inſpector ſtieg der moraliſche Werth des Sportelſchreibers durch dieſe Worte um Vieles. Sein Entſchluß, denſelben zu ſeinem Vertrauten zu machen, ward unwiederruflich.

„Der Regiſtrator hat vollkommen recht," ſprach er, „noch drei Spiele und wir führen ein vernünftiges Geſpräch."

Langſchädeln, welcher im hohen Glücke ſaß, konnte gar nichts fataler kommen, als dieſe plötzliche Moral, die ſich des Inſpectors bemächtigt hatte. Er wußte ſich die Sinnesänderung Sonnenſchmidt's, der mit der Karte aufgewachſen, nicht zu erklären, murmelte von „Einfalt" und ſchlug vor, noch zwölf Partieen zu ſpielen.

Sonnenſchmidt, welchen es drängte, ſein Herz auszuſchütten, gegen den gottesfürchtigen Kappler, beſtand auf dreien.

„Sie ſind's doch zufrieden, Regiſtrator?“ frug er.

Der Sportelſchreiber, deſſen Ohr lange nicht den ſüßen Klang „Regiſtrator“ vernommen, war völlig beſiegt von der Liebenswürdigkeit des Inſpectors, freute ſich ſehr auf ein belehrendes Geſpräch mit dem erfahrnen Oeconomen und gab gern ſeine Einwilligung.

Langſchädel, noch immer der Meinung, Sonnenſchmidt beendige wegen ſeines Verluſts das Spiel, begann jetzt zu fluchen und meinte, da hätte er oft in ſeinem Leben die Geſellſchaft ſtören und aufhören müſſen. Ein wenig Malheur im Spiele dürfe einen Mann nicht gleich aus der Contenance bringen. In ſeinen Feldzügen gegen Napoleon habe er oft an einem Abend ſein ganzes Traktement im Pharao verloren.

Da Sonnenſchmidt feſt blieb und auf den drei Partieen, die noch geſpielt werden ſollten, beharrte und überdies dem Lieutnant Vorwürfe ob ſeines lauten Fluchens machte, gerieth letzterer in Wuth, nannte den Inſpector eine Betſchweſter, warf die Karten hin und ging fluchend nach dem Billardzimmer, wo er an einer Quatretour Theil nahm, die eben zuſammentrat.

„Gott ſei Dank,“ ſprach Sonnenſchmidt, „daß wir ihn los ſind, es mag ein ganz guter Mann ſein, aber das fortwährende Fluchen und Läſtern bekommt man nachgerade überdrüßig.“

„Ja,“ erwiederte Kappler, „obſchon man weiß, daß es der Herr Lieutnant nicht ſo bös meint, geht mir ſein Fluchen durch und durch. Ich muß geſtehen, ich liebe dergleichen gar nicht.“

Sonnenschmidt gab jetzt einen eclatanten Beweis, daß es ihm bei dem Spiele nicht um schnöden Mammon zu thun gewesen, denn er bestellte, nachdem sich Langschädel entfernt hatte, eine Flasche Erbacher und zwei Gläser.

Dem Sportelschreiber blieb ob solches unerhörten Luxus der Mund offen stehen. Er glaubte nicht recht gehört zu haben und sah den Inspector mit halb ängstlichen, halb zweifelvollen Blicken an, ob es mit demselben ganz richtig sei, denn Sonnenschmidt, obschon er sich nichts abgehen ließ, war keineswegs als spendabler Mann bekannt.

Der Inspector blieb ganz ruhig, sah den verdutzten Sportelschreiber mit vielem Wohlwollen an und sprach: „Setzen Sie Ihr Erlanger in die Ecke, Registrator, wir trinken ein Fläschchen mit einander."

Kappler wußte nicht, ob er wache oder träume, eine solche Auszeichnung war ihm fast nie widerfahren, nicht einmal bei feierlichen Gelegenheiten, wo sie sich doch eher rechtfertigen ließ und heute ohne allen Grund und ohne die geringste Veranlassung; wo überdies der splendide Geber außergewöhnlich im Spiel verloren hatte; kurz Kappler mochte simuliren wie er wollte, diese Sache blieb ihm ein Räthsel.

Röschen brachte den Wein.

„Hier, Herr Inspector," rief das Mädchen, „gewiß ist heute Ihr Geburtstag?"

„Den feiere ich nie," erwiederte Sonnenschmidt, „es ist mir aber so viel Rühmens von Eurem Erbacher gemacht worden, daß ich ihn einmal kosten will."

Mit diesen Worten entkorkte er die Flasche, schenkte als erfahrner Mann erst sich einige Tropfen ein, dann füllte er Kappler's Glas und dann das seine.

„Es ist doch eine herrliche Gottesgabe der Wein!"

meinte Sonnenschmidt, nachdem er den Erbacher prüfend gekostet und ihn für gut befunden hatte.

Da Kappler aus übergroßer Devotion noch immer zögerte, das goldene Getränk, wie appetitlich es in die Augen stach, an die Lippen zu bringen, fuhr der Inspector fort:

„Frisch getrunken, Registrator, nicht blos genippt, kommt, stoßt mit mir an, auf unsere beiderseitige Gesundheit."

„Ich wünsche Ihnen, mein hochverehrtester Herr Inspector, die beste, dauerhafteste Gesundheit," sprach der Sportelschreiber aufrichtig und aus voller Seele, „und ein langes, langes Leben voller Glück und Zufriedenheit."

„Gott gebe es," erwiederte Sonnenschmidt mit halb unterdrücktem Seufzer; „indeß, mein guter Kappler, wir sind alle sterblich, und wer weiß, ob nicht in Kurzem der Himmel über mich beschieden."

„O," tröstete der Sportelschreiber, „bei Ihrer fürtrefflichen Gesundheit, mein hochgeehrter Herr Inspector, haben Sie nichts zu befürchten. Ich bin überzeugt, daß Sie ein sehr hohes Alter erreichen."

„Kappler," fuhr Sonnenschmidt ernst fort, „der Mensch ist ein gebrechliches Werkzeug in der Hand des Höchsten, denken Sie an Jungnickel; binnen einer Spanne Zeit gesund und todt."

Allerdings gestand Kappler: „Herrn Jungnickel's plötzliches Ableben hat mich wahrhaft ergriffen."

„Trinken Sie, Registrator," ermunterte Sonnenschmidt und rückte mit dem Stuhle etwas näher. Nach einer Pause frug er in etwas gedämpftem Tone:

„Kappler, glauben Sie an Ahnungen?"

Das Kapitel, welches mit dieser Frage der Inspector berührte, war gerade eins von denen, die sich

vor Allen des ungetheilten Interesses Seiten Kappler's zu erfreuen hatten.

Der Sportelschreiber horchte daher hoch-auf und erwiederte mit geheimnißvoller Miene:

„Ahnungen, mein hochverehrter Herr Inspector, ei, wer wollte an diese untrüglichen Winke einer höhern Welt nicht glauben. Der Beispiele von ihnen gibt es zu viele, als daß sich unsere Vernunft erkühnen dürfte, sie hinweg zu läugnen. Nicht blos an Ahnungen glaube ich, auch an Geister, mein hochverehrter Herr Inspector, die irdische Gestalt annehmen, um uns zu warnen; es sind dies die sogenannten Visionen oder Erscheinungen; auch an Anzeigen glaube ich, die bei Sterbefällen so häufig vorkommen."

Sonnenschmidt schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf und gab sich überhaupt das Ansehen, als ob er die Wahrheit der Kappler'schen Worte in Zweifel ziehe; der Sportelschreiber aber, theils von der Existenz der Ahnungen, Anzeigen und Visionen auf das Unerschütterlichste überzeugt, theils durch den genossenen Wein redseliger gemacht, fing Feuer und ließ es sich auf das Entschiedenste angelegen sein, den ungläubigen Inspector für seine Meinung zu gewinnen und zum Proselyten zu machen.

„Schon der große Shakespeare," begann er, „der großbritannische Dichter sagt, daß es Vieles zwischen Himmel und Erde gäbe, worüber sich unsere Philosophen vergebens die Köpfe zerbrächen. Ich habe ein Buch zu Hause (ich erstand's in der Auction beim seligen Magister Haslinger), da steht es schwarz auf weiß, von Anbeginn der Welt bis auf unsre Tage, wie es gespukt hat an allen Ecken und Enden, bei allen Völkern, den gottlosen wie den frommen."

Da Kappler in diesem Gebiete nicht unbelesen

war, so konnte er dem Inspector eine solche Masse haarsträubender Beispiele aufzählen, daß dem ehemaligen Freigeiste angst und bange ward. Letzterer hatte solche Kenntniß in dem stillen Kappler gar nicht gesucht. Ehe daher die Flasche Erbacher zu Ende, war es der Beredtsamkeit des Sportelschreibers gelungen, den Inspector ganz für sich zu gewinnen. Sonnenschmidt faßte, je länger Kappler erzählte, immer größeres Vertrauen zu diesem. Der angeregte Gegenstand war ihm überhaupt so wichtig und lag ihm so am Herzen, daß er durchaus kein Bedenken trug, noch eine zweite Flasche kommen zu lassen.

Der Sportelschreiber, von dem ungewohnten Weine begeistert, versicherte mit freudestrahlenden Augen, daß ihm ein so schöner und erhebender Abend in seinem Leben nicht geworden. Er zog nach und nach den alten, ängstlichen und verpuppten Actenmenschen aus, die befreite Psyche wiegte sich selig in höheren, freieren Regionen und zeigte sich in ihrer natürlichen Schöne, begeistert für das Gute und Edle und gläubig ergeben den Himmeln der Unsterblichkeit.

Es war ein großes Glück für die Beiden, welche sich so angelegentlich über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit unterhielten, daß der Karpfenschmaus fast sämmtliche Kellergäste nach dem unfern gelegenen Buchholz gelockt hatte. Außerdem würden sie dem Spotte kaum entgangen sein. So waren bereits um neun Uhr die beiden Kellerstuben wie ausgeleert; selbst Langschädel, welcher einen Theil seines Gewinnstes im Billardspiele verloren hatte, war fluchend und verdrießlich, zeitiger als gewöhnlich nach Hause gegangen. Nur Röschen, nachdem sie die Gläser gespült und in Ordnung gebracht, befand sich noch wach und saß an ihrem gewohnten Plätzchen neben der Thür beim

Strickstrumpf und konnte sich nicht genug über Kapplern wundern, welchen sie im Leben nicht so eifrig hatte disputiren hören.

Auf dem Rathhausthurm schlug es eilf Uhr, da fuhr Kappler erschrocken in die Höhe.

„Eilf Uhr, rief er," und der alte Actenmensch streckte wieder seine langen Polypenarme nach ihm, „um Himmelswillen, was wird meine Wirthin sagen."

Sonnenschmidt tröstete und schenkte von Neuem ein. Der Sportelschreiber hatte sein ganzes Vertrauen gewonnen. Er war mehrmals im Begriff, demselben seine übernatürlichen Abenteuer mitzutheilen und Kappler's Rath einzuholen, aber dieser hatte ihn nie zu Worte kommen lassen. Immer fielen ihm neue außerordentliche und erschütternde Anecdoten aus dem Geisterreiche ein. Sein Vorrath war unerschöpflich.

Endlich, nachdem die Beiden ganz allein waren, auch Röschen war zu Bette gegangen und der Hausknecht schnarchte auf dem Sopha, hielt es Sonnenschmidt an der Zeit, seinem Herzen Luft zu machen.

„Kappler," sprach er, „nehmen Sie Platz, trinken Sie, wir kommen so jung nicht wieder zusammen."

Der Sportelschreiber, die Wahrheit dieser Worte erkennend, trank.

„Kappler," fuhr Sonnenschmidt in weichem Tone fort, indem er dem Sportelschreiber die Hand hinreichte, „wir wollen Freunde sein."

„Bis in den Tod," schwur dieser verklärt und es schmerzte ihn, nicht die ganze Welt an's Herz drücken zu können.

„Aber Verschwiegenheit," bat der Inspector, „ich habe ihnen etwas zu entdecken."

„Stumm wie das Grab," gelobte Kappler mit aufgehobener Schwurhand.

Nun theilte Sonnenschmidt mit gedämpftem Tone sein heutiges Erlebniß mit, erzählte von der Leichenfrau, dem Todtengräber, von dem Zettel voll Modergeruch; und wie die Gestalten durch die verschlossene Vorhausthür hereingekommen wären.

„Was sagen Sie, Kappler, Freund!“ frug der Erzähler, nachdem er mit der Schauergeschichte zu Ende. „Ich sollte meinen, das sind Dinge, die im Stande wären, den aufgeklärtesten, freidenkendsten Mann zu erschüttern und zum Nachdenken aufzufordern.“

Dem Sportelschreiber war es bei des Inspectors Erzählung eiskalt durch die Glieder gerieselt; seine Augen starrten, sein Haar sträubte sich. Wie grauenerregend die Auswahl seiner Geistergeschichten gewesen, so waren dies doch nur Erzählungen, die in Büchern gestanden oder die er von Hörensagen kannte; aus so authentischer Quelle, wie er sie eben vernommen, war ihm noch keine vorgekommen.

Kappler war fast noch mehr ergriffen, als der Erzähler. Wenn ihm zeither über die Wahrheit derjenigen Beispiele, die er mitgetheilt, noch hätte ein leiser Zweifel beschleichen wollen, des ehrenhaften und glaubenswerthen Inspectors Sonnenschmidt heut gehabte Vision schlug alle Scepsis nieder. War Sonnenschmidt nicht in ganz Neukirchen und Umgegend als Freigeist bekannt? Wenn einem solchen Manne solche Dinge passirten, mußten sie doppelte Geltung haben.

„Was sagen Sie, Kappler?“ wiederholte Sonnenschmidt, „nicht wahr, da möchte einem der Verstand still stehen?“

„Allerdings, total,“ gestand Kappler zähneklappernd, „ich zittere am ganzen Leibe.“

„Sollte es ein Wink der Vorsehung sein?“ fuhr der Inspector fort, „was meinen Sie, Kappler?“

„Allerdings, allerdings,“ erwiederte der Sportelschreiber, der sich von dem Gehörten gar nicht zu erholen vermochte.

„Wenn dem so wäre,“ sprach Sonnenschmidt bewegt und ergebungsvoll, „so werde ich mein Haus bestellen, damit, wenn der Himmel über mich gebieten sollte, er mich nicht ganz unvorbereitet findet.“

„Um Gotteswillen, das thun Sie,“ beschwor Kappler angstvoll mit aufgehobenen Händen, „gehen Sie in die Kirche, zum heiligen Abendmahl, entdecken Sie sich dem ehrwürdigen Herrn Superintendenten, flüchten Sie sich in den Schooß der heiligen Kirche, gehen Sie in sich, bessern Sie sich; und um aller Heiligen willen enterben Sie Ihren Neffen nicht.“

„Der Leichtfuß hätte es verdient,“ bemerkte Sonnenschmidt brummend.

„Aber Gott will nicht, daß wir uns an unserm eigenen Blute versündigen,“ fuhr der Sportelschreiber mit dringlichem Eifer fort, „alle Welt sagt's, daß Sie bitterliches Unrecht thun, wenn Sie den guten Jungen enterben; wen haben Sie auf der Welt? Ich gebe es zu, er ist leicht, macht Ihnen Kummer und Sorge, kostet Sie schönes Geld; aber Jugend hat nicht Tugend, sein Herz ist gut; wenn er ausgetobt hat, wird's der beste Mensch, das will ich beschwören. O mein verehrtester Herr Inspector, nur dieses nicht. Ich glaube, Sie hätten im Grabe keine Ruh, wenn Sie so hart wären. Nein, das thun Sie nicht, nicht wahr, Sie versprechen es mir?“

„Ich werde darüber mit mir zu Rathe gehen,“ erwiederte Sonnenschmidt nach einigem Nachdenken, „wiewohl die Rosine es weit mehr verdiente, daß ich sie bedächte.“

„Nimmermehr," versetzte Kappler, „alle Welt ist darüber einverstanden, daß das Mädchen die Erbschleicherin spielt. Sie glauben nicht, bester Herr Inspector, was Sie sich in der Meinung der Leute schaden, daß Sie dieses Wesen so begünstigen, das es beim Himmel nicht ehrlich mit Ihnen meint."

„Sehen Sie, verehrter Herr Inspector," fuhr der Sportelschreiber fort, „ich habe es immer nicht gewagt, Ihnen in dieser Sache ein Licht aufzustecken und die reine Wahrheit heraus zu sagen; aber heute sitzt mir das Herz auf der Zunge, ich kann nicht anders."

Da brummte es abermals vom Thurm; Kappler fuhr von Neuem erschrocken empor. So liederlich war er im Leben nicht gewesen. Der Gedanke daran packte ihn mit Geiersklauen.

„Was soll meine Wirthin denken," rief er einmal über das andre verzweifelt. „Sie glaubt am Ende, ich wandle auf bösen Wegen, ich komme in's Gerede, mein guter Ruf ist dahin."

Sonnenschmidt tröstete. Aber je näher die Geisterstunde herbeirückte und so oft er an den Heimgang dachte, desto unheimlicher ward ihm. Er wollte sich mit Gewalt betäuben und sprach zum Sportelschreiber:

„Kappler, wir haben einmal über den Strang gehauen! Wer weiß, wenn wir wieder so vertraut beisammen sitzen. Wir trinken noch ein Fläschchen!"

Kappler hob alle zehn Finger beschwörend in die Höhe und betheuerte, daß er alle Gegenstände doppelt sähe.

Sonnenschmidt, der mehr vertragen konnte, als der des Weins ungewohnte Sportelschreiber, ließ sich nicht abreden, sondern stand auf und rüttelte den schnarchenden Hausknecht. Dieser erfreute sich eines

so gesunden Schlafs, daß alle Bemühungen des Inspectors vergeblich waren.

Kappler, welcher seinem Freunde bei dem Erwekkungswerke hülfreich zur Hand gehen wollte, erhob sich, bemerkte aber zu nicht geringem Erstaunen, daß ihm die Füße den Dienst versagten. Er sank auf den Stuhl zurück und begann der Allmacht des Weins zu erliegen. Obschon ihm seine Augen Nichts deutlich erkennen ließen, blieb doch sein Ohr wach, und dieses vernahm, mit welcher Anstrengung Sonnenschmidt bemüht war, den verschlafenen Friedrich in's Bewußtsein zu rufen.

„Inspector," mahnte Kappler mit bereits sehr schwerer Zunge, „hochverehrter Inspector, Sie sehen, der Himmel will's nicht, daß wir mehr poculiren, sonst würde Friedrich erwachen."

Sonnenschmidt ließ sich in seinem Vorhaben nicht stören, und so gelang es endlich, den Schlaftrunkenen zu ermuntern und zu bewegen, daß er noch eine Flasche Wein aus dem Keller hole und auf den Tisch setze.

Der Sportelschreiber erlag immer mehr dem Genusse des Weins. Er saß mit gläsernen Augen auf seinem Stuhle und starrte vor sich hin, während seine Zunge zu lallen begann. Je weniger er aber im Stande war, von der neuen Flasche zu trinken, desto angelegentlicher ließ sich's Sonnenschmidt sein, dem Weine zuzusprechen. Er wollte sich mit Gewalt Courage trinken, um den Geistern rüstiger entgegenzutreten, bis auch er des Guten zu viel gethan und sich in gleichem Zustande mit Kapplern befand.

Die Rathhausuhr verkündete die zwölfte Stunde. Die beiden Lichter waren herabgebrannt. Der Inspector suchte sich mit Gewalt zu ermannen und sprach:

„Kappler, haben Sie's gehört, es schlug zwölf?"

„Sehr richtig, zwölf," lallte dieser.

„Da dächte ich doch, daß wir aufbrächen," fuhr Sonnenschmidt fort.

„Sehr richtig, aufbrächen —" erwiederte der Sportelschreiber.

„Kappler, geschätzter Freund," begann der andere nach einer Pause, „ein Wort im Vertrauen."

„Ein Wort im Vertrauen," gab Kappler zurück.

„Sie könnten diese Nacht bei mir schlafen, Kappler."

„Schlafen" — nickte dieser, und sein weinschweres Haupt sank auf die Brust.

„Wir müssen aufbrechen," gab Sonnenschmidt zu bedenken

„Aufbrechen," lallte der Sportelschreiber.

„Kommen Sie, Kappler," fuhr der Inspector fort, „ich werde Sie führen, Sie scheinen mir etwas molum."

„Molum," versetzte Kappler im Echo, rührte sich aber nicht von der Stelle.

„Hier können wir nicht bleiben," stellte Sonnenschmidt vor.

„Bleiben —" sprach Kappler.

Der Inspector hatte sich jetzt erhoben und war menschenfreundlich bemüht, den Sportelschreiber von seinem Stuhle emporzurichten. Dabei verlor er selbst das Gleichgewicht und gerieth in's Schwanken. Er hatte mit der einen Hand Kappler's Arm erfaßt, mit der andern suchte er an dem Tische einen Stützpunkt. Dieses schlug fehl. Durch das wiederholte Hin- und Hertappen verlor Sonnenschmidt seine Haltung. Er glich einem Thurme bei einem Erdbeben, der jeden Augenblick den Einsturz befürchten läßt. So geschah es auch. Kein Gott konnte ihn retten. Die colossale Gestalt sank und zog den Sportelschreiber, den

Tiſch, Flaſchen, Gläſer, Lichter mit ſich zur ſichern, ſoliden Erde.

Der Bergſturz verurſachte ein ſolches Krachen, daß Friedrich, obſchon er wieder im tiefſten Schlafe lag, wie behext aufſprang und in allem Ernſte an ein Erdbeben glaubte. Er rieb ſich die Augen und wußte nicht, ob er wache oder träume, denn in der Stube war es ſtockfinſter geworden.

Sonnenſchmidt hatte trotz des Sturzes in die Tiefe ſeine Menſchenfreundlichkeit nicht abgelegt. Er erkundigte ſich, da er ob der ausgelöſchten Lichter ebenfalls nichts ſah, nach Kapplern.

„Regiſtrator," frug er, „wo liegen Sie?"

Der Regiſtrator, welcher unmittelbar neben ihm auf dem Bauche ausgeſtreckt war, gab ſtatt der Antwort einen tiefen Seufzer von ſich.

„Sie haben ſich doch nicht Schaden gethan," fuhr Sonnenſchmidt fort, „es war ein verwünſchter Fall. Friedrich, wo ſteckt die Creatur?"

Der Hausknecht, als er ſeinen Namen rufen hörte, eilte ſchlaftrunken, aber von Dienſteifer geſpornt, nach der Gegend, von wo die rufende Stimme erſcholl. Plötzlich ſtolperte er gleichfalls und fiel auf den Inſpector.

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!" fing dieſer zu beten an, denn er glaubte nicht anders, als die Geiſter wären im Begriffe, ihm das Genick einzubrechen. Der Sportelſchreiber, welcher ob dieſer ernſten Worte etwas zu Verſtande kam, ſteckte den Kopf in die Höhe und ſchaute um ſich, worauf er entſetzlich zu wehklagen begann; da rings umher die tiefſte Finſterniß herrſchte, ſo glaubte er, er ſei blind geworden. Der Inſpector ſeinerſeits, Kappler's Schmerzenslaute für ein untrügliches Zeichen haltend, daß

er ebenfalls eine Beute der Geister geworden, forderte ihn auf, sein Gebet mit dem seinigen zu vereinen.

Friedrich konnte sich im ersten Schrecken auf dem colossalen Leibe Sonnenschmidt's in der Finsterniß nicht zurechtfinden und kroch auf demselben wiederholt auf und ab. Dies hielt der Inspector in der Todtenangst für einen neuen Beweis, daß die Geister nach seiner Kehle suchten.

„Wenn's einmal nicht anders sein soll," krächzte Sonnenschmidt mit der Resignation eines Sterbenden, „macht's kurz, gute Geister, nicht lange martern."

Damit streckte er sich der Länge lang auf den Fußboden aus und hielt den Kopf ein wenig empor, damit die nächtlichen Heerschaaren sich seines Halses um so leichter bemächtigen könnten; auch lüftete er die Halsbinde.

Friedrich war in Folge des resignirenden Streckens von Sonnenschmidt's Körper abgeworfen worden und auf den Sportelschreiber gefallen. Dieser erhob ein Mordjo, daß die Wände zitterten und wollte sich trotz seiner Blindheit nicht ergeben. Er strampelte wie ein Verzweifelter mit Händen und Füßen und that alle mögliche Gelöbnisse, wenn ihn die Geisterschaar diesmal verschonen wolle.

Der Inspector, als er Kapplern so beispiellos schreien hörte, dachte bei sich: „jetzt machen sie den Sportelschreiber kalt. Es ist immer so gewesen, daß die schweren Missethäter zuletzt daran kamen." Er war bescheiden genug, sich für den schweren Missethäter zu halten. Indeß hoffte er noch ein gutes Werk zu thun und sich bei den nächtlichen Unholden zu insinuiren, wenn er Kapplern ermahnte, keinen unnützen Widerstand zu leisten und sich geduldig in sein trauriges Geschick zu fügen.

„Ergeben Sie sich, Registrator," sprach er, „und erschweren Sie sich Ihr letztes Stündlein nicht durch thörichte Widerspenstigkeit. Sie werden bei Ihrer schwächlichen Constitution bald ausgelitten haben."

„Was, schwächliche Constitution," schrie der Sportelschreiber, der vor Angst wieder etwas nüchtern geworden war, „meine Constitution ist vortrefflich, noch für lange Jahre berechnet, ich wünsche keine bessere. Drum mag ich jetzt noch nicht sterben, das kann Gottes Wille nicht sein. Ich stehe in der Blüthe der Jahre, will noch heirathen, mein Geschlecht fortpflanzen. Ich bin bestraft für das Ueble, so ich hienieden ohne Wissen und Willen gethan habe, ich bin stockblind und sehe vom hellen lichten Tage nichts mehr. Kein Billigdenkender kann größere Buße und Opfer verlangen."

Nach diesen Worten strampelte er wieder aus Leibeskräften und schlug um sich mit einer Vehemenz, als habe er es mit englischen Boxern zu thun, während der ungebetene Gast wie ein Alp auf ihm lag und mit den Händen fortwährend auf Hals und Nacken (den Kopf hatte Kappler wohlweislich eingezogen) umhertappte.

„Wie sprechen Sie wieder, Registrator," strafte Sonnenschmidt, „wo ist die Gottesfurcht?"

„Sie haben gut reden," replicirte der Sportelschreiber, mit Händen und Füßen fortarbeitend, „Sie empfangen blos Ihren verdienten Lohn für Ihre Freigeisterei, aber ich komme ganz unschuldig dazu, weil man mich zufällig in Ihrer Gesellschaft getroffen. Wegen mir hätte sich kein Geist incommodirt. Nun haben wir unfehlbar die Leichenfrau und den Todtengräber, die sich beiderseitig heute schon bei Ihnen angemeldet, in eigner hoher Person auf dem Leibe.

Ich mag schütteln wie ich will, ich werde den Todtengräber nicht los."

War durch das Geräusch des umgeworfenen Tisches die Kellerpachterin Madame Kliemann schon aus dem Schlafe gestört worden, so hatte sie das Zetergeschrei des Sportelschreibers vollends munter gemacht. Sie war aufgestanden, hatte Licht angezündet. Röschen und das gesammte weibliche Küchenpersonale wurden aufgeboten, und nachdem man in dem Schlafzimmer der Kliemann eine geschlossene Colonne gebildet, setzte sich wohlbewaffnet die Executionsarmee, die große, stämmige und tapfere Küchenmagd Hanne an der Spitze, nach dem Gastzimmer in Bewegung, von woher von Zeit zu Zeit die Stimmen des Inspectors und des Sportelschreibers vernehmbar wurden. Die Kellerpachterin, welche den Oberbefehl führte, schritt in der Mitte.

Kapplern war es nach mühevoller Anstrengung vermittelst eines kühnen, verzweifelten Rucks gelungen, den Geist abzuschütteln. Er meldete seinen Sieg Sonnenschmidten und erkundigte sich ob derselbe noch lebe?

Der Inspector, welcher aus Besorgniß, die Geister noch mehr in Harnisch zu bringen, nicht gewagt hatte, irgend eine Bewegung vorzunehmen, lag ausgestreckt, so lang er maß, auf dem Boden und erwartete mit lauschendem Ohre der Dinge, die da kommen sollten. Er konnte dem Sportelschreiber seine gerechte Mißbilligung nicht verhehlen, daß er sich den Unternehmungen der Geister mit solcher Halsstarrigkeit widersetzte.

„Hier hilft Alles nichts, guter Kappler," sprach er, „wenn es einmal beschlossen ist, daß wir daran müssen, mögen wir uns sperren, so viel wir wollen, wir sind der Katze. Frevelhafte Widerspenstigkeit ist

hier durchaus nicht am Orte; sie vermehrt die Martern und macht die Todesart qualvoller."

Kappler, nachdem er die drückendste Todesgefahr abgewälzt, gedachte wieder des kleinern Uebels, nämlich der Blindheit. Er überlegte mit Schaudern, wie das bei dem Mangel eines so wichtigen Organs, wie das Gesicht, mit der Sportelschreiberei werden solle, und brach von Neuem in Wehklagen aus, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Sonnenschmidt tröstete, obgleich er den eigentlichen Grund von Kappler's Wehmuth nicht kannte.

Friedrich, welcher endlich vollkommen wach geworden und sich überzeugt hatte, daß er auf Niemand andrem, als auf dem Inspector und dem Sportelschreiber als Alp hanthieret, war, nachdem ihn Kappler in Todesverzweiflung abgeworfen, wieder still und unbemerkt auf allen Vieren durch die Finsterniß nach dem äußersten Sopha in die angrenzende Billardstube gekrochen, wo er sich ausstreckte und schlafend stellte, als ob nichts vorgefallen sei. Denn er muthmaßte mit vieler Umsicht, daß es ihm nicht zum Besten angerechnet werden dürfe, wenn seine Geisterrolle, die er allerdings ganz wider Willen gespielt, an den Tag käme. Auch hatte er sehr richtig calculirt, daß die wachsame Kliemann in Folge des Donnergepolters und des außergewöhnlichen Geschreis Kappler's eine energische Diversion veranstalten und eine nachdrückliche Untersuchung anstellen werde.

Also Friedrich schnarchte aus Leibeskräften, obschon er völlig wach war, als sich die Thür öffnete und das Küchenbataillon seinen Einzug hielt. So wie Kappler den Lichtschimmer erblickte und die herzerfreuende Entdeckung machte, daß das Licht seiner Augen dermalen noch nicht erloschen sei, falteten sich seine Hände in-

brünstiglich und er begann laut das Vaterunser zu beten.

Sonnenschmidt, von dem plötzlichen außerordentlichen Lichtglanze überrascht und von dem andächtigen Beten Kappler's seltsam ergriffen, glaubte nicht anders, als die Geister hätten ihr Werk sanft an ihm vollbracht und er sei mit dem Sportelschreiber wohlbehalten im Paradiese angelangt. Er faltete gleichfalls andächtig die Hände und begann den ersten Vers des Gesangbuchliedes: „Nun ruhen alle Wälder," des einzigen, dessen er sich aus der sündigen Erdenwelt zu entsinnen wußte.

Während des frommen Geschäfts hatte der Inspector nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich verstohlen in dem neuen Himmelreiche, von welchem ihm auf Erden so viel war erzählt worden, ein wenig umzuschauen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen, wie zu seiner unsagbarsten Zufriedenheit, bemerkte er vermittelst eines leisen Seitenblicks, während sein Mund noch immer an dem Gesangbuchverse: „Nun ruhen alle Wälder," recitirte, in der einen Ecke des himmlischen Landes eine ziemliche Anzahl thönerner Bierflaschen, ganz wie sie in Neukirchen gebräuchlich.

„Nun haben doch die Gelehrten gefabelt über dieses Land," dachte er mit großer Behaglichkeit; „hätte ich gewußt, daß es hier so hergeht, würde ich mich nicht mein Lebetag vor dem Tode so entsetzt haben. Dank Euch, gute Geister, die ihr mich sanft und unbemerkt der langen Lebensfurcht entrissen und eingeführt habt in das Land der Gewißheit."

Das Küchenbataillon, welches jetzt inne ward, von wem der Spuk und Spektakel ausgegangen, Kapplern und den Inspector betrunken am Boden und den Tisch

umgeworfen fanden, brachen einſtimmig in ein unauslöſchliches Gelächter aus.

„Und mit welcher Heiterkeit,“ dachte Sonnenſchmidt, „man von den himmliſchen Heerſchaaren empfangen wird. Da geht es ja gar nicht ſo ſteif her, wie ich mir habe ſagen laſſen.“

Als jedoch das Gelächter von Seiten des Küchenperſonals gar kein Ende nehmen wollte, die Stimme der Kliemann vernehmbar ward und ſich Sonnenſchmidt die himmliſche Localität näher beſichtigte, da kam ihm die Sache denn doch zu irdiſch vor und er ward allmälig inne, daß er ſich noch vollkommen geſund und wohl conſervirt im irdiſchen Jammerthale befinde, eine Wahrnehmung, die ihm im Grunde ebenfalls nicht unangenehm war.

Kapplern war höchſt ſonderbar zu Muthe. Er hatte ſich zwar vom Erdboden aufgerafft, konnte jedoch mit ſeinen Füßen nicht zurechtkommen, welche ihrem Herrn und Meiſter gänzlich den Gehorſam aufgekündigt hatten, daher der Sportelſchreiber gezwungen war, alle Augenblicke eine andere Poſition anzunehmen. Sein Rauſch war in Folge des unerhörten Geiſterſpuks ſo ziemlich verflogen. Alles Erlebte kam ihm wie ein Traum vor. Er wußte nicht, wie er von ſeinem Sitze auf den Erdboden niedergefahren war, nur daß ein grauſamer Geiſt auf ſeinem höchſteigenen Leichname hölliſche Kurzweil getrieben, war ihm klar und deutlich. Er hätte ſich in ſeinem Leben nicht träumen laſſen, daß ein Geiſt ſo maſſiv auftreten könne, denn nach ſeiner Naturgeſchichte der Geiſter waren dieſe ein äußerſt luftiges Volk, die auf einer Flaumenfeder tanzten, ohne dieſelbe niederzubeugen. Nach ſeiner feſten Ueberzeugung mußte er auf denjenigen Partieen ſeines Körpers, auf welchen der Kobold

hauptsächlich sein Unwesen getrieben, blitzblaue Flecke haben.

„Ei, ei," begann jetzt die Rathskellerpachterin, ein Licht in der Hand haltend, und gefolgt von dem kichernden Küchenbataillon, „was haben Sie da für Wirthschaft getrieben. Das ganze Haus hat kein Auge zuthun können, so haben Sie spectakelt; wer heißt Sie auch so tief in's Glas gucken, gesetzte Männer."

„Wer? wir?" frug Sonnenschmidt, noch immer auf der Erde liegend; „Geister waren es, die auf unseren eigenen Leichnamen auf- und abspazierten und uns wegen unserer Sünden dermaßen abstraften, daß wir zeitlebens daran denken werden."

Ein schallendes Gelächter von Seiten des Dienstpersonals folgte. Selbst Madame Kliemann, wie unangenehm ihr der Vorfall war, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Ich kann mit einem heiligen Eide geloben," versicherte Kappler, „daß der Herr Inspector die reine, lautere Wahrheit gesprochen, ein oder mehre Geister, ich vermochte ihre Anzahl wegen mangelnden Lichtes nicht zu erkennen, haben, nachdem sie uns wahrscheinlich zu Boden geworfen, auf uns ihren Geistertanz aufgeführt, der sehr mysteriös sein soll; wenigstens was meine Person anbelangt, kann ich das Factum eidlich erhärten."

„Nun, auf mir ging's erst zu," bekräftigte Sonnenschmidt, „Ihr Alle habt keinen Begriff von solcher Trampelei; ich glaube, daß sie mir das ganze Fleisch von den Knochen getreten haben."

„Wir kennen schon diese Art Geister," erwiederte Madame Kliemann, „die Weingeister."

„Ihr redet, wie Ihr es versteht," fuhr der Inspector ziemlich in alter grober Manier heraus; „ich

werde doch fühlen, wenn Jemand auf meinem eigenen Leibe auf- und niederrutſcht."

„Geiſter kann man weder fühlen, noch ſehen," verſetzte die aufgeklärte Kellerpachterin.

„Das war früher ebenfalls meine Meinung," ſprach der Inſpector, „jetzt bin ich mit Schrecken eines Andern belehrt worden."

„Sie können ſich wirklich überzeugt halten, geehrte Madame Kliemann," bemerkte Kappler, der noch immer nicht ganz mit ſeinen Füßen auf's Reine kommen konnte, „daß der geehrte Herr Inſpector nur Wahrheit ſpricht, kein Jota iſt erdichtet."

„Aber zum Guckuck," zankte Sonnenſchmidt, der ſich noch immer nicht vom Boden erhoben und dem ſeine Lage allmälig unbequem ward, „was ſteht Ihr da und gafft, helft mir auf die Beine."

Auf dieſe Worte wollte der ſtets dienſtfertige Kappler zuſpringen, verlor aber ſelbſt das Gleichgewicht und befand ſich, ehe man es verſah, der Länge lang wieder in ſeiner früheren horizontalen Lage. Er raffte ſich indeß bald wieder auf; ſein Körper wog nicht ſchwer. Mit der Erhebung des Inſpectors gab es aber eine große Scene. Das geſammte anweſende weibliche Publikum mußte Hand anlegen. Es war ein Heben und Schieben, als wenn man einen ſteinernen Obelisk in die Höhe richtet. Endlich ſtand Sonnenſchmidt wieder aufrecht in ſeiner ganzen Größe und Majeſtät und ſchaute ſich verwundert um; denn wie Kapplern ſchien auch ihm Alles ein ſchwerer Traum geweſen zu ſein.

Madame Kliemann befahl, den Tiſch wieder aufzurichten, die Scherben der zerbrochenen Flaſchen und Gläſer hinwegzuräumen und für die beiden nächtigen Gäſte ſchwarzen Kaffee zu kochen.

„Aber ſagen Sie mir," frug die Wirthin, nachdem der größte Theil des Küchenperſonals wieder zu Bette gegangen war und Sonnenſchmidt und Kappler auf ihren Stühlen Platz genommen hatten, „ſagen Sie mir, wie Sie den großen Tiſch umwerfen konnten?"

„Das iſt uns gar nicht in den Sinn gekommen," antwortete der Inſpector, „nicht wahr, Kappler? Alles haben die Geiſter gethan."

„Ich bin ebenfalls feſt überzeugt," geſtand der Sportelſchreiber, „daß beim Umwerfen des ſehr anſehnlichen Tiſches eine höhere Geiſterhand im Spiele war und fühle mich gezwungen, der Anſicht des verehrten Herrn Inſpectors in dieſer Angelegenheit vollkommen beizupflichten."

„Hören Sie auf mit Ihren Geiſtern," ſprach ärgerlich die Kliemann, „man läßt ſich einen Spaß gefallen."

„Kappler, da hören Sie's," rief Sonnenſchmidt, „ſie glaubt's nicht, ſollen wir vom Leder ziehen und die blauen Flecke zeigen?"

„Ich verlange Ihre blauen Flecke nicht zu ſehen," fuhr die Kellerwirthin fort, „ich denke mein Beſtes."

„Sehr geehrter Herr Inſpector," gab hier der umſichtige Kappler zu bedenken, „ſollten die Flecken von Geiſterhand auch wirklich blau ausſehen; könnte den unſichtbaren Mächten, die auf uns weilten, nicht auch eine andere Farbe beliebt haben, vielleicht Orange oder Feuergelb?"

„Was wäre Geiſtern unmöglich," geſtand Sonnenſchmidt; „übrigens Kappler, verehrter Freund, Sie müſſen dieſe Nacht bei mir ſchlafen. Sie können einmal nicht in Ihr Haus."

Dem Sportelſchreiber trat jetzt ſeine heroiſche Ausſchweifung, die er ſich dieſe Nacht hatte zu Schulden

kommen laſſen, mit Flammenlettern des ewigen Gerichts vor die Augen. Jetzt ſollte er gar beim Inſpector ſchlafen. Wie, in einem fremden Hauſe? Das wäre das erſte Mal in ſeinem Leben. Und in welchem Hauſe! Waren in demſelben nicht die Geiſter bei Tage frank und frei aus und eingegangen? Wie mochte es da bei Nacht hergehen?

Kappler ſtellte ſich daher, als ob er die Worte Sonnenſchmidt's von wegen des Uebernachtens bei demſelben gar nicht verſtanden habe. Er wußte überhaupt nicht, wie es dieſe Nacht werden ſollte. Nach Hauſe konnte er nicht, ſo viel war gewiß. Seine Wirthin war taub; er hätte eher die Todten aus den Gräbern klingeln und klopfen können, als die alte Chriſtine aus dem Schlafe. Hier war alle Hoffnung vergebens; und auf dem Keller zu bleiben, war gleichfalls nicht rathſam. Wie leicht konnte der ſolide Mann in den Geruch eines außerordentlichen Trunkenbolds kommen? Mit dem Inſpector zu gehen, war aus den angeführten Gründen nicht ausführbar. Alſo wohin dieſe Nacht? Dieſer Gedanke war es, der dem Sportelſchreiber, nachdem der Weingeiſt verflogen, der Verzweiflung nahe brachte.

„Kappler," wiederholte der Inſpector, „Sie ſind mein Freund, Sie werden mich dieſe Nacht nicht verlaſſen."

„Ach wäre ich doch," ſeufzte der Sportelſchreiber, bei dem ſich allmälig jenes ſo höchſt unbehagliche phyſiſche und moraliſche Unwohlſein einſtellte, das auf ein Trinkgelag zu folgen pflegt, „wär' ich doch halb Zehn nach Hauſe gegangen und hätte mich friedfertig auf's Ohr gelegt, ſo wär' all' dies Unglück nicht über mich hereingebrochen."

„Kappler, Regiſtrator," fuhr Sonnenſchmidt drin-

gend fort, „hier können wir nicht bleiben, das ſehen Sie, der Scandal Morgen in der Stadt; aber allein geh' ich nicht nach Hauſe.“

Der Sportelſchreiber wußte in der Angſt ſeines Herzens nicht, was er antworten ſollte.

„Bleiben Sie da,“ rieth die Kellerwirthin, „die beiden Betten in der Gaſtſtube ſtehen leer; Mitternacht iſt lange vorüber; das Wetter abſcheulich. Hören Sie, wie der Sturm die Läden rüttelt; man ſieht die Hand vor den Augen nicht. Sie finden ſich nicht nach Hauſe.“

Der Sportelſchreiber zog jetzt ſeine tombakne Taſchenuhr hervor. Er glaubte ſeinen Augen nicht zu trauen. Er hielt den Zeitmeſſer zweifelvoll an ſein Ohr, in der Hoffnung, derſelbe ſei am Nachmittag ſtehen geblieben. Aber die Uhr pickte ganz munter.

„Heiliger Himmel, halb drei,“ rief er, „daß mir ordnungsliebendem Manne ſo Etwas arriviren muß!“

Der Inſpector hatte indeß die Rede der Madame Kliemann nicht ohne Zufriedenheit vernommen.

„Wie wär's Kappler, wenn wir blieben, wo wir ſind?“ frug er.

Der Sportelſchreiber ſchauderte. Eine ganze Nacht im Wirthshauſe zuzubringen, ſchien ihm als angeſtellte Perſon ein Verbrechen, das unmittelbar nach dem Raubmorde rangirte.

Noth macht erfinderiſch. So entſann ſich Kappler, daß mit den Morgenſtunden die Macht der Geiſter aufhöre, den Menſchen gefährlich zu werden. Er theilte dieſe Wahrheit aus ſeiner Geiſterkunde dem Inſpector mit und gab zugleich zu verſtehen, daß er deshalb nicht ganz abgeneigt wäre, bei Sonnenſchmidt zu übernachten.

„Mir ganz recht,“ verſetzte dieſer, „nach Hauſe

muß ich doch einmal, mag daſelbſt geſchehen, was da will. Ich halte Sie beim Wort. Wir gehen ſelbander."

„Indeſſen," fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „ſcheinen ſich diejenigen Geiſter, welche es ſpeciell auf mich abgeſehen haben, an Ihre aufgeſtellte Geiſterregel nicht zu kehren, da ſie am hellerlichten Mittage bei mir einſprachen."

Kappler erſchrak, als er dieſes Umſtands gedachte, und gleichwohl wollte er als halbe Gerichtsperſon ſein gegebenes Wort nicht zurücknehmen.

„Wenn Sie einmal auf dem Nachhauſegehn beſtehen," verſetzte die Wirthin, „ſo ſoll wenigſtens der Friedrich mit der Laterne vorangehen; allein laſſe ich Sie nicht fort."

Dieſer Vorſchlag war dem Inſpector wie Kapplern gleich angenehm.

Friedrich ward geweckt. Das koſtete wieder erſtaunliches Rufen und Rütteln.

„Aber ſag' mir, Friedrich," frug der Inſpector, „Du mußt einen wahrhaft eiſernen Schlaf haben. Sag' mir um Alles, haſt Du auf Deinem Sopha nicht den fürchterlichen Spectakel gehört?"

Friedrich rieb ſchlaftrunken die Augen und verſicherte, Nichts gehört zu haben.

„Du wärſt mein Hausknecht," fuhr Sonnenſchmidt fort, „da konnten wir ja beide ermordet und gerädert werden, Du hätteſt ruhig fortgeſchnarcht. Ich glaube, Du würdeſt nicht aufwachen, wenn ſie das ganze Rathhaus forttrügen und Dich mit."

„Sollte auch hier nicht ein höherer Einfluß obwalten?" gab Kappler zu bedenken, „damit die Geiſter uns ungeſtört treten konnten, hielten ſie den guten Burſchen in Zauberſchlaf gebannt; ſie lieben

bei ihren nächtlichen Unternehmungen keine Gesellschaft."

Da der Inspector und der Sportelschreiber immer wieder auf die Geister zurückkamen, so ward die Kliemann endlich ärgerlich. Sie gebot dem Friedrich, die Laterne anzuzünden und dem Herrn Inspector nach Hause zu leuchten, worauf sie sich selbst wieder zur Ruhe begab.

Es schlug gerade drei Uhr des Morgens, als die nächtliche Gesellschaft aufbrach. Da trat neues Malheur ein. Sonnenschmidten fehlte der Hut und Kapplern die Sackmütze. Vergeblich war Suchen und Umherleuchten. Langschädel, dem es geärgert, daß ihn der Inspector am vorigen Abende nicht zum Weintractemente eingeladen, hatte sich mit der beiderseitigen Kopfbedeckung einen Schabernack erlaubt, Sonnenschmidt's Hut, so wie Kappler's Mütze heimlich wegpracticirt und diese beiden nützlichen Kleidungsstücke so lange nach den blätterlosen Aesten der Rathhauslinden geschleudert, bis Hut und Mütze in der Höhe hängen geblieben waren; worauf er ruhig, als sei nichts vorgefallen, den Heimweg angetreten hatte.

Kappler war außer sich, als seine Sackmütze, auf welche er große Stücke hielt, nicht vorzufinden war. Er jammerte und erzählte, wie er die Vermißte erst vorigen Herbst habe neu füttern und aufputzen lassen.

Es unterlag gar keinem Zweifel, daß bei so völlig räthselhaftem Verschwinden der beiderseitigen Kopfbedeckung nicht die Geister ihre Hand im Spiele haben sollten.

Der Inspector ertrug den Verlust als Mann.

„Es war zwar ein wasserdichter Kastor," sprach er, „aber es ist mir immer lieber, daß sich die unsichtbaren Mächte an dem Hute vergriffen und nicht am Kopfe."

„Aber entblößten Hauptes," meinte Kappler weinerlich, „können wir doch unmöglich durch Sturm und feuchte Nacht bis nach Ihrer entlegenen Wohnung gehen? Ich erfreue mich zwar einer sehr abgehärteten Natur, aber solche Strapaze möchte ich derselben nicht zumuthen."

Nachdem trotz aller Nachforschung Hut und Sackmütze, sie schaukelten ja beiderseitig lustig und luftig in den Aesten des Lindenbaumes, nicht aufzufinden waren und sich Sonnenschmidt wie Kappler vergebens den Kopf zerbrachen, was jetzt anzufangen sei, schaffte Friedrich Rath.

„In der Salzkammer," berichtete er den beiden sich gegenseitig rathlos und kläglich ansehenden baarhäuptigen Gästen, „hängen ein paar alte dreieckige und breitkrämpige Nachtwächterhüte."

„Her damit," gebot sogleich der Inspector, „ich vertret's beim Rathe, wenn wir uns derselben bedienen zur Zeit der Noth. In der Salzkammer sind sie so überflüssiges Mobiliar."

Es gewährte einen sonderbaren Anblick, als sich Sonnenschmidt und Kappler mit den alterthümlichen Hüten decorirten. Ersterem stand der Nachtwächterhut ganz stattlich und majestätisch; dem Sportelschreiber aber war die innere Oeffnung viel zu weit, sein schmächtiger Kopf fuhr bis an die Schultern hinein. Kappler probirte den Hut nach allen zwei und dreißig Gegenden der Windrose, aber Alles vergebens, die Oeffnung blieb zu weit.

„Was genirt das," tröstete Sonnenschmidt, „lassen Sie das Hutgebäude getrost bis auf die Achsel herabfallen, Ihr Kopf steckt um so wärmer."

„Ja, aber erlauben Sie gütigst," erwiederte der Sportelschreiber, „dann sehe ich durchaus nichts."

„Thut nichts," fuhr der Inſpector fort, „wir müſſen uns helfen, ſo gut wir können; Sie halten ſich an meinem Rocke an, ſo führe ich Sie ſicher durch Sturm und Nacht."

Kappler fand den Vorſchlag eben ſo menſchenfreundlich als annehmbar.

Jetzt ſetzte ſich die nächtliche Caravane in Bewegung. Voran Friedrich mit der Laterne. Ein naßkalter Nachtwind wehte den Wanderern entgegen. Sie ſchritten unter den alten Lindenbäumen dahin, ohne zu ahnen, daß ihre beiderſeitige Kopfbedeckung hoch über ihnen in der Luft ſchwankte. Der Sportelſchreiber hielt ſich immer einen Schritt dicht hinter dem Inſpector, deſſen Rock er mit beiden Händen gefaßt hatte. Er ſelbſt wandelte in tiefer Finſterniß, denn der Nachtwächterhut ſaß ihm auf beiden Schultern. Dafür konnte aber weder Sturm noch Regen ſeinem Himmelsglobus, wie Jean Paul den menſchlichen Kopf poetiſch nennt, nichts anhaben. Mit den Füßen erging's aber Kapplern um ſo miſerabler. Der Boden war naß und hier und da hatten ſich in Folge des mehrtägigen Regens und des unregelmäßigen Stadtpflaſters kleine Teiche gebildet. Sonnenſchmidt in ſeinen großen Waſſerſtiefeln ließ ſich ob dieſer Terrainſchwierigkeit kein graues Haar wachſen. Er ging, ein zweiter Chriſtophorus, mitten durch's Waſſer und zog den hochaufſtrampelnden und ſeufzenden Sportelſchreiber, welcher der Gefahr nicht ausweichen konnte, mitten durch die Fluth.

Vergebens erſuchte die durch die dicke Filzwand ſehr gedämpfte Stimme des Sportelſchreibers den voranſchreitenden Waſſertreter, die Pfützen doch ſo viel als möglich zu berückſichtigen, weil nichts gefährlicher ſei, als eine Fußerkältung, welche oft von den ſchlimmſten Folgen begleitet ſei; aber Sonnenſchmidt, welcher fort-

während die Laterne des voranleuchtenden Friedrich im Auge hatte, vernahm nichts von den Wünschen und Beschwörungen seines Hintermanns.

„Du kennst doch mein Haus?“ erkundigte sich der Inspector bei dem Laternenträger, der ob der beschwerlichen Commission, so ihm geworden, verdrießlich und wortkarg seinen Weg verfolgte.

„Es ist das Friedberg'sche am Thomasplatze?“ frug Friedrich.

„Ganz recht,“ gab Sonnenschmidt zur Antwort; und die Reise ging weiter.

Bei Kapplern, welcher wie ein gebundener Verbrecher mitleidlos durch Dick und Dünn geschleift wurde, erreichte endlich, da Bitten und Beschwörungen fruchtlos verhallten, die Verzweiflung den höchsten Grad. Er that aus Leibeskräften einen energischen Ruck, um seinen Planeten, dem er als Mond folgen mußte, zum Stehen zu bringen.

„Was gibt's?“ frug Sonnenschmidt, stehen bleibend, welcher fürchtete, der Sportelschreiber habe ihm einen Schooß seines Kalmucks entwendet.

Kappler ließ jetzt den Kalmuck fahren und war bemüht, mit beiden Händen den Nachtwächterhut aufwärts zu schieben, um sich verständlich zu machen.

Nachdem er den Filz so weit emporgebracht, daß er den Mund frei hatte, sprach er in klagendem Tone: „Keinen trockenen Faden hab' ich an den Füßen, verehrter Herr Inspector; ich glaube, das wird ein Rheuma, an dem ich zeitlebens zu schleppen habe.“

Der Inspector tröstete, und zählte die zahlreichen wollenen Strümpfe auf, die Kapplern, sobald sie nach Hause kämen, zu Gebote stünden.

„Ist es denn noch weit?“ erkundigte sich der Sportelschreiber, welcher vor Kälte zitternd, vergebens in der Nacht sich zu orientiren bemühte.

„Ein Katzensprung," erwiederte Sonnenschmidt; „fassen Sie wieder an, Kappler."

„Wo sind wir denn eigentlich?" frug Jener.

„Auf der Webergasse," lautete die Antwort.

„Daß Gott erbarm," seufzte der Sportelschreiber, „da sind wir ja kaum die Hälfte des Wegs und sind doch schon so lange gegangen."

„Ich begreife auch nicht, warum uns Friedrich in der Irre herumführt. Wenn wir durch das Sporer- und Hintergäßchen gewandert, müßten wir längst zu Hause sein."

Sonnenschmidt hatte diese Worte so laut gesprochen, daß sie Friedrich vernommen.

„Durch die Gäßchen ist kein Fortkommen," entschuldigte sich letzterer, „man sinkt bis an die Ke in den Morast."

„Ja, unsere Straßenpolizei ist gottsjämmerlich," rügte der Inspector, „ich werde in der nächsten Sitzung der Stadtverordneten einen Antrag stellen, der Hände und Füße hat."

Kappler, obschon er sich am meisten über den schlechten Weg zu beklagen hatte, wagte doch nicht, trotz seines zeitherigen Lamentirens, in den Tadel Sonnenschmidt's gegen die städtische Behörde einzustimmen. Er hatte den Nachtwächterhut wieder auf die Schultern herabfallen lassen, den Rock seines Vordermanns erfaßt und folgte, ein duldender Hiob, im Finstern wandelnd, aber ohne Klage, ohne Murren gegen den Stadtrath.

„Friedrich," sprach der Inspector, als man wieder eine Weile schweigend dahingeschritten war, „ich dächte denn doch, wir schlügen jetzt den nächsten Weg ein und passirten das Kirchgäßchen. Wenn's auch etwas morastig ist, wir ersparen eine Strecke von fünf Minuten.

„Mir kann's gleich sein," erwiederte der Laternen-

träger und bog nach dem bezeichneten Gäßchen, wohin Sonnenſchmidt mit Kapplern folgte.

Aber je weiter man in den ſchlammigen Engpaß vordrang, deſto bodenloſer ward der Weg. Friedrich watete getroſt voran; Sonnenſchmidt, trotz der Waſſerſtiefeln, konnte ſich aus alter Gewohnheit eines Fluchs nicht enthalten; aber nur leiſe, denn er hatte in Folge ſeines Zuſammentreffens mit den Geiſtern es zum feſten Vorſatze gemacht, gottesfürchtiger zu werden; Kappler hingegen, der vermöge des Kalmucks, an welchen er ſich aus Leibeskräften anklammerte, wider Willen in die bodenloſe Tiefe gezogen wurde, begann unter dem Hute laut zu ſchreien und um Hülfe zu rufen. Er glaubte im erſten Schreck, da er in tiefer Nacht einherwandelte, Sonnenſchmidt habe ſich ſammt dem Laternenträger in der Finſterniß verirrt und ſei in den berüchtigten „alten Moor" gerathen, welcher einen Theil der Stadtmauer begrenzte und der, wie die ſchauervolle Sage berichtete, einmal einen ganzen Frachtwagen mit Mann und Maus verſchlungen hatte. Er war einen Augenblick in Zweifel, ob er den Kalmuckſchooß fahren laſſen, oder ſich in den Abgrund ſchleifen laſſen ſollte. Indeß behielt in dieſem kritiſchen Augenblicke ſeine Menſchen- und Nächſtenliebe die Oberhand.

„Unbeſtritten," dachte er, „iſt Friedrich bereits ein Kind des Todes geworden, und Sonnenſchmidt ſteht im Begriffe, ein gleiches Geſchick zu erleiden. Wenn du losläßt, iſt er verloren. Alſo ſtrenge deine letzten Kräfte an, Kappler, es gilt ein Chriſtenleben."

Der Sportelſchreiber that wieder einen außerordentlichen Ruck, um Sonnenſchmidten zum Stehen zu bringen.

Der Inſpector machte Halt und frug unwillig, was es ſchon wieder gebe?

„Um Gotteswillen, Herr Inſpector," ſchrie es tief im Nachtwächterhute, „wir ſind auf den alten Moor gerathen; nur ſchleunigſte Rückkehr kann uns von dem traurigſten aller Untergänge retten."

„Poſſen," erwiederte Sonnenſchmidt, es iſt das Kirchgäßlein; „aber ſo gewiß ich hier mit Lebensgefahr wate, ſtelle ich im nächſten Convente den Antrag auf Wegverbeſſerung. Was wirft die Baucommiſſion für horrente Summen weg für völlig nutzloſe Dinge, während wir in den eigenen Straßen ertrinken."

Nach dieſem Vorſatze watete er vorwärts, den Sportelſchreiber nicht ohne Anſtrengung nach ſich ziehend.

Dieſem kam jetzt ein anderer grauſenerregender Gedanke. „Wenn die Geiſter," ſprach er für ſich, „Sonnenſchmidt's Untergang dennoch beſchloſſen hätten und ihn ſo verblendeten, daß er ſammt Friedrich und deſſen Laterne den grauen Moor für das Kirchgäßlein anſieht, und du, Kappler, mit in das Verderben gezogen würdeſt!"

„Ach," ſeufzte er, nachdem er dieſen Gedanken in ſeinem ganzen Umfange erwogen hatte, „wärſt du nur das einzige Mal halb zehn nach Hauſe gegangen, wie ſich's für den guten Chriſten und ehrſamen Bürger geziemt."

Sonnenſchmidt war jetzt, von dem fußhohen Moraſte ermüdet, ſelbſt einen Augenblick ſtehen geblieben, um auszuruhen. Friedrich, der eine Strecke voraus war, hatte bereits das Ende des ſumpfreichen Gäßchens erreicht und hielt die Laterne in die Höhe, damit auch der Inſpector mit dem blinden Hintermanne glücklich nachkommen könne.

„Courage, Regiſtrator," munterte Sonnenſchmidt den der Verzweiflung nahen Kappler auf, „noch zwanzig Schritte und wir ſind auf der gepflaſterten Langegaſſe."

Damit ſchritt er vorwärts und Kappler mußte folgen. Nach kurzem Zeitraum erreichte man endlich die Wohnung des Inſpectors.

Nicht ohne Bangen ſtieg Sonnenſchmidt mit ſeinen Begleitern die Treppe empor. Kappler ſchien ſich diesmal in ſeiner Geiſterkenntniß nicht geirrt zu haben, es ließ ſich Verdächtiges weder hören noch ſehen.

Der Sportelſchreiber war kaum unter Dach und Fach, als ihm die Sorge für ſeine Geſundheit über Alles ging. Er begann ſich ſogleich zu häuten, Halbſtiefeln und Strümpfe auszuziehen, die Füße zu reiben und zu frottiren und ſie mit ein paar Strümpfen Sonnenſchmidt's, die ihm allerdings etwas umfangreich waren, zu bekleiden.

„Wenn ich mit einem tüchtigen Schnupfen davonkomme," meinte er, „kann ich von Glück ſagen."

Der Inſpector wies nun Kapplern ſein Lager an. Er ward auf das Sopha gebettet. Sonnenſchmidt rückte ſein Bett, das in der angrenzenden Kammer ſtand, ganz nahe an die Thüre, welche offen ſtehen blieb.

So ſchloſſen ſich für diesmal die mannigfachen Abenteuer, welche unſere Helden zu beſtehen hatten.

Viertes Kapitel.

Das ſchreckliche Erwachen.

Selten wird das Erwachen eines Sterblichen nach durchſchwärmter Nacht von heftigeren Gewiſſensbiſſen begleitet geweſen ſein, als das unſers Kappler's, als er ſich

vollkommen ernüchtert in der Wohnung des Inſpectors Sonnenſchmidt wiederfand. Allmälig ward ihm mit Schrecken klar, welch einer beiſpielloſen Liederlichkeit in voriger Nacht er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen. War er nicht von dem geſammten Küchenperſonale des Rathskellers neben dem Inſpector am Boden liegend gefunden worden? Wie er zu ſolch tiefer Erniedrigung gekommen, blieb ihm freilich ein Räthſel, er mochte nachdenken, ſo viel er wollte. Daß Geiſter ihre Hand im Spiele gehabt, war außer Zweifel, denn er glaubte die Spuren an mehren Stellen ſeines Körpers noch zu fühlen.

An die Folgen des unglückſeligen Ereigniſſes mochte er gleich gar nicht denken. Daß gerade ihm, deſſen Wandel und Ruf lange Jahre in ungetrübter Reinheit dageſtanden hatte, der zeither als Muſter eines ſoliden unverheiratheten Mannes gegolten, ſo Etwas widerfahren mußte! Wenn die Behörde, wenn ſein Chef erfuhr, daß der Sportelſchreiber die vorige Nacht auf dem Keller beſoffen unterm Tiſche gelegen! Wenn — ach, dies ſeufzte er mit wahrer Herzensangſt — wenn Madame Runkel davon Nachricht erhielt!

„Fahre hin, ſchnöde Welt," ſprach er in dumpfer Verzweiflung, „ich weiß jetzt, wie Jemandem zu Muthe iſt, der eben im Begriff ſteht, ſich zu erhängen oder zu erſäufen oder die Gurgel durchzuſchneiden.

„Wenn ich nicht ein zu guter Chriſt wäre, dem das Entleiben bei harter Strafe verboten iſt, ich glaube, es geſchähe Etwas. Was nützt einem Sportelſchreiber das Leben, wenn ſein Ruf dahin iſt.

„Huh," ſchauderte er, und fuhr, um aller der ſchrecklichen Gedanken los zu werden, verzweifelt mit dem Kopfe unter die Bettdecke; aber das böſe Gewiſſen verfolgte ihn auch in dieſen Zufluchtsort. Er

gedachte plötzlich seiner Sackmütze, die nächst des Inspectors wasserdichtem Filz auf eine räthselhafte Art verschwunden war. Er erinnerte sich der nächtlichen Wanderung im Nachtwächterhute. Kurz alle diese Gedanken, welche sein Inneres durchkreuzten, ließen ihm keine Ruhe. Er sprang von seinem Lager und trat an das Fenster. Der Tag begann zu grauen. Das Unwetter tobte fort.

„Das Beste ist," sprach er zu sich, „daß ich mich so zeitig als möglich auf den Heimweg mache, bevor die spottsüchtige Stadt aus dem Schlafe erwacht." Hier gedachte er wieder seiner Mütze, die er noch nie so schmerzlich vermißt hatte, als dieses Mal. Er konnte doch nicht am Tage im Nachtwächterhute durch die Stadt spazieren. Es hätte ein allgemeines Hurrah gegeben.

Seufzend und betrübten Herzens kleidete sich der Sportelschreiber an. Doch wie leise und geräuschlos er auch bei diesem Geschäft zu Werke ging, hörte ihn der in der Nähe ruhende Inspector.

„Registrator, sind Sie es?" frug Sonnenschmidt.

Wie wohlthuend und angenehm dieser Titel zu jeder andern Zeit an sein Ohr schlug, vermochte er diesmal den dumpfen Trübsinn des Sportelschreibers nicht zu verscheuchen.

„Ja, ich bin's," war die tonlose Antwort.

„Ich habe sehr sonderbare Träume gehabt," fuhr Sonnenschmidt fort, „verstehen Sie sich auf Träume?"

Kappler, welcher im Geringsten nicht aufgelegt war, die sonderbare Traumwelt des Inspectors zu entziffern, und dem vor allen Dingen um eine Kopfbedeckung zu thun war, verleugnete geradezu sein Talent im Traumdeuten, auf welches er sich sonst viel zu Gute that.

„Ich dächte aber," sprach Sonnenschmidt, „Sie hätten sich ehedem damit abgegeben? Hören Sie ein-

mal aufmerksam zu, ich werde Ihnen das Geträumte mittheilen, vielleicht daß Sie dasselbe enträthseln."

„Wenn ich nur," gab Kappler, ohne auf das Verlangen des Inspectors einzugehen, zur Antwort, „ein Stück Mütze oder Hut, möchte beides von einer Beschaffenheit sein, von welcher es wollte, erlangen könnte. Es wird Zeit, daß ich nach Hause eile."

„Possen," erwiederte Sonnenschmidt, „wir trinken zuvor einen stärkenden Kaffee. Ich muß Ihnen auch den geisterhaften Zettel zeigen, der durch und durch nach Moder riecht."

„Ich kann wirklich nicht länger verweilen," drängte Kappler, „ich muß die Frühstunden benutzen um kein Aufsehen zu erregen."

„Was die Kopfbedeckung anbelangt," tröstete der Inspector, „so seien Sie außer Sorge, Sie sollen meine Uhlanenmütze haben, welche sich stattlich ausnimmt und den Kopf vor jedem Hiebe schützt, er mag mit noch so nerviger Faust geführt werden."

Kappler war mit diesem Antrage nicht ganz zufrieden. In einer Uhlanenmütze nach Hause zu wandern, schien ihm nicht minder gefährlich als im Nachtwächterhut.

Die Athletengestalt Sonnenschmidt's trat jetzt im Hemde aus der Kammer. Der Sportelschreiber wandte sein Antlitz bei diesem Anblick, er war äußerst schamhafter Natur.

„Ich wollte Sie nur bitten," begann der Inspector, „ob Sie nicht meinen Rücken untersuchen wollten; ich muß von dem Zusammentreffen mit den Geistern blaue Flecke bekommen haben."

„Es ist zu dunkel," entschuldigte sich Kappler, „auch habe ich meine Brille nicht bei mir."

„Bedienen Sie sich der meinigen," fuhr Sonnen-

ſchmidt fort, „und ſchauen Sie nach; Sie ſind mein Freund, da hab' ich mich nicht zu geniren."

Der Sportelſchreiber konnte endlich nicht umhin, und mußte ſich in des Inſpectors Willen fügen. Er ging indeß äußerſt ſchüchtern und mädchenhaftblöde bei der Unterſuchung zu Werke.

„Nun," frug Sonnenſchmidt, „nicht wahr, Alles blitzblau?"

Kappler hatte, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, mit zaghafter Hand das Hemd des Inſpectors ein Wenig gelüftet, warf einen ſchaudernden Blick auf die nackte coloſſale Fleiſchmaſſe und erwiederte:

„Es deucht mich ſo."

„So war meine Befürchtung nicht ohne Grund," ſprach Sonnenſchmidt.

„Kappler," fügte er nach einer Pauſe mit gepreßter Stimme hinzu, „ich werde dieſe Nacht nie vergeſſen."

„Ich ganz gewiß auch nicht," betheuerte der Sportelſchreiber.

„Jetzt will ich Ihnen den verhängnißvollen Zettel holen," fuhr der Inſpector fort.

Kappler ſtand auf Kohlen, denn außen ward es immer heller.

Sonnenſchmidt kehrte mit der Geiſterſchrift aus der Nebenſtube zurück.

„Hier riechen Sie," ſprach er, „und leſen Sie, mehr ſage ich nicht."

Der Sportelſchreiber roch und ſchauderte.

„Nicht wahr, wie purer Moder?"

„Allerdings, allerdings," erwiederte Kappler.

„Nun leſen Sie," ſprach der Inſpector.

Kappler las und ſchauderte abermals.

„Ich werde dieſen Wink," verſicherte Sonnenſchmidt, „ſicher zu Herzen nehmen. Ich glaube, es

wird die Geister nachsichtiger stimmen, wenn ich ihren Anordnungen gehorsam nachkomme."

„Unbezweifelt," erwiederte Kappler, „wenn Sie nicht pünktlichst Gehorsam leisten, stehe ich für Nichts."

„Aber Kappler, wir werden einen harten Stand bekommen," gab Sonnenschmidt zu bedenken, „wegen unseres grausigen Abenteuers auf dem Keller."

„Das weiß Gott," seufzte der Sportelschreiber aus tiefstem Herzen.

„Alle Welt wird denken, wir seien betrunken gewesen. An Geister glaubt jetzt Niemand mehr. Ich befand mich ehedem in derselben irrigen Meinung. Vor dem Hofcommissair ist mir am meisten bange. Seine Witze sind beißend."

„Ich kann um Amt und Brod kommen," jammerte Kappler.

„Hoh hoh," tröstete der Inspector, „mein guter Kappler, das geht nicht so schnell; aber der Spott, der Spott, von unten herauf bis zum höchsten Adel. Wenn nur das Wetter nicht so bodenbös," fuhr er fort, „ich ginge auf ein paar Wochen zu meinem Vetter nach Ebersbach, bis das erste Gerede vorüber wäre. Unsere Lage ist in der That beklagenswerth, auf der einen Seite der Spott der Stadt, auf der andern rachsüchtige Geister."

„Und ich komme noch dazu ganz unschuldig in diese schreckliche Lage," sprach der Sportelschreiber in weinerlichem Tone; „ich begreife gar nicht, was ich jenen zürnenden Mächten in den Weg gelegt habe."

„Bei mir ist ja dasselbe der Fall, mein guter Kappler," sprach eifrig Sonnenschmidt, „was habe ich so Uebles begangen, das so grausame Strafe verdiente? Da haben wir ja weit ärgere Sünder in der Stadt, die müßten von unsichtbarer Hand längst erdrosselt sein."

„Um Himmelswillen," beschwor Kappler, „ziehen Sie nicht die Gerechtigkeitsliebe jener unsichtbaren Mächte in Zweifel, das können sie durchaus nicht vertragen."

Sonnenschmidt wollte sich noch eines Weitern in dieser Angelegenheit ergehn; aber der Sportelschreiber ließ sich keinen Augenblick länger halten. Er hatte in der Verzweiflung sein Taschentuch um den Kopf geschlagen und eilte davon.

Wiederholt rief Sonnenschmidt nach und lud zum Kaffee. Der Sportelschreiber aber, wie gefällig er sonst jeden Wunsch zu erfüllen sich beeilte, hörte diesmal nicht, sondern sprang beflügelten Schritts die Straße entlang, sich fortwährend an die Häuserreihe haltend, um nicht erkannt zu werden.

„Mich dauert Kappler," sprach der Inspector für sich, „er kann bei seiner schwächlichen Gesundheit Etwas davon tragen. Ich muß mich seiner annehmen."

Nach diesem wohlgemeinten Vorsatze machte sich Sonnenschmidt an seinen Kaffee, der unterdeß angelangt war.

Fünftes Kapitel.

Hasenbratendiner beim Lieutnant Langschädel, wo Kappler die Bekanntschaft von dessen Nichte Agnes macht.

Der verhängnißvolle Sonntag, auf welchen der Sportelschreiber vom Lieutnant Langschädel zum Hasenbraten eingeladen worden, war erschienen. Schweißtrie-

send stand Kappler bereits anderthalb Stunden vor dem Spiegel und würgte an seinem Halstuche. Ein Ungeweihter würde geglaubt haben, der Mann wolle sich erdrosseln, so bleich und lebensüberdrüssig erschien sein Aussehen, so unheimlich stier war sein Blick. Niemand entgeht seinem Schicksal; der Sportelschreiber gab den Beweis; wie lange Jahre er sich vor der Eitelkeit der Welt zu bewahren gewußt, sein Stündlein hatte geschlagen; Kappler war von der Tarantel „Mode" gestochen worden, hatte sich vor Kurzem in einer Auction drei Vatermörder erstanden, womit er heute beim Hasenbraten zu debütiren gedachte, um der schönen Nichte des Lieutnants so fashionable wie möglich zu erscheinen. Aber wie es dem Neulinge zu ergehen pflegt, die Praxis fehlt, es folgten Mißgriffe auf Mißgriffe. Er mochte probiren, so oft und so viel er wollte, nie gelang es ihm, daß der Vatermörder bei ihm eine Positur einnahm wie bei andern vernünftigen Menschen. Sobald er verzweifelt ob des unerhörten Miß- und Ungeschicks das Tuch dermaßen um den Hals würgte, daß er dem Ersticken nahe war, daß die Augen wie bei dem Hummer aus den Höhlen traten, bauschte sich der ungewöhnliche Luxusartikel weit über beide Ohren hinauf; knüpfte er lockerer, dann wollten die Ecken des Vatermörders wieder keine Symmetrie beobachten und rutschten nach eignem Gutdünken bald auf, bald ab.

Bevor wir dem Sportelschreiber in seiner Toilette weiter folgen, müssen wir kürzlich gedenken, wie es ihm in Folge seines grausigen Abenteuers mit dem Inspector die Tage daher ergangen. Bereits am andern Morgen zehn Uhr wußte die unerhörte Geschichte die ganze Stadt. Man muß es indeß den Neukirchnern zum Ruhme nachsagen, daß der öffentliche Vor-

wurf und Tadel weit mehr den Inſpector traf, als Kapplern, welchen man für den Verführten hielt und darum mehr bedauerte, als beſpöttelte. Man vergegenwärtigte ſich die Gewiſſensbiſſe des armen Mannes und fand ihn für ſeinen Fehltritt beſtraft genug. Auch ſeine Mütze, welche während der Nacht vom Sturm herabgeſchleudert worden, hatte man ihm ohne weitere Bemerkungen durch Fürſorge der Madame Kliemann wieder zugeſtellt. Was aber Kapplern weſentlich zu Nutzen kam, das war der Eifer, womit ſich der Hofcommiſſair ſeiner annahm. Dieſer war ordentlich erbittert auf Sonnenſchmidten, welchen er als den alleinigen Grund von Kappler's Malheur betrachtete. Er drohte ſogar mit einer Klage; und Sonnenſchmidt durfte ſich die erſten Tage gar nicht ſehen laſſen. Wo er hinkam, ward er mit Vorwürfen überſchüttet. Seine Lage war nicht beneidenswerth. In der Einſamkeit litt es ihn nicht, weil er da die Geiſter fürchtete, und ging er unter Menſchen, mußte er ſich aller Orten als Verführer des ehrſamen Sportelſchreibers ſchelten hören. Er hätte gern eine Reiſe gemacht, aber das Wetter war zu bös, die Wege bodenlos. Auf den innern Menſchen übte jedoch Sonnenſchmidt's Unglück den wohlthätigſten Einfluß. Er nahm ſich feſt vor, von nun an einen gottgefälligern Wandel zu führen und fürder den frommen Seelen kein Aergerniß zu geben. Eine ſeiner erſten lobenswerthen Handlungen war, daß er die teſtamentariſche Verfügung zurücknahm, in Folge deren er ſein ganzes Vermögen einem jungen liſtigen Frauenzimmer vermacht hatte, welche auf geſchickte Art bei ihm die Erbſchleicherin ſpielte, und wodurch ſein rechtmäßiger Erbe, ſein Neffe Karl Willer, ein lebensluſtiger, aber herzensbraver Junge, auf unverantwortliche Art um das Erbe gebracht wurde.

Der Inſpector wurde in ſeinem frommen Wandel um ſo mehr geſtärkt, als er ſich einbildete, die Geiſter wären mit ſeinem neuen Lebenslaufe zufrieden, da ſich keiner wieder blicken ließ; auch die Leichenfrau, wie der Todtengräber waren nicht wieder erſchienen.

Kappler, nachdem es ihm ſchlechterdings nicht gelingen wollte, mit den Vatermördern zurechtzukommen, rief ſeine Wirthin, die alte Chriſtine, zu Hülfe. Dieſe ſchlug die Hände zuſammen über das Weltkind.

„Chriſtens, iſt ſo etwas erlebt worden," rief die gottesfürchtige Alte, „Sportelſchreiber, auf welchen Wegen wandelt Ihr. Faßt dich der Teufel bei einem Haar, hat er dich bald ganz und gar. Ich dacht's gleich, nach der böſen Nacht im Schankhauſe kommt nichts Gutes."

„Jene Nacht, gute Chriſtine," meinte Kappler mit Ruhe, „ſteht mit den Vatermördern in durchaus keiner Verbindung. Wenn dieſes allerdings ſeltſame Bekleidungsſtück, deſſen ſich jetzt der ſchlichte Bürgersmann an Sonn- und Feſttagen bedient, nicht von Nutzen und Frommen wäre, würde der menſchliche Erfindungsgeiſt nicht darauf gekommen ſein. Ich will nicht allein zurückbleiben im vorſchreitenden Jahrhundert."

Chriſtine aber ſchüttelte fortwährend den Kopf, ſeufzte über die Eitelkeit der Welt und bewies dem Sportelſchreiber, daß die Vatermörder Satans Werke ſeien, weil ſie außerdem weniger Widerſpenſtigkeit zeigen würden.

„Aber, gute Chriſtine," gab Kappler zu bedenken, „ſoll ich denn das ſchöne Geld vergebens weggeworfen haben?"

„Laß fahren dahin, es bringt dir keinen Gewinn," fuhr die Alte in frommem Eifer fort.

„Auch stehe ich in den Jahren," fuhr der Sportelschreiber zu seiner Vertheidigung fort, „wo ich den Einflüssen der Mode mich nicht ganz entäußern kann, zumal heute, wo ich zum Diner geladen bin bei dem Herrn Lieutnant und dessen Demoiselle Nièce? Bedenke Sie das, Christine!"

„Mag der Herr Lieutnant hinsehen, wo er will, die Mamsell dazu; Gott sieht auf's Herz, das sag' ich," gab die Wirthschafterin mit Unerschütterlichkeit zur Antwort.

Während des apostolischen Eifers der Frau Christine gegen die Neuerungssucht des Sportelschreibers, hatten sich die Vatermörder wieder auf unverantwortliche Weise verschoben. Sie standen vollkommen die Quer.

Von zwei Seiten so energisch angegriffen, ward endlich der Eitelkeitsteufel, der sich Kappler's zu bemächtigen drohte, aus dem Felde geschlagen.

„Wohlan," sprach er, „es soll nicht sein, mich dauert nur das schöne Geld, was mich das Viertelduzend kostet."

„Wird Euch zu Himmelsmanna gedeihen," tröstete Christine und dankte inbrünstig dem Himmel, daß er ihren Pflegling wieder auf den Weg des Heils geführt habe. Sie lobte den Sportelschreiber aus vollem Herzen und versprach ihm, den hoffärtigen Kleiderschmuck zu bestmöglichstem Preise wieder an den Mann zu bringen.

Kappler benutzte die glückliche Stimmung, in welche er Frau Christinen durch seine Resignation gesetzt hatte, um über eine Sache Aufschluß zu erhalten, die ihm außerordentlich am Herzen lag. Er lebte nämlich noch immer in peinlicher Ungewißheit und Unruhe, was wohl die Gedanken der Königin seines

Herzens, der Madame Runkel, über seine nächtliche Schwärmerei sein möchten. Er hatte noch nicht gewagt, vor den Augen der Angebeteten zu erscheinen, und die Christine nach dem benöthigten Actenzwirn abgesandt.

Er klopfte daher ganz leise bei der Alten an und suchte vermittelst weiter Umwege auf Madame Runkel zu kommen. Frau Christine war aber auf die Garnhändlerin keineswegs gut zu sprechen.

„Nichts als Hoffart," versetzte sie in ihrer gewohnten kurzen Manier, „Flitterstaat und nichts dahinter. Niemand weiß, wo's herkommt, der Kram kann's nicht abwerfen; aller drei Wochen eine neue Haube. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht."

„Ich dächte denn doch," meinte Kappler, menschenfreundlich gesinnt, „das einträgliche Geschäft — Madame Runkel ist eine rührige Frau; wirft nichts weg."

Bei den letzten Worten stemmte Jungfer Christine eifervoll die Arme in die Seite.

„Nichts wegwerfen," rief sie, „wer das nicht besser wüßte; aller drei Wochen eine funkelnagelneue Haube und nichts wegwerfen. Das macht ihr eine Baronin nicht nach. Aber man weiß, wo der Segen herkommt; ich will nichts gesagt haben."

Diese etwas geheimnißvolle Rede machte den Sportelschreiber aufmerksam. Der Gegenstand interessirte ihn. Darum frug er:

„Sie spricht in Räthseln, gute Christine."

„Mag nichts gesagt haben," fuhr die Haushälterin fort, „aber ich weiß, was ich weiß."

„Was weiß Sie denn?" erkundigte sich Kappler, der immer neugieriger und gespannter wurde.

„Man spricht nicht gern davon," murmelte Chri-

stine in abgebrochenen Sätzen; „die Geschenke, die Präsente, umsonst ist der Tod.“

„Was denn für Geschenke?“ frug der Sportelschreiber, dem in seiner Unschuld noch immer kein Licht aufgehen wollte.

„Nun, von wem anders, als von dem Langschädel,“ erwiederte die Alte.

Als Kappler den Namen des Lieutnants hörte, ahnte er die Beziehung. Er erschrak, doch sein Vertrauen auf die Menschheit und weibliche Tugend konnte durch das Geschwätz Christinens nicht erschüttert werden.

„Böse Verleumdung,“ sprach er, „Madame Runkel ist ein Muster guter Sitte.“

Die Alte nahm sich eine Prise und nickte mit dem Kopfe.

„Muster guter Sitte,“ erwiederte sie spottend, „wir wissen's, was es mit dieser guten Sitte auf sich hat.“

„Ich glaube selbst,“ fuhr Kappler, um seinem Ziele näher zu kommen, fort, „daß gerade sie am stärksten über meine Wenigkeit Gericht gesessen, wenn sie Nachricht von meiner durchwachten Nacht auf dem Keller erhalten hat.“

„Möchte nicht auf ihre Zunge kommen,“ meinte Christine.

„Da hat sie sich unstreitig recht schonungslos über mich ausgelassen?“ frug der Sportelschreiber.

„Die Frau konnte sich gar nicht schlimmer aussprechen,“ antwortete Christine; „aber so ist's in der Regel, wer selbst das Meiste am Rocken, treibt's am schlimmsten mit bösem Leumund; man sieht den eigenen Balken nicht und den Splitter beim Nächsten.“

Kapplern war nicht wohl zu Muthe bei dieser Nachricht. Er forschte ängstlich weiter, was wohl Madame Runkel gesagt haben möge.

„Ihr wäret ein Saufaus," berichtete die Wirthschafterin, „ja, ganz recht, ein Saufaus, mitsammt dem Inspector."

„Ein Saufaus?" frug der Sportelschreiher stotternd.

„Das war das Gelindeste," fuhr die Alte fort, „ich mag die Schimpfworte nicht wiederholen, die folgten."

Kappler war aus allen Himmeln gefallen. Er bereute jetzt, sich so angelegentlich erkundigt zu haben. Nichts verletzt einen Liebenden mehr, als die Kunde, daß er in der Achtung der Geliebten gesunken ist. Er beschloß jetzt, diese Liebe aus seinem Herzen zu reißen.

„Es soll nicht sein," sprach er zu sich mit christlicher Ergebung, „vielleicht war es zu großer Hochmuth, das Auge bis zu ihr zu erheben; solche Mesalliance will der Himmel nicht. Ich werde mich in die Einsamkeit zurückziehen und künftig ein mehr beschauliches Dasein führen."

Der resignirte Liebhaber machte sich wieder voller Seufzer an seine Toilette, wobei ihm Jungfer Christine hülfreich zur Hand ging. Sie ermangelte nicht, bei diesem Geschäft noch einige höchst absprechende Urtheile über Madame Runkel einfließen zu lassen, welche indeß keineswegs geeignet waren, das Ideal in Kappler's Seele zu verdunkeln. Es stand zu hoch über irdischer Verleumdung.

Endlich war der Sportelschreiber fix und fertig. Er trug heute sein bestes Kleid. Dasselbe bestand in einem langschößigen Fracke von himmelblauer Farbe, erbsfarbenen Unaussprechlichen, Schuhen und einer großblumigen Plüschweste.

„Wie ein Bräutigam," lobte die Haushälterin den Sportelschreiber, welcher sich nicht ohne Wohlgefallen im Spiegel betrachtete, mit Kennerblicken musternd.

Dabei hatte ſie hier und da etwas zu verbeſſern.

Während ſeiner Adoniſirung war Kappler zugleich beſchäftigt geweſen, über einige ſchöne Redensarten für Langſchädel's Nichte nachzudenken und ſie dem Gedächtniſſe einzuprägen. Je näher aber die Stunde des Diners heranrückte, deſto fühlbarer klopfte ſein Herz und deſto ſchmerzlicher bemerkte er, wie ſein Gedächtniß ihm ſo gänzlich untreu werde. All' die blumenreichen Apoſtrophen, die zierlichen und geſchmackvollen Wendungen, dahin waren ſie, rein vergeſſen. Seine wohlausgedachten und reiflich überlegten Anreden beſchränkten ſich auf die drei Worte: „Hochverehrteſte, inſonderheit aimable Demoiſelle —" hiermit war die Weisheit zu Ende. Der Sportelſchreiber begann immer von Neuem und kam nicht weiter. Endlich ſchlug er voll Verzweiflung in einem alten Complimentirbuche nach. Hier fand er die Anredeworte: „Werthgeſchätzte, ehrſame Jungfer."

Bei dem Worte Jungfer ſtiegen neue Scrupel auf. Wie ſollte er die Langſchädel'ſche Nichte anreden: Jungfer oder Mademoiſelle?

„Wenn ich mich recht entſinne," ſprach er für ſich, „ſo ſollen es heutzutage die ſtädtiſchen Mägdeleins nicht lieben, wenn man ſie „Jungfer" titulirt; hat nicht noch neulich die Viſitatorfrau Wollrabe rund heraus erklärt, ihre Töchter wären keine Jungfern; ſie müſſe ſich ſolche Benennung ein für allemal verbitten? Und gleichwohl ſteht's hier ſchwarz auf weiß und mit Cenſur gedruckt. Wer hat denn Recht, der Complimentarius, der dieſes Buch ſchrieb, oder Frau Wollrabe?"

Während der Sportelſchreiber in dieſen Zweifeln ſich abquälte, ſchlug es drei Viertel auf Eins, und Jungfer Chriſtine drängte, da keine Zeit zu verlieren ſei.

„Wenn nicht der heilige Geiſt über mich kommt,"

seufzte Kappler, „bin ich ein verlorener Mensch und ein geschlagener Mann. Ach," fuhr er fort, „liefe doch der selige Hase, den ich soll verzehren helfen, noch lustig und guter Dinge in einem Walde umher. So viel ist gewiß, daß mir dieses Thier unmöglich bekommen kann, und wäre es noch so gespickt, mürbe und wohl durchbraten. Während ich am Hasen kaue, werde ich der schönen Nièce gegenüber Böcke über Böcke schießen, zum Erbarmen, zum Greuel und Scheuel der Menschheit. Langschädel hat mit der Einladung, so ehrenvoll sie ist, mir wahrhaftig keinen Gefallen erzeigt."

Indeß was halfen alle melancholischen Betrachtungen, der Sportelschreiber war endlich genöthigt, sich auf den Weg zu machen. Er wanderte zagenden Schrittes dem Orte seiner Bestimmung zu. Unterwegs überlegte er, was er wohl die vergangene Nacht geträumt habe, um daraus auf einen glücklichen oder unglücklichen Tag zu schließen, wie er dies oft zu thun pflegte. So viel er sich zu entsinnen vermochte, hatte ihm der Traumgott recht freundliche Bilder vorgegaukelt. Dies stärkte ihn einigermaßen. Je näher er jedoch der Wohnung des Lieutnants kam, desto mehr nahm beim Gedanken an die schöne Nichte seine Herzensangst zu, und kein Gebilde des Traumgottes vermochte sie zu verscheuchen.

Langschädel wohnte sehr freundlich an der Werlabrücke, und der Weg dahin von Kappler's Wohnung aus war ziemlich lang und schwierig. Die Neukirchner Straßenpflasterung konnte nicht als Muster dienen, und der Sportelschreiber hatte daher seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf den Pfad unter sich zu richten, damit seine blankgewichsten Schuhe nicht gar zu sehr litten; zugleich hatte er aber auch wachsam umherzu-

spähen, daß ihm nicht etwa ein Honoratiore in den Weg laufe und er die unerläßliche Begrüßung verabsäume. Der Sportelschreiber würde sich eine Unterlassungssünde der Art nie haben verzeihen können. Selbst die notabeln Bürger, die er sämmtlich aus seinen Sportelbüchern wohl kannte, begrüßte er allemal zuerst. Sein kurzes Gesicht spielte ihm hierbei üble Streiche; denn da Kappler, wenn er auf der Straße ging, jeden Holzhacker für einen Honoratioren hielt und jede Bettelfrau für eine hochgestellte Dame, brachte er in der Woche seine Mütze und Sonntags den Filzhut nicht vom Kopfe.

Endlich war es dem Hasenbratengaste doch gelungen, bis zur Wohnung des Brückenzollgeldereinnehmers vorzudringen. Er stand eine geraume Zeit zagend an der Thür und wagte nicht, die verhängnißvolle Hausschelle ertönen zu lassen. Er hielt mit sich Berathung, ob es nicht gerathener sei, umzukehren, Hasenbraten Hasenbraten sein zu lassen, sich in's Bett zu legen und todtkrank zu stellen. Wäre ihm dieser Gedanke früher gekommen, so unterlag es keinem Zweifel, daß ihn Kappler in Ausführung gebracht hätte. Jetzt war es zu spät, denn wie leicht konnte ihn Jemand aus dem Hause bemerkt haben. Er strich an die zwanzig Mal die Füße an dem eisernen Abstreicher hin und wieder, faßte endlich Muth und that den entscheidenden Zug. Er wartete und lauschte. Alles blieb still. Kappler hatte nämlich zu zaghaft und leise am Glockenringe gezogen, so daß die Schelle inwendig nicht erklungen war. Der Sportelschreiber wartete mit zagender Geduld eine geraume Zeit. Als Niemand öffnete, keimte in seinem Herzen die frohe Hoffnung, Langschädel könne die Einladung ganz vergessen haben.

„Einmal mußt du schon noch läuten," sprach er

für sich; „wenn der Lieutnant nicht zu Hause, ist's ja einerlei;“ und herzhafter zog er an der Schnur. Da tönte aber in Folge des kräftigern Zugs und zu Kappler's Schrecken die Glocke laut und vernehmlich im Hause. Es war ihm, als vernähme er die Posaunen des ewigen Gerichts.

Bald that sich die Thür auf und ein ältliches Frauenzimmer, welches die Aufwartung im Hause besorgte, ward sichtbar.

So wie sich Kappler überzeugt hatte, daß die Pförtnerin über die Blüthe der Jahre hinaus sei, ward ihm etwas freier zu Muthe. Er hielt nämlich die Aufwärterin für die berühmte Nichte und machte tiefunterthänige Bücklinge.

Das Frauenzimmer, welches in dem Ankömmlinge sogleich den geladenen Gast seiner Herrschaft erkannte, bat denselben, näher zu treten, und öffnete die Thür zu einem Zimmer im Erdgeschosse. Hier trat dem erschrockenen Sportelschreiber ein neues weibliches Wesen entgegen und eine Glockenstimme sprach: „Der Onkel wird sogleich erscheinen, lieber Herr Registrator, lassen Sie sich's unterdeß gefallen und nehmen Sie Platz.“

Auf solche Art war unser Sportelschreiber auf dieser Erde noch nicht angeredet worden, und noch dazu von einer Stimme, die dem lieblichen Klange nach dem schönsten Mädchen angehören mußte. Das Herz fiel Kapplern vor die Füße. Er wußte nicht, ob er noch auf dieser Welt lebe oder nicht, vermochte kein Wort zu erwiedern und fuhr ununterbrochen fort, Bücklinge zu machen.

„Das ist recht schön, daß Sie uns einmal besuchen,“ sprach Agnes, so hieß die Nichte des Lieutnants, unbefangen weiter; „der Onkel erzählt oft von Ih-

nen; Sie ſind ſein treuer Gefährte beim Solo, nicht wahr?"

„Ja, wenn Sie gütigſt erlauben," ſtammelte Kappler, der noch immer ſich verneigend unfern der Thüre ſtand und ſich nicht zu ſetzen wagte.

„Aber nehmen Sie gefälligſt Platz," munterte die Nichte auf, „hier auf dem Sopha; oder wünſchen Sie lieber an's Fenſter? Man hat von da eine recht freundliche Ausſicht über das Werlathal."

„Oh, ach! —" das waren die einzigen Ausrufe, welche der von ſo viel Herablaſſung und Güte hingeriſſene Sportelſchreiber hervorzubringen vermochte. Damit kam er ſchüchtern etwas näher und wagte, die Augen zu der ſchönen Sprecherin aufzuſchlagen. Aber wie ward ihm, als er die ſchlanke Geſtalt nur wenige Schritte von ſich erblickte! In ſo nahe Berührung war er außer mit ſeiner alten Chriſtine und dem Kellerröschen in ſeinem Leben mit keinem weiblichen Weſen gekommen. Aber was war Chriſtine, ja ſelbſt die corpulente Madame Runkel, ſelbſt das hübſche Röschen gegen dieſe zarten, lieblichen Formen?

Indeß je ängſtlicher und ſchüchterner ſich der gute Sportelſchreiber benahm, deſto unbefangener, freundlicher und herzgewinnender bewegte ſich Agnes. Das Mädchen hatte gleich im erſten Augenblick erkannt, wen es vor ſich hatte, und ihr engelgutes Herz ſagte ihr, daß ſie den Gaſt ihres Onkels ſo wohlwollend und ermuthigend wie möglich behandeln müſſe, wenn ſie den armen Fremdling in Frauengeſellſchaft nicht noch ſchüchterner machen wollte. In Kappler's Augen verlieh aber dieſes Benehmen dem Mädchen eine wahre Glorie. So wie dieſe Nichte mußten die Engel im Himmelslande ſein, dies ſtand beim Sportelſchreiber feſt.

Der ermunternden Zuvorkommenheit und plaudernden Gemüthlichkeit von Seiten der Nichte gelang es endlich, daß auch der im siebenten Himmel Mahomed's schwebende Kappler die Sprache wiederfand. Er war anfangs wirklich in Zweifel, ob man dieses überirdische Wesen mit menschlicher Zunge anreden könne. Allmälig wuchs sein Muth, das Herz trat ihm auf die Zunge und die Conversation mit der liebenswürdigen Nichte machte sich charmant, ganz ohne Complimentirbuch. Kappler begriff nicht, woher ihm der heilige Geist gekommen, mit einem Engel so vortrefflich zu discuriren. Er erzählte, wie es das Gespräch mit sich brachte, mancherlei aus seinem Leben und von seiner Lebensweise, welche Mittheilungen das Mädchen sehr zu unterhalten schienen, denn sie nahm lebhaften Antheil und ermunterte den Sportelschreiber, wenn ihm der Faden ausging, durch Fragen zum Weitererzählen.

So verfloß fast halbe Stunde wie Augenblicke, als der Lieutnant in's Zimmer trat und seinen Gast in der gewohnten nicht eben feinen Manier bewillkommnete. Zugleich log er dem Sportelschreiber vor, daß er früher erschienen sein würde, wenn er nicht Abhaltung gehabt. Ein durchreisender Fürst, dem er in der letzten Campagne mit eigner Todesgefahr das Leben gerettet, habe ihn dringend um eine Conferenz gebeten. Wahrscheinlich werde er nächstens versetzt und eine angemessenere Stellung erhalten, denn der Fürst sei Niemand anders als ein Abgesandter der Regierung gewesen, welche ihm wohlwolle.

Kappler, welcher in seiner Unschuld den Worten des Lieutnants vollen Glauben beimaß, erhielt um so größern Respect vor seinem Gastgeber und gratulirte unterthänigst im Voraus zu der angemesseneren

Stellung, indem er jedoch im Innern betrauerte, daß alsdann auch sein Engel, die Nichte, Neukirchen verlassen werde.

Der Sportelschreiber konnte sich seine Gratulation so wie die Trauer um den Verlust der Nichte ersparen, der betreffende italienische Fürst war Niemand anders gewesen als ein Mailänder Citronenmann, welcher ein Kistchen Apfelsinen in die Stadt gepascht hatte und bei dem Brückenzollgeldereinnehmer denuncirt worden war.

„Aber Agnes," fuhr Langschädel seine Nichte an, welche noch im Zimmer beschäftigt war, „alle Donnerwetter, wie lange währt's mit dem Essen? Ich habe über der diplomatischen Verhandlung mit dem Fürsten mein Frühstück versäumt und hungre wie ein Wolf."

„Sogleich, lieber Onkel," rief das Mädchen und eilte aus dem Zimmer.

Der Sportelschreiber bebte, als er vernahm, wie Langschädel das überirdische Wesen mit „Du" anredete und dieselbe wie einen Rekruten anschrie.

„Sie müssen vorlieb nehmen, Kappler," sprach der Lieutnant, „Sie finden ein höchst frugales Mahl; ich hatte ein paar Fäßchen Austern verschrieben, aber der Teufel hole die schlechten Wege in dieser Jahreszeit; die Fässer sind noch nicht angelangt."

Der Sportelschreiber gab in mehren gewählten Redensarten zu verstehen, daß er auf Austern von Herzen gern verzichte, da dies Gericht keineswegs zu seinen Lieblingsspeisen gehöre. Er habe zwar in seinem Leben noch keine Auster gesehen, vielweniger gegessen; aber was er darüber gehört, sei keineswegs geeignet, seinen Appetit darnach lüstern zu machen.

„Wie das bei mir ganz anders ist," erwiederte Langschädel, „glauben Sie, daß ich ohne Austern existiren kann?"

Kappler glaubte das dem Lieutnant zu Gefallen nicht.

„Was denken Sie wohl, daß mich allein die paar lumpigen Austern Jahr aus Jahr ein kosten?“

Der Sportelschreiber rieth hin und her.

„Zweihundert Thaler werden kaum reichen,“ sprach Langschädel.

Kappler erstarrte.

„Zweihundert Thaler?“ rief er im Tone des höchsten Erstaunen.

„Nicht anders,“ fuhr jener fort. „Doch das ist noch nichts in Vergleich der andern Delicatessen, an die ich gewöhnt bin. Die Fasanen, Schnepfen, indianischen Vogelnester, Forellen, Trüffelpasteten, Seekrebse, Nachtigallzungen kosten mich horrente Summen. Sie müssen wissen, Kappler, daß mein sel'ger Vater eine fürstliche Tafel führte; ich bin mit den erlesensten Leckerbissen dreier Welttheile groß gefüttert worden.“

Der Sportelschreiber konnte vor Erstaunen kaum zu sich kommen, als Agnes wieder erschien und meldete, daß angerichtet sei.

„So kommen Sie“ sprach Langschädel, „ich wollte erst einige vom Adel bitten; aber es ist nicht Ihre Gesellschaft. Wir diniren entre nous.“

Kapplern kam dies höchst erwünscht, und er gestand offen, daß ihm in so vornehmer und völlig unbekannter Gesellschaft kein Bissen schmecken würde.

„Ich wußte das,“ erwiederte der Lieutnant und trat mit seinem Gaste in das Eßzimmer, welches sich gleichfalls im Erdgeschosse befand.

Agnes trug die Suppe auf, worauf unmittelbar der vielbesprochene Hase folgte, welcher keineswegs zu den auserlesensten Exemplaren gehörte.

Kapplern war dies einerlei. Langschädel hätte ihn können gebratene Eidechsen vorsetzen, er würde es nicht bemerkt haben. Der auf- und niederschwebende Engel war der alleinige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Agnes machte die gute Wirthin mit aller Liebenswürdigkeit, konnte es aber gleichwohl dem eigensinnigen Onkel nie recht machen. Langschädel spielte den Haustyrannen auf wahrhaft unverantwortliche Weise. Er benahm sich wie ein ungeberdiger Husarenwachtmeister im feindlichen Quartier. Er glaubte sich dadurch ein martialisches Ansehen zu geben und in Ehrfurcht und Respect zu setzen. Dem sanften Kappler ging diese unzarte Behandlung des vollendeten Engels durch und durch. Sein weiches für alle Eindrücke empfängliches Herz zerfloß in Liebe und Wehmuth. Seine Ruhe war dahin. Die Taubensanftmuth und die unversiegbare Heiterkeit, womit Agnes die Schwächen des Onkels ertrug, setzte ihr in Kappler's Augen die Krone auf. Er hatte nie geahnt, daß es auf Erden solch ein himmlisches Wesen geben könne.

Der Sportelschreiber dankte dem Himmel und allen Heiligen, als Langschädel unmittelbar nach dem Dessert, welches nicht frugaler sein konnte und aus Butterbrod und Ziegenkäse bestand, sein Haupt neigte und durch sein vernehmliches Schnarchen zu erkennen gab, daß er sanft und selig entschlafen sei.

„Ist Ihnen nicht ein Täßchen Kaffee in der andern Stube gefällig?“ frug die Nichte.

Kappler konnte wieder keine Worte finden, um seine ungetheilte Zustimmung zu diesem Vorschlage zu geben.

„Mit dem unermeßlichsten Vergnügen,“ stotterte er endlich.

Agnes lächelte und bat zu folgen. Der über-

glückliche Sportelschreiber sprang wie behext vom Stuhle auf und gehorchte dem Mädchen.

„Der Onkel ist zuweilen ein wenig grillig," sprach Agnes, als sie mit Kapplern in der andern Stube allein war, den Haustyrannen entschuldigend, „man darf das einem ehemaligen Kriegsmanne nicht so übel nehmen; auch ist sein Posten mit mancherlei Verdrießlichkeiten verknüpft, die ihn mißmuthig stimmen."

„Ja wohl, ja wohl," gestand der Sportelschreiber, „ein beschwerlicher Posten, ein höchst beschwerlicher Posten."

Agnes ergriff wieder das Gespräch und leitete es auf so anmuthvolle Weise, daß Kappler gar nicht begriff, wie er mit einem Male ein solcher Weltmann habe werden können, um mit einer jungen Dame sich so angenehm zu unterhalten.

Wieder war eine Stunde wie Augenblicke verflogen, als die fluchende Stimme des Lieutnants wieder vernehmbar ward.

„Der Onkel ist wach," sprach Agnes und eilte aus dem Zimmer, der Sportelschreiber aber, als er allein war, faltete unwillkürlich die Hände und sprach:

„Gütiger Himmel, womit habe ich elender, sündhafter Mensch verdient, daß mir noch ein solches Heil hienieden zu Theil worden; jetzt lasse deinen Knecht in Frieden fahren, er hat genug gelebt."

Während Kappler mit so frommen und erhabenen Gedanken beschäftigt war, polterte Langschädel mit einem Kreuzbombenbataillon in's Zimmer.

„Sie glauben nicht, Kappler," rief er, „was es heißt, eine Wirthschaft in Ordnung halten. Sie sind ein einzelnstehender Mensch, Sie kennen das nicht. Da wollt' ich mit Ihnen ein Fläschchen Jacqueson et Fils, qualité supérieure ausstechen; aber der ganze Vor-

rath ist gesprungen, an die dritthalb Dutzend Flaschen; die laue Witterung, die Flasche kommt mich im Einkaufspreise anderthalb Thaler netto."

Der Sportelschreiber erschrak ob so großen Verlustes und sprach sein tiefgefühltes Beileid aus.

„Sie müssen wissen," fuhr der aufschneiderische Lieutnant fort, „daß ich ohne Champagner nicht leben kann; täglich eine Flasche superieur qualité, anders thu' ich's nicht. Ich bin das aus dem väterlichen Hause und dann aus meinen Kriegszügen gewohnt. In der Campagne von 14. hab' ich mich einmal in Champagner gebadet."

„Ein kostbares Bad," erstaunte Kappler.

Langschädel stopfte sich eine Pfeife.

„Sie rauchen nicht," sprach er, „das ist Schade, Sie sollten meinen Türkischen kosten. Das Pfund kostet zwei Ducaten. Er ist unter Brüdern vier werth. Sind mir auch geboten worden; aber ich gebe ihn nicht. Rathen Sie Kappler, wo dieser goldgelbe Knaster her ist, den ich so eben stopfe?"

Der Sportelschreiber rieth abermals, ohne das Rechte zu treffen.

„Direct aus dem Serail des Sultans," fuhr Langschädel fort; „ein Grieche raubte mit Gefahr seines Lebens eine Favoritin. Diese wußte, wo die Tabacksäcke standen. Der verwegne Grieche stopfte sich die Taschen voll und entfloh mit der Geliebten. Das Paar kam auf seiner Flucht durch Neukirchen. Das Geld war alle. Der Grieche war gezwungen, seinen Knaster loszuschlagen. Ich erhielt ihn für ein Billiges."

Kappler pries das vortheilhafte Geschäft; der Lieutnant aber, welcher einmal im Zuge war und in den Sportelschreiber einen geduldigen Gläubigen fand,

log immer unverschämter. Er kam auf seine Kriegs- und Heldenthaten zu reden, erzählte, wie er der Schrecken des Kaisers Napoleon gewesen und in einem einzigen Duelle in den Niederlanden siebenundzwanzig Mann erlegt habe.

Kappler schauderte.

„Ja, sehen Sie, Kappler," fuhr der Großsprecher fort, „namentlich im Duell, da bin ich furchtbar. Man nannte mich bei der Armee nur den rasenden Roland. Es durfte mich Niemand scheel ansehen, er hatte eine Kugel und eine Degenspitze zwischen den Rippen. Und so ist's heutzutage noch, obschon ich älter geworden bin."

„In Ihrer gegenwärtigen Stellung," meinte Kappler, „werden Sie gewiß Ihr kostbares Leben einer solchen Gefahr nicht mehr aussetzen."

„Warum nicht," erwiederte Langschädel, „wenn's die Ehre verlangt, drauf und dran, da darf sich ein ehemaliger Kriegsheld keinen Augenblick besinnen. Das verstehen Sie nicht, Kappler."

„Aber die weisen Gesetze des Landes!" gab der Sportelschreiber schüchtern zu bedenken.

„In Ehrensachen gelten diese nichts," belehrte der Bramarbas; „und wenn es heute einem der hiesigen Adeligen einfiel, mir zu nahe zu treten, würde ich mich dem Teufel um das Duellmandat bekümmern."

„Allerdings von Adel müßte mein Beleidiger sein," fuhr Langschädel nach einer Pause fort, „denn ich schlage mich nur mit Adeligen, welche mit den Gesetzen der Ehre vertraut sind."

Kappler hatte mit gewohnter Geduld und Langmuth den Rodomondaten Langschädel's zugehört, hatte gestaunt und geschaudert, je nachdem es die Gelegenheit mit sich gebracht; aber im Innern war er fort-

während mit der liebenswürdigen Nichte beſchäftigt, welche als nie geahnter Stern an ſeinem Lebenshorizonte aufgeſtiegen war und ſeine ganze Seele mit Seligkeit erfüllte. Nachdem er mit ſeinen zwei Taſſen Kaffee zu Ende, wurde er von Langſchädeln zu einem Spaziergange nach der Amalienhöhe, einem in der Nähe der Stadt gelegnen Vergnügungsorte, aufgefordert. Der Sportelſchreiber fühlte ſich hierdurch ſehr geehrt; Langſchädel nahm ihn aber blos deshalb mit, damit er ihm Nichts weiter vorzuſetzen brauchte und damit er Jemanden hatte, dem er, ohne auf Widerſpruch zu ſtoßen ſeine Großſprechereien vorſchwatzen konnte.

Sechstes Kapitel.

Große Soirée in der Harmonie. Langſchädel bekommt Händel mit einem adeligen Huſarenoffizier, welche ein Piſtolenduell zu Folge haben.

Die Anweſenheit mehrer junger Offiziere, welche ſich bei adeligen Familien auf Beſuch befanden, gab Veranlaſſung, daß die Vorſteher der Neukirchner Harmoniegeſellſchaft eine außerordentliche Soirée veranſtaltet hatten. Ein paar flotte Tänzer mehr oder weniger war bei der Harmonie, die ſich eines ebenſo großen Ueberfluſſes an tanzluſtigen Frauen und Mädchen erfreute, als ſie Mangel an tanzbaren Herren litt, ein Gegenſtand von Belang.

Eine solche Neukirchner Soirée ward in der Regel mit einigen bekannten Ouvertüren, welche der Stadtmusikus des Städtchens, unterstützt von seiner nicht eben sehr geübten Kapelle, vortrug, eröffnet. Hierauf folgten ein oder zwei Quartetten, gesungen von gesangkundigen und stimmbegabten Mitgliedern der Gesellschaft. Zuweilen gab es auch Vorlesungen über diesen und jenen Gegenstand. Soupiren konnte, wer Lust und Geld dazu hatte.

Von der diesmaligen Soirée versprach man sich Wunderdinge. Das Einladeprogramm war glänzend. Darin war die Rede von ganz neuen Symphonien und Lanner'schen Walzern; es ward gesungen, vorgelesen, sogar declamirt. Die Vorsteher hatten das Mögliche gethan, um einen genußreichen Abend zu bereiten. Schon seit mehren Tagen waren die jungen adeligen und bürgerlichen Schönen mit ihrer Toilette beschäftigt; namentlich nährte manche der letztern im Stillen die süße Hoffnung, von den interessanten fremden Uniformen, welche schon die ganze Zeit daher die Augen und das Interesse der Stadt in Anspruch genommen, zu einem oder mehren Tänzen, je nachdem das Glück günstig, aufgefordert zu werden.

Madame Kliemann hatte gleichfalls das Ihrige gethan und den Rathhaussaal stattlich herausgeputzt, so wie für Speisen und Getränke bestens gesorgt.

Endlich erschien der vielbesprochene Abend. Kaum hatte es auf dem Rathhausthurme das zweitemal Sechs geschlagen (der geneigte Leser wird sich entsinnen, daß es auf dem Neukirchner Rathhause nie sieben Uhr schlug), als der gesammte hohe und allerhöchste Adel, die Familien Ponikau, Kirchner, Fellenberg, Löwenstern nebst zahlreicher Cortège angefahren kamen. Die weibliche Noblesse, von ihren Cavalieren umschwirrt,

nahm sogleich von den ersten Stuhlreihen in der Nähe des Orchesters Besitz, welche aus ächt deutscher Blödigkeit und übertriebener Bescheidenheit von den bürgerlichen Harmoniegliedern waren leer gelassen worden.

Mit jener gesellschaftlichen Sicherheit und nobeln Unbefangenheit unterhielt sich der Adel unter einander ziemlich laut und ungenirt, während das im Hintergrund zusammengeschaarte Bürgerthum nur hier und da die Köpfe zusammensteckte und kaum zu flüstern wagte. Es war in der That, als ob das Conzert blos für den Adel aufgeführt würde und die bürgerlichen Hintersassen nur geduldete Zuhörer wären. Der größte Theil der bürgerlichen Herren hatte sich in die Rauchzimmer zurückgezogen; der Hofcommissair Eccarius war der Einzige, der frank und frei und völlig ungenirt im Saale auf und niederschritt, mit seiner Lorgnette die Damen, die adeligen wie die bürgerlichen musternd, sich einmal mitten durch das adelige Vordertreffen nach dem Orchester drängte und beim Stadtmusikus über die aufzuführenden Musikstücke und deren Compositeure Erkundigungen einzog.

Was die adelige und die bürgerliche Flora anbelangte, so waren die reicheren und auch geschmackvolleren Toiletten allerdings bei ersterer zu suchen, auch zeichnete sie sich durch ihre stolzere Haltung und Salontournüre augenfällig und nicht unvortheilhaft aus; was hingegen die hübschen und blühendern Gesichter betraf, so behaupteten die bürgerlichen Mädchen den Vorzug.

Der Umstand, daß sobald adeliges und bürgerliches Publikum in einer Gesellschaft zusammentrifft, ersteres, wenn es in großer Minorität ist, letzterm sich mit freundlicher Herablassung nähert und zu acclimatisiren sucht, so wie es jedoch sich stark genug fühlt, sogleich

instinctmäßig als Corps zusammentritt und eine abgeschlossene und gemessenere Haltung gegen den Bürgerlichen annimmt, dies konnte man in der Neukirchner Harmoniegesellschaft in allen Nüancen mit Muse beobachten.

Da saß die Frau Oberstloßinspectorin, die Frau Posthalterin, die Frau Stadtcassirin, welche sich ihres Umgangs mit dem Adel immer zu rühmen pflegten, verlassen und vernachlässigt in bescheidener Abgeschiedenheit von der Noblesse, und die süßen Worte derselben kamen diesmal nur Ebenbürtigen zu Gute.

Das Conzert begann; Herr Kreidl, so hieß der Stadtmusikus, leistete, von einigen Musikern aus der Nachbarschaft unterstützt, das Mögliche. Die Musikstücke gingen aber, hauptsächlich was die Damenwelt anbetraf, ziemlich spurlos vorüber. Wie in Conzerten in der Regel der Fall, achten die Schönen wenig auf die vorgetragenen Piecen. Ihre Augen sind weit mehr mit Musterung der Toiletten beschäftigt.

Auf die Instrumentalmusik folgten mehre Gesangstücke, von Dilettanten aus der Gesellschaft vorgetragen. Hierauf kam die Vorlesung. Ein in Ruhestand gesetzter und in Neukirchen lebender academischer Docent konnte seine einstige Laufbahn nicht vergessen und ließ sich's nicht nehmen, das Harmoniepublikum durch Vorträge über höchst abstracte Gegenstände zu ennuyiren. Das Schlimmste dabei war, daß er trotz alles ziemlich laut werdenden Mißmuths nie ein Ende in seinem Vortrage finden konnte. Nur unter der Bedingung, daß er seine Mittheilung nicht über eine halbe Stunde ausdehnen wollte, war ihm in der heutigen Soirée von den Vorstehern der Vortrag gestattet worden; aber Herr Sebastian, so hieß der Neukirchner Demosthenes, konnte auch diesmal kein Ende finden:

er sprach bereits länger denn eine Stunde über die verschiedenen magnetischen Erdpole; und die Hypothesen, die er darüber aufstellte und erörterte, ließen sobald kein Ende der Vorlesung erwarten. Wie wichtig und interessant der behandelte Gegenstand war, so eignete er sich doch keineswegs für ein so gemischtes Publikum, wie das der Harmonie war und welches überdies größtentheils aus Frauen bestand. Allmälig schlich sich daher einer nach dem andern von den Herren, denen die Sache zu lang wurde, so leise wie möglich davon und zog sich in die Rauchzimmer zurück. Die fremden Offiziere, welche dem Vorleser zunächst standen und von Damen umringt waren, mußten zwar tapfer aushalten aber zogen mit der Länge der Zeit entsetzliche Gesichter. Selbst dem Hofcommissair, obschon er mit vielem wissenschaftlichen Geiste begabt war, begannen die Hypothesen des Doctor Sebastian endlich zu langweilen. Er kehrte gleichfalls nach den Tabagien zurück, jedoch ohne auf seiner Wanderung gar zu leise aufzutreten, weshalb ein mehrseitiges Pst! Pst! vernehmbar ward, das ihn aber im Geringsten nicht störte.

In dem angrenzenden Zimmer hatte sich Langschädel, so lang er war, auf das Sopha gestreckt, so daß seine schrecklich langen Füße weit in der Stube hinlagen und wiederholt die Veranlassung wurden, daß einer oder der andere der Gäste darüber hinstolperte, welches Stolpern allemal ein Donnerwetter von Seiten des Lieutnants zur Folge hatte. Der Edle war überhaupt miserabler Laune und raisonnirte und fluchte über Alles. Die Musiker spielten ihm nicht präcis genug, dann währte die Vorlesung zu lang, obschon ihm dies ganz gleichgültig sein konnte, da er von seinem Sopha nicht hinweggekommen war.

Seinen Hauptgroll hatten aber die fremden Husarenoffiziere auf sich gezogen, welche die erwarteten Honneurs nicht für nöthig befunden. Er sprach sehr anzüglich von bartlosen Knaben, Wachtparadenhelden, die kein Pulver gerochen und den Krieg blos von Hörensagen kennten, die nicht wüßten, welche Rücksichten man einem gedienten Militair schuldig wäre u. s. w. Dabei stiegen ununterbrochen dicke Rauchsäulen seines Sultanknasters aus der langen Pfeife empor, so daß Langschädel wie der Donnergott hinter Wolken thronte. Dieses entsetzliche Dampfen aber — Niemand vermochte sich mit dem Geruche des berühmten Sultanknasters zu befreunden — so wie das unaufhörliche und unerträgliche Schwadroniren von Seiten des Lieutnants, hatte nach und nach so ziemlich alle Gäste aus seiner Nähe entfernt. Nur der Hofcommissair, nachdem er gleichfalls über die Spazierhölzer des Lieutnants gestolpert, trat zu demselben heran und erkundigte sich nach dessen werthem Befinden.

„Die Kriegsstrapazen bringt man so leicht nicht aus dem Leibe," erwiederte Langschädel, „ich habe mich von der letzten Campagne noch immer nicht erholen können."

„Nun," meinte Eccarius, „seit den glorreichen Zeiten, wo sich unsre Landwehr mit so großem Ruhme bedeckte, ist doch manches Jährchen vergangen."

„Wird noch manches vergehen," versicherte der Lieutnant, „bevor ich die Gesundheit wieder erlange, deren ich mich vor meinen Feldzügen zu erfreuen hatte. Die Strapazen waren darnach. Ich entsinne mich, einmal vierzehn Tage nicht aus dem Wasser gekommen zu sein. Die Holländer hatten die Dämme durchbrochen, wie sie das in der Gewohnheit haben. Mein Bataillon kämpfte oft bis an dem Nabel im Wasser."

„Das ist noch gar nichts," gegenredete Eccarius, „ich kannte einen Matrosen in Hamburg, welcher im Wasser so gut zu leben verstand, wie auf dem Lande. Er ging auf dem Meeresgrunde zwischen Korallen und Muschelbänken spazieren, und was das Merkwürdigste bei der Sache war, er rauchte seine Cigarre dabei, als säße er in der Tabagie."

Der Hofcommissair, sobald Langschädel aufschnitt, pflegte den Großsprecher zu überbieten. Eccarius that dies mit Ruhe und Gelassenheit. Er zog nie die Lügen des Lieutnants in Zweifel, machte sie aber entweder lächerlich, oder benahm ihnen allen Effect, indem er augenblicklich mit weit außerordentlichern Dingen zu Diensten stand.

Langschädel ging dann gewöhnlich von seinem Gegenstande ab und kam auf einen andern, wo er gleichfalls das Lügen nicht unterlassen konnte. So auch diesmal.

„Es war recht schade," sprach er, „daß Sie am letzten Sonntage verreist waren; ich gab ein Diner. Die Gesellschaft war nicht gerade zahlreich, aber gewählt; Sie würden sich amüsirt haben."

Eccarius, recht gut wissend, daß der Lieutnant nur Kapplern auf einen dürren Hasen zu Tische gehabt, erwiederte sogleich:

„Unbezweifelt; doch kann ich mit dem Diner, dem ich beizuwohnen die Ehre hatte, gleichfalls zufrieden sein. Ich war von Seiner Durchlaucht, dem Fürsten August, mit dem ich wegen einer bedeutenden Anleihe in Unterhandlung stehe, zu Tische geladen. Ich saß inmitten der beiden Prinzessinnen Töchter, ich sage Ihnen, Lieutnant, die eine schöner und geistreicher, wie die andere. Das Essen war gut. An einem Kaiserhofe kann's nicht nobler hergehen. Die Weine

süperbe; ächter Johannisberger Ausbruch, welchen Seine Durchlaucht erst vor wenigen Tagen aus dem Privatkeller des Fürsten Metternich zum Geschenk erhalten hatte. Ungar und Lacrymä flossen in Strömen."

„Lüge Du und der Teufel," dachte Langschädel, hielt es jedoch für gerathen, von seinem Diner nicht weiter zu sprechen.

Die Noblesse im Saale hatte sich unterdeß nach beendigter musikalischer und declamatorischer Soirée erhoben und an den vorher belegten Tafeln in einem geräumigen Nebenzimmer Platz genommen. Von den bürgerlichen Honoratioren speisten nur Wenige an abgesonderten Tischen. Der größere Theil des männlichen Publikums trieb sich in den angrenzenden Stuben umher, während die Frauen und Mädchen auf dem Saale zurückblieben und ob des sehnlichst erwarteten Tanzes auf den Sitzen längs der Wände Platz nahmen.

An den adeligen Tischen ging es laut und lebhaft her. Man hörte Champagnerpfropfe knallen. Die Noblesse hatte fast die sämmtliche Dienerschaft des Rathskellers in Beschlag genommen, so daß Langschädel bereits dreimal vergebens nach einem frischen Kruge Bier gerufen hatte.

Dieses ungestillte Verlangen, so wie das lebhafte Geräusch, welches von der adeligen Tischgesellschaft daherscholl, gab dem Landwehr-Lieutnant hinlänglich Stoff, seinem Aerger Luft zu machen.

„Dieses adelige Volk," sprach er, „lebt ewig in Saus und Braus; und wir andern Harmoniemitglieder werden darüber auf unverantwortliche Weise vernachlässigt. Wenn man doch lieber an seine Schulden dächte und nicht an Champagner."

Der Hofcommissair, der neben ihm saß und Zei-

tungen las, ermangelte nicht, hierin Langschädeln vollkommen Recht zu geben.

„Und der Kliemann," fuhr der letztere fort, „sollte man keinen Groschen zuwenden. Ob sich Jemand von der Wirthschaft blicken läßt? Es ist himmelschreiend."

Was aber den Zorn des Lieutnants hauptsächlich erregte, waren die Cavaliere, die von Zeit zu Zeit durch das Zimmer eilten, um den ausgesprochenen Wünschen ihrer respectiven Damen nach Eis und Confituren auf galante Weise persönlich zu genügen, und in der Regel über Langschädel's Füße stolperten.

„Ich werde noch eine Laterne neben meine Stiefeln stellen müssen," zankte der Erzürnte, „damit diese hohe Ritterschaft den Weg findet und meine Füße in Ruhe läßt."

Eccarius lobte diesen Entschluß und encouragirte den Lieutnant aus Leibeskräften, den nächsten, der es wagen sollte, über seine allerdings langen Beine zu stolpern, ernstlich zur Rede zu stellen; denn für den Hofcommissair gab es kein größeres Gaudium, als wenn ein Bürgerlicher und Adeliger in Händel geriethen. Er nahm sogleich Partei.

„Ich dächte, Sie müßten es inne werden," sprach er, „daß man Sie mit Absicht und aus reinem Muthwillen choquirt. Sie können das als gedienter Mann unmöglich länger mit ansehen. Ueberhaupt, wenn Sie nicht bald einmal energisch gegen diese hochgeborne Ritterschaft auftreten und ihr die Zähne weisen, wird es bald dahin kommen, daß Sie, trotz Ihrer Bekämpfung Napoleon's und Befreiung Deutschlands, von dieser übermüthigen Noblesse und milchbärtigen Soldateska über die Achsel angesehen werden."

„Bewahre," sprach Langschädel im Bewußtsein seiner kriegerischen Verdienste, die lediglich darin bestan-

den, eine Compagnie fürstlicher Landwehr nach geschlossenem Frieden in die Heimath zurückgeführt zu haben, „das wagen sie nicht.“

„Tritt man Sie aber nicht,“ gab Eccarius zu bedenken, „ein Mal über das andre mit Füßen? Ich verwette meinen Kopf, es geschieht mit Absicht. Gedenken Sie Ihrer großen welthistorischen Vergangenheit und sein Sie einmal ein Rächer des gekränkten Bürgerthums gegen aristocratischen Uebermuth. Ich bin überzeugt, ein einziges kräftiges Wort Ihrerseits, und Sie werden mit vieler Genugthuung wahrnehmen, wie der höflich gewordene Adel in respectvoller Entfernung um Ihre Füße herumgeht, anstatt mit Geringschätzung darüber hinzustolpern. Ich gäbe etwas darum, wär' ich wie Sie Militair in Schlachten dunkler Zeit; mich sollte so ein Wachtparadenheld nicht scheel ansehen.“

Durch solche Reden gelang es endlich dem verschmitzten, streit- und händelsüchtigen Hofcommissair, den schlummernden Kriegsfunken in des Lieutnants Brust zu hellen Flammen anzublasen. Langschädel schwur, den Ersten, der es wagen würde, über seine Füße zu stolpern, und wäre es der Generalissimus der fürstlichen Armee, den Kopf tüchtig zurechtzusetzen.

Um den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß es ihm mit seinem Schwure Ernst sei, streckte Langschädel seine Füße wo möglich noch länger über die Stube hin, und es war ihm im ersten Kriegsfeuer ordentlich unlieb, daß nicht sogleich ein Adeliger erscheinen und über seine Füße stolpern wollte.

Eccarius rieb sich mit heimlicher Freude die Hände, als er den ehemaligen Landwehrhelden so kriegerisch fand. Er versprach sich ein außergewöhnliches Vergnügen. Erstlich gab's Händel zwischen Bürger und

Adel, die er vor Allem liebte, und dann wünschte er auf der andern Seite wiederum, daß Langschädel für sein abgeschmacktes und unerträgliches Bramarbasiren einmal gezüchtigt werde. Er hoffte, sobald es wegen Langschädel's vorgestreckter Füße mit einem der Adeligen auch nur zu einem leichten Wortwechsel kommen sollte, die Sache so zu drehen, daß ein Duell zwischen Langschädeln und dem Stolperer unausweichbar werde. Da er des Landwehrlieutnants Hasenherzigkeit kannte, freute er sich im Voraus auf das Rencontre und hatte darum nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Brückenzollgeldereinnehmer in seiner kriegerischen Stimmung zu erhalten und zu bestärken. Dies war auch höchst nöthig, denn Langschädel je länger er ausgestreckt da lag und einem Stolperer auflauerte, ward nachdenklicher. Obschon er grob und anmaßend gegen Jedermann war, wo er nichts zu befürchten hatte, so vermied er doch sehr, mit solchen anzubinden, bei welchen auch nur an eine entfernte Gefahr zu denken. Also der Hofcommissair bot seine ganze Beredtsamkeit auf, damit Langschädel so ausgestreckt liegen bleibe und die Füße keinen Zoll breit zurückziehe, wie er schon Willens gewesen.

Zu des Hofcommissairs großer Freude stürmte endlich ein junger Husarenoffizier, Lieutnant von Steinau, ziemlich champagnerselig in's Zimmer. Langschädel, der auf einen friedlichen adeligen Civilisten gerechnet hatte, wollte bei diesem Anblicke seine Füße etwas zurückziehen, als Steinau mit einem lauten Donnerwetter bereits darüber hinstolperte.

„Was sind das für verfluchte Krallen," murmelte Steinau, und wollte weiter, als der Hofcommissair seinen Nachbar auf das Energischste in die Rippen stieß.

„Wenn Sie solche Behandlung dulden," raunte er

Langschädeln, der über Steinau's Donnerwetter ganz erschrocken war, in's Ohr, „erklär' ich Sie öffentlich für das größte Hasenherz unter der Sonne."

Des Landwehrlieutnants Lage ward jetzt kritisch. Er bereute von Herzen, seine Füße wie Schlagbäume über den Durchgang gelegt und wie Fühlhörner ausgestreckt zu haben. Auf der einen Seite den gefürchteten Hofcommissair mit seiner Spottsucht; auf der andern unvermeidliches Rencontre mit einem Offizier. Endlich hoffte er doch, mit dem Husaren noch eher aus einander zu kommen, als mit Eccarius; er faßte daher ein Herz und rief dem Herrn von Steinau, der bereits an der andern Thüre angelangt war, so höflich als möglich die Worte nach:

„Dürft' ich Sie bitten, mein gnädiger Herr!"

„Kürzer angebunden!" raunte der Hofcommissair von Neuem dem Lieutnant in's Ohr; „einen rauhern Ton angenommen, Sie sind sonst verloren."

Herr von Steinau, welcher die Worte Langschädel's vernommen, kehrte sogleich um, trat dem Rufer ziemlich hart auf den Leib und frug mit barscher Stimme: „Was beliebt?"

Solche Energie von Seiten des Husaren hatte Langschädel freilich nicht erwartet. Er war eben im Begriffe, den Offizier, anstatt ihn zur Rede zu stellen, um Verzeihung zu bitten, als ihn Eccarius flüsternd beschwor, nur dies einzige Mal ein Mann zu sein. Gleichwohl richtete der Bramarbas seine Anrede so human als möglich ein.

„Entschuldigen Sie, mein sehr geehrter Herr Lieutnant," begann er, „wenn ich Sie zurückrief; aber ich wollte Sie ergebenst bitten, sich künftig gütigst ein wenig mehr vorzusehen; ich kann ja nichts dafür, daß der Himmel mir so lange Beine beschcert hat."

Der Husarenlieutnant, ein Sanguiniker und äußerst reizbar, war ganz aufgebracht ob solcher Worte, wie höflich sie vorgetragen wurden. Wie? er sollte sich von einem kleinstädtischen bürgerlichen Philister einen Verweis geben lassen in einer Sache, wo er ganz unschuldig war und wo es eigentlich ihm zukam, Rechenschaft zu verlangen? Er erwiederte daher in zornigem, wegwerfendem Tone:

„Ein vernünftiger Mensch streckt sich in gebildeter Gesellschaft nicht wie ein — aus; Sie sind ein Tropf!"

Mit diesen Worten ging er stolz davon.

„Jetzt fordere ich den Unverschämten in Ihrem Namen," rief aufspringend Eccarius; „eine solche Beleidigung verlangt Blut."

„Sind Sie bei Sinnen!" mahnte, zum Tode erschrocken, Langschädel, und bemühte sich aus Leibeskräften, den Hofcommissair am Arme zurückzuhalten. „Bedenken Sie doch, ein angestellter Mann, ich bin Staatsdiener."

„Das verlangt Blut," fuhr Eccarius fort, riß sich los und eilte dem Husarenoffizier nach.

Langschädel, der die Füße längst eingezogen hatte, wußte im ersten Schrecken nicht, was er beginnen, ob er bleiben oder dem gänzlich unberufenen und zudringlichen Cartellträger nacheilen sollte.

„So viel ist gewiß," sprach er für sich, „ich schlage mich auf keinen Fall. Ich mag nicht zum Rebellen werden gegen eine hochweise constitutionelle Landesgesetzgebung."

Während er noch rathlos, in verzweifelter Stimmung dasaß, kehrte der Hofcommissair ruhigen Schritts zurück.

„Die Sache ist abgemacht," sprach er, sich eine Prise nehmend und dem erbleichenden Langschädel die

Dose hinhaltend, „ich habe den Mosje in Ihrem Namen auf zehn Schritt Barrière gefordert. Pistolen sind unter bewandten Umständen die nobelste Waffe. Ich selbst werde Ihnen secundiren. Wir treffen den Gegner morgen früh acht Uhr in der Ruine des Benedictinerklosters."

„Aber ich schieße mich nicht," zähnklapperte Langschädel.

Eccarius, welcher diese Worte gänzlich zu überhören schien, fuhr ruhigen Tones fort: „wenn Ihnen meine Pistolen gefällig sind, stehen sie zu Befehl; ein paar ächte Kuchenreiter; bei Ihrer bekannten Geschicklichkeit können Sie gar nicht fehlen."

„Aber ich sage Ihnen, daß ich mich auf keinen Fall schieße," sprach Langschädel. Der Hofcommissair, welcher diese Worte gleichfalls überhörte, sprach weiter:

„Tödten würde ich den Husaren an Ihrer Stelle nicht; dazu ist er noch zu jung; aber einen tüchtigen Denkzettel anhängen. Schießen Sie ihn in's Bein; das sind die schmerzlichsten und langwierigsten Bleſſuren."

„Aber zum Satan, so hören Sie doch," rief nun der Landwehrlieutnant ärgerlich, „ich schieße mich nicht."

„Sie Schelm," lachte der verschmitzte Hofcommissair, „wie Sie sich verstellen können; es ist Niemand erpichter auf ein Duell, wie Sie."

„Nein, Gott straf mich," schwur Langschädel ernst und feierlich, „das bin ich nicht."

„Sie wollen nur, daß die Sache nicht bekannt wird," fuhr Eccarius verstohlen fort, „ich verstehe, Sie haben nicht Unrecht; aber bauen Sie auf meine Verschwiegenheit; es soll außer den Secundanten und dem Arzte kein Sterblicher ein Wörtchen erfahren. Wir machen Alles in der Stille ab. Wir bedürfen

nicht einmal eines Wagens. Wir können die kleine Strecke zu Fuße zurücklegen."

Langschädel gerieth in Verzweiflung. Er reichte endlich dem Hofcommissair die Hand.

„Ihre Hand," sprach er.

„Hier ist sie," erwiederte Eccarius, seine Hand darreichend. Langschädel drückte sie mit krampfhafter Innigkeit.

„Ein Wort so viel, wie tausend, ich schieße mich nicht. Aus der ganzen Sache kann nichts werden."

Der Hofcommissair that, wie aus den Wolken gefallen und als ob er seinen Ohren nicht trauete.

„Ganz unter uns," fuhr Langschädel mit wichtiger Miene fort, „aber aus der Sache wird nichts."

„Langschädel — Lieutnant — hab' ich denn recht gehört?" rief Eccarius, „nur keinen Scherz in so ernster Angelegenheit."

„Ich scherze bei Himmel, Mond und Sternen nicht," versicherte Langschädel, „aber weiß Gott, beim besten Willen, ich kann, ich darf mich nicht schlagen."

„Das ist ja aber gar nicht mehr möglich," gab der Hofcommissair, der sich von seinem Staunen noch immer nicht schien erholen zu können, zu bedenken; „ich habe in Ihrem Namen den Herrn von Steinau gefordert und er hat das Duell angenommen."

„Der Teufel hat Ihnen das geheißen, ich nicht," fuhr Langschädel auf, „im Gegentheil, ich habe Sie als loyaler Staatsbürger davon zurückhalten wollen."

Der Hofcommissair, der sich über diese Hasenherzigkeit, die er wirklich in so hohem Grade bei Langschädeln nicht vermuthet hatte, ärgerte, dachte bei sich: „Warte, Großmaul, du sollst mir büßen."

Er ließ sich indeß von seinem Aerger nicht das Geringste merken, sondern that nur verwundert, daß

Langschädel, den er, wie er erzählte, für den größten Schläger bei der Landwehr gehalten, sich nicht duelliren wolle.

„Das war ehedem," erklärte der Lieutnant; „aber andere Zeiten, andere Sitten."

„Aber ich bitte Sie um Himmelswillen, warum wollen Sie sich denn nicht schlagen nach so entsetzlicher Beleidigung?" frug Eccarius.

„Ein so junger Mann kann mich nicht beleidigen."

„Aber Sie müssen doch einen Grund haben, warum Sie sich nicht schießen wollen?"

„Allerdings," gestand Langschädel, „weil ich jetzt als aufgeklärter und loyaler Staatsbürger über den Zweikampf denke: diese rohe Sitte der Vorzeit ist nicht nur von der Vernunft, sondern auch durch weise Gesetzgebung verboten. Ich aber will unserm erleuchteten Jahrhundert Ehre machen und nicht einem blinden Wahne fröhnen, der selbst dem Christenthume gänzlich zuwiderläuft."

„Allerdings, wenn Sie so denken," sprach der Hofcommissair, „freilich dann —"

„Und hab' ich da nicht vollkommen Recht?" frug Langschädel neu aufathmend, als er sah, daß Eccarius seine aufgestellten Gründe anzunehmen schien; „jeder Vernünftige muß mir beipflichten."

„Sie haben vollkommen Recht," gestand Eccarius, „freilich, hätt' ich das gewußt, daß Sie als ehemaliger tapferer Krieger so aufgeklärt über das Duell gesinnt wären —"

„Das hätten Sie wissen sollen, Verehrtester," sprach Langschädel mit sanftem Vorwurf, „das hätten Sie wissen sollen."

„Hm," fuhr Eccarius fort, „eine fatale Geschichte, wie wird sie sich nur redressiren lassen?"

„Ist Ihre Sache," versetzte Langschädel, „ich bekümmere mich im Geringsten nicht darum. Wer heißt Sie sich in meinem Namen auf's große Pferd setzen?"

Eccarius vernahm mit Ingrimm diese Worte des Großsprechers, doch bezwang er sich und erwiederte:

„Nun, ich werde das Möglichste versuchen. Sie lassen also alle die beleidigenden Worte des Herrn von Steinau und namentlich den Tropf auf sich sitzen?"

„Mit dem größten Vergnügen," erklärte Langschädel bereitwillig. „Ein gedienter Mann, welcher den Napleon bekämpft und Deutschland befreit hat, steht erhaben über den Aussprüchen eines so jugendlichen Mannes, wie der Herr von Steinau."

„Gut," erwiederte Eccarius, „ich werde denselben jetzt aufsuchen und die Sache auszugleichen versuchen."

„Thun Sie das," versetzte Langschädel, „wären Sie vorhin weniger voreilig gewesen, könnten Sie sich jetzt die Mühe ersparen. Ich sah Alles voraus, darum versuchte ich, Sie zurückzuhalten, aber vergebens war mein weiser Rath."

Der Hofcommissair entfernte sich; dem Lieutnant war eine Centnerlast von Herzen und bereits stellte sich der alte Hochmuth wieder ein.

„Ich werde mich doch hüten," sprach er für sich, „von so einem jungen Laffen wie der Steinau auf mich zielen zu lassen. So ein leichtsinniger Mensch schießt in's Blaue hinein, ohne zu bedenken, daß ein Staatsbürger, ein fürstlicher Angestellter und unentbehrliches Mitglied der Staatsmaschine vor ihm steht. Auf einen Husarenlieutnant mehr oder weniger kommt's nicht an; dergleichen gibt's wie Sand am Meere, dieselben gehen im Kriege dutzendweise drauf; aber ein fürstlicher wohlbestallter Brückenzollgeldereinnehmer wie er sein muß und wie ich einer bin, ist nicht leicht

zu ersetzen. Das Amt ist schwierig und will bedacht und wohlverwaltet sein. Duell, Zweikampf, Narrenspossen, darüber sind wir längst hinaus. Es war gut, daß ich mich vom Hofcommissair nicht einschüchtern ließ; derselbe mag sehen, wie er zurecht kommt. Er wird sich künftig hüten, sich in andrer Leute Angelegenheiten zu mischen und mich in Zwistigkeiten zu verwickeln. Er hat diesmal seinen Mann an mir gefunden."

Während Langschädel auf diese Weise mit sich Unterhaltung pflog, kehrte Eccarius zurück und nahm wieder neben dem Lieutnant Platz.

„Nun," frug dieser, „haben Sie Alles in Richtigkeit gebracht und wohl arrangirt? Es wird dem jungen Springinsfeld lieb gewesen sein, wenn ich auf das Duell verzichte; dergleichen junge Leute hängen nur zu sehr am Leben."

„Leider," ewiederte der Hofcommissair mit sehr ernstem Gesicht, „ist mir meine Mission nicht gelungen."

„Wie so," erkundigte sich Langschädel, „was verlangt denn dieser Herr von Steinau? Ist's denn nicht edelmüthig genug, wenn ich als Beleidigter die Forderung zurücknehme?"

„Gegen Zurücknahme Ihrer Forderung kann er allerdings nichts haben," sprach Eccarius.

„Und damit ist doch die Sache abgemacht," meinte Langschädel.

„Nicht so ganz," fuhr der Hofcommissair fort.

„Ich verlange ja auch gar keine andere Satisfaction, sie möge Namen haben, wie sie wolle, weder auf mündliche noch schriftliche Ehrenerklärung, was könnte einer Ausgleichung im Wege stehen?"

„Herr von Steinau fordert nun Sie;" sprach der Cartellträger mit großer Kaltblütigkeit.

„Pah, ich schlage mich nicht," erwiederte der Land-

wehrheld, „es iſt gegen meine Grundſätze, gegen göttliche und menſchliche Rechte, was will er machen?“

„Wenn Sie ſich Morgen früh acht Uhr nicht mit ihm ſchießen, ſo erklärt er Sie für den erbärmlichſten Feigling.“

„Das kann er thun,“ erwiederte Langſchädel nach einigem Nachdenken, „ich bleibe darum wer ich bin.“

„Dann erklärt Herr von Steinau ferner,“ fuhr der Hofcommiſſair fort.

„Nun was gibt's denn noch zu erklären?“

„Daß Sie dreifache Prügel verdient hätten.“

„Dreifache? Warum nicht gar,“ verſetzte Langſchädel, dem wieder unheimlich zu Muthe ward.

„Allerdings, dreifache Prügel,“ ſprach Eccarius mit Betonung.

„Aber warum denn dreifache?“ frug Langſchädel mit Zagen.

„Erſtens, weil Sie ſich als Flegel benommen, wie Sie die Füße ungebührlich ausſtreckten;“ erklärte der Berichterſtatter, „zweitens für Ihre Frechheit, den Herrn Lieutnant coramirt zu haben, und drittens für Ihre Feigheit, die Forderung zurückzunehmen.“

Langſchädel ward kalt und heiß bei dieſer unerwarteten Wendung der Dinge. Er verwünſchte, heut' Abend in die Harmonie gegangen zu ſein.

„Sie könnten jedoch dieſe dreifachen Prügel abwendig machen,“ fuhr Eccarius im trocknen Tone fort.

Der Lieutnant ſchöpfte friſchen Athem und erkundigte ſich angelegentlich, auf welche Weiſe dies möglich ſei?

„Wenn Sie ſich als Ehrenmann zeigen,“ ſprach Eccarius, „und Morgen früh zur beſprochenen Stunde Kugeln mit Herrn von Steinau wechſeln. Außerdem ſind Sie keinen Augenblick ſicher, daß Sie Ihr

Forderer aufsucht und Ihnen, wo er Sie findet, alle Knochen im Leibe systematisch zerschlägt."

„Aber bedenken Sie, geehrtester Freund," sprach der Bramarbas, dem der Angstschweiß aus allen Poren brach und der an allen Gliedern zu zittern begann, „ich ein Angestellter, ein Staatsdiener kann doch nicht gegen die eigenen Landesgesetze sündigen?"

„Ich stellte dies Herrn von Steinau vor," erwiederte der Hofcommissair, „aber er meinte, wer den Offizziercharakter trüge, dürfe darnach nicht fragen, sondern müsse seinem Stande gemäß handeln und demselben vor allen Dingen keine Schande machen."

Langschädel, auf's Aeußerste gebracht, gestand jetzt, daß er eigentlich nie etatsmäßiger Landwehrlieutnant gewesen sei, daß ihn nur sein Hauptmann auf dem Rückmarsche in die Heimath aus guter Bekanntschaft dazu ernannt und daß die Regierung nie darum gewußt habe.

„Hüten Sie sich ja," antwortete Eccarius, „diesen Umstand bei Herrn von Steinau geltend zu machen, um vom Duelle loszukommen. Der Herr Husarenlieutnant würde dann sagen: „so hat sich dieser saubre Patron einen ehrenvollen Titel angemaßt, der ihm nicht gebührt und er verdient zum vierten Male Prügel."

Als sich Langschädel auf diese Art immer mehr in die Enge getrieben sah, rief er endlich:

„Aber, geehrtester Herr Hofcommissair, insonderheit geschätzter Freund und Gönner, wenn nun Seine Excellenz der Finanzminister, mein hoher Chef, erfährt, daß sich sein wohlbestallter Brückenzollgeldereinnehmer zu Neukirchen duellirt hat?"

„Er wird ein Auge zudrücken, wenn er davon erfährt," tröstete Eccarius, „denn Steinau, Ihr Gegner, ist sein Neffe und Liebling."

Diese Nachricht schlug den Lieutnant vollends darnieder. „Wie?“ rief er, und glaubte nicht recht gehört zu haben, „Seine Excellenz ist der Onkel des Herrn von Steinau?“

„Und das wußten Sie nicht?“ frug der Hofcommissair, „das ist eine bekannte Sache. Ich dächte auch, man könnte es dem hochfahrenden Wesen des jungen Herrn ansehen, daß er sich hoher Protection zu erfreuen hat.“

„Hätte ich das ahnen können!“ seufzte der vernichtete Landwehrlieutnant.

„Darum das Beste,“ rieth der Hofcommissair, „Sie machen heut Ihr Testament, Vorsicht ist in allen Dingen gut, und stellen sich Morgen früh pünktlich ein. Ich werde Sie begleiten. Lassen Sie vor allen Dingen keine Furcht blicken. Das gibt dem Gegner Uebergewicht. Zielen Sie ruhig und sicher, Sie können mit meinen Kuchenreitern nicht fehlen. Uebereilen Sie sich nicht beim Abfeuern, beim Avanciren aber zögern Sie auch nicht, damit Ihnen der Erste Schuß nicht entgeht; wie ich mir habe sagen lassen, soll Steinau ein tüchtiger Schütze sein, der schon oft das As aus der Karte geschossen hat.“

Langschädeln ward's grün und blau vor den Augen. Er befand sich in einer unbeschreiblich bösen Lage. Entweder mußte er sich duelliren, oder er setzte sich den betrübendsten Insulten von Seiten des hochfahrenden Husarenlieutnants aus, der überdies Neffe und Liebling des Finanzministers war. Er sah mit Grausen, daß diesmal nicht nur seine bürgerliche und moralische, daß selbst seine leibliche Existenz gefährdet war. An ein Duell dachte er sein Lebelang nur mit Schrecken, denn Niemand liebte das Leben, diese freundliche Gewohnheit des Daseins und Wir-

kens, mehr wie Langschädel. Vergebens zermarterte er sein Denkvermögen nach einer Rettung aus dieser schauervollen Lage. Er zog den Hofcommissair zu Rathe und er begriff nicht, wie dieser so ruhig bleiben konnte, wo es sich um ein Menschenleben handle.

Eccarius bemerkte mit stillem Gaudium die Zerknirschung des Großsprechers.

„Ich mag diese Angelegenheit von einer Seite betrachten, von welcher ich will," sprach er, „das Duell bleibt das Annehmbarste; denn setze ich den Fall, daß Sie als fürstlicher wohlbestallter Brückenzollgeldereinnehmer nur doppelte Prügel bekommen, ist Ihr Renommée für immer dahin, die Schuljugend weist mit Fingern auf Sie, in keiner anständigen Gesellschaft dürfen Sie sich blicken lassen, und wenn der Minister von der Sache erfährt, was höchst wahrscheinlich ist, sind Sie am längsten Brückenzollgeldereinnehmer gewesen, denn ein geprügelter Brückenzollgeldereinnehmer ist ein Unding."

Der Hofcommissair gab sich alle Mühe, Langschädeln die Zukunft so schwarz und grausig wie möglich vorzumalen, für den Fall nämlich, daß er sich nicht schlüge. Auf der andern Seite setzte er die Vortheile des Duells in glänzende Beleuchtung.

„Was kann Ihnen Schlimmeres begegnen," frug er, „als daß Sie todt geschossen werden?"

„Nun ich dächte denn doch," zähnklapperte Langschädel, „das wäre schlimm genug; ich kann mir gar nichts Schrecklicheres denken, als einen jähen Tod."

„Einbildung," tröstete Eccarius, „ein Puff und Sie sind aller irdischen Qual entrückt, wohnen im schönern Lande, während wir Zurückbleibenden noch mit den Trübsalen des Lebens zu kämpfen haben."

Langschädel konnte hierin keinen Trost finden.

Er war beſcheiden genug, mit der irdiſchen Trübſal gern vorlieb zu nehmen und ſehnte ſich nicht nach einem ſchönern Lande.

„Und welch ein Tod,“ fuhr der troſtſprechende Hofcommiſſair fort, „auf dem Bette der Ehre, das will was ſagen, mein Lieber, nicht Jedem wird ſo wohl.“

Auch dieſer Troſt wollte Langſchädeln nicht einleuchten.

„Sie können auch mit einem zerſchmetterten Beine oder Arme davon kommen,“ ſprach Eccarius weiter, „im ſchlimmſten Fall wird das durchſchoſſene Glied abgenommen.“

Langſchädel ſchauderte.

„Wenn Sie jedoch Ihren Gegner tödten,“ meinte der Troſtſprecher, „kommen Sie im höchſten Falle zehn Jahre auf die Feſtung.“

„Eine ſchöne Ausſicht,“ dachte der Landwehrlieutnant.

„Und verwunden Sie ihn blos,“ fuhr Eccarius fort, „kann die Sache ganz vertuſcht werden. Nun bedenken Sie aber, wenn Sie Beide unverletzt aus dem Kampfe hervorgehen. Ihr kriegeriſcher Ruhm, den man ſo oft neidiſcher Weiſe in Zweifel gezogen, iſt für die Ewigkeit geſichert, Ihr Triumph vollkommen. Sie ſind ein ganz anderer Menſch, bewundert und gefürchtet von Allen.“

„Das ließe ſich ſchon hören,“ meinte Langſchädel; „aber wenn Herr von Steinau das As aus der Karte ſchießt, wie Sie ſagten, dann iſt ja ganz undenkbar, daß man mit dem Leben oder ohne zerſchoſſene Knochen davon kommt.“

„Der beſte Schütze fehlt oft beim Duell,“ verſicherte der Hofcommiſſair, „es iſt etwas Andres, nach einem Kartenblatte wie nach einem Ebenbilde Gottes zu zielen.“

Nach einer Pause fügte er, wie mit sich sprechend, hinzu:

„Dann gibt's auch gewisse Mittelchen, die noch nie ihren Zweck verfehlt haben."

Langschädel horchte mit Spannung.

„Die geschickt angewendet," fuhr Eccarius fort, „bewirken, daß keinem der Duellanten ein Haar gekrümmt wird."

Der Landwehrlieutnant ward ganz Ohr und schöpfte tief Athem.

„Wirklich," frug er, „solche Mittelchen gäbe es?"

„Es kommt Alles auf die Secundanten an," erzählte Eccarius, „wenn die sich geschickt benehmen, kann nie Unglück entstehen."

„Das wäre!" sprach Langschädel, und gab ein außerordentliches Verlangen zu erkennen, ein Näheres über diese probaten Hausmittelchen zu erfahren, die sich seines ungetheilten Beifalls zu erfreuen hatten.

„Nun," erwiederte der Hofcommissair, „auf der Welt ist Alles zu machen, die Secundanten brauchen nur keine Kugeln in die Pistolen zu laden. Es knallt prächtig.

„Wahrhaftig," rief Langschädel, neuen Muth fassend, „das ist eins der sinn- und geistreichsten und bequemsten Mittel, die mir je vorgekommen sind und das seinem menschenfreundlichen Erfinder alle Ehre macht."

„Ja," fuhr er nach einigem Nachdenken couragöser fort, „wenn ich mich morgen auf dieses vortreffliche Mittel verlassen könnte, würde ich, selbst bei meiner gerechtfertigten Aversion vor Duellen, weiter kein Bedenken tragen, mich dem hochfahrenden Husaren zu stellen."

Hierher wollte Eccarius den Bramarbas haben. Sein ganzes Bemühen ging darauf, daß Langschädel das Duell annehme. Er machte also eine höchst versprechende Miene und erwiederte:

„Wenn ich mich auf Ihre Verschwiegenheit ver-

lassen könnte, Langschädel, würde ich allerdings das Mittel in Anwendung bringen. Es kostet mich ein vertrauliches Wörtchen mit Steinau's Secundanten, welcher Ihr Pistol zu laden hat, und die Sache ist abgemacht; ich habe dadurch schon viel Unglück bei Duellen, wo ich secundirte, verhütet; aber, wie gesagt, unverbrüchliches Schweigen; die Sache ist delicat."

Langschädel hob alle zehn Finger zum fürchterlichsten Schwure ob seiner Verschwiegenheit empor.

„Engel in Menschengestalt," rief er in Extase, „Sie sind mein Retter, Sie geben mir das Leben wieder."

Eccarius gelobte jetzt, mit Steinau's Secundanten geheime Rücksprache zu nehmen.

„Vor allen Dingen," sprach er aufstehend, „will ich jetzt den von Steinau benachrichtigen, daß Sie sich morgen früh acht Uhr im Benedictinerkloster einfinden."

„Wäre es nicht gerathener," frug Langschädel voll Besorgniß, „Sie nähmen vorher mit dem Secundanten Rücksprache? Es ist eins besser wie das andre."

„Ich muß doch erst das Duell selbst zu Stande bringen," lächelte der Hofcommissair, „bevor vom Secundanten die Rede sein kann. Ich weiß ja noch gar nicht, wen Steinau dazu erwählt."

„Mein Gott," rief Langschädel ängstlich, „das wissen Sie noch nicht?"

„Sie sind ein närrischer Kauz, woher soll ich das wissen?"

Mit diesen Worten entfernte sich der Hofcommissair und ließ den Landwehrlieutnant in höchst bänglicher Unruhe zurück.

„Wenn nun," sprach er für sich, „Steinau's Secundant von dem menschenfreundlichen Mittel nichts wissen will und wirklich eine Kugel ladet?"

Bei diesem Gedanken ward ihm ganz unwohl.

„Dann bin ich," fuhr er fort, „trotz aller Vorsicht geliefert.

„Hätte ich mich nur auf das verwünschte Duell gar nicht eingelassen," seufzte er nach einer Pause, „es mochte werden, wie es wollte; ich will lieber alle irdische Trübsal erleiden, als mich todtschießen lassen."

Während dieser höchst niederschlagenden Betrachtungen kehrte der Hofcommissair zurück.

„Es ist Alles in Ordnung," sprach er, „Sie haben nicht das Geringste zu befürchten; der Herr von Felseck wird dem Lieutnant secundiren; ich stehe mit ersterm auf ziemlich befreundetem Fuße; die Sache wird sich auf's Schönste arrangiren lassen."

„Das gebe Gott," seufzte Langschädel, frischen Athem schöpfend, „da habe ich wohl auch nicht nöthig, testamentarische Verfügungen zu treffen?"

„Sind völlig überflüssig," beruhigte Eccarius.

Während der Langschädel'schen Duellangelegenheiten hatte im Saale der Tanz seinen Anfang genommen. Er hatte unmittelbar begonnen, wie der Adel abgegessen. Da saß die Saalwände entlang in langen Reihen die gesammte Flora von Neukirchen die adelige wie die bürgerliche; aber beide von einander wohl geschieden. Die tanzenden Herren gehörten fast sämmtlich dem Adel an, welche denn auch nur mit bekannten adeligen Damen tanzten, während die bürgerlichen Mädchen sich umsonst in Putz geworfen hatten und sich vergebens nach einem Tanze sehnten. Die Hoffnung der letztern beruhte auf zwei Personen, einem jungen flotten Amtsviceactuar und einem dito Kaufmann, welche beide selten einen Tanz aussetzten und daher auf den tänzerarmen Harmoniebällen eine höchst willkommene Erscheinung waren. Diese wieder wagten nie eine adelige Dame zum Tanze aufzufor-

dern, weil der Fall wiederholt dagewesen war, daß die gnädigen Fräuleins die Ehre, mit einem bürgerlichen Harmoniegliede zu tanzen, abgelehnt hatten, während sie unmittelbar darauf am Arme eines adeligen Tänzers dahin walzten. Wie sehr auch über diese adelige Insolenz in den bürgerlichen Kreisen raisonnirt wurde, so hatte es doch noch kein Bürgerlicher gewagt, derselben öffentlich und auf der That entgegen zu treten. Dadurch aber, daß man bürgerlicherseits den adeligen Fräuleins so viel nachsah, war der Hoch- und Uebermuth der letztern gesteigert worden. Als Muster von adeliger Prätension mußten die beiden Fräuleins Bianca und Luitgard von Ponikau, so wie die Nichte des pensionirten General von Kirchner, Adele von Liebenrode, betrachtet werden. Diese jungen Damen, obschon ihr Adel keineswegs in hohe Jahrhunderte hinaufreicht, auch ihre irdischen Glücksgüter nicht eben von großem Belang waren, empfanden gleichwohl eine wahre Aversion gegen Alles, was bürgerlich hieß, und ließen diesen Adelstolz hauptsächlich dem gebildeten weiblichen Publikum von Neukirchen entgelten.

Vergebens hatte der erwähnte flotte Tänzer, der Amtsviceactuar Wolfram, so wie sein tanzlustiger College, der Kaufmann Weinlich, alle Beredtsamkeit aufgeboten, noch einige junge bürgerliche Harmoniemitglieder für den Tanz zu animiren. Die Anzahl des Adels war heute zu überwiegend, als daß außer den beiden Genannten sich ein Bürgerlicher auf den Tanzsaal herausgetraut hätte. Allmälig ward aber auch dem Actuar und dem Kaufmanne die adelige Atmosphäre zu drückend; sie kamen sich gar zu vereinsamt vor und überließen zum Schrecken der bürgerlichen Flora dem Adel unbeschränktes Terrain. Da

saßen nun völlig verlassen die armen bürgerlichen Mädchen und hatten das Zusehen, wie die Noblesse im fröhlichen Reigen an ihnen vorüberrauschte. Nur eine einzige Ausnahme fand Statt, welche zugleich ein neues Beispiel von dem an Ungezogenheit grenzenden Hochmuthe der oben erwähnten adeligen Fräuleins abgab. Es sollte zur Française angetreten werden; für das dritte Quarré fehlte eine Dame; da eilte zur allgemeinen Indignation des Adels, so wie zum höchsten Erstaunen des anwesenden Bürgerstandes der Lieutnant von Sternberg zu der schönen Emilie, der Tochter des Advocaten Eberhardt, und wählte sie zu seiner Tänzerin für den bevorstehenden Tanz.

Zufälligerweise befand sich in diesem dritten Quarré die stolze Bianca von Ponikau und kam gerade der Advocatentochter gegenüber zu stehen. Ein zermalmender Blick ihrer schönen Augen fiel auf Herrn von Sternberg; und sie stand wirklich im Begriff, abzutreten, als die Musik einfiel und der Tanz begann. Jetzt hätte man aber sehen sollen, mit welchem auffallenden und ausgesuchten Raffinement Bianca tanzte, um ihren Abscheu gegen die bürgerliche Mittänzerin hinlänglich an den Tag zu legen. An ein Pas ihrerseits war nicht zu denken, und wo es die Tour mit sich brachte, daß sie der Advocatentochter die Hand zu reichen hatte, zog sie letztere mit auffälliger Absicht zurück. Sie würdigte das bürgerliche Mädchen keines Blicks und gab ihr Mißbehagen über Emilien's Anwesenheit überhaupt so deutlich zu erkennen, daß dem tief gekränkten Kinde die Thränen nahe waren, welche nach beendigtem Tanze unaufhaltsam hervorbrachen.

Dieser Vorfall, welcher bald unter den Bürgerlichen bekannt wurde, erregte große Sensation. Man raisonnirte wieder fürchterlich; es wurden heroische

Entschlüsse gefaßt. Man wollte in Masse aus der Harmonie treten, eine neue Gesellschaft bilden und sämmtlichen Adel für unzutrittsfähig erklären. Als der Himmel den Schaden besah, blieb Alles beim Alten. Indeß sollte die höchste Noblesse, die Crême von Neukirchen und insbesondere Fräulein Bianca auf eine andere Art gedemüthigt werden, wie aus dem zweiten Bande dieses lehrreichen Buchs zu ersehen ist.

Ein Hauptraisonneur in solchen geselligen Angelegenheiten war Langschädel. Mit dem Munde war er stets bei der Hand. Heute jedoch lag ihm die Duellgeschichte zu sehr im Sinne, als daß ihm Muße geblieben, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Er getraute sich kaum, das Rauchzimmer zu verlassen, in der Besorgniß, mit Herrn von Steinau zusammenzutreffen. Er guckte nur einmal ganz verstohlen durch die Saalthüre nach den tanzenden Paaren. Hier bemerkte er nicht ohne leises Frösteln, wie sein Gegner tanzend dahinwogte.

„Es ist mir unbegreiflich," sprach er für sich, „wie man am Rande des Grabes so flott tanzen kann. Ein unverantwortlicher Leichtsinn, den ich mir nie habe zu Schulden kommen lassen. Oder verläßt er sich am Ende auch auf das vortreffliche Mittel, von dem der Hofcommissair sprach? Ich glaube fast, denn außerdem würde er sich nicht dermaßen in den Strudel von Vergnügungen stürzen, sondern sich in die Einsamkeit zurückziehen und über Unsterblichkeit nachdenken. Er kann sich aber auch betäuben wollen."

Während Langschädel über des Herrn von Steinau Tanzlust Betrachtungen anstellte, packten ihn plötzlich zwei Arme convulsivisch an den Schultern. Der Lieutnant wandte sich erschrocken um und schaute in das zornrothe Gesicht des Kaufmanns Abendroth.

„Wissen Sie denn schon von der neuen Impertinenz," frug er heftig, „die sich Ponikau-Bianka gegegen Eberhardt-Mariechen erlaubt hat?"

Langschädel, der aus der Rauchstube nicht herausgekommen war, wußte von nichts.

Nun theilte der andere die Geschichte von der Française mit, in der Hoffnung, Langschädel werde in seiner bekannten Art zu rasen beginnen. Wider Erwarten blieb der Lieutnant ganz ruhig. Er zuckte blos ein wenig mit den Achseln.

„Wie?" fuhr Abendroth fort, „Lieutnant, was sagen Sie, das können wir uns nicht gefallen lassen."

Langschädel zuckte wieder blos mit den Achseln und erwiederte kein Wort.

Da ward der Kaufmann wild, schalt den Landwehrlieutnant ein seelenloses Amphibium und rannte von dannen, um bei anderen befreundeten bürgerlichen Harmoniemitgliedern Aufruhr zu predigen.

„Ich habe fürwahr jetzt keine Zeit," sprach Langschädel für sich, „mich um dergleichen Bagatellen zu kümmern."

Er kehrte in das Rauchzimmer zurück und spähte ängstlich nach dem Hofcommissair, in dessen Händen sein ganzes Geschick ruhte. Dieser war zufällig nicht anwesend und Langschädel bekam schon Angst, daß er den Ball verlassen haben möge. Er schritt unruhig auf und nieder. Endlich erschien Eccarius und ward vom Landwehrlieutnant sogleich in Beschlag genommen. Erst nachdem ihm dieser wiederholt versichert, daß er wegen des Duells durchaus nichts zu befürchten habe, ward er ruhig.

Der Hofcommissair versprach, sich den nächsten Morgen punkt halb acht Uhr mit den Kuchenreitern und mit Pulver und Blei einzufinden.

Bei dem Worte Blei wälzte sich Langschädeln wieder eine Centnerlast auf die Brust.

„Wozu noch Blei? theuerster Hofcommissair," frug er, „warum wollen Sie sich damit belasten? Sie wissen ja — die Verabredung."

„Nur der Form wegen," beruhigte ihn Eccarius, und wollte gute Nacht sagen. Langschädel aber ließ es sich nicht nehmen, den Hofcommissair nach Hause zu begleiten.

Obwohl sich's Eccarius auf diesem Nachhausewege nochmals angelegen sein ließ, den hasenherzigen Lieutnant hinsichtlich des Duells zu beruhigen, so gehörte doch die darauf folgende Nacht zu den unruhvollsten, die Langschädel je erlebt hatte. Seine aufgeregte Phantasie malte ihm den bevorstehenden Zweikampf mit den schwärzesten, blutigsten Farben. Er dachte sich ausgestreckt am Boden liegend, die Brust von nicht weniger denn drei Kugeln durchlöchert. Erst gegen Morgen fiel er in einen unerquicklichen, fieberhaften Halbschlummer. Hier quälten ihn wieder böse Traumbilder.

Der Hofcommissair hatte bereits am Ballabende mit Herrn von Felseck, dem Secundanten Steinau's, die nöthige Rücksprache genommen, daß man den nächsten Morgen keine Kugeln laden wolle.

„Der Zweck des Duells," sprach er, „bleibt deshalb immer erreicht, sobald die Duellanten selbst nichts von dem Betruge wissen. Wir verhüten nur Unglück. Die Hauptsache beim Duell ist, daß die beiden feindlichen Theile den Muth haben, sich zu stellen und auf sich schießen zu lassen. Ihre beiderseitige Ehre ist gerettet, wenn auch keine mörderischen Kugeln in den Läufen stecken."

Als sich Felseck auf diese seltsame, aber keines-

wegs unrichtige und höchst menschenfreundliche Logik nicht einlassen wollte, erwiederte Eccarius mit Ruhe:

„Wie Ihnen gefällig, sind Sie grausam, kann ich's auch sein. Sie werden mir daher morgen unmittelbar vom Kampfplatze in das Gefängniß folgen. Ich besitze einen Wechsel, der ehegestern fällig war."

Der Baron erblaßte.

„Sind Sie indeß weniger blutgierig," fuhr der Hofcommissair fort, „gebe ich ein halbes Jahr Gestundung."

Dem Baron, dessen Finanzen sich nie eines blühenden Zustandes zu erfreuen hatten, klang dieser Vorschlag angenehm, so daß er sich erweichen ließ und die menschenfreundlichen Ansichten des Hofcommissairs in Betreff des Duells einleuchtend fand. Er versprach, das Pistol blind zu laden.

Der Morgen des großen Tages brach an. Langschädel, welchem der trügerische Traumgott übel mitgespielt hatte, fuhr erschrocken von seinem Lager und athmete tief und schwer, untersuchte und befühlte sich am ganzen Leibe, denn seinen Träumen zufolge mußte er von Kugeln wie ein Sieb durchlöchert sein.

Punkt halb acht Uhr stellte sich Eccarius ein. Er freute sich über Langschädel's bleiches und verstörtes Aussehen. Solche Strafe hatte er diesem Bramarbas längst gewünscht.

„Ach Gott," seufzte der Lieutnant, „ich habe diese Nacht entsetzlich geträumt; glauben Sie an Träume?"

„Dummes Zeug," lachte Eccarius, „Blasen einer aufgeregten Phantasie. Betrachten Sie einmal diese süperben Kuchenreiter. Sind das nicht Prachtstücke?"

Er hielt mit diesen Worten Langschädeln die mitgebrachten Pistolen vor's Gesicht.

Langschädel schauderte.

„Sie sind doch nicht geladen?“ frug er zagend.

„Noch nicht,“ erwiederte der Hofcommissair.

„Haben Sie schon Kaffee getrunken?“ erkundigte sich theilnehmend der Lieutnant.

„Sie wissen, daß ich dergleichen nie trinke,“ versetzte der Gefragte. „Uebrigens haben wir keine Zeit zu verlieren. Bei einem Stelldichein ist Pünktlichkeit eine Haupttugend.“

„Apropos,“ fuhr er fort, „haben Sie sich schon einmal auf Barrière geschossen?“

„Sie wissen,“ erwiederte Langschädel stockend, „meine Grundsätze —“

„Ach ja,“ entsann sich Eccarius; „wohlan, da muß ich Sie mit dieser Kampfart bekannt machen. Doch kommen Sie, hora ruit. Das läßt sich unterwegs erzählen.“

Der Lieutnant war endlich zum Aufbruche fertig und schritt zagenden Herzens neben dem Hofcommissair die noch stillen Straßen des Städtleins dahin. Es war ein trüber, nebeliger Morgen. Man gelangte vor's Thor und schlug den Weg längs der Werla nach der Benedictinerabtei ein.

Eccarius ließ sich's jetzt angelegen sein, seinen Begleiter mit der Art und Weise, welche beim Barrièreschießen zu beobachten sei, vertraut zu machen. Aber wie faßlich er vortrug, vernahm Langschädel nicht viel davon. Sein Geist war zu sehr mit der möglichen Gefahr beschäftigt.

„Hätte ich mir doch im Leben nicht träumen lassen,“ sprach er, „daß ich mich auf meine alten Tage würde schießen müssen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mich der Satan blendete, als ich gestern in meinem Uebermuthe die Füße zu weit vorstreckte.“

„I nun,“ tröstete der Hofcommissair, „ein solches

Duell, das auf ein Kinderspiel hinausläuft, kann man sich gefallen lassen. Dann müssen Sie auch bedenken, welchen Ruhm Sie dabei ernten, denn daß die Sache bei aller Geheimhaltung dennoch bekannt wird, unterliegt keinem Zweifel."

„Glauben Sie?" frug Langschädel.

„Unbedingt," erwiederte ersterer, „Sie sind von heute an ein gemachter Mann, was den Ruhm anbelangt."

„Ach, bester Hofcommissair," sprach Langschädel, „Sie glauben nicht, ein Mann, wie ich, der des Lebens Ernst erfahren, ist über die bunte Seifenblase des Ruhms hinweg."

„Als ehemaliger Militair," meinte Eccarius, „ist der Ruhm für Sie unentbehrlich."

Unter solchen Gesprächen war man den Ruinen des alten Klosters nahe gekommen.

„Wird's denn sehr knallen?" frug Langschädel; „laden Sie ja so wenig als möglich Pulver, daß wir die Gerichte nicht aufstutzig machen."

„Sein Sie unbesorgt," tröstete der Hofcommissair, „es ist für diese Jahreszeit früh, ich glaube, daß das gesammte Gerichtspersonal der Umgegend noch auf dem Ohre liegt."

Unmittelbar an die alte Abtei grenzte ein dunkler Kiefernwald. Hier befand sich fünfhundert Schritte abwärts eine ausgehauene Stelle, welche man zum Kampfplatze ausersehen hatte.

„Langschädel," sprach ermuthigend der Hofcommissair, als er zwischen den hohen, stillen Kiefern dahinschritt, „wie soll nach vollbrachter Ehrensache das Frühstück schmecken bei der Klosterwirthin!" Dem Landwehrlieutnant war gar nicht wie Essen zu Muthe. Er verspürte nicht den entferntesten Appetit.

„Ich wünschte, die Sache wäre vorüber," sprach er; „also mit dem Baron von Felseck haben Sie die nöthige Rücksprache genommen?"

„Unbesorgt," sprach Eccarius, „lassen Sie nur keine Furcht blicken. Wir werden sogleich zur Stelle sein."

Langschädel's Herz klopfte hörbar. Wirklich erreichte man nach wenig Schritten den freien Platz, wo Herr von Steinau nebst seinem Secundanten und einem Wundarzte bereits auf und nieder schritten.

„Verwünscht," brummte der Hofcommissair, „daß wir auf uns haben warten lassen. Sie waren aber nicht fortzubringen."

Er nahm mit dem Baron von Felseck Rücksprache, man maß die Distanzen und steckte die Barrièren.

Langschädel, mit allen Duellgebräuchen gänzlich unbekannt, blieb starr und steif auf seinem Platze und rührte sich nicht von der Stelle. Als er jedoch den Hofcommissair mit dem feindlichen Secundanten sich vertraut unterreden sah, faßte er wieder Muth.

„Wenn's auch ein wenig knallt," dachte er, „vom bloßen Knall ist noch Niemand gestorben oder beschädigt worden. Es müßte denn durch den Pfropf geschehen, was ich nicht hoffen will."

Herr von Steinau, nachdem er die stumme Begrüßung des Hofcommissairs und Langschädel's eben so stumm erwiedert hatte, ging, die Hände auf dem Rücken, in einiger Entfernung schweigend auf und ab und betrachtete mit vieler Ruhe die Vorkehrungen, welche zu dem Duell getroffen wurden. Zuweilen auch unterhielt er sich mit dem anwesenden Chirurgen.

Nachdem alle Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kampfe getroffen worden, begannen die beiden Secundanten die Pistolen zu laden, welchem verhängniß-

vollen Geschäfte der Landwehrlieutnant mit sehr bangem Herzen zuschaute.

Nach den üblichen Ceremonien erhielt jeder der Duellanten seine Waffe und wurde auf seinen Platz gestellt.

Langschädel wollte sich so eben bei dem Hofcommissair erkundigen, ob wirklich keine Gefahr vorhanden sei, als dieser ihm in's Ohr raunte:

„Es ist mir wahrhaft fatal, daß meine wohlmeinende Absicht fehl geschlagen ist."

„Wie so?" frug Langschädel, der aus diesen Worten nicht klug wurde.

„Nun, wegen der scharfen Ladung," meinte Eccarius, „hätt' ich ahnen können —"

„Um Gottes willen," begann der Landwehrlieutnant, und seine Stimme zitterte, „was wollen Sie damit sagen?"

„Fassen Sie sich als Mann," fuhr der Hofcommissair fort, „es ist jetzt nicht zu ändern; Herr von Felseck wollte von meinem menschenfreundlichen Vorschlage nichts wissen und hat Kugeln geladen; es blieb mir daher nichts übrig, als ein Gleiches zu thun."

Langschädeln begann bei diesen Worten die Erde unter den Füßen zu wanken und die Bäume hin und her zu tanzen. Er wollte geradezu die Flucht ergreifen, als Eccarius zurücksprang und das Commandowort zur Eröffnung des Kampfes begann.

Es waren die schrecklichsten Augenblicke im Leben des Landwehrlieutnants. Sein Gesicht glich dem eines Todten; seine Augen starrten und die Haare standen ihm sammt und sonders zu Berge. Als er seinen Gegner langsam auf sich zukommen sah, glaubte er, sein letztes Stündlein habe geschlagen; er wollte sich eben bücken, um der Kugel auszuweichen, als Herr

von Steinau abdrückte. Mit dem knallenden Schusse fiel auch Langschädel hin, so lang er war. Die Secundanten, wie der Chirurgus, sprangen herbei und beschäftigten sich mit dem zur Erde Gefallenen.

Der Arzt untersuchte Langschädeln am ganzen Leibe, da er aber nicht die geringste Verwundung entdeckte, hielt er dem Scheintodten ein Fläschchen mit Spiritus unter die Nase, worauf der Landwehrlieutnant zum Leben erwachte.

„Haben Sie testirt?" frug Eccarius.

„Ach, daß Gott erbarme," seufzte Langschädel mit schwacher Stimme, „ist denn wirklich keine Rettung?"

„Sie sind ja gar nicht verwundet," erwiederte der Chirurg, dem die Sache jetzt ebenfalls lächerlich vorkam.

Dem Hofcommissair, als er den großsprecherischen Bramarbas in seiner tiefsten Erniedrigung erblickte, trat vor Lachen eine Thräne in die Augen.

„Siehe," sprach er für sich, „das wollte ich haben, dich Großmaul für deine Prahlereien einmal gezüchtigt zu sehen. Du konntest dir dein Hinfallen und die damit verbundene Blamage ersparen; weder Steinau's noch dein Pistol war scharf geladen. Aber ich wußte, daß der bloße Knall dich Hasenherz umwerfen würde; und weiter wollte ich nichts."

Nachdem der Wundarzt den noch immer am Boden liegenden Langschädel wiederholt untersucht und versichert hatte, daß er völlig unversehrt sei, richtete sich letzterer halben Leibes empor.

„Sprach der Hofcommissair nicht vom Testiren?" frug er mit unsichrer Stimme, und fing an, sich am ganzen Leibe zu betasten.

„Er fürchtete, Sie seien verwundet," versetzte der Arzt, „weil Sie zu Boden fielen."

„Das knallte fürchterlich," meinte Langschädel,

„ich glaubte nicht anders, als die Kugel habe mir den Kopf weggerissen. Die Bestie muß mir übrigens ganz nahe am Ohre vorbeigepfiffen sein.“

Nachdem Steinau keine weitere Genugthuung verlangte, entfernte er sich mit seinem Secundanten und dem Arzte eben so schweigsam, wie er gekommen. Langschädel war jetzt mit dem Hofcommissair allein.

„Das heißt sich geschossen,“ sprach er, nachdem er wieder auf seinen beiden Füßen stand, „was meinen Sie, Hofcommissair?“

„Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Brückenzollgeldereinnehmer,“ versetzte dieser.

Langschädel, ob dieser ungewöhnlichen Titulatur verwundert, reichte seine Hand hin.

„Sie versprechen mir hiermit,“ begann jetzt Eccarius in bestimmtem, fast befehlendem Tone, „daß Sie hinsichtlich dieser schauderösen Duellgeschichte gegen Jedermann schweigen, wenn Ihnen ihr Renommée auch nur drei Pfennige werth ist.“

Langschädel gerieth immer mehr in Erstaunen, während der Hofcommissair fortfuhr:

„Sie haben sich wie ein hasenherziger Poltron geschlagen. So wissen Sie denn, daß Steinau's Pistol nicht mit einem Schrotkorn, geschweige mit einer Kugel geladen war. Ich habe doch manchem Duelle beigewohnt, aber so wahrhaft miserabel ist mir kein Duellant vorgekommen. Hinzufallen wie ein Kartoffelsack aus bloßer Furcht! Pfui, schämen Sie sich, Brückenzollgeldereinnehmer.“

Langschädel, nachdem die Gefahr vorüber, hatte nicht übel Lust, sich auf's große Pferd zu setzen, aber der schlaue Hofcommissair wußte ihn zu fassen, daß er auf alle Insinuationen kein Wort zu erwiedern wagte. Wollte er wohl oder übel, mußte er in einen

sauern Apfel beißen. Im Innern war er nur froh, mit heiler Haut aus diesem verwünschten Duelle davongekommen zu sein.

Von jetzt an titulirte Eccarius Langschädeln zu dessen nicht geringem Verdrusse nie anders als Herr „Brückenzollgeldereinnehmer," und letzterer konnte nichts dagegen haben, da er in der Angst seines Herzens, um dem Duelle zu entgehen, selbst gestanden hatte, nie anerkannter Landwehrlieutnant gewesen zu sein.

Ein andrer Schmerz Langschädel's bestand darin, daß er von dem Duelle gegen Niemand Erwähnung thun durfte, weil alsdann Eccarius mit seiner scharfen Zunge sogleich gegen ihn aufgetreten sein und ihn in den Staub getreten haben würde. Er betrachtete dieses zur Stummheit Verdammtsein als das größte Unglück seines Lebens; denn konnte es wohl eine schönere Gelegenheit geben, seinen Heroismus in strahlende Beleuchtung zu stellen, als wenn er den Leuten hätte erzählen dürfen, daß er sich auf Pistolen mit einem Husarenlieutnant geschlagen?

Ueberhaupt war Langschädel durch diese Duellgeschichte nachdrücklich gedemüthigt worden. Eccarius saß ihm wie der böse Feind im Nacken. Langschädel mochte in einer Gesellschaft sich noch so sehr von seinem Bramarbasiren haben hinreißen lassen, sobald der Hofcommissair in's Zimmer trat, lenkte er sogleich ein und war bemüht, dem Gespräche eine andre Wendung zu geben.

Der Hofcommissair hatte seinen Zweck erreicht und sich Langschädeln vollkommen unterthänig gemacht.

Siebentes Kapitel.

Charakteristik von Sonnenschmidt's Neffen, dem Studenten Carl Willer.

Einer der schönsten, genialsten und liebenswürdigsten Studenten auf der Universität war Carl Willer, der Neffe, Mündel und Pathe des Herrn Inspectors Sonnenschmidt in Neukirchen. Von schlanker, stattlicher Figur besaß er die prächtigsten Augen; reiche dunkle Locken umwogten das in Jugendlust blühende Antlitz. Mit dem besten Herzen verband er jedoch, wie das in der Regel der Fall, auch großen jugendlichen Leichtsinn. Letzteres war die Ursache, daß Carl, welcher die ganze Welt hätte an's Herz drücken können und der auch allgemein wieder geliebt wurde, dennoch seine Widersacher und Gegner hatte.

Unter letzteren stand oben an der eigne Herr Onkel, Vormund und Pathe. Carl konnte sich nie entsinnen, mit dem Inspector Sonnenschmidt je einerlei Meinung gewesen zu sein.

In der zweiten Classe der Widersacher Carl's rangirte das academische Gerichtspersonal. Das häufige feindliche Zusammentreffen mit letzterm war die Ursache, daß eine gewisse Kälte zwischen beiden Mächten eingetreten war, denn Karl Willer als Senior der Saxonia bildete eine Macht auf der Universität.

Die dritte Classe der Widersacher war die zahlreichste und mußte in dem Tiersparti der Stadtbewohner, in dem Geschlechte der weithin wohnenden Philister gesucht werden.

Ein Hauptpunkt, worüber sich Carl mit seinem Onkel nie einigen konnte, war der Geldpunkt. Wäh-

rend Sonnenschmidt in Neukirchen rechnete, wie viel sein Neffe bei Ablaufe eines jeden Monats vom letzten Wechsel übrig haben müsse, war bereits in Carl's Ausgabebudget ein bedeutendes Deficit eingetreten. Nicht ein einziges Mal ist der Fall vorgekommen, daß die beiderseitigen Rechnungsabschlüsse gestimmt hätten. Die Summe, welche dem Neffen ausgesetzt war, reichte allerdings hin, als Student anständig zu leben, auch war Carl keineswegs leichtsinniger Verschwender; aber er hatte eine Menge Ausgaben, die man sonst bei Studenten nicht anzutreffen pflegt. So unterstützte er, ohne sich als Wohlthäter zu erkennen zu geben, mehre sogenannte verschämte Arme. Für den Jungen seines Aufwärters, einer armen ehrlichen Haut, bezahlte er das Schulgeld. Zur Weihnachtszeit gewährte es ihm ein Götterfest, aller Welt, namentlich Kindern, bescheeren zu können, und kein Nothleidender ging ohne Hülfe von ihm. Bei den Geburtstagen des Neukirchner Onkels griff er sich namentlich an. Da erfolgte in der Regel ein schöner Meerschaumkopf mit silbernem Beschläge oder eine sauber gemalte und reichvergoldete Mundtasse oder ein geschmackvolles Westenzeug. Die Gabe war jedesmal von einem allerliebsten Gedichte begleitet; denn Carl war nicht ohne Talent in der edeln Poesie.

Aber als ob Onkel und Neffe in keiner Sache sich hätten vereinigen können, gaben selbst diese Geburtstagsgeschenke und hübschen Gedichte dem Inspector Veranlassung, dem Absender den Text zu lesen. Erstens hieß es in dem deshalb abgesendeten Briefe, solle sich der Herr Neffe nicht unnützer Weise in Unkosten stecken und alsdann die edle Zeit nicht mit überflüssigen Reimereien vergeuden. Ueberhaupt war Sonnenschmidt als practischer Oeconom ein abgesagter

Feind aller Poesie; Versemacherei kam ihm gleich nach Straßenbettelei und er hielt für das Studium einer Fachwissenschaft nichts schädlicher, als solche poetische Allotria.

Der andre Hauptgrund, weshalb der Inspector mit dem Studenten in stetem Dispüt lag, war die Studienweise des letztern. Nach Sonnenschmidt's Willen sollte Willer auf der Academie durchaus nichts weiter treiben als Jurisprudenz, um so bald als möglich das Examen bestehen zu können. Alle andere Wissenschaften wären Larifari und dienten nur dazu, den Studenten der Rechte zu zerstreuen und ihn von seinem Brodstudium abzuleiten. Nun gehörte Willer aber gerade zu denjenigen wißbegierigen Jünglingen, die bemüht sind, Alles zu durchdringen, und welche die verschiedenartigsten Richtungen, in welchen sich der menschliche Forschungsgeist offenbart, mit gleichem Interesse verfolgen. Die Naturwissenschaften, Philosophie und Geschichte waren es hauptsächlich, die sein ungetheiltes Interesse in Anspruch nahmen, während die abstractere Jurisprudenz ihm weniger zusagte. In der Geschichte hatte Willer nicht Unbedeutendes geleistet und mehren seiner historischen Abhandlungen war von der historischen Societät der Preis zuerkannt worden. Er schickte die gedruckten Brochuren an seinen Onkel nach Neukirchen, weil er den alten Oeconomen damit eine Freude zu machen hoffte; dieser aber warf die Schriften ungelesen und mit Widerwillen in einen Winkel und gab dem gekrönten Verfasser im nächsten Briefe zu erkennen, daß er besser thäte, sich mit den Pandecten zu beschäftigen, welche Amt und Brod brächten; mit seiner historischen Schreiberei locke er keinen Hund unterm Ofen vor. Er solle sich lieber um die juristischen Preisaufgaben be-

werden, da könne erkannt werden, ob Zeit und Gel
zweckmäßig angewandt worden sei.

Trotz seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, dene
er periodenweise mit ausnehmender Energie obla
wo er oft Wochen lang nicht hinter den Büchern vo
kam, versäumte Willer doch auch die geselligen Freud
des academischen Lebens nicht. Er war der beste Fec
ter und gewandteste Turner. Jeder Studirende hüte
sich, ihm zu nahe zu treten, weil man wußte, d
Willer jede Beleidigung mit Blut zu rächen pfleg
Ein Duell war ihm Kinderspiel. Er war aus jede
Zweikampfe als Sieger heimgekehrt. Ein Gleich
galt von den übrigen ritterlichen Künsten; kein R
war ihm zu wild, das er nicht gezähmt, kein Fl
so reißend, in welchen er sich nicht gestürzt und dess
Wellen er nicht bewältigt hätte.

Obschon ihm alle diese geistigen und körperlich
Vorzüge eine bedeutende Superiorität auf der Univ
sität sicherten, war gleichwohl die Bescheidenheit sei
Freundin; er besaß allerdings Stolz, aber jenen ed
Stolz, wo es galt, aristokratischer Anmaßung o
bürgerlichem Dünkel energisch entgegen zu treten. Hi
durch hatte er sich in gewissen hohen Regionen m
chen Feind zugezogen und er besaß zu wenig We
klugheit, um nicht einzusehen, wie ihm dies einn
zu großem Nachtheil gereichen könne.

Willer vertheidigte die academische Freiheit
aller Macht seines Geistes und seiner Satyre. D
war ein Hauptgrund, weshalb er mit der academisc
Gerichtsbarkeit, so wie insbesondere mit dem landesh
lichen Universitätsprocurator auf sehr gespanntem F
lebte. Dessenungeachtet war er keineswegs ein Fre
von zu großer studentischer Ungebundenheit oder
von Rohheit. Nichts war ihm verhaßter, als je

tölpelhafte Renommiren, das man in gewiſſen Univerſitätsſtädten ſo häufig findet, jenes rüde Benehmen gegen die ſogenannten Philiſter, welches den Stempel geiſtiger Bornirtheit an der Stirne trägt und den Muſenſohn entwürdigt. Im Gegentheil hielt er ſehr auf noble Sitte, und hierin zeichnete ſich auch die Landsmannſchaft, welcher er als Senior vorſtand, vor allen übrigen ſtudentiſchen Verbindungen aus. Ihre Zuſammenkünfte hatten nicht Saufgelage allein zum Zweck, ſondern man beſchäftigte ſich auch mit entſprechenden geiſtigen Intereſſen.

Wiewohl der ſchöne, geiſtreiche und intereſſante Muſenſohn unter der Frauen- und Mädchenwelt der Univerſitätsſtadt unbewußt manches Herz erobert hatte, ſo war doch das ſeine, trotz mancher Verſuchung, unberührt geblieben. Daß ihn die Frauen und Mädchen freundlich anſchauten, war er von jeher gewohnt und fand es in der Ordnung. Noch keiner war es aber gelungen, einen bleibenden Eindruck auf ihn zurückzulaſſen.

Carl Willer war der einzige Sohn wenig bemittelter Eltern, die frühzeitig geſtorben. Der Inſpector Sonnenſchmidt zu Neukirchen, der Bruder von Willer's Mutter, nahm ſich des unmündigen Knaben an und ward zum Vormund beſtellt. Nach ſeinem Dafürhalten ſollte Carl Oeconom werden, wozu indeß dieſer nicht die geringſte Neigung verſpürte. Dies, ſo wie der Ausſpruch des würdigen Lehrers, welcher die geiſtigen Anlagen Carl's erkannte, beſtimmte den Vormund, nachzugeben und ſein Mündel dem gelehrten Stande zu widmen.

Carl war die Freude ſeiner Lehrer, obſchon er ſich durch geniale Jugendſtreiche auch manche Strafe zuzog.

Neukirchen hatte er während ſeiner Schul- und

Universitätszeit nur einige Mal besucht. Das gesel
Leben daselbst wollte ihm nicht zusagen. Er h
außer seinem Onkel nur einen Freund daselbst. S
war der Hofcommissair, dessen Bekanntschaft er
seinem letzten Besuche gemacht hatte. Beide intere
ten sich außerordentlich für einander und standen
ununterbrochenem Briefwechsel.

So waren zwei Jahre von Willer's Universit
zeit verstrichen, ohne daß sich der Jüngling, trotz
Neukirchner Ermahnungen, viel um die edle Re
doctrin bekümmert hätte. Während Onkel Son
schmidt bereits mit dem Amtmanne in Neukirchen I
sprache genommen, wegen des juristischen Acceß
seinen Neffen, studirte dieser ununterbrochen Che
Staatswissenschaften und Geschichte.

Endlich erkannte Willer denn doch, daß es
sei, die Institutionen und Pandecten vorzuneh
Er warf sich mit aller Kraft seines Willens und
eisernem Fleiße auf dieses Studium, zog sich wie
Einsiedler zurück und lag Tag und Nacht über
juristischen Heften, so daß er bei seinem hellen S
und trefflichen Gedächtnisse bereits nach wenig
naten glänzend disputiren konnte und nach Ve
eines Jahres das Examen zu bestehen hoffte, al
völlig unerwartetes Ereigniß seinem Lebensplane
ganz andre Richtung gab, wie wir im zweiten T
sehen werden.

Achtes Kapitel.

Räthselhaftes Abenteuer des Sportelschreiber Kappler auf dem Schlosse Ehrenberg.

Niemand entgeht seinem Schicksal. Auch der Sportelschreiber Kappler, der lange Jahre in umfriedeter Einsamkeit gelebt hatte, sollte auf mannigfache Weise aus seiner Ruhe aufgeschreckt werden. Erstens war es die Liebe, welche ihm gewaltsam mitspielte, nicht die Liebe zur Bandhändlerin Runkel, welche Dame bei Kappler in jüngster Zeit sehr in den Hintergrund getreten war, sondern die Liebe zur Demoiselle Langschädel, die sich noch von dem Hasenbratenschmause herschrieb.

Der Sportelschreiber wußte wirklich nicht, wo ihm Kopf und Herz stand; er schwärmte wie ein achtzehnjähriger Gymnasiast, der zum ersten Male Werther's Leiden gelesen hat. Den Namen Agnes malte er, in süße Träume versunken, des Tages unzählige Mal mit kalligraphischer Genauigkeit auf's Papier. Seine täglichen Promenaden, die er, seit ihm Madame Runkel nicht mehr Alles war, wieder im Freien und zwar Mittags hielt, führten ihn jetzt bei Langschädel's Wohnung an der Werlabrücke vorbei. Stets grüßte er voller Ehrfurcht und Liebe nach dem Fenster, wo Agnes zu sitzen pflegte, und oft ertönten zum Gegengruß die Worte: „Ihre Dienerin, Herr Registrator!" O diese Silberklänge legten sich beseligend an sein liebendes Herz und erquickten für lange Zeit. Kappler hatte indeß das Gute vor vielen seiner liebenden Collegen voraus, daß er so bescheiden war und auf keine Gegenliebe Anspruch machte und auch

der Geliebten ſonſt auf keine Weiſe beſchwerlich ſie
Der Beſcheidene war beglückt genug, wenn er an der
lieben Häuschen vorübergehen und dabei einen Bli
nach dem Fenſter werfen konnte.

Kappler hatte ſeit der verhängnißvollen Haſen
mahlzeit es nicht wieder gewagt, bei Langſchädel
einen Beſuch zu machen, obſchon letzterer beim Ab
ſchiede geſagt, daß er bald wiederkommen möge un
dies ſogar der gute Ton in Neukirchen verlangte
Der Sportelſchreiber war hierzu viel zu ſchüchtern
und zu beſcheiden und mit den conventionellen Sitten
zu wenig bekannt. Er glaubte, wenigſtens einen
Vorwand haben zu müſſen, wenn er das Haus des
Lieutnants wieder betreten wolle. Er ſann hin und
her. Die Liebe iſt erfinderiſch. Kappler erinnerte
ſich, daß Demoiſelle Agnes Klavier ſpiele und ihren
Wunſch nach ein paar in damaliger Zeit ſehr beliebten
Walzern ausgeſprochen hatte. Sofort ließ der
Sportelſchreiber alle Minen ſpringen, ſich die bewußten
Muſikſtücke zu verſchaffen. Daß er als geſchickter
Notenſchreiber etwas leiſtete, dieſes war wohl das
einzige Selbſtbewußtſein, das er beſaß; ja er war
ſelbſt etwas eitel darauf. Hier nun beſchloß er ſeine
ganze Kunſtfertigkeit zuſammen zu raffen, um Aus-
gezeichnetes zu Stande zu bringen. Aber je eigen-
ſinniger er bei dieſem Liebesopfer zu Werke ging,
deſto größre Schwierigkeiten ſtellten ſich ihm in den
Weg. Bald war ihm das Papier nicht ſchön, bald
die Dinte nicht ſchwarz genug; bald wieder taugten
die Federn nichts. So verging ein Tag nach dem
andern und das Meiſterwerk wollte nicht zu Stande
kommen.

Was die Geliebte Kappler's anbelangte, ſo war
Agnes Langſchädel keineswegs die überirdiſche Schön-

heit, wie sie dem kurzsichtigen Sportelschreiber vorgekommen; sie konnte vor Jahren Anspruch auf Hübschheit gehabt haben; jetzt war, außer einer angenehmen Gestalt und eines wohlklingenden Organs, wenig mehr davon zu erblicken. Die äußeren Reize dieses nicht mehr jungen Mädchens wurden aber durch ihre innern Vorzüge reichlich aufgewogen. Sie besaß das beste Herz, einen lebhaften und nicht ungebildeten Geist und eine unversiegbare Heiterkeit, die sie trotz der störrischen Launen ihres oft tyrannischen und polternden Onkels zu bewahren wußte.

Gleich im ersten Augenblicke hatte Agnes in Kapplern den Fremdling in Welt und Leben erkannt; aber anstatt denselben durch ein gesetztes und zurückhaltendes Betragen noch mehr einzuschüchtern, war sie ihm mit wohlwollender und fast treuherziger Freundlichkeit entgegen gekommen und dadurch eben seinem Herzen, zu welchem nie ein solcher Ton geklungen war, unbeschreiblich lieb und theuer geworden. Anstatt des Sportelschreibers große Schüchternheit lächerlich zu finden und sich Scherz und Spott damit zu erlauben, that ihr im Gegentheil der arme Mann Leid und sie bemühte sich, ihn seine gedrückte Lage so wenig als möglich fühlbar zu machen.

Kappler war eben im Begriff, den zweiten Walzer für Agnes von Neuem abzuschreiben, es hatte sich zu seinem nicht geringen Verdruß abermals ein Fehler eingeschlichen, als es ziemlich vernehmbar an die Thür klopfte und gleich darauf der betreßte Bediente des Herrn von Löwenstern auf Ehrenberg in das bescheidene Zimmer trat.

Der Sportelschreiber, welcher bei seinem kurzen Gesicht und ob der schimmernden Tressen den Eingetretenen im ersten Schrecken für einen Offizier hielt,

ſprang wie behext von ſeinem Sitze auf und mac
die ehrerbietigſte Verbeugung.

„Der Herr von Löwenſtern," begann der Die
in ziemlich hoffärtigem Tone, „läßt Ihnen ſagen, e
möchten, wo möglich heut noch, nach Ehrenberg ko
men; es gäbe daſelbſt Noten abzuſchreiben. Al
vergeſſen Sie es nicht."

Bevor ſich noch Kappler auf eine Erwiederu
beſonnen hatte, war der Betreßte verſchwunden.

Der Sportelſchreiber glaubte nicht recht gehört
haben; er war aus den Wolken gefallen, und fu
noch eine Zeit lang mechaniſch fort Bücklinge zu mache

„Herr von Löwenſtern — Ehrenberg — Schloß -
höchſte Nobleſſe!" ſprach er für ſich in abgebrochen
Sätzen. Eine ſo hohe Ehre war ihm auf dieſ
Erde noch nicht zu Theil worden. Dieſe unerwarte
Scene hatte ihn ſo aus aller Faſſung gebracht, d
er nicht im Stande war, eine Note weiter zu ſchreibe

„Herr von Löwenſtern," fuhr er im Zimmer a
und ab laufend fort, „das iſt ja einer der höchſt
Adeligen von Neukirchen und der ganzen Umgegen
Das iſt ja ein großmächtiger Herr, vor welchem ſelb
mein hochverehrter Chef, der Stadtrichter, den alle
höchſten Reſpect hat."

Während den Sportelſchreiber dieſe Angelegenhe
noch außerordentlich beſchäftigte, klopfte es abermal
an die Thür und der Hofcommiſſair trat herein. Di
ſer erkannte ſogleich an Kappler's Aufregung, daß e
was Außergewöhnliches vorgefallen war. Er erku
digte ſich und der in großen Allarm geſetzte Sportel
ſchreiber hielt nicht hinter dem Berge, ſondern theilt
den erhaltenen Auftrag mit. Eccarius blieb ſeh
ruhig. Er ſah ſogleich, daß es hier nicht auf No
tenſchreiberei abgeſehen ſei, ſondern daß man ſic

mit der originellen Person Kappler's einen Scherz oder sonst Etwas erlauben wolle.

„Und Sie werden doch nicht hinauslaufen nach Ehrenberg?" frug er. Der Sportelschreiber ward ganz verblüfft ob dieser Frage.

„Aber warum nicht, mein verehrter Herr Hofkammercommissair, bedenken Sie —"

„Hier ist nichts zu bedenken," erwiederte trocken Eccarius, „Sie werden doch dem adeligen Volke nicht nachlaufen? Wenn Herr von Löwenstern Noten abgeschrieben haben will, kann er sie Ihnen in's Haus schicken."

„Sie sind vielleicht aus einer Partitur herauszuschreiben, die der gnädige Herr nicht aus den Händen lassen will," gab Kappler zu bedenken.

„Possen," lachte der Hofcommissair, „Partitur, sein Sie kein Thor, laufen Sie nicht nach Ehrenberg. Das Wetter ist nicht zum Fortkommen und Ihre Brust ist nicht die durabelste. Sie können sich zu Tode erkälten."

„Was meine Brust anbelangt," entgegnete der Sportelschreiber, „so hätt' ich durchaus nichts zu befürchten. Im Gegentheil —"

„Kurz und gut," fiel ihm Eccarius in's Wort, „thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie zu Hause. Sie werden es mir Dank wissen."

Hierauf zahlte er für mehrere mittellose Familienväter die gefälligen Raten an die Lebensversicherungsbank, deren Agent der Sportelschreiber in Neukirchen war; wie Eccarius im Stillen überhaupt an Hülfsbedürftigen viel Gutes that.

Nachdem der Hofcommissair Kapplern verlassen hatte, befand sich dieser in nicht geringer Verlegenheit. Sollte er einen so hohen Adeligen vor den

Kopf ſtoßen, vor dem ſelbſt der Stadtrichter Klei
ſimon den allerhöchſten Reſpect hatte? Je läng
Kappler darüber nachſann, deſto unausführbarer
ſchien ihm des Hofcommiſſairs Rath. Anfangs wol
er Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn von Löwe
ſtern in einem ausführlichen Schreiben all' die Grün
aus einander ſetzen, weshalb es ihm unmöglich ſ
auf Ehrenberg zu erſcheinen; bald aber kam ihm a
dies höchſt unrathſam vor.

„Was kann es nur dem Hofcommiſſair verſchl
gen," frug er ſich, „wenn ich nach Ehrenberg ge
und mir Arbeit und Verdienſt hole? Herr von L
wenſtern iſt gewiß ein prompter Bezahler. Was
von meiner ſchwachen Bruſt fabelt, iſt abſolute Ei
bildung. Ich laufe den Weg zehn Mal hin und he
ohne daß meine Bruſt im Geringſten leidet. Ab
ich weiß ſchon, der Herr Hofcommiſſair hat einm
eine Antipathie gegen den hohen Adel."

Nachdem der Sportelſchreiber Alles reiflich in U
berlegung gezogen hatte, faßte er den Entſchluß, tro
des Abrathens von Seiten des Eccarius, ſich in Gla
zu werfen und noch dieſen Nachmittag nach Ehre
berg zu wandern.

„Der Hofcommiſſair," tröſtete er ſich, „braucht j
nichts von der Reiſe zu erfahren. Ich bin bald hi
und wieder zurück."

Gedacht, gethan. Nach einer mühvollen Toilett
ſtand der Sportelſchreiber wieder im ſchönſten Sonn
tagsſchmucke und machte ſich auf den Weg nach Eh
renberg.

Das Wetter war nicht das Freundlichſte. Kal
ſtrich der mit Regen und Schnee geſchwängerte Win
über die Berge. Der Weg nach dem Schloſſe führt
längs des Werla-Ufers. Die in ſchöner Jahreszei

ſo freundlich blauen Wellen des Fluſſes floſſen trübe durch das Thal.

Unterwegs hatte Kappler große Noth. Er hatte noch nie einem ſo hohen Herrn gegenüber geſtanden und wußte deshalb nicht, wie er denſelben tituliren oder anreden ſollte.

„Ich werde Ew. Excellenz ſprechen," meinte er für ſich. „Wenn Herrn von Löwenſtern auch dieſer Titel nicht gehört, ſo kann es nichts ſchaden, wenn man etwas dazu thut, es iſt immer beſſer, als wenn man etwas abkneipt."

„Ew. Excellenz," werd' ich ſprechen, „haben die hohe Gnade gehabt, Ihren unterthänigſten, treugehorſamſten Knecht der hohen Gnade für würdig zu erachten."

„Aber," fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „da kommen die Worte „hohe Gnade" zweimal in einem und demſelben Satze vor; das iſt eine ſtyliſtiſche Unvollkommenheit und kann nicht paſſiren. Alſo: Ew. Excellenz haben die hohe Gnade gehabt, auf Ihren unterthänigſten, treugehorſamſten Knecht den huldvollſten Ihrer Blicke zu werfen und ſelbigen für würdig erachtet —"

Hier hielt Kappler abermals inne.

„Selbigen," ſprach er, „das kann man ebenſo gut auf den Blick, wie auf den Knecht beziehen; ſolche Zweideutigkeiten müſſen vermieden werden; was ſollte Herr von Löwenſtein von meiner Styliſtik denken?"

Ehe der Sportelſchreiber mit Abfaſſung ſeiner Anrede zu Ende war, war er dem Schloſſe Ehrenberg immer näher gekommen. Er verlangſamte daher trotz der übeln Witterung ſeinen Schritt und ſann und ſann; aber ſeine ſtyliſtiſchen Bemühungen wollten durchaus kein entſprechendes Reſultat liefern. Endlich ward er ungeduldig.

„Ich bringe nichts zu Stande," sprach er, bin einmal ein verlorner Mensch, der sich in höhe Regionen nicht zu bewegen weiß. Ich werde r statt des Simulirens dem heiligen Geiste überlas er möge mich erleuchten in der Stunde der Ges Bei Langschädel's Hasenbraten war's accurat so. 2 hatt' ich da studirt und memorirt. Als ich vor himmlischen Agnes stand, waren die schönsten Red arten total verwischt und ich habe mich gleichn mit dem Engelsbilde scharmant unterhalten. Ich sp einige Male wie ein Buch. Agnes war freilich ein Engel voller Nachsicht und Milde."

Als Kappler nicht ohne Bangen in den stattli Schloßhof trat, erscholl ein mörderisches Hundege und zwei riesenhafte Doggen, welchen die allerdi etwas auffällige Gestalt des Sportelschreibers sonl bar vorkommen mochte, kamen im vollen Galopp hergerannt und vertraten den Weg, indem sie ei wahrhaft diabolischen Lärm vollführten.

Kappler, welcher nicht anders glaubte, als leb digen Leibes aufgefressen zu werden, begann zu r riren, während er kläglich nach Hülfe schrie. A je lauter er schrie und je weiter er sich zurückz desto herzhafter und lärmender folgten die Dogg welche dem Sportelschreiber weiter kein Leid zufüg und die sonderbare Gestalt fortwährend nur mit ih Nasen beschnuffelten.

Auf Kappler's Geschrei erfolgte durchaus ke Hülfe. So ward der Geängstete immer mehr ge das Schloßthor zurückgedrängt. Ein paar nichtsn tzige Bediente, welche unter dem Portale des Schlo standen und dem merkwürdigen Schauspiele zuschaut wollten platzen vor Lachen und thaten nicht das G ringste, die Bestien zurückzurufen.

Der Sportelschreiber marschirte indeß immer rückwärts wie ein Krebs, während die bellenden Hunde unablässig folgten.

Endlich, nachdem die Scene eine ziemliche Weile gewährt hatte, that sich ein Fenster im Schlosse auf; ein gellender Pfiff erscholl, worauf die Doggen von Kapplern abließen und mit den Schwänzen wedelnd nach dem Herrnhause zurückeilten.

Kappler stand jetzt wieder vor dem äußersten Hofthore, so weit war er retirirt, und wagte nicht, trotzdem die Bestien von ihm abgelassen hatten, den Schloßhof wieder zu betreten.

„Ach," seufzte er, tief Athem schöpfend und sich den Angstschweiß von der Stirn trocknend, „hätte ich doch des Hofcommissairs Rath befolgt und wäre zu Hause geblieben, anstatt in diese Cerberushöhle einzudringen. Wenn ich jetzt unverrichteter Sache heimkehre, so wird mir dies unter obwaltenden Umständen selbst Herr von Löwenstern nicht verargen. Obschon ich nur ein tiefgestellter Sportelschreiber bin, kann man mir doch nicht zumuthen, daß ich mich hier von den colossalen Wolfs- und Bluthunden zerfleischen lasse."

Wirklich faßte auch der Sportelschreiber den herzhaften Entschluß, umzukehren und den Heimweg anzutreten, als einer von Löwenstern's Dienern im schnellen Laufe vom Schlosse daherkam.

„Sind Sie der Sportelschreiber Kappler?"

„Ja, wenn Sie gütigst erlauben," erwiederte höflich und schüchtern der Gefragte.

„Wohlan," fuhr der Diener fort, „kommen Sie, ich soll Sie auf's Schloß bringen.

„Ich wollte mir schon die Freiheit nehmen," gestand der Sportelschreiber mit Befangenheit, „aber

Hochdero Hündlein ſtellten meinem Vorhaben ein
überſteigliches Hinderniß in den Weg."

„Es ſind fromme Thiere, ſie beißen nicht; B
iſt ihr Alles."

„Ja, das iſt wahr," geſtand Kappler, „ich m
ein gewiſſenloſer Lügner ſein, wenn ich denſe
nachſagen wollte, daß ſie mich unſanft berührt hät
aber ſie müſſen ſich höchſt ſchätzbarer und geſu
Lungen zu erfreuen haben; auch iſt ihr Organ
tönend und voll."

Der Diener führte jetzt den Sportelſchreiber
den Schloßhof nach dem Herrnhauſe. Kappler ko
nicht genug die prachtvolle Bauart des Ehrenberg
wundern. Er hatte in ſeinem Leben noch nicht ſo
hohe Säulenhallen, Corridors und großartige Trep
geſehen. Ihm ward bei dieſer Pracht immer unhe
licher, denn er fürchtete alle Augenblicke, vor
Herrn dieſes Prachtpalaſtes geführt zu werden.

Endlich that ſich eine Thüre auf und der z
herige Führer ſchob den angſterfüllten Kappler in
nicht ſehr großes, nur von einem einzigen Fenſter
helltes Gemach, deſſen Ausſicht nach der Werla hin
ging. Ein Sopha, ein Stuhl und ein runder,
einem Teppiche belegter Tiſch bildeten das ga
Meublement.

„Nehmen Sie hier Platz und gedulden Sie
ein wenig," ſprach der Diener, „ich werde den j
gen gnädigen Herrn ſogleich rufen."

Der Sportelſchreiber machte eine ehrfurchtsv
Verbeugung und Jener entfernte ſich.

Als Kappler allein war, ſprach er:

„Was hat denn das für eine Bewandtniß
dem jungen gnädigen Herrn? ſo viel ich mich
innere, hat Herr von Löwenſtern gar keinen Sohn

„Unfehlbar," fuhr er nach einigem Simuliren fort, „ist es ein musikalischer Herr Neveu, der Musik treibt und componirt."

Während sich Kappler über den jungen gnädigen Herrn den Kopf zerbrach und in dem höchst einfach meublirten Zimmer umschaute, wurden Schritte und Gelächter auf dem Gange vernehmbar."

„Also wirklich, Georges," rief eine Stimme, „Du hast ihn glücklich eingefangen?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr, ich erwischte ihn noch vor dem Schloßthore. Er befindet sich wohlverwahrt hier im angrenzenden Gemach, welches ich verschlossen habe, damit er nicht von Neuem echappire.

Bei diesen Worten, welche der Diener zur Antwort gab und die Kappler sehr deutlich vernehmen konnte, spitzte Letzterer außergewöhnlich die Ohren und ward bemerkbar unruhig.

„Vortrefflich," fuhr die Stimme fort; „aber Georges, es ist doch der Rechte?"

„Unbezweifelt," erwiederte Georges, „das seltsame Gewächs nennt sich Kappler und ist Sportelschreiber in Neukirchen, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß."

„Das trifft sich allerliebst," sprach der gnädige Herr, „ich hätte nicht geglaubt, daß der Einfaltspinsel so leicht in die Falle gehen würde. Um so besser, die Herrschaft ist verreist, wir sind ungestört und ich kann mein Werk vollbringen, ohne daß ein Mensch ein Sterbenswörtchen davon erfährt."

Dem eingesperrten Kappler, dem kein Wort entging, ward jetzt sein Untergang klar. Er glaubte nicht anders, als man wolle ihn schlachten und mit seinem Blute schaudererregende Dinge treiben. Alle Blut- und Mordgeschichten, die er gelesen, traten vor

seine aufgeregte Phantasie. In der Verzweiflung sprang er an's Fenster, um durch dieses die Flucht zu ergreifen; aber neuer Schreck; sein Blick fiel in einen Abgrund; in weiter Tiefe floß die Werla da unten.

„Georges," rief jetzt die Stimme von Neuem, „bring' mir mein Handwerkszeug, damit ich mit dem Herrn Kappler bald zu Ende komme. Du sollst sehen, der Kerl soll mir nicht viel Mühe kosten. Ein paar Striche, mit sicherer Hand geführt, und die Sache ist abgemacht. Der Kopf ist die Hauptsache, habe ich den erst, findet sich das Uebrige bald."

Dem Sportelschreiber stiegen bei diesen Worten sämmtliche Haare, so viel er von diesem Artikel besaß, kerzengerade, wie beim Igel, empor. Er fuhr convulsivisch nach dem Kopfe, auf welchen es hauptsächlich abgesehen schien.

Jetzt drehte sich der Schlüssel im Schlosse, die Thür that sich auf und ein junger schlanker Mann, mit einer Mappe unter dem Arme trat in's Gemach.

Kappler fiel auf die Knie und streckte die Arme empor.

„Wenn Sie ein Mensch sind," rief er verzweifelt, „und an Jesum Christum glauben, unsern Herrn und Heiland, so haben Sie nur das einzige Mal Erbarmen mit einem armen sündhaften Erdensohne. Ich will Alles thun, was Ew. Hoheit befehlen, nur schonen Ew. Hoheit mein armes Leben!"

„Was fällt dem närrischen Kauze ein," lachte der junge Cavalier, „setzen Sie sich ruhig hierher, Sie sollen der Marter bald überhoben sein."

„Aber ich mag mich nicht martern lassen," wendete der entsetzte Sportelschreiber ein.

„Da weichen Sie von der Hauptfrage ab," er-

wiederte der junge Herr, fortwährend lachend, indem er die bekannte französische Fabel parodirte.

„Machen Sie keine Umstände, guter Mann," fuhr der Cavalier fort, „es ist um ein paar Striche zu thun."

„Um ein paar Striche," dachte Kappler, „das kann gar nicht gefährlicher klingen."

„Wollen Sie endlich Platz nehmen," sprach der junge Cavalier in ziemlich befehlendem Tone, „wir verlangen es ja nicht umsonst."

„Was da umsonst," überlegte der Sportelschreiber, „wenn man mich noch so gut bezahlt für's Stillhalten; ich habe ja keinen Gewinn vom Stillhalten, wenn ich todt bin."

„Ich verspreche Ihnen," sprach der fremde junge Mann, als Kappler noch immer keine Anstalten traf, sich auf dem Stuhle niederzulassen, „es soll Ihnen ja nichts geschehen; ich will Ihnen sogar drei Schritte vom Leibe bleiben."

Kappler schöpfte bei diesen Worten frischen Athem, doch verließ ihn nicht alle Besorgniß.

„Wenn Seine Hoheit dir drei Schritte vom Leibe bleibt," sprach er für sich, „könntest du dich wohl auf den Stuhl setzen. Es müßte mit teuflischen Dingen zugehen, wenn er dir in solcher Entfernung an Hals und Gurgel wollte."

„Ich bitte, nehmen Sie Platz," bat der junge gnädige Herr, „es ist um wenige Minuten zu thun, und Sie leben doppelt in der Welt."

Für den Sportelschreiber sprach der Unbekannte schlechterdings in Räthseln. Er begriff zwar, daß es der junge Mann nicht auf sein Leben abgesehen habe, aber was er mit ihm vorhatte, wollte ihm durchaus

nicht in den Sinn. Auf wiederholtes Bitten nahm endlich Kappler auf dem Polsterstuhle Platz.

„Sehen Sie mich gefälligst an," sprach der Cavalier.

Der Sportelschreiber riß die Augen so weit auf, als möglich, um diesem billigen Wunsche des jungen Mannes nachzukommen.

„Machen Sie Ihr ganz gewöhnliches Gesicht," fuhr der junge Cavalier fort, „und geben Sie sich, wie Sie sind."

Kappler schaute, diesem Befehle zufolge, schlecht und recht vor sich hin.

Der junge Mann langte ein weißes Blatt Papier hervor nebst einem Zeichnenstifte, und ehe sich's der Sportelschreiber versah, war er doppelt auf der Welt. Wie er leibte und lebte, stand er auf dem Papiere des geschickten Zeichners.

„Ich bedarf Ihrer jetzt nicht mehr," sprach letzterer, nachdem er noch einige Striche dem wohlgetroffenen Conterfei Kappler's beigefügt hatte, und betrachtete es mit vieler Zufriedenheit.

Der Sportelschreiber, da er sah, daß ihm weiter kein Leid widerfuhr, bereute jetzt seine vorige Furcht; er stand von seinem Stuhle auf und erkundigte sich nach den abzuschreibenden Noten.

„Was da Noten," lachte der Cavalier, „mir war's allein um Ihre werthe Physiognomie zu thun. Sehen Sie, hier sind Sie wie aus den Augen geschnitten."

Der Sportelschreiber fand sich nicht wenig geschmeichelt, von solch einer hochadeligen Hand copirt worden zu sein. Nur begriff er durchaus nicht, wie er zu der Ehre komme.

„Wenn Ew. Hochgeboren gütigst erlauben," sprach er schmunzelnd, „so wage ich allerdings einige Aehn-

lichkeit mit meiner Unbedeutendheit nicht in Abrede zu stellen."

„Wie, blos einige Aehnlichkeit?" fuhr der verletzte Künstler auf; „ein Ei kann dem andern nicht ähnlicher sehen. Hier ist auch etwas für Ihre Bemühung."

Mit diesen Worten wollte der Maler Kapplern einen preußischen Thaler in die Hand drücken. Letzterer aber stellte sich beleidigt und protestirte aus Leibeskräften gegen die splendide Gabe.

„Aber Sie werden in diesem Wetter doch nicht umsonst herausgelaufen sein?" frug der Cavalier.

„Wenn mir die Ehre zu Theil wird, so hohen Herrschaften einen Dienst zu erweisen," versetzte Kappler, „so geschieht es mit dem größten Vergnügen."

„Sehr verbunden," lachte der Maler, indem er sein Geldstück wieder in die Tasche steckte.

Der Sportelschreiber gehörte aber zu den Leuten, welche immer von hoher Neugier geplagt werden. Es drängte ihn daher außerordentlich, zu wissen, was es mit seinem Portrait wohl für eine Bewandtniß haben möge. Er faßte ein Herz und erkundigte sich nach dem Zwecke des eben so sonderbaren wie hochehrenden Abenteuers.

„Sie sollen in eine Gallerie aufgenommen werden," erwiederte der hochgeborne Maler; „schweigen Sie aber gegen Jedermann von der Geschichte, Sie könnten es sonst schwer zu bereuen haben."

Der Sportelschreiber, welcher durch die letzten Worte wieder in Besorgniß gerieth, betheuerte hoch, Niemandem Etwas zu verrathen.

Der Maler nickte beifällig mit dem Kopfe und gab Kapplern zu verstehen, daß man seiner jetzt nicht mehr bedürfe und er entlassen sei.

Der Sportelschreiber, sehr vergnügt, so heiler Haut diesem außerordentlichen Abenteuer entkommen zu sein, hatte bald den Ehrenberg im Rücken und eilte beflügelten Schrittes der Stadt zu.

Unterwegs zerbrach er sich gewaltig den Kopf, was wohl diese Malerei zu bedeuten habe. Wenn es ihn auf der einen Seite schmeichelte, von hochadeliger Hand abconterfeit worden zu sein, beschlich ihn auf der andern wieder der unheimliche Gedanke, jetzt doppelt in der Welt zu existiren. Ein andrer drückender Gedanke war der, daß er gegen Niemanden von der Sache erzählen sollte.

Im zweiten Bande werden wir sehen, was es mit dem Abzeichnen des Neukirchner Sportelschreibers für eine Bewandtniß hatte.

Ende des ersten Theiles.

Im Verlage des **Magazins für Literatur** in Leipzig erschien:

Die Grundlehren

der

Natur- und Wasserheilkunde.

Von

J. H. Rausse.

Vierte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage der früher unter dem Titel: „**Der Geist der Gräfenberger Wasserkur**" erschienenen Schrift desselben Verfassers.

Preis: $^1/_2$ Thlr.

Das Sündenregister

der

Medicinheilkunde.

geh. 8 Bog. Preis $^1/_2$ Thlr.

In unserer Zeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit muß eine Citation der medicinischen Wissenschaft und ihrer praktischen Leistungen vor das Forum der Oeffentlichkeit, in durchweg populärer Sprache von dem Publikum willkommen geheißen werden. Die Medicinwissenschaft und ihre Vertreter, die Mediciner, die in obiger Schrift in einer oft schaudererregenden und haarsträubenden Weise ihre Ankläger finden, werden um so weniger umhin können, auf diese Anklagen zu antworten und sich zu rechtfertigen — wenn sie es anders können — als die Ankläger größtentheils aus ihrer eigenen Reihe hervorgetreten sind und somit der Anklage ein großer, gewichtiger Stempel der Wahrscheinlichkeit und Wahrheit aufgedrückt wird.

Im Verlage des **Magazins für Literatur** in Leipzig erschien:

Wasser thut's freilich!

oder

Miscellen zur Gräfenberger Wasserkur.

Von

J. H. Rausse.

2 Theile in 1 Bande.

1r. Theil. Umrisse der Krankheitslehre. (Hydrotherapeutik.)
2r. Theil. Miscellen zur Gräfenberger Wasserkur.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis 1 Thlr.

Aus dem Inhaltsverzeichnisse dieses ausgezeichneten Buches führen wir nur einige Kapitel an:

Feststellung der Begriffe: Gesundheit und Krankheit. — Die Krankheitszeichen und Classification derselben. — Was ist Gift, was ist Medizin? — Von den Wirkungen des kalten Wassers im Allgemeinen. — Hydriatische Heilung der primären Krankheiten. — Der Normalmagen. — Heilung primärer Krankheiten der Verdauorgane im Allgemeinen. — Uebelkeit und Erbrechen. Durchfall. — Der innere Prozeß der Erkältung. — Kalttrinken bei Erhitzung. — Ruhr. Cholera. — Augen-, Gehirn-, Hals- und Lungenentzündung. — Husten und Schnupfen. — Wechselfieber. — Die secundären Krankheiten. — Entstehungsweise und drei Stadien derselben. — Heilung derselben. — Sodbrennen und Aufstoßen. — Würmer. — Verschleimungen aller Art. — Magenkrebs. — Schleim-, Nerven- und Faulfieber. — Nervenleiden. — Hypochondrie. — Rheumatismus. — Gicht. — Bleichsucht. — Hämorrhoiden. Schlaflosigkeit. — Ansteckende Krankheiten. — Welche Krankheiten durch Wasser heilbar sind? — Luftbäder. — Gesundbrunnen. — Einfluß der Mediciner auf das Publikum. — Einige oft gehörte Einwürfe gegen die Wasserkur und Zurückweisung derselben.

Im Verlage des **Magazins für Literatur** in Leipzig erſchien:

Ueber die gewöhnlichſten

ärztlichen Mißgriffe

beim Gebrauch des Waſſers

als Heilmittel.

Nebſt einer Abhandlung über die Aufſaugung und Ablagerung der Gifte und Medikamente im lebenden animaliſchen Körper, und einer Kritik der Kurmethode des Vincenz Prießnitz.

Von

J. H. Ranſſe.

---

geh. Preis 1 Thlr.

Inhalt: Anwendung von Medicamenten und Blutentziehung bei der Waſſerkur. — Fehlgriffe bei Unterſcheidung der Anwendbarkeit von Stärkungskuren und Radicalkuren. — Schädliche Genüſſe bei der Waſſerkur. — Anwendung eines falſchen Temperaturgrades im Waſſer. — Fehler in Bezug auf die Zahl und Länge der Bäder und Einpackungen, wie in Bezug auf die Maſſe des Getränkes. — Die Vollbäder. — Abbadungen des ganzen Körpers. — Sitzbäder. — Fußbäder. — Douchebäder. — Einpackungen. — Klyſtiere. — Mißgriffe in Bezug auf Kleidung und Stubentemperatur ꝛc. ꝛc.

Bei **Julius Meißner** in Leipzig ist erschienen:

Dr. Martin Luther's
Leben und Wirken im Lichte unserer Zeit.

Ein Denkbuch für die ganze Christenheit

von

E. T. Jäkel.

Mit 24 Stahlstichen und einer großen Stahlstichprämie.

3 Bde. eleg. in Leinwand geb. Preis 3 Thlr.

Was Luther war, was er wollte, wie er gelebt, gelehrt und gekämpft, die Darstellung seines ganzen Lebens und Wirkens ist dem Verfasser vortrefflich gelungen.

Als Anhang zu obigem, jedoch auch als selbstständiges Werk:

Geschichte der Reformation
von Luther's Tode bis auf unsere Zeit.

Volksbuch

von

E. T. Jäkel.

2 Bde. Mit vielen Stahlstichen. Preis 2⅔ Thlr.

Sich an „Luthers Leben" anreihend führt uns dieses Buch die Begebenheiten auf religiösem Gebiet von des Reformators Tode bis auf die Jetztzeit in faßlicher, echt volksthümlicher Weise vor.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Siebenter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Deutsche Pickwickier.

Komischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Erstes Kapitel.

Wieder ein Abend auf dem Rathskeller.

Es war am selben Tage, wo Kappler das Ehrenberger Abenteuer bestanden, als er sich Abends zum ersten Male seit der verhängnißvollen Geisternacht wieder auf dem Rathskeller zeigte. Seine aufgeregte Gemüthsstimmung hatte ihm zu Hause keine Ruhe gelassen. Er mußte unter Menschen. Auf dem Keller traf er Langschädeln, der seit der Duellgeschichte sichtbar abmagerte. Wie war das auch anders möglich? Der Lieutnant, welcher sich auf Pistolen geschlagen, durfte Niemandem von dieser Heldenthat erzählen. Der Hofcommissair hielt ihn förmlich beim Genick. Auch aufschneiden durfte er in des gefürchteten Mannes Gegenwart nicht mehr. Hauptsächlich aber war es dem Bramarbas außerm Spaße, daß ihn der Hofcommissair nie mehr Lieutnant titulirte. Er nannte ihn schlechtweg Langschädel, und sobald besagter Langschädel sich's beikommen ließ, das große Pferd zu besteigen, benamsete ihn der Hofcommissair nie anders als Brückenzollgeldereinnehmer, auf welche Benennung er jedesmal einen besondern Nachdruck legte. Sobald Langschädel diesen Namen hörte, wußte er, wieviel es geschlagen und er ward bescheiden und einsylbig.

Indeß je größer die Furcht und das Anſehen war, in welches ſich Eccarius beim Lieutnant geſetzt hatte, deſto höhere Verehrung genoß Langſchädel von Seiten Kappler's. Der Lieutnant war dem Sportelſchreiber faſt eine heilige Perſon, aus keinem andern Grunde, als weil er der Onkel der Nichte war, in welcher Kappler einen Engel des Himmels verehrte.

Wenn daher Langſchädel Kapplern allein auftreiben konnte, ſo war dies ein wahres Labſal für ihn; gegen den frommen Anbeter ſeiner Nichte konnte er aufſchneiden nach Herzensluſt; er fand ſtets einen Gläubigen und Bewunderer ſeiner außerordentlichen Hiſtorien.

Die Verehrung des Sportelſchreibers für Fräulein Agnes war übrigens ſo zarter Natur, daß weder das Mädchen noch Langſchädel eine Ahnung davon hatten.

So wie der Lieutnant Kapplern erſchaute, nahm er ihn ſogleich in Beſchlag.

„Wiſſen Sie es ſchon?“ frug er.

„Kein Wort, hochgeehrteſter Herr Lieutnant,“ erwiederte der Gefragte.

„Es iſt eine wahre Qual, ein hübſches Mädchen zu bevatern,“ fuhr Langſchädel fort. Der Sportelſchreiber wurde bei dieſen Worten ganz Ohr und ſein Herz ſchlug erwartungsvoll. Er wiederholte daher: „Kein Wort, hochgeehrteſter Herr Lieutnant.“

„Sie kennen doch meine Nichte?“ ſprach der andre.

„Durch Ihre Güte, hochverehrteſter Herr Lieutnant,“ gab Kappler zur Antwort, „iſt mir das hohe Glück zu Theil geworden, dero Fräulein Nichte von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.“

„Nun in Betreff dieſes Mädchens weiß ich mich vor Heirathsanträgen nicht zu retten.“

Wiewohl Kappler dies ganz in der Ordnung fand, begann er doch am ganzen Leibe zu zittern

„Erſt geſtern hab' ich ein ganzes Schubfach ſolcher verliebter Anhalteſchreiben in's Feuer geworfen," erzählte Langſchädel weiter; „heut erſcheint ſchon wieder ein Baron mit nicht weniger denn ſieben Rittergütern. Was ſagen Sie, Kappler?"

Dem Sportelſchreiber ward ſchwarz vor den Augen. Wiewohl er ſelbſt nie die entfernteſte Abſicht gehabt, das Mädchen heimzuführen — eine ſo vermeſſene Idee hätte ihm für Sünde gegolten — ſo war ihm doch der Gedanke, die Angebetete an der Seite eines Andern zu wiſſen, niederſchmetternd. Gedachte er nun gar des Barons mit den ſieben Rittergütern, ſo ſchwand ihm vollends alle Hoffnung; denn dieſen Antrag warf der Lieutnant gewiß nicht in's Feuer; eine brillantere Partie konnte es für Agnes ja gar nicht geben.

„Aber können Sie ſich denken," fuhr Langſchädel fort, „daß ich die Sache dem Baron bereits abgeſchrieben habe?"

Kappler vermochte ſich dies ſchlechterdings *nicht* zu denken.

„Ja," meinte der Großſprecher, „ſehen Sie, Freund, unſereins hat auch ſeine Marotten, ſeinen Stolz. So ein adeliger Schlucker glaubt, nur anklopfen zu dürfen, und Thür und Angeln würden wie beſeſſen aufſpringen; ja profit, wir ſind auch nicht von geſtern; nein, ſo lange ich Etwas zu ſagen habe, ſoll meine Nichte keinen Adeligen heirathen und ſäß' er im Golde bis über die Ohren."

Kappler athmete bei dieſen Worten neue Lebensluft. Der Lieutnant fuhr leidenſchaftlich fort:

„Ja, Gott ſtraf mich, eh' ich ſo eine adelige Mariage zugebe, ſoll meine Agnes eher Frau Sportelſchreiberin werden. Sie kennen mich nicht, Kappler. Ich bin da ein närriſcher Kauz."

Der Sportelschreiber ward über und über roth und vermochte auf diese Rede, die ihm wie ein seliges Evangelium erklang, kein Wort zu erwiedern.

„Ich glaube auch," fuhr Langschädel nach einer Pause fort, „Sie würden keine Frau unglücklich machen, Kappler; Sie sind von verträglichem Charakter, sanftem Gemüth und reinen Sitten."

„Oh, ach," stammelte der von diesen Worten berauschte Sportelschreiber.

„Mit meiner Nichte zum Beispiel," sprach der Lieutnant ruhig weiter, „würden Sie sich recht gut vertragen; was meinen Sie? Agnes ist ebenfalls verträglich und ganz geschaffen, einem Manne das Leben zu erheitern."

Der Sportelschreiber hätte mögen zur Erde fallen und Langschädeln anbeten.

„Freilich," meinte der andre trocken und achselzuckend, „Ihre Stellung ist nicht der Art, eine Frau anständig zu ernähren; Sie müssen nach Vermögen gehen und meine Nichte ist arm."

„Aber reich, unermeßlich reich," platzte jetzt der Sportelschreiber heraus, „an Vorzügen des Geistes wie des Herzens."

„Davon wird man heut zu Tage nicht satt, mein lieber Kappler," erwiederte welterfahren der Lieutnant.

Kappler gestand dies nicht ohne Seufzer zu; dennoch hatten die Worte Langschädel's in seinem Herzen einen gewaltigen Aufstand zu Wege gebracht. „Ich glaube, Sie würden sich recht gut vertragen!" diese Phrase klang noch immer wie Orgelton und Glockenklang in seinem Innern. Der Lieutnant erschien ihm als Gott, weil er die Nichte dem Baron mit den sieben Rittergütern nicht zugestehen wollte.

„Ach," dachte er bei sich, „wenn ich nur Eins,

nur ein halbes, ein Viertelchen von so einem Rittergute besäß, wer weiß, was geschähe. Der Herr Lieutnant scheinen mir nicht abgeneigt.

„Aber nein, Sportelschreiber," fuhr er nach einer Pause für sich fort, „sei nicht hoffärtig; welch übermüthige Gedanken durchkreuzen dein Gehirn; Demuth hat Gott lieb. Laß dich nicht verlocken. Du malst an einem Glück, das hienieden nicht zu erreichen. Laß dich nicht verblenden durch trügerische Hoffnung. Wer hoch steigt, fällt tief. Kappler, schlag dir solche Gedanken aus dem Sinne und wandle bescheiden die Wege wie zeither. Der Name des Herrn sei gepriesen von Anfang bis an's Ende. Hallelujah! Amen!"

Langschädel, nachdem er in Kappler's Herzen einen wahren Sturm zu Wege gebracht, war im Begriff, dem leichtgläubigen Manne eine neue groteske Lüge aufzuheften. Es hatte ihm schon lange das Herz abgedrückt, daß er von seinem Pistolenduelle gegen Jedermann schweigen mußte, weil er die Rache des Hofcommissairs fürchtete. Er fühlte es täglich mehr, daß er sich innerlich aufreiben würde, wenn er sich Niemandem entdecken dürfe. Ein solches Geheimniß länger für sich zu behalten, erschien ihm eine Marter der Hölle. Kappler war der einzige Mensch, von welchem er wußte, daß er ihn, ohne Gefahr verrathen zu werden, in's Vertrauen ziehen konnte. Die Gelegenheit zeigte sich heute gleichfalls günstig. Er befand sich mit dem Sportelschreiber fast ganz allein.

Während also Kappler's Gedanken hinsichtlich Langschädel's Nichte noch in überirdischen Regionen schwebten, faßte der Lieutnant den Sportelschreiber krampfhaft am Arme und zog den etwas Erschrockenen in die Vertiefung eines Fensters.

„Kappler," sprach er mit gedämpfter Stimme,

„heben Sie die Hand auf, ſtrecken Sie drei Finger in die Höhe und ſchwören Sie.“

Der Sportelſchreiber, welcher im erſten Schreck nicht anders glaubte, als der Schwur betreffe Langſchädel's Nichte, war ſchon im Begriffe, den Arm nach den Wolken zu heben, als ſein religiöſes Gefühl ſiegte und er mit den Worten: „Euere Rede ſei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber iſt, iſt vom Uebel,“ die Rechte wieder ſinken ließ.

„Kappler,“ fuhr Langſchädel leidenſchaftlich fort, „bei Ihrer unſterblichen Seele, ſchwören Sie.“

„Da ſoll mich der Himmel bewahren,“ proteſtirte ſchaudernd der Gottesfürchtige.

„Es wird Sie nicht gereuen,“ ſprach der Lieutnant eindringlich.

„Was ſoll ich denn beſchwören?“ frug Kappler.

„Mich nicht zu verrathen, ich habe Ihnen eins der außerordentlichſten Geheimniſſe zu entdecken.“

„Ich Sie verrathen?“ frug der Sportelſchreiber im Ton gekränkter Freundſchaft, „wo denken Sie hin, verehrter Herr Lieutnant.“

„Alſo kann ich auf Sie bauen?“

„Ein Wort wie tauſend,“ betheuerte Kappler.

„Wohlan,“ begann nun Langſchädel mit geheimnißvoller Stimme, „ſo wiſſen Sie denn — aber Kappler, wenn Sie *eine* Sylbe —“

Der Sportelſchreiber legte die Hand auf's Herz und war äußerſt erwartungsvoll. Der Lieutnant räusperte ſich und war im Begriff, ſeinem gepreßten Herzen Luft zu machen, als ſein Unſtern den Hofcommiſſair in's Zimmer führte.

„Pſt,“ flüſterte Langſchädel erſchrocken und legte Kapplern die Hand auf den Mund, „jetzt kein Wort darüber.“

Der Sportelschreiber war so klug wie zuvor und überdies auf die Folter der Neugier gespannt. Er begriff nicht, warum Langschädel nicht mit der Sprache heraus wolle, da er wegen seines kurzen Gesichts den eingetretenen Eccarius nicht bemerkte.

Der Lieutnant ging dem Hofcommissair zuvorkommend entgegen. So wie letzterer Kapplern erschaute, erkundigte er sich sogleich, wie es mit der Notenabschreiberei auf Ehrenberg abgelaufen sei, denn er hatte bereits erfahren, daß der Sportelschreiber auf genanntem Schlosse gewesen sei.

Kappler wollte sich in weitläufigen Entschuldigungen ergehen, dem Rathe des Hofcommissairs nicht nachgekommen und nach Ehrenberg gegangen zu sein. Er ward aber von Eccarius unterbrochen.

„Was waren es denn für Noten?"

Kappler, dem es sehr schwer ankam, eine Unwahrheit zu sagen, erwiederte stockend:

„Ich glaube, Sonaten."

„So, Sonaten?" fuhr Eccarius fort, „und der Compositeur?"

Der Sportelschreiber ward ob dieses unerwarteten Examens immer bestürzter.

„Der geachtete Compositeur fällt mir nicht gleich bei," erwiederte er stockend.

Der Hofcommissair, welcher Kapplern genau kannte, war sogleich im Klaren, daß es mit der Notenschreiberei sich anders verhalte, als der des Lügens ungewohnte Sportelschreiber berichtete; doch setzte er, um Kapplern größere Verlegenheit zu ersparen, das Examen nicht fort. Der Sportelschreiber war sehr erfreut darüber und Eccarius frug: „Ob man heut Abend nicht ein Spielchen machen wolle?"

Der Lieutnant wie Kappler waren erbötig. Es

fehlte nur an Sonnenschmidten. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke die Gigantengestalt des Inspectors in die Stube trat.

Der Hofcommissair befahl jetzt Röschen, den Solotisch zurecht zu machen. Er erkundigte sich zugleich bei Sonnenschmidt nach dessen Neffen Carl Willer."

„Danke für gütige Nachfrage," erwiederte der Inspector, „so viel ich weiß, gedenkt er in einigen Monaten das Examen zu machen."

„Das gewiß brav ausfallen wird," sprach Eccarius.

Wollen's hoffen," meinte Sonnenschmidt, sich die Pfeife in Brand steckend; „wenigstens hat der Junge Geld genug gekostet."

Als man den Inspector zum Spiele einlud, deprecirte er wider alles Erwarten.

„Ich habe mir vorgenommen," sprach er sich entschuldigend, „eine Zeit lang das Spiel zu quittiren."

„Dummes Zeug," zankte der Hofcommissair, „machen Sie heut eine Ausnahme."

„Geht wirklich nicht," erwiederte Sonnenschmidt, „es ist mein fester Vorsatz."

„Den haben wahrhaftig die Pfaffen total umgarnt," sprach Eccarius für sich, „da ist Zeit, daß vorgebeugt wird, sonst verpuppt sich der ehemalige Freigeist in einen Mystiker, auf bestem Wege ist er."

Der Hofcommissair frug daher ziemlich spitzig:

„Sie waren wohl heut zur Beichte?"

Der Inspector verneinte.

„Sagen Sie einmal," fuhr Eccarius fort, „wie vielmal beichten Sie jetzt des Jahrs? Ist Ihr dermaliger Lebenswandel so gottlos, daß Sie so oft Ihre Sünden abzuschütteln gezwungen sind?"

„Gute Vorsätze," gab der Inspector zur Antwort, „kann man nicht häufig genug fassen."

„Ah so," versetzte der Hofcommissair; „was Sie früher zu wenig thaten, suchen Sie jetzt einzubringen."

„Mag's nicht leugnen," gestand Sonnenschmidt, „man kommt in die Jahre; wird nachdenklicher."

„Richtig," fuhr Eccarius fort, „Weisheit kommt mit den Jahren, ist ein altes Sprichwort. Wie lange werden denn Ihre Spielferien noch dauern?"

„Ist unbestimmt," meinte der Inspector, „das Spiel gewährt mir in der That wenig Vergnügen mehr."

„Allerdings," erwiederte der Hofcommissair, „Sie sehnen sich nach geistiger und geistlicher Nahrung. Wohlan, wir wollen an Ihnen nicht zu Verführern werden; frommen Wandel soll man nicht stören."

Hierauf arrangirte Eccarius das Solo zu dreien; Sonnenschmidt stellte sich mit der dampfenden Pfeife hinter Langschädel und schaute dem Spiele zu. Der Hofcommissair, welcher sich über den fromm gewordenen Freigeist ärgerte, ließ nicht ab, ihn beständig zu necken.

„Das Spiel ist doch," begann er, „bei Licht besehen, ein wahres Laster; ein Meuchelmord an Geist und Zeit, das in einem gebildeten, und was mehr sagen will, in einem christlichen Staate eigentlich nicht geduldet werden sollte. Der Inspector hat vollkommen Recht, wenn er sich von dieser Sünde frei erhält. Ja, will man streng gehen, so würde ich nicht einmal erlauben, dem Spiele zuzusehen. Ist es nicht eben so strafbar, wenn man einem Diebstahle ruhig zuschaut, in Gedanken Theil daran nimmt, als ob man ihn selber verübte? Und ist das Spiel nicht ein Diebstahl und zwar ein um so verdammlicher, da er an einem Dinge begangen wird, das man sich mit allem Golde der Welt nicht wiederkaufen kann, ich meine die Zeit?"

Der Hofcommissar ging noch weiter. Er bewies,

daß das Zusehen beim Spiele ein noch weit größeres Verbrechen sei als das Spiel selbst. Es gehöre unter die sogenannten geheimen und scheinheiligen Sünden. Er entwarf ein grauenhaftes, greuelvolles Bild solcher scheinheiligen Sünden, deren hohe Inmoralität er nicht ermangelte, in ihrer ganzen Verworfenheit hinzustellen.

Während Eccarius auf diese Weise docirte, verzog er nicht eine Miene und behielt seine ruhige ernsthafte Haltung in dem Grade bei, daß der Uneingeweihte in der That glauben mußte, der Mann spreche aus vollster Ueberzeugung.

Sonnenschmidt, der Dialectik des Hofcommissairs keineswegs gewachsen, ward endlich mit Schrecken gewahr, welcher Missethat er sich schuldig mache, wenn er dem Solo länger zuschaue. Er klopfte leise seine Pfeife aus und entfernte sich so unbemerkt wie möglich.

Dies hatte Eccarius nur gewünscht. Es machte ihm großes Vergnügen, den ehemaligen Freigeist ein wenig gezüchtigt und in die Flucht getrieben zu haben.

Während aber der Hofcommissair sich's hatte Mühe kosten lassen, den Inspector von der hohen Inmoralität des Spiels zu überzeugen, war er gar nicht gewahr worden, wie auch der gottesfürchtige Kappler, auf den es gar nicht abgesehen, in hohem Grade stutzig geworden war.

Die Worte des Hofcommissairs waren ihm so einleuchtend erschienen, daß er mehrere Male im Begriff stand, das letzte Spiel anzusagen.

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, hochgeehrter Herr Hofkammercommissair," begann er, nachdem Eccarius mit seinen Beweisgründen zu Ende, „man mag sagen, was man will, das Spiel ist und bleibt ein Laster. Ich werde fortan auch dasselbe, so viel in meinen Kräften steht, gleichfalls zu umgehen suchen."

Der Hofcommiſſair konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. „Auf dich, ehrliche Einfalt,“ dachte er bei ſich, „war's nicht abgeſehen;“ und zum Lieutnant gewendet, frug er:

„Wie denken Sie denn über's Spiel, Langſchädel?“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte dieſer, „aus einem ſoliden Spielchen mache ich mir kein Gewiſſen. Es liegt dies Unſereinem im Blute. Einem alten Kriegsmanne darf man ſo Etwas nicht ſo hoch anrechnen.“

Der Hofcommiſſair, den es ärgerte, daß Langſchädel immer auf ſein nicht eben ſo glorreiches Landwehrthum zurückkam, erwiederte:

„Da haben Sie vollkommen Recht, der ganze Krieg iſt ja nichts weiter als ein großes Hazardſpiel. Dahin gehört auch der Zweikampf, das Duell, Herr Brückenzollgeldereinnehmer.“

Langſchädel ſchrak bei dieſen Worten zuſammen und hütete ſich wohl, auf ſeine Kriegscarriere zurückzukommen.

Das Spiel währte bis gegen zehn Uhr, wo man aus einander ging. Der Lieutnant mußte für diesmal ſein großes Geheimniß auf dem Herzen behalten.

Zweites Kapitel.

Kappler erhält mehrfachen Beſuch.

Kappler ſaß am nächſten Morgen im tiefſten Negligée beim Frühſtück, welches aus ein paar Taſſen Cichorienkaffee und einigen gedörrten Brodrinden beſtand, und ahnte nicht, welch neues Mißgeſchick ihm

von höherer Hand bereitet werde, als es an die Thür klopfte und der Lieutnant Langschädel hereintrat.

Der Sportelschreiber, auf so frühen Besuch durchaus nicht vorbereitet, war außer sich vor Schreck und Bestürzung, daß man ihn in solchem nonchalanten Zustande vorfinde. Er wußte im ersten Augenblicke nicht, wonach er zuerst greifen sollte, ob nach seinen herabhangenden Unaussprechlichen, oder nach dem durchlöcherten Schlafrocke, oder nach einem Stuhle für den Lieutnant.

„Entschuldigen Sie, Kappler," begann Langschädel, „wenn ich bei so frühem Tageslichte erscheine, und lassen Sie sich im Geringsten nicht stören. Ich kann aber das Geheimniß, so ich Ihnen gestern anvertrauen wollte, nicht länger bei mir behalten. Es drückt mir das Herz ab; ich habe die vergangene Nacht nicht schlafen können."

Der Sportelschreiber, noch immer mit Aufräumen beschäftigt, vernahm wenig von den Eingangsworten des Lieutnants. Er hatte bei seiner übergroßen Eilfertigkeit den Kaffeetopf umgeworfen, welcher Unfall ihn von Neuem in Verwirrung brachte. Langschädel fuhr fort:

„Sie versprechen mir, mich nicht zu verrathen? hören Sie wohl, Kappler, mich nicht zu verrathen!"

„Um alle Schätze der Welt nicht," gelobte der Sportelschreiber, welcher mit Betriebsamkeit bemüht war, die braune Cichorienfluth aufzutrocknen.

„Wohlan, so vernehmen Sie denn," sprach der Lieutnant in langsamem, feierlichem Tone.

Kappler scheuerte ununterbrochen weiter.

„Ich habe das gekränkte Bürgerthum," begann Langschädel, „auf eine eclatante Weise am Adel gerächt; auf eine Weise, wie wohl selten dagewesen und wie sie so leicht nicht wiederkommen wird."

Der Sportelschreiber, mit Aufräumen noch immer nicht zu Ende — er suchte so eben nach dem andern Stiefel, um das Paar in symmetrischer Ordnung an die Wand zu stellen — erwiederte blos die Worte:

„Was Sie sagen!“

Der Rächer des Bürgerthums war mit dieser kurzen Phrase keineswegs zufrieden. Er hatte gehofft, Kappler werde bei dieser Nachricht voll Bewunderung erstarren. Er wiederholte daher mit erhobener Stimme seine vorige Rede, daß er das Bürgerthum auf eclatante Weise gerächt habe.

Der Sportelschreiber, nachdem er mit der nothdürftigsten Ordnung zu Stande war, ward durch den erhöhten Ton aufmerksam gemacht und zugänglicher. Er faßte vor dem sitzenden Helden demüthigst Posto und frug: „Also am ehrsamen Bürgerstande haben Sie außerordentliche Rache genommen? Sehen Sie einmal!“

Kappler wußte wirklich nicht, was er sprach. Der Lieutnant ward zornig.

„Kramen Sie zum Teufel ein ander Mal,“ rief er, „und hören Sie auf meine Rede.“

„Ich bin ganz Ohr, hochverehrter Herr Lieutnant,“ sprach Kappler.

„Es war einmal Zeit,“ fuhr Langschädel fort, „daß wir das Rauche herauskehrten und dem Adel die Zähne wiesen. Wir wären außerdem völlig unterdrückt worden.“

„Wirklich?“ frug Kappler verwundert.

„Nicht anders,“ sprach der Lieutenant, „es galt einen kühnen Entschluß, eine große That. Niemand gab sich her; ich that's.“

Des Sportelschreibers Mund floß über von Lob und Bewunderung ob solcher Heldenthat, obschon er noch nicht wußte, worin dieselbe bestand.

„Ich habe mich mit drei Husarenoffizieren über das Schnupftuch geschossen," fuhr der Großsprecher fort; „zwei blieben auf der Stelle, der Dritte liegt hart darnieder."

Kappler schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Aber," rief er erschrocken, „das Duell ist ja bei harter Strafe verboten!"

„Allerdings," gestand Langschädel, „aber, wer fragt darnach, wenn's die Ehre gilt. Sie hätten die Schüsse sehen sollen. Meisterschüsse waren es; die beiden ersten Kugeln fuhren den Husaren mitten durch's Herz. Die beiden Gegner waren auf der Stelle todt und rührten sich nicht."

Kappler schauderte. Der Lieutnant fuhr fort:

„Nachdem meine Wuth an den ersten beiden gekühlt war, nahm ich's mit dem Dritten nicht genau; als ich den Arm zerschmettert herabsinken sah, gab ich mich zufrieden. Was sagen Sie, Kappler?"

„Ich kann noch gar nicht zu mir kommen."

„Es wird Trauer geben in den ersten Familien des Landes," sprach Langschädel.

„Aber ich bitte Sie um aller Heiligen willen," rief der Sportelschreiber, „wenn nun der furchtbare Zweikampf herauskommt?"

„Dann allerdings," meinte der Lieutnant achselzuckend, „bleibt mir nichts, als lebenslängliche Festung. Sie sind außer dem Secundanten der Einzige, Kappler, der um die Sache weiß. Sie werden hoffentlich mein Vertrauen nicht hintergehen und mich verrathen?"

„Soll mich Gott in alle Ewigkeit behüten," betheuerte der Sportelschreiber, „daß ich mich solcher Missethat schuldig machte; nicht ein Sterbenswort wird über meine Lippen kommen, so lange ich lebe auf Erden."

„Das iſt mir lieb," verſetzte Langſchädel, „offen geſtanden, mir war etwas bange um Sie. Aber wie da, Kappler, wenn man ſich bemüht, Sie durch Gold zum Reden zu bringen? Es iſt leicht möglich, daß man einen großen Preis auf meine Entdeckung ſetzt."

„Und wenn man alle Reiche der Welt darauf ſetzt," erwiederte eifrig der getreue Kappler, „ich ſchweige, wie das Grab."

Langſchädel reichte dem Sportelſchreiber die Hand und ſprach in gerührtem Tone: „Kappler, ich werde Ihnen das nie vergeſſen."

„Aber ſagen Sie mir," fuhr Kappler voll Beſorgniß fort, „wie ſind Sie nur zu dem unglückſeligen Duelle gekommen? Womit hat man Sie beleidigt?"

„Mich? beleidigt?" lachte Langſchädel, „mich hat Niemand beleidigt."

„Aber wie konnte denn außerdem das Duell entſtehen, in welchem Sie ſo meiſterhaft geſchoſſen haben?"

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt," erklärte der Lieutenant; „einer der Huſarenoffiziere ſprach ſich auf dem letzten Harmonieballe etwas ungünſtig über den Bürgerſtand aus. Ich hörte es. Da war der Tanz fertig. Man darf nie etwas auf ſeinem Stande ſitzen laſſen, merken Sie ſich das."

„Aber konnte denn die Sache," erwiederte Kappler, „nicht auf friedlichem Wege abgemacht werden? Das kann doch dem lieben Gott unmöglich angenehm ſein, wenn ſeine Kinder im tiefſten Frieden auf einander ſchießen."

„Kappler, das verſtehen Sie nicht, ohne Blut konnte es diesmal nicht abgehen. Der Adel mußte einen Denkzettel erhalten. Er wird ihn ſo bald nicht wieder vergeſſen."

„Aber wie leicht konnten Sie auch todtgeſchoſſen

werden," gab der Sportelschreiber zu bedenken, und gedachte dabei der verlassenen Nichte.

„Das mußt' ich mir gefallen lassen," versetzte Langschädel; „ist doch das gesammte Bürgerthum durch mein kräftiges Einschreiten glänzend gerächt. Glauben Sie wohl, Kappler, daß sich ein anderer Bürgerlicher zu dem verzweifelten Kampfe hergegeben haben würde?"

Der Gefragte übersann in Gedanken alle streitbare Helden der bürgerlichen Honoratioren und blieb die Antwort eine Zeit lang schuldig. Der Lieutnant ward ungeduldig und sagte:

„Was ist da lange zu überlegen, ich geb' Ihnen mein Wort, es würde sich kein Bürgerlicher gestellt haben. War ich nicht, blieb die Schmach sitzen."

„Sie haben da ein großes und schweres Opfer gebracht," versetzte der Sportelschreiber.

„Das will ich meinen."

„Es ist beklagenswerth, daß Ihr Muth nicht bekannt werden darf."

„Es wäre mein Untergang; darum, Kappler — reinen Mund gehalten; mein Leben steht in Ihrer Hand."

Der Sportelschreiber raffte alle Betheuerungen zusammen, die er aufzutreiben vermochte.

„Ich trage das Bewußtsein erfüllter Pflicht in mir," sprach Langschädel; „ein Anderer würde solche That nicht auf dem Herzen behalten, die halbe Welt müßte es wissen, ihn bewundern, und wär's sein Unglück; der Mensch ist eitel, ich bin es nicht und trage mein Verdienst im Stillen."

„Als wahrer Held," lobte Kappler.

Der Lieutnant erwiederte auf dieses Lob nichts, seine Bescheidenheit verbot ihm das.

„Sind denn die Huſaren ſchon begraben?“ erkundigte ſich ſchüchtern der Sportelſchreiber.

„Stehen bereits wohl einbalſamirt in ihren diverſen Erbbegräbniſſen.“

„Die armen Angehörigen!“ fuhr Kappler fort, „die Herren Huſaren ſtanden unſtreitig in der Blüthe der Jahre. Welcher Schmerz der Aeltern und Geſchwiſter.“

„Die beiden Bräute der von meiner Hand Gefallenen ſind bereits wahnſinnig geworden,“ erzählte Langſchädel mit eiſerner Schlachtenruhe.

„Heiliger Himmel,“ ſchauderte der friedliche Sportelſchreiber, „welche Verantwortung haben Sie auf Ihr Haupt geladen, Herr Lieutnant.“

„Das iſt bei Männerehre nicht anders,“ erwiederte Langſchädel; „die Jugend meiner Gegner ſchmerzte mich allerdings; aber ich gedachte, daß ich für das geſammte Bürgerthum in den Schranken ſtünde; da traten alle kleinlichen Rückſichten von Selbſterhaltung und Nächſtenliebe in den Hintergrund.“

Der Sportelſchreiber konnte ſich trotz aller Apologieen von Seiten des Lieutnants mit dem mörderiſchen Zweikampfe nicht befreunden. Er ſtellte die Behauptung auf, daß das Duell göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwiderlaufe.

„Wir können darüber nicht ſtreiten, lieber Kappler,“ erwiederte Langſchädel, „weil Euch Civiliſten in der Regel das, was man pointe d'honneur nennt, abgeht. Um ſo mehr Anerkennung aber, hoffe ich, muß es finden, wenn ſich im Civilſtande noch Männer finden, welche zu ſolchen Opfern, wie ich gebracht habe, bereitwillig ſind.“

Da Kappler in ſeiner Unſchuld hierauf nichts zu erwiedern wußte, trat Langſchädel, ein Liedchen pfei-

send, mit großer Selbstzufriedenheit an das Fenster und schaute nach der Straße.

Der große Held stellte aber alsbald sein Pfeifen ein und gerieth in einige Unruhe, denn er erkannte den Hofcommissair, welcher die Häuserreihe daher gerade auf Kappler's Wohnung zuschritt.

„Da kommt Eccarius," sprach er eilfertig, „ich wette, der hat Ihnen einen Besuch zugedacht. Der darf mich hier nicht treffen. Wie leicht könnte er Verdacht schöpfen."

Mit diesen Worten verließ er schleunigst das Zimmer und war wie der Wind die Treppe hinab. Um dem gefürchteten Hofcommissair nicht zu nahe zu kommen, enteilte er durch die Hinterthür im Hofe.

Kappler aber war durch den neuangemeldeten Besuch wieder in große Bestürzung gerathen. Er begann zum zweiten Male im Zimmer aufzuräumen und seine Toilette nach Kräften zu vervollständigen.

Langschädel hatte nicht unrecht prophezeit. Nach wenigen Minuten trat der Hofcommissair in's Zimmer.

„Kappler," sprach der Eingetretene, nachdem er ohne weitere Complimente Platz genommen hatte, „schenken Sie mir reinen Wein ein; wie verhielt sich's mit der Notenschreiberei? ich glaube nicht daran und wette, man hat Sie nach dem Ehrenberge gelockt, um dort seinen Witz mit Ihnen zu treiben."

„Ei, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair," protestirte der Sportelschreiber, „im Geringsten nicht hat man seinen Witz mit mir getrieben; im Gegentheil, ich bin sehr freundlich aufgenommen worden. Noten gab es allerdings nicht abzuschreiben."

„Dacht' ich's doch," brummte Eccarius, „der junge Victor von Löwenstern befindet sich zu Besuch auf Eh-

renberg und erlaubt ſich gern Späschen mit gutmüthigen Tröpfen.

„Alſo Noten gab's nicht abzuſchreiben?“ fuhr er, zu Kapplern gewendet, fort und begann wieder zu examiniren.

Der Sportelſchreiber verſtand nicht die Kunſt, ſich zu verſtellen. So ward es dem Examinator nicht ſchwer, bald hinter das Geheimniß zu kommen.

Als Kappler geſtanden, daß man ihn abconterfeit habe, um ſein Bildniß in einer Gallerie aufzuſtellen, konnte ſich Eccarius eines Lächelns nicht erwehren.

„Es iſt entſchieden,“ ſprach er für ſich, „der junge Löwenſtern hat mit der originellen Perſönlichkeit einen Scherz vor. Ich begreife allerdings das Wie noch nicht. Indeß weiß ich vor der Hand genug und werde meine Vorkehrungen treffen. So viel iſt gewiß, als Harlekin ſoll man die ehrliche Seele nicht mißbrauchen.“

Nachdem er dem Sportelſchreiber wiederholt an's Herz gelegt, wegen des Ehrenberger Abenteuers gegen Jedermann zu ſchweigen, entfernte er ſich. Kapplern ward Muſe, über den unverhofften doppelten Beſuch ſeine Betrachtungen anzuſtellen.

Drittes Kapitel.

Der Adel von Neukirchen veranſtaltet eine ſolenne Schlittenfahrt — Kappler als Doppelgänger.

Der naßkalte, unfreundliche Spätherbſt war in einen ſchneereichen Winter übergegangen. Das graue Gewölk hatte ſich verzogen und klar und rein beſchien die Win-

terſonne die ſilberne Landſchaft. Obſchon die Kälte nicht hoch geſtiegen war, trieb doch die Werla ziemliche Eisſchollen und überall vernahm man das muntre Schellengeläute der pfeilſchnell dahin eilenden Schlitten.

Auch der hohe Adel von Neukirchen glaubte die treffliche Bahn benutzen zu müſſen und hatte alle Anſtalten zu einer höchſt ſolennen Schlittenfahrt getroffen. Seit acht Tagen war in Neukirchen und deſſen nächſter Umgebung von nichts anderm die Rede; denn die Neukirchner intereſſirten ſich lebhaft für Alles, was von ihrem hohen Adel ausging.

An der Spitze des großartigen Unternehmens ſtand diesmal der Baron von Löwenſtern und ſein zum Beſuch anweſender Neffe Victor, welcher letztrer ſich hauptſächlich das Arrangement der Fahrt hatte angelegen ſein laſſen.

Auf dem Ehrenberge ſollten ſich die zahlreichen und glänzenden Schlitten der hohen Nobleſſe verſammeln und von hier aus der Zug ſeinen Anfang nehmen. Laut Programm bewegte ſich dieſer von Ehrenberg nach der Stadt, umfuhr dieſe längs der Promenade und endete in den drei Stunden von Neukirchen gelegenen Städtchen Rohrbach, wo im daſigen Gaſthauſe zum weißen Adler alle Anſtalten für ein ſplendides Diner getroffen waren. Nach eingebrochener Dunkelheit verfügen ſich die hohen Herrſchaften unter Fackelglanz nach Ehrenberg zurück, wo der frohe Tag mit einem brillanten Balle in dem ſchönen Saale des Schloſſes beendet ward.

Der Menſch denkt — Gott lenkt.

Die Familie von Löwenſtern hatte Alles aufgeboten, die projectirte Schlittenfahrt ſo ſolenn und zahlreich wie möglich zu machen und deshalb an den geſammten benachbarten Adel Einladekarten geſchickt,

welche auch sämmtlich angenommen worden waren. Es hatten sogar eine Anzahl der geladenen jungen Damen und Herren neue Quadrillen für den Ball eingeübt; auch häufige Proben zu einem kleinen Gelegenheitsstücke zu Ehren des Gastgebers wurden gehalten. Was aber der ganzen Sache die Krone aufsetzen sollte, das waren einige maskirte Schlitten, wozu sich der junge Victor mit mehren adligen Universitätsfreunden vereinigt hatte. Die drolligsten Charaktere aus Opern und Lustspielen sollten en costume dargestellt werden.

Als sich das Gerücht hiervon in der Stadt verbreitete, erreichte die Neugier der Neukirchner den höchsten Grad, denn eine solche öffentliche Maskerade war noch nicht dagewesen; und mit Sehnsucht erwartete man den siebenzehnten Januar, auf welchen Tag die große Schlittenfahrt festgesetzt war.

Auch der Hofcommissair Cecarius wünschte den genannten Tag nicht ohne gewisses Interesse herbei, jedoch aus ganz anderm Grunde, als das Neukirchner Publikum. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß in dem Maskenzuge auch sein guter Kappler figuriren sollte, auf die Gefahr hin der Lächerlichkeit Preis gegeben zu werden; dies war ihm genug, den hohen Herrschaften die ganze Schlittenfahrt zu Nichte zu machen.

Der junge Victor von Löwenstern hatte den Sportelschreiber aus keinem andern Grunde abconterfeit, als um sich nach der Zeichnung eine täuschend ähnliche Wachsmaske anfertigen zu lassen und so die in ganz Neukirchen bekannte Persönlichkeit bis auf die Kleidung getreu zu copiren. Victor wollte anfänglich auf einem projectirten Maskenballe als Sportelschreiber Kappler erscheinen; da der Ball aber nicht

zu Stande kam, war der Witz der solennen Schlittenfahrt vorbehalten.

Endlich erschien der berühmte siebenzehnte Januar. Prachtvoll stieg die Sonne am Horizonte empor, die schönste Winterlandschaft rosig beleuchtend. Das Thermometer zeigte kaum drei Grad Kälte und die Bahn von Neukirchen nach Rohrbach konnte nicht schöner sein. Bereits in der eilften Stunde des Vormittags begann es in der Nähe und Ferne zu klingeln und zu knallen. Von all' den umliegenden Rittergütern kamen die gebetenen Gäste in eleganten Schlitten mit muthigen Rennern angefahren und schlugen ihren Weg nach dem benachbarten Ehrenberg ein.

Die Neukirchner konnten sich nicht satt schauen an den schön lackirten und hier und da vergoldeten Schlitten; an den prächtigen Schabracken und malerischen Federstutzen der geschmückten Rosse, so wie an der mannigfach bunten Livree der zahlreichen betreßten Dienerschaft. Einer so glänzenden Schlittenfahrt wußten sich die ältesten Bewohner der Stadt nicht zu erinnern.

Jeder geputzte Schlitten, wenn er durch die Gassen fuhr, wurde von der zahlreich versammelten Schuljugend unter lautem Jubel begrüßt und eine Strecke lang begleitet; und aller Orts wuchsen neugierige Köpfe aus Fenstern und Thüren. Es war manchmal ein Geknalle, als halte der wilde Jäger seinen Einzug.

Nach dem ungefähr ein Stündchen von Neukirchen hochgelegenen Ehrenberg, führte indeß nur ein Fahrweg und zwar eine geraume Strecke durch eine ziemlich tiefe Schlucht. Dieser Hohlweg war aber bei dem anhaltenden Schneewetter durchaus nicht zu passiren, da die Höhlung Häuser hoch erweht war. Jeg-

liches Fuhrwerk, das nach Ehrenberg wollte, sah sich genöthigt, auf freiem Felde am Rande der Schlucht entlang zu fahren. So auch diesmal. Sämmtliche Schlitten schlugen diesen Weg ein.

Laut Programm war die Abfahrt der Schlitten von Ehrenberg Punkt zwölf Uhr festgesetzt, halb zwölf mußten sämmtliche Gespanne im großen Schloßhofe versammelt sein. Mehre Festordner hatten für die Reihenfolge der Schlitten Sorge zu tragen.

Das schöne Wetter und das zu erwartende ungewohnte Schauspiel war Ursache gewesen, daß sich schon bei guter Zeit eine ziemliche Anzahl der Bewohner Neukirchens auf den Weg nach Ehrenberg gemacht hatte. Mehre Gruppen waren bis an das Hofthor des Schlosses vorgedrungen und schauten neugierigen Blicks in den Schloßhof, welcher ein höchst malerisches Gewühl der zahlreich angelangten Schlitten darbot.

Schlag halb zwölf Uhr war der letzte Schlitten durch's Hofthor gefahren und Schlag halb zwölf Uhr erschien der Hofcommissair Eccarius in Begleitung von funfzehn Zimmerleuten und Schanzgräbern und zwei Polizeidienern auf der Stelle, wo die obenerwähnte schneeverstopfte Schlucht ihren Anfang nahm. Die Ehrenberger Herrschaft, so wie sämmtliche Bewohner des Dorfes gleiches Namens, anstatt den verwehten Hohlweg fahrbar zu machen, was für zwanzig Mann eine Arbeit von drei bis vier Stunden gewesen wäre, fanden es stets bequemer, den Weg über die Felder einzuschlagen, ohne dem Besitzer eine Anfrage zu vergönnen, und die Strecke längst der weithin laufenden Höhlung zu einer förmlichen Fahrstraße umzuschaffen. Der Besitzer des betreffenden Feldes aber war Niemand anders, als der Hofcommissair Eccarius, welcher daher ein absonderliches Interesse an der bevorstehenden großen Schlittenfahrt zu nehmen schien.

Eccarius hatte dem Baron von Löwenstern bereits im vorigen wie auch im diesjährigen Winter wiederholt bedeuten lassen, daß er einen Fahrweg über sein Besitzthum nicht länger dulden könne. Er würde vielleicht weniger dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn man, wie sich's gehört hätte, ihn wenigstens eine Anfrage vergönnt hätte; dies war nicht geschehen und so hatte er die Passage, deren man sich angemaßt, untersagt.

Der stolze Löwenstern hielt es nicht der Mühe werth, auf die Reclamationen des Mannes, dem er ohnehin nicht zugethan war, im Geringsten zu achten und fuhr, wie auch all' seine Unterthanen, nach wie vor über die Felder des Hofcommissairs. Dieser schwieg still und lauerte auf eine Gelegenheit, dem Herrn Baron mit einem weit energischern und um so empfindlichern Veto in den Weg zu treten. Eine schönere Gelegenheit, als die solenne Schlittenfahrt, konnte es aber gar nicht geben. Also zu derselben Zeit, wo im geräumigen Schloßhofe von Ehrenberg die großartige adelige Schlittenburg sich ordnete, befahl Eccarius seinen Sappeurs, schleunigst Hand anzulegen und die Fahrt über sein Gebiet zu sperren. Während im Schloßhofe Festordner und Schlittenlenker alle Hände voll zu thun hatten wegen der bevorstehenden Abfahrt, war bei der Hofcommissairischen Armee dasselbe der Fall. Binnen einer kleinen Viertelstunde zog sich quer über das befahrbare Feld eine so energische Barricade, als gälte es, einen achträderigen Dampfwagen im schnellsten Laufe aufzuhalten. Mit einem Schlitten hier durchzukommen, das war ein Gedanke, den der kühnste Lebensverächter nicht würde gewagt haben. Die Passage war gänzlich gesperrt und Schloß Ehrenberg, was den Fahrweg anlangte, von der übrigen civilisirten Welt rein abgeschnitten.

Nicht ohne Wohlgefallen betrachtete der Hofcommiſſair ſein ſchnell in die Höhe gewachſenes Werk. Er befahl den Werkleuten, die Barricade um keinen Preis vor Abend zu verlaſſen und gegen jeden etwaigen Angriff männiglich zu ſchützen. Um ſeinem Baue zugleich ein officielles Anſehen zu geben, ließ er auch die beiden Polizeidiener zurück.

„Nicht eine Maus ſoll hier durchkommen," ſchwuren die Bauleute und freuten ſich kampfluſtig im Voraus auf das Rencontre mit der adeligen Caravane.

Voll Zufriedenheit kehrte der Hofcommiſſair nach der Stadt zurück und ſtattete Kapplern einen Beſuch ab. Dieſer benutzte eben ein freies Stündchen, um für den Abgott ſeiner Liebe Noten zu malen; denn der Sportelſchreiber ging bei dieſem Geſchäft mit ſo viel Kunſt zu Werke, daß man es nicht Noten ſchreiben nennen konnte. Der fromme Kappler, in ſeinem Liebeswerke ganz vertieft, ahnete nicht, daß er zur allgemeinen Beluſtigung noch einmal in der Welt exiſtire und ſo eben Schlitten gefahren werden ſollte. Der ängſtliche Mann erſchrak ob des unverhofften Beſuchs wieder dermaßen, daß es wenig fehlte und die Galoppade für Langſchädel's Nichte wäre zum vierten Male zum Guckuck gegangen.

„Ehrliche Seele," dachte Eccarius, als er Platz genommen hatte, „während Du einſam und fleißig auf Deinem Stübchen ſitzeſt und keinen Menſchen beleidigſt, iſt man gewiſſenlos genug, Dich dem öffentlichen Spotte und Gelächter Preis zu geben. Aber daß man ſich nur nicht verrechnet hat und ſelbſt dem Spotte anheimfällt."

Der Hofcommiſſair unterhielt ſich ſo freundlich und wohlwollend mit Kapplern, daß dieſer außerordentlich gerührt davon wurde und ihm wie gewöhnlich das

Herz auf die Zunge trat. Als daher das Gespräch auf die höchst sauber geschriebenen Noten kam, so gestand der Sportelschreiber offen, daß sie der liebenswürdigen Agnes bestimmt wären.

Eccarius lächelte.

„Sportelschreiber, Sportelschreiber," drohte er mit aufgehobenem Finger, „treuloser Mann, was wird Madame Runkel sagen!"

Der verschämte Kappler ward roth bis über die Ohren und vermochte kein Wort zu erwiedern.

„Nun," fuhr der Hofcommissair beruhigend fort, „ich verdenk's Euch nicht; diese liebenswürdige Nichte wäre mir auch lieber, als die beleibte Garnhändlerin."

Zur größten Beruhigung des Sportelschreibers ging Eccarius auf das Kapitel mit der Nichte nicht weiter ein. Er erkundigte sich nach einigen stadtgerichtlichen Angelegenheiten, wo sich Kappler mit großer Bereitwilligkeit beeilte, die gewünschte Auskunft zu geben.

Während die Beiden in des Sportelschreibers bescheidener Wohnung im Gespräch beisammen saßen, hatte sich der Schlittenzug im Schloßhofe von Ehrenberg geordnet und begann unter allgemeinem Peitschengeknall und Hurrahruf der jungen Cavaliere seine Ausfahrt. Voran ging ein großer vierspänniger, fantastisch ausgeschmückter Schlitten mit einem Musikcorps. Die Musiker waren als Bergleute verkleidet und nahmen sich recht stattlich aus. Die Pauken schlug ein Mohr in afrikanischem Costüm. Dem Musikantenwagen folgten sechs Einspänner mit höchster Noblesse; diesen ein Vierspänner en costume. Er enthielt den Kaiser des himmlischen Reichs nebst Gefolge und zeichnete sich durch bizarren Luxus aus. Der Majestät folgten mehre Zweispänner mit hohen Herrschaften; dann ein

großer Schlitten mit lauter Pierrots, welche allerhand Possen trieben; dann abermals Zweispänner, in deren letzten der Festgeber Baron von Löwenstern und Herr von Fellenberg saßen. Den Schluß des Zuges bildete ein vierter costumirter Schlitten mit lauter bekannten lustigen Personen aus beliebten Opern und Singspielen. Mitten unter der bunten Gesellschaft aber saß hoch erhaben im langen, hechtgrauen Rocke, gelblicher Weste und weißem Halstuche, die Deckelmütze auf dem Kopfe, der Neukirchner Sportelschreiber Kappler, dem Original täuschend ähnlich. Der junge Victor von Löwenstern hatte sich's nicht nehmen lassen, den Sportelschreiber darzustellen, und erregte durch seine Maske allgemeine Heiterkeit, obschon der unzeitige und verletzende Scherz von Mehren keineswegs gebilligt ward.

Als der Musikantenschlitten durch das Ehrenberger Schloßthor fuhr, erhob sich allgemeiner Jubel der vor dem Thore versammelten Volksmenge. Namentlich war es der paukenschlagende Mohr, der allgemeines Interesse erregte. Das Freudengeschrei vermehrte sich aber um Vieles, als die chinesische Majestät mit ihrem Hofstaate anlangte, und erreichte den höchsten Gipfel mit dem letzten Schlitten, wo man sogleich den Sportelschreiber herausfand.

Unter dem fortwährenden Geschrei: „Kappler! Kappler! das ist Kappler!" wälzte sich der Volkshaufe im schnellsten Laufe nach, um das ergötzliche Schauspiel so lange wie möglich zu genießen.

Die Barricade auf dem Felde des Hofcommissairs war mit solcher Schnelligkeit aus der Erde gewachsen, daß die hohen Herrschaften keine Ahnung von dem Baue und dem über sie hereinbrechenden Mißgeschicke hatten. Die Schlittenburg knallte und klingelte fröh-

lich im schnellen Trabe den Ehrenberg hinab. Erst als man ungefähr eine Viertelstunde von dem Unglücksplatze entfernt war, standen mehre Knaben am Wege, welche laut verkündeten, daß die Straße gesperrt sei. Niemand achtete auf das Geschrei dieser Kinder.

Der Vorreiter, welcher dem Musikantenschlitten funfzig Schritte vorantrabte, bog jetzt um die Anhöhe, welche die Schlucht und die Barricade den Daherkommenden verborgen hatte. Er bemerkte in einiger Entfernung einen ziemlichen Haufen Menschen, die mitten auf der Straße standen. Den funfzehn Erdarbeitern und Zimmerleuten hatte sich noch allerlei Volk zugesellt, das sich nicht wenig auf den Augenblick freute, wo die Schlittenfahrt der hohen Noblesse ihr Ende erreicht haben würde.

Der Vorreiter, in der Meinung, der Haufen bestehe aus neugierigen Gaffern und Bewunderern, trabte mit großer Selbstgefälligkeit weiter. Bald war er ganz nahe, der Haufen theilte sich nach beiden Seiten und die Barricade stand keine zwölf Schritte vor dem Reiter. Dieser hielt sein Pferd an, riß die Augen auf, so weit er konnte, rieb dieselben wiederholt, denn er glaubte, nicht recht zu sehen, und vermochte im ersten Augenblicke kein Wort hervorzubringen. Das allgemeine Gelächter brachte ihn in etwas zu sich und versetzte ihn in Wuth.

„Welcher Frevel! schrie er, „augenblicklich macht die Straße frei!“

Abermaliges Gelächter und ein alter Zimmermann erwiederte:

„Das lassen wir wohl bleiben; auch kann hier von keiner Straße die Rede sein, da der hiesige Grund und Boden dem Herrn Hofcommissair gehört.“

„Geſchwätz!“ donnerte der Vorreiter, „im Namen meines gnädigen Herrn, des Baron von Löwenſtern, befehle ich, die Bahn ſofort frei zu machen.“

„Der Herr Baron,“ entgegnete mit vieler Ruhe der Zimmermann, „haben hier gar nichts zu befehlen.“

Der Vorreiter wollte verzweifeln. Vergebens ſchweiften ſeine Blicke nach irgend einer Lücke und einem Durchgange; Alles war wohl verſchanzt. Er erkannte die Unmöglichkeit, hier mit Gewalt durchzukommen, und begann nachzugeben, indem er höflicher wurde und die Arbeiter erſuchte, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

„Incommodiren Sie ſich nicht,“ gab der phlegmatiſche Zimmermann zur Antwort. „Ein Wort wie tauſend, hier paſſirt Niemand.“

Während der Vorreiter noch parlamentirte, langte unter Paukenſchlag und Kling und Klang der Muſikantenſchlitten wohlbehalten an. Der Mohr erregte bei dem Barricadenpublikum ebenfalls allgemeine Bewunderung. Doch die Verwunderung der blaſenden Muſiker war noch größer, als das Fuhrwerk plötzlich ſtill ſtand und man mit Schrecken den großartigen Damm erblickte. Der Vorreiter, nachdem er ſeine Ueberredungsgabe erſchöpft hatte, galoppirte den Schlittenzug, der von Augenblick zu Augenblick mehr in's Stocken gerieth, entlang, um ſeinen Gebieter von dem außerordentlichen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen.

Löwenſtern, ob der unverhofften Stockung, deren Urſache er noch nicht kannte, unmuthig, fuhr den Berichterſtatter hart an.

„Er iſt toll,“ rief er, „das iſt ja unmöglich!“

Der Vorreiter beharrte bei ſeiner Ausſage.

Jetzt ſprangen Löwenſtern und Fellenberg aus ihren Schlitten, um ſich perſönlich von dem Unglaub-

lichen zu überzeugen. Der Baron ward bald roth, bald blaß; er knirſchte mit den Zähnen, als er die Ausſage ſeines Dieners beſtätigt fand.

„Wer hat dieſe Ruchloſigkeit befohlen?“ brauſte er die Handwerksleute an.

„Um Himmelswillen,“ raunte ihm Fellenberg in's Ohr, „mäßige Dich, mit Gewalt ſetzen wir hier nichts durch.“

„Mit Verlaub,“ erwiederte der alte Zimmermann, „das iſt keine Ruchloſigkeit, ſondern ein ehrlicher Verhau, von ehrlichen Händen aufgeworfen, auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Hofcommiſſairs.“

„Das iſt mehr als teufliſch,“ fuhr Löwenſtern fort, der ſich nicht zu beherrſchen vermochte, „auf der Stelle werdet Ihr die Paſſage frei machen.“

„Das werden wir wohl bleiben laſſen,“ gab der Zimmermann trocken zur Antwort.

„Verſucht's im Guten,“ beſchwor Fellenberg leiſe von Neuem, „es iſt das einzige Rettungsmittel;“ und zu den Arbeitsleuten gewendet, ſprach er:

„Oeffnet getroſt die Bahn, ihr Leute, der Herr Baron und ich werden es bei dem Herrn Hofcommiſſair verantworten.“

„Ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl,“ verſetzte der alte Zimmermann, „können wir keine Hand anlegen und dürfen wir Niemanden hindurchlaſſen.“

Unterdeß hatte ein großer Theil der Cavaliere ihre Schlitten verlaſſen und waren der Barricade zugeeilt; ſämmtliche Pierrots, die kaiſerliche Majeſtät nebſt Gefolge, ſelbſt Kappler und das luſtige Opernperſonal fanden ſich anweſend. Es gab offene, allgemeine Empörung; Alles lärmte und fluchte durch einander. Fellenberg war der Einzige, der zur Ruhe ermahnte, aber vergebens.

„Laßt unsre Diener absitzen und das Lumpengesindel zu allen Teufeln jagen," schrie es hier und da. Auch Löwenstern, der sich in beispielloser Aufregung befand, hatte große Lust, Gewalt anzuwenden und wirklich ließen mehre Pierrots eine Anzahl Dienerschaft von den Pferden steigen, mit welcher sie zum Sturme heranrückten. Als die Damen gewahrten, daß es zu Feindseligkeiten kommen sollte, begannen mehre laut aufzuschreien; die Zimmerleute und Schanzarbeiter aber stellten sich wie auf Commando mit Aexten und Hacken in kampfbereite Positur. Zugleich traten die beiden Polizeidiener hervor und untersagten im Namen des Stadtmagistrats jedwede Gewaltthätigkeit, indem sie die Herren Cavaliere für jeden daraus hervorgehenden Unglücksfall verantwortlich machten.

Weniger die Worte der Polizei, als die blitzenden Aexte und die trotzige Haltung der Handwerksleute brachten die sturmlustigen Cavaliere zur Besinnung und flößten ihnen Ehrfurcht vor dem Gesetze ein.

Löwenstern, in Verzweiflung, gerieth jetzt auf den Einfall, den Hohlweg ausschaufeln zu lassen; aber dies erwies sich eben so unausführbar, wie die Erstürmung der Barricade; denn bei angestrengter Arbeit bedurfte dieses Werk wenigstens drei bis vier Stunden.

Unter solchen zu Nichts führenden Berathschlagungen war wieder über eine Viertelstunde vergangen; der Wind strich auf der Anhöhe, wo die Schlittencaravane hielt, gerade am schneidendsten, so daß die Damen genöthigt wurden, sich immer tiefer in ihr Pelzwerk zu verhüllen.

In dieser höchst trostlosen, verzweiflungsvollen Lage faßte Fellenberg den Baron Löwenstern, der vor Wuth, Aerger und Schaam mehr todt als lebendig war, am Arm.

„Die einzige Rettung," sprach er, „besteht darin, daß ich nach der Stadt jage und den hofcommissairischen Satan zu bewegen suche, daß er den Durchgang gestattet und den Verhau niederreißen läßt."

„Nimmermehr," schrie Löwenstern, „wir sollen dieser Canaille noch gute Worte geben für den Schimpf, den sie uns angethan hat! Nein, das wäre Erniedrigung, Entehrung. Aber todt schlage ich die Bestie, wo ich sie finde."

„Aber bedenke doch," fuhr Fellenberg eindringlich fort, „wenn aus unserer mit solchem Bombast vorbereiteten Fahrt nichts wird; wenn wir in den April geschickt worden sind, wir können uns, straf mich Gott, nirgends mehr sehen lassen. Wir sind der Spott des ganzen Landes."

Löwenstern schlug sich verzweifelt vor die Stirn. Nach einigem Nachdenken sprach er:

„Aber diese Bestie, wird sie nicht einen neuen Triumph darin suchen, uns unser Gesuch abzuschlagen; und wir sind doppelt verhöhnt."

„Wie ich den Eccarius kenne," meinte Fellenberg, „so glaube ich nicht, daß er seine Bosheit auf's Aeußerste treibt und einem freundlichen Worte unzugänglich ist. Ich stehe unter uns Allen noch am besten mit ihm und werde daher den Versuch wagen. Binnen einer kleinen Stunde kann Alles in Ordnung sein. Noth lehrt beten und kennt kein Gebot. Also laß vor der Hand die Schlitten nach dem Schlosse zurückfahren. Ich eile zu Pferde nach der Stadt und kehre so Gott will mit froher Botschaft zurück."

„Die Schlitten zurückfahren?!" lachte Löwenstern ingrimmig, „fürwahr ein anmuthiges Geschäft für mich."

Indeß verblieb kein anderer Ausweg und die Ca-

valiere begaben ſich, Ingrimm im Herzen, zu ihren ängſtlich harrenden Damen. Man bemühte ſich, die innere Wuth unter einer heitern Maske zu verſtecken und machte einen Scherz aus der ſonderbaren Rückfahrt. Auch die kaiſerliche Majeſtät nebſt Gefolge, die Pierrots, Kappler und das Opernperſonale ſtiegen wieder ein, während Fellenberg auf einem flotten Renner nach der Stadt jagte.

Als der Reiter in die Nähe der Stadt kam, zogen ihm zahlreiche Gruppen entgegen, welche alle die Richtung nach Ehrenberg einſchlugen, um die großartige Schlittenfahrt in Augenſchein zu nehmen.

„Es iſt doch ein in der Hölle erdachter Streich von dieſem Eccarius," ſprach er für ſich; „aber gewiſſenlos bleibt es von Löwenſtern, daß er keine Vorkehrungen traf, da ihm des Hofcommiſſairs Charakter bekannt war und er dieſen Fall durch ſeine übermüthige Sicherheit ordentlich provozirt zu haben ſcheint."

So wie Fellenberg die Stadt erreicht hatte, begab er ſich ſogleich nach der Wohnung des Hofcommiſſairs, den er aber nicht zu Hauſe fand.

„Der Böſewicht wird ſich hoffentlich nicht verleugnen laſſen," ſprach Fellenberg zu ſich, „doch wie ich ihn kenne, iſt er nicht der Mann, der einer Explication ausweicht."

Er eilte auf den Rathskeller, in der Hoffnung, den Geſuchten hier zu finden. Auch dieſer Gang war vergebens und Niemand konnte ihn berichten, wo Eccarius ſich befinde. Fellenberg ſtand wie auf Kohlen. Das Geſchick der ganzen Schlittenfahrt hing von ihm ab und jeder Augenblick war koſtbar. Verzweiflungsvoll begab er ſich zu mehre Orte, wo er den Hofcommiſſair anzutreffen hoffte. Nach mehrfachen vergeblichen Fragen, Hin- und Widerlaufen bekam er

heraus, daß Eccarius zuletzt auf der Brückengasse gesehen worden sei. Auch dahin eilte der von der Zeit Gedrängte. Hier erhielt er die Nachricht, daß sich Eccarius bei dem Sportelschreiber aufhalte. Fellenberg zögerte keinen Augenblick, Kapplern, über dessen Conterfei er heute, ehe noch Jemand das große Mißgeschick ahnte, viel gelacht hatte, einen Besuch abzustatten. Der hochadlige Herr sah sich genöthigt, die enge, finstre Treppe in dem Hause des Seilers Heise emporzuklimmen, was er sich wohl nie hätte träumen lassen, denn der Sportelschreiber bewohnte den Dachstuhl.

Als Fellenberg in das bescheidene Stübchen trat, saß der Hofcommissair in dem einen Fenster und studirte in der neuen Chronik von Neukirchen, welche Kappler mit großem Fleiße und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit führte. Ueber das Gesicht des Letztern legte sich, wie er des unerwarteten Besuchs ansichtig wurde, ein zufriedenes Lächeln; Kappler aber, sobald er den hohen Adeligen erkannte, gerieth außer sich vor Schreck und Bestürzung. Er wäre fast zur Erde gefallen vor Devotion.

Fellenberg, ohne auf des Sportelschreibers desperate Bücklinge im Geringsten zu achten, trat sogleich mit äußerst humaner Begrüßung vor Eccarius.

„Böser Mann," begann er scherzend und frohe Laune heuchelnd, „Ihre Hand oder vielmehr Ihre Barricade liegt schwer auf unsrer Schlittenpartie. Wir haben allesammt die Unübersteigbarkeit Ihres Baues anerkannt und sind gezwungen, Sie als unsern Bezähmer fortan zu betrachten. Doch die Zeit ist kostbar und namentlich in den kurzen Wintertagen; daher ist es der einstimmige Wunsch, daß es Ihnen genüge, uns Ihre Macht kennen gelehrt zu haben und

daß ein Wink von Ihnen das wirklich eine Schlittenfahrt wahrhaft störende Hinderniß eben so schnell verschwinden mache, als es in die Höhe gewachsen ist."

„Mein Herr von Fellenberg," erwiederte der Hofcommissair mit großer Gemüthsruhe, „es thut mir wahrhaft leid, daß die Erfüllung Ihres ausgesprochnen Wunsches nicht von mir abhängt; wie überhaupt die ganze Sperrung des Fahrwegs, welchen sich die Familie Löwenstern über meinen Grund und Boden angemaßt hat, durchaus nicht in meinem Interesse geschah. Sie hatte keinen andern Zweck, als einen ehrlichen Mann vor dem Spotte des Pöbels zu sichern."

Fellenberg erkannte sogleich, daß hier Kappler gemeint sei. Er begriff nicht, welches Interesse der Hofcommissair an dem unbedeutenden Manne nehmen konnte und erwiederte:

„Wir fanden in dem originellen Scherze durchaus nichts Verletzendes für eine gewisse Persönlichkeit."

„Das kann man Ihnen allerdings nicht verwehren;" meinte Eccarius, „aber wir fanden sie. Doch dem sei wie ihm wolle; genug, das Schicksal Ihrer Schlittenfahrt ruht nicht in meiner Hand."

Fellenberg, welcher den Hofcommissair nicht verstand, sah ihn fragend an.

„Wollen Sie jedoch," fuhr Eccarius fort, „bei dem Herrn Stadtsportelschreiber Kappler einkommen, ob er die Passage frei geben will, habe ich nichts dawider. Er ist die betheiligte Person, nicht ich."

Der Gesandte des Adels biß sich in die Lippen. Wiewohl er auf einige Stachelreden von Seiten des Hofcommissairs gefaßt gewesen war, hatte er doch eine solche Demüthigung nicht erwartet.

„Sie belieben zu scherzen, Herr Hofcommissair," sprach er mit verbissenem Ingrimm.

„Ganz und gar nicht," erwiederte Eccarius, „ich finde auch durchaus nichts Unbilliges dabei; im Gegentheil, wenn Sie die Sache unparteiisch überlegen, werden Sie finden, daß nur Gerechtigkeit zum Grunde liegt."

Zu welcher Nachgiebigkeit auch Fellenberg in Betreff des Hofcommissairs entschlossen war, so ging es doch über seine Kräfte, einen so tiefstehenden Mann, wie der Sportelschreiber, um die Erlaubniß zur Schlittenfahrt für eine hohe Aristocratie zu bitten.

„Mag es werden wie es will," dachte er, „ich habe das Mögliche versucht, aber erniedrigen soll mich dieser bürgerliche Uebermuth nicht."

Er wollte sich entfernen. Der Hofcommissair, welcher recht gut einsah, daß sich Fellenberg zu solcher Demüthigung nicht verstehen könne, hatte jetzt seinen Zweck, dem Adel seinen harten Kopf fühlen zu lassen, erreicht. Er zog daher eine gelindere Saite auf, indem er sich zu Kapplern wandte.

„Nicht wahr, Herr Sportelschreiber," frug er, „Sie haben nichts dawider, wenn die adelige Schlittenpartie ihren Weg über meine Felder nimmt?"

Kappler, der vor ängstlichem Erstaunen ob der sonderbaren Scene nicht zu Verstande kommen konnte, betheuerte aus Leibeskräften, daß er nichts dagegen einzuwenden habe.

„Nun da hören Sie es," sprach Eccarius zu Fellenberg, „der Schwergekränkte legt kein Hinderniß in den Weg; das nenne ich christlich. Ich habe daher gleichfalls nichts dagegen; so mögen die Barrièren fallen."

Der aristocratische Chargé d'Affaires athmete von Neuem auf. Er bedachte, was es gelte, und mußte zum bösen Spiele gute Miene machen.

„Ich ſtelle dabei nur eine Bedingung," fuhr der Hofcommiſſair fort.

„Sie haben zu befehlen," ſprach Fellenberg.

„Daß der bewußte Doppelgänger in Wegfall gebracht wird. Sie werden das ſelbſt in der Ordnung finden, gnädiger Herr."

„Ich gebe mein Wort darauf."

„Aber ich bin einmal ein eigenſinniger Mann," fuhr der Hofcommiſſair fort, „dürfte ich Sie um etwas Schriftliches darüber bitten, zwei Zeilen."

„Ich gab Ihnen mein Wort."

„Ganz ſchön," nickte Eccarius, „aber ich liebe das Schwarz auf Weiß. Der Menſch hat ſeine Grillen."

Als Fellenberg zögerte, fuhr der Protector Kappler's fort: „ſo wie ich Ihre ſchriftliche Zuſage in den Händen habe, erhalten Sie meine gleichfalls ſchriftliche Autoriſation zur ſofortigen Hinwegräumung der Barricade."

Da kämpfte einen Augenblick der Stolz des adeligen Herrn mit der eiſernen Nothwendigkeit. Es blieb keine Wahl und er trat an den Tiſch und warf mit einem leiſen Fluche die ſchriftliche Verſicherung auf's Papier, daß das Conterfei des Sportelſchreibers an der Schlittenfahrt keinen Theil haben werde.

„Ich danke Ihnen," ſprach der Hofcommiſſair, indem er dieſe Schrift in Empfang nahm und die ſeinige überreichte. „Jetzt wünſche ich alles Glück zu der brillanten Fahrt."

Fellenberg eilte davon. Kappler, der kein Wort von der ganzen Scene begriff, wußte noch immer nicht, wo ihm der Kopf ſtand. Eccarius nahm ſich mit großer Zufriedenheit eine Priſe.

Ungefähr eine Stunde nach der Unterhandlung, der wir ſo eben beiwohnten, brauſte die adelige Schlit-

tencaravane in aller Pracht und Herrlichkeit gegen die Stadt. Halb Neukirchen war auf den Beinen und ſchaute dem ſeltenen Schauſpiele zu.

Es hatte ſich ſeit dem erſten Auszuge das Gerücht verbreitet, der Sportelſchreiber ſitze zwiſchen zwei Hanswürſten in einem Schlitten. Alle Welt freute ſich darauf und ſuchte nach Kapplern, indeß vergebens. Kappler war gerettet. Daß ſich aber der Hofcommiſſair, trotz ſeiner ſpätern Erlaubniß, bei der hohen Nobleſſe zu Neukirchen keine Stufe in den Himmel gebaut hatte, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Viertes Kapitel.

Fräulein Clara von Löwenſtern und ihre Gouvernante.

Der Frühling war gekommen. Auf Bergen und in Thälern ſprangen die Knospen. Linden und Birken ſtanden in friſchem Grün; die Kirſch- und Birnenbäume begannen zu blühen; die Wieſen überzogen ſich mit grünem Sammet. Aus den Tiefen der Wälder vernahm man die Stimme des Guckucks; in den heitern ſtillen Lüften ſangen die Lerchen, und wie ein ſanftblaues Band zog ſich die Werla durch die Landſchaft.

Auf dem Balkone ihres Stammſchloſſes zu Ehrenberg, der nach dem Werlathale herausführte, ſaß die ſiebzehnjährige Clara von Löwenſtern, welche die vergangene Oſtern aus der Penſionsanſtalt in das älterliche Haus zurückgekehrt war. Das ſchöne Mädchen

trug ein himmelblaues Kleid mit golddurchwirktem Gürtel. Glorienhaft rollten reiche blonde Locken auf die schneeweißen Schultern, um welche sich ein blaßrothes Flortüchlein ungezwungen schlang.

Ganz in Anschauung der schönen Landschaft versunken, über welcher der Frühling immer goldener hervorbrach, hatte das Fräulein nicht bemerkt, daß eine ältere Frauengestalt aus der Glasthür getreten war, welche die Blondgelockte nicht eben mit freundlichen Blicken musterte.

„Aber mein Gott, gnädiges Fräulein," hob die Aeltere an, „noch immer in demselben Kleide? Der Besuch wird in einer Stunde ankommen, und noch keine Toilette?"

„Gute Madame Chignon," erwiederte unmuthig Clara, „wie viel Mal soll ich mich denn des Tages umziehen? Ist denn das blaue Kleid nicht gut? Es gehörte ja zu meinen besten in der Pension, und ich liebe diese Farbe."

„Quel horreur!" schauderte die Gouvernante, „bedenken Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie nicht mehr in der Pension, sondern in die Welt getreten sind. Sie würden sich in diesem Kleide, welches der Mode keineswegs entspricht, muthwilligerweise dem Gespötte preisgeben. Sie wissen, daß beide Fräuleins von Ponikau gestrenge Richterinnen sind."

„Ich kann die Ponikau's gar nicht leiden," gestand Clara offenherzig; „sie thun immer so wundersam freundlich, und ich sehe doch, daß es ihnen nicht so um's Herz ist."

„In Gesellschaft," belehrte Madame Chignon, „soll man der Stimme des Herzens gar kein Gehör geben, weil man sich in der Regel lächerlich macht; hier entscheidet der Anstand, die Etikette; man muß

ſtets auf ſich Acht haben, damit man ſeiner Geburt, ſeiner Stellung nichts vergibt, und darf ſich daher um Alles in der Welt nicht gehen laſſen, ſei es auch in der edelſten Neigung des Herzens."

„Das wird bei mir recht ſchwer halten," ſeufzte das Mädchen.

„Aller Anfang iſt ſchwer," tröſtete die Gouvernante, „jede Kunſt will erlernt ſein. Bei einigem Aufmerken auf ſich ſelbſt thut hier ein Jahr viel. Erinnern Sie ſich nur ſtets, mein gnädiges Fräulein, daß das Blut der edelſten Geſchlechter in Ihren Adern fließt; dieſer Gedanke wird Ihnen Zuverſicht, Selbſtvertrauen und einen glücklichen Takt verleihen; Sie werden endlich, trotz aller Etikette, ſich leicht und ſicher zu bewegen verſtehen."

Clara ſchüttelte etwas ungläubig die blonden Locken. Nach einer Pauſe ſprach ſie:

„Ponikau's Beſuch kommt mir recht ungelegen; ich wäre ſo gern mit Ihnen, gute Madame Chignon, in die grünen Berge gegangen. Der Frühling iſt ſo ſchön; man ſollte jetzt alle Tage in's Freie laufen."

„Keine Sache darf übertrieben werden," verſetzte die Gouvernante, „wäre ſie an ſich noch ſo unſchuldig. Für heute werden wir auf das Spazierengehen verzichten, da wir nicht wiſſen können, wie lange Ponikau's ihren Beſuch ausdehnen. Aber eilen Sie, Fräulein, Sie haben keine Zeit zu verlieren."

„Was ſoll ich denn für ein Kleid anziehen?" frug Clara.

„Sie haben vor der Hand noch wenig Auswahl," erwiederte Madame Chignon, „Meiſter Mohnike hat uns unverantwortlicher Weiſe im Stiche gelaſſen; es bleibt Ihnen nur das blaßgrüne."

„Wie," rief das Fräulein mit Averſion, „das

blaßgrüne mit dem Fischbeingestelle und den entsetzlichen Aermeln?"

„Dasselbe," versetzte die Gouvernante mit Ruhe; „es ist in Ihrer Garderobe für jetzt das einzige, das Sie in anständiger Gesellschaft tragen können."

„Aber ich muß mich darin wie eine Gliederpuppe ausnehmen," fuhr Clara mit Eifer fort, „und diese Aermel, nein diese Aermel, bedenken Sie doch, gute Madame Chignon, diese Aermel!"

Die Gouvernante zuckte die Achseln.

„Die Mode verlangt es!"

„Aber das ist ja eine höchst geschmacklose Mode," stellte das Mädchen vor.

„Wir werden das nicht ändern," meinte die Gouvernante, „das ist immer so gewesen und wird immer so sein."

Während des Gesprächs, dem wir so eben beiwohnten, war ein Bote von Neukirchen auf Ehrenberg angelangt, welcher die Nachricht brachte, daß die Familie von Ponikau es unendlich bedaure, für heute nicht erscheinen zu können, da Fräulein Luitgard plötzlich von einem Unwohlsein befallen worden sei. Der Grund der Absage aber war kein anderer, als weil die Putzmacherin des Fräuleins mit dem neuen Atlashute nicht fertig geworden war.

Nachdem der Bote die Condolenz der Löwensternschen Familie in Empfang genommen und den Ehrenberg wieder verlassen hatte, sprach Clara zur Gouvernante:

„Aber, gute Madame Chignon, nun steht einem kleinen Spaziergange Nichts im Wege; wir gehen bis zum Gesundbrunnen, das ist nicht weit; o bitte, ich liebe dieses Plätzchen vor Allem."

„Wenn nur die Wege von dem Gewitterregen heut Morgen trocken sind," gab die Französin zu bedenken.

„Sie sind gewiß trocken," versetzte Clara, „zudem hat das Gewitter Alles so erfrischt; es muß sich herrlich promeniren."

Madame Chignon gab endlich ihre Bedenklichkeiten auf; sie vermochte den Bitten ihres Pfleglings nicht zu widerstehen und bald nachher sah man die beiden Damen das Schloß verlassen und nach dem grünen Werlaufer hinabwandeln.

Clara, als sie die sammetne Wiese betrat, sprang wie ein frohes Kind in dem Grase und zwischen den Blumen umher und nahm erst nach wiederholten Ermahnungen von Seiten der Gouvernante eine gesetztere Positur an.

„Sie müssen stets daran denken," sprach Madame Chignon, als die Pflegbefohlene folgsam neben ihr schritt, „daß Sie das gnädige Fräulein vom Schlosse sind; was sollen Ihre Unterthanen denken, wenn man Sie wie ein gewöhnliches Mädchen nonchalanter Weise im Grase umherhüpfen sieht?"

„Ich finde nichts Unrechtes darin," entgegnete das Fräulein.

„Wenn Sie das auch nicht finden, liebe Clara, so finden es andre Leute," sprach die Gouvernante.

Die Beiden bogen nach der Werlabrücke ein, welche nach den am genseitigen Ufer befindlichen Waldbergen führte, in welchen es die anmuthigsten Spaziergänge gab.

Fünftes Kapitel.

Der relegirte Student.

Auf einem Felsenvorsprunge, der sich hart am rechten Ufer der Werla kühn in die Höhe streckte und von dessen moosbewachsener, waldumrauschter Stirn man eine entzückende Aussicht über das Thal genoß, saß auf einem umgestürzten Baumstamme, den Kopf düster auf den Arm gestützt, Karl Willer, der Neffe, Pathe und Mündel des Inspectors Sonnenschmidt zu Neukirchen.

Der schöne Jüngling hatte in letzterer Zeit keineswegs Ursache gehabt, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein, im Gegentheil war er mit demselben ziemlich unsanft aneinandergerathen.

Es wird dem Leser erinnerlich sein, daß Karl wegen seines angebornen Freimuths, der freilich von Zeit zu Zeit etwas jugendlich überschäumte, mit den academischen Behörden nicht auf befreundetem Fuße stand. Die Spannung war in der letztern Zeit in einen vollkommenen Bruch übergegangen, welcher die Relegation des genialen Studenten zu Folge gehabt hätte. Der Hergang dieses für Willern so verhängnißvollen Vorfalls war folgender.

Eine der landesherrlichen Familie durch weitläufige Verwandtschaft allerdings befreundete, aber sonst weder durch Herzens- noch Geistesadel, ja nicht einmal durch körperliche Schönheit, ausgezeichnete ausländische Prinzessin war auf ihrer Rückreise in's Vaterland durch die Universitätsstadt, wo Willer studirte, gekommen.

Der academische Senat, stets von dem Wunsche

beseelt, seine Ergebenheit gegen seine fürstliche Familie an den Tag zu legen und jede Gelegenheit hierzu mit Eifer ergreifend, bot Alles auf, um der Prinzessin zu Ehren unter den Studirenden einen Fackelzug zu Stande zu bringen. Nun weiß aber ein Jeder, der mit dem Leben und Treiben auf deutschen Universitäten einigermaßen vertraut ist, daß dergleichen öffentliche Feierlichkeiten erst dann eine gewisse Haltung, Energie und Charakter erhalten, sobald die verschiedenen Corps der Landsmannschaften und ihre Disciplin daran Theil nehmen, weil außerdem wenig Ordnung in die Sache kommt. Die academischen Behörden entboten daher die Chargirten der verschiedenen Verbindungen zu sich und gaben ihren Wunsch in Betreff des Fackelzuges zu erkennen. Carl Willer als Senior der bedeutenden Saxonia war von Seiten der Corps zum Sprecher ernannt worden. Er erklärte Seiner Magnificenz, dem Rector der Universität, rund heraus, daß die Studirenden bedauerten, dem Wunsche des academischen Senats keine Folge leisten zu können, worauf er auch die Gründe aus einander setzte.

Die fremde Prinzessin, hieß es, möge eine ganz achtungswerthe Dame sein, aber um der Ehre eines Fackelzuges von Seiten einer deutschen Universität theilhaftig zu werden, bedürfe es doch anderer Verdienste; hohe Geburt könne hier allein nicht entscheiden. Noch vor wenigen Tagen habe der größte Theil der Studirenden wohl kaum den Namen der betreffenden hohen Dame gekannt.

Es erfolgten nach der Willer'schen Erklärung noch einige Debatten, die zu keinem Resultate führten, da die Abgesandten bei ihrer ausgesprochenen Meinung beharrten. Sie wurden von Seiten des Rector Magnificus in höchster Ungnade entlassen.

Der academiſche Senat befand ſich jetzt in nicht geringer Verlegenheit. Das Gerücht von dem projectirten Fackelzuge war in der Stadt bekannt geworden und ſelbſt zu den Ohren der Prinzeſſin gelangt. Nachdem man bei den Corps der Verbindungen vergebens angeklopft hatte, lud man die ſogenannten „Finken," das ſind ſolche Studirende, die keinem landsmannſchaftlichen Vereine angehören, vermittelſt lateiniſchen Anſchlags am ſchwarzen Brete zur Theilnahme am Fackelzuge ein. In einer in Folge dieſes Anſchlags erfolgten Verſammlung einer anſehnlichen Anzahl Finken erſchien abermals der Senior der Saxonia, Carl Willer, und gab die Gründe an, weshalb die Verbindungen auf die Theilnahme an der beabſichtigten Feier verzichtet hätten. Er überlaſſe es jetzt dem eigenen Ermeſſen der geehrten Comilitonen, ob ſie unter den obwaltenden Umſtänden den Wünſchen Seiner Magnificenz nachkommen oder ſich ihren academiſchen Brüdern anſchließen wollten.

Der Erfolg von Willer's Rede war, daß auch die verſammelten Finken einſtimmig erklärten, an dem Fackelzuge auf keine Weiſe Theil zu nehmen. So ward aus der ganzen aus übertriebener Devotion hervorgegangenen Feierlichkeit nichts. Die Prinzeſſin, welche glücklicherweiſe Kunde von der fehlgeſchlagenen Unternehmung erhielt, ließ ſchleunigſt packen und reiſte kluger Weiſe noch denſelben Nachmittag ab. Der academiſche Senat aber ſpie Feuer und Flammen. Gleich den nächſten Tag wurde Willer vor das Concil gefordert, für einen Aufrührer und Rebellen gegen ſeine hohe Obrigkeit erklärt, ſofort relegirt und drei Tage ſpäter ſaß er, wie wir bereits geſehen haben, auf dem moosbewachſenen und waldumrauſchten Felſenvorſprung am Werlaufer.

Je länger er über seine Lage nachsann, in desto unfreundlicherem Lichte erschien sie ihm. Was sollte er anfangen? Eine andere Universität zu beziehen, dazu reichten seine Mittel nicht aus; zudem war die Jurisprudenz keineswegs sein Lieblingsstudium und er hatte derselben in der letztern Zeit nur deshalb mit Fleiß obgelegen, um dem Wunsche seines Oheims nachzukommen. Irgendwo wissenschaftlichen Unterricht zu ertheilen, denn er war in sehr vielen Fächern wohlbewandert, dazu fehlte ihm die erforderliche Ruhe und Geduld; Soldat mochte er auch nicht werden; so blieb ihm nach seiner Meinung nur noch eine Aussicht, ein Gedanke, welchem er schon früher in einsamen Stunden mit vieler Vorliebe nachgehangen hatte, nämlich der, nach Amerika auszuwandern und dort in der schönen, noch unentweihten Natur Landbauer zu werden. Er war hinsichtlich dieser Neigung nicht der großen Mehrzahl der europäischen Auswanderer beizuzählen, welche lediglich durch Noth, Speculation, mystischer Schwärmerei oder politischer Anrüchigkeit nach jenem Lande getrieben werden, bei ihm lag ein edleres Motiv zum Grunde. Er konnte sich nämlich bei seinem geraden, offenen Sinne, bei seinem unverdorbenen Gemüthe, bei dem strengen Rechtlichkeitsgefühle, bei seinem von Zeit zu Zeit aufbrausenden Jugendübermuthe nie mit den zahllosen rücksichtsvollen Convenienzen befreunden, wie sie unsere oft hypercultivirten, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Zustände mit sich bringen. Er versenkte sich gern in die Idee eines reinen unverdorbenen Naturlebens, unter guten, frohen Menschen, befreit von den luxuriösen Bedürfnissen der höheren gesellschaftlichen Coterieen, inmitten einer blüthen- und segenvollen Natur.

„Wenn ich nur den Onkel dahin vermögen könnte,"

ſprach der relegirte Student auf ſeinem Baumſtamme, „daß er meine academiſchen Schulden bezahlte; es ſollte mir ſehr ſchwer werden, die alte Welt als inſolvent verlaſſen zu müſſen, wie es bei vielen Taugenichtſen der Fall ſein mag. Auch zur Reiſe bis Hamburg oder Bremen brauche ich einiges Geld. Die Ueberfahrt wollte ich mir ſchlimmſten Falls durch Schiffsarbeit verdienen. Ich habe rüſtige Arme, bin gewandt und unverdroſſen. Aber ſchwer wird es halten, vom Herrn Pathen Etwas herauszubekommen, zumal wenn ich ihm die erbauliche Nachricht von meiner Relegation bringe. Da ſteht ein ſchöner Tanz bevor. Wenn er die Geſchichte mit der Prinzeſſin erfährt, ich glaube, er klagt mich bei den Gerichten aus freien Stücken als Hochverräther an; der gute Pathe dauert mich, er iſt zwar ein graſſer Philiſter, aber ich bin ihm doch vielen Dank ſchuldig, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich ihm keine Freude machen kann; doch unſre Wege laufen zu weit aus einander. Er hatte es gut mit mir vor; ich ſollte nach zurückgelegtem Examen als Volonteur im hieſigen Amte eintreten. Er hat das Alles mit dem Amtmanne ſchon in Richtigkeit gebracht; in ſeinem letzten Briefe ſchreibt er davon. Aus mir einen tüchtigen praktiſchen Actenmenſchen zu machen, iſt ſein höchſter Wunſch; ich glaube, und wenn mich die Nordamerikaner dereinſt zu ihrem Präſidenten erwählten, es wäre ihm nicht ſo lieb, als wenn ich Viceſupernumeraractuar im Amte Neukirchen geworden mit hundertundzwanzig Thalern Gehalt.

„Auch der Hofcommiſſair wird Augen machen,“ fuhr Willer in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „wenn ich mich als Relegatus präſentire; doch iſt er ein Mann voll Einſicht, der mich nicht verdammen wird wie die Philiſter.“

Die Gedanken des jungen Mannes wurden plötzlich wieder sehr trübe. Seine Blicke weilten düster auf den Wellen der Werla, die in der Tiefe geräuschlos dahinflossen. Unheimliche Blitze zuckten durch sein umnachtetes Gemüth.

„Ein Sprung von dieser Klippe, ein Augenblick," sprach er, „und ich wäre aller Sorge überhoben; der dunkle Traum wäre ausgeträumt und das bunte, wirre Lebensspiel ausgespielt. Was verliert man an der Spanne Leben! Ein paar Jahre mehr oder weniger, was thut's?"

Der vom Schicksal Geprüfte gab sich eine geraume Zeit düsterer Todesphilosophie hin. Endlich siegte sein besseres Selbst. Er sprang auf und schaute moralisch erkräftigt um sich.

„Nein," sprach er, „das wäre Feigheit, kein Soldat soll den Posten verlassen, auf welchen ihn die Weisheit des Feldherrn gestellt hat, wäre er auch noch so gefahrvoll; und Schande dem, der sich schwächlich nach dem Grabe sehnt, bevor er sich ein Recht darauf erworben hat! Ein Tod ohne Bedeutung ist das Traurigste, was einen Mann treffen kann."

Nie ist der Mensch größer und Gott ähnlicher, als wenn er von der Sittlichkeit erhoben dem Schicksal kühn die Stirn bietet. So ließ auch Willer seine Blicke jetzt freier und erhabener über die prachtvolle Schöpfung schweifen; ein höheres Roth entblühte seiner Wange; er stand wie ein Sieger auf der Felsenstirn inmitten der Blumen des Frühlings, und in dem Rauschen der Wälder, das zeither sein verdüstertes Gemüth unbeachtet gelassen hatte, erkannte er wieder den Odem Gottes.

Er schaute noch eine Zeit lang mit stummem Entzücken nach dem blühenden Thale, dann wandelte er

wunderbar gestärkt die Felsenstirn entlang, wo er abermals stehen blieb und sein trunkenes Auge auf der reizenden Landschaft ruhen ließ. Noch in bewundernder Anschauung versunken, rauschte plötzlich das Laub zu seiner Linken, und als er aufschaute, erblickte er ein engelschönes Mädchen wenig Schritte vor sich, das gleichfalls an der herrlichen Aussicht sich zu ergötzen schien.

Der Jüngling stand wie in den Boden gewurzelt; noch nie war ihm ein himmlischeres Bild erschienen. Er wagte kaum Athem zu schöpfen, um die wunderähnliche Erscheinung nicht zu verscheuchen; dafür klopfte sein Herz um so vernehmbarer. Mit einem Male aber wandte Clara von Löwenstern, denn Niemand anders war die Jungfrau, das süße Haupt und erblickte den jungen Mann. Eine hohe Röthe überströmte das holdselige Antlitz, und verschüchtert wie ein gescheuchtes Reh eilte sie in das Gebüsch zurück.

Willer, von Seligkeit trunken, schaute lange, lange nach der Stelle, wo Clara hinter den grünen Zweigen verschwunden war; plötzlich sprang er hoch auf, sein alter ungezähmter Jugendmuth brach mit erneuerter Kraft hervor und mit den kühnen Worten eines ungemessenen Selbstgefühls: „Die muß ich mir erringen, oder ich will nicht das Leben haben!“ eilte er der schönen Erscheinung nach.

Sechstes Kapitel.

Großes und gefahrvolles Abenteuer des Sportelschreibers Kappler's in den Waldbergen.

Zu derselben Zeit, als Willer seiner unbekannten Schönen nacheilte, saß ungefähr tausend Schritte tiefer im Walde auf seinem Lieblingsplätzchen, unter einer ehrwürdigen Linde der Neukirchner Sportelschreiber Kappler, nach gewohnter Art sein Vesperbrot mit den Waldvögeleins theilend, welche, durch die tägliche Spende kirr gemacht, in große Nähe herbeiflogen und die hingeworfenen Brodkrumen fleißig aufpickten. Bei dieser Fütterung lieferte der Sportelschreiber das Beispiel großer Gerechtigkeitsliebe. Er kannte seine Gäste ziemlich genau und hatte mehren derselben, welche bei dem täglichen Mahle nie fehlten, eigene Namen gegeben. Da gab es einen „Mohrenkopf", einen „Amtmann", ein „Krönchen", einen „Referendar", einen „Topfgucker", ein „Christinchen" und wie sie alle hießen. Kappler sah nun stets mit Sorgfalt darauf, daß einige Hauptfresser, worunter namentlich der Mohrenkopf und der Amtmann gehörten, nicht Alles hinwegschnappten, sondern daß die Bescheideneren, welche sich nicht weit herangetrauten, auch ihr bescheiden Theil erhielten. Man hätte nur dem Sportelschreiber zusehen sollen, wie er sich zuweilen ereiferte und dem Amtmanne ob seiner Unbescheidenheit und übergroßen Freßbegier tüchtig und derb den Text las; während er Christinchen und Krönchen, die nur von Zeit zu Zeit herankamen und sich schüchtern ein Krümchen holten, gebührend belobte.

„Es iſt unterm Vieh wie unter den Menſchen,“ ſprach Kappler, der ſich zuweilen philoſophiſchen Betrachtungen hingab; „der Charakter und das Temperament ſind verſchieden; alle Leidenſchaften der Menſchheit kann man in dieſer kleinen gefiederten Welt wiederfinden: Neid, Habſucht, Eigennutz, Unmäßigkeit; vor allen liefert der Amtmann und der Mohrenkopf den ſprechenden Beweis, während Chriſtinchen die Beſcheidenheit ſelbſt iſt.

„Dafür ſollſt du auch belohnt werden,“ fuhr der idylliſche Speiſewirth fort und warf einem kleinen grauen Vögelein, das ſich nur aus der Ferne heran getraute, Broſamen zu.

Des Sportelſchreibers Leben war in den letzten Monaten ziemlich ſtill dahingefloſſen. Nie hatte er ſich glücklicher gefühlt. Seine Liebe zur liebenswürdigen Agnes hielt ſeine fromme Bruſt ununterbrochen ſanft erwärmt. Es war die reinſte, edelſte Flamme, die je eines Sterblichen Herz beſeligte. Kappler verehrte die Nichte Langſchädel's wie eine Heilige. Kein Verlangen nach dem irdiſchen Beſitze des Mädchens, kein ſinnlicher, kein unlauterer Gedanke entweihte dieſes ſchöne Verhältniß. Der Sportelſchreiber fühlte ſich beglückt, wenn er des Tags ein- oder zweimal unter den Fenſtern der Geliebten vorüber wandeln konnte. Wollte es zuweilen das Glück, daß Agnes zufällig nach der Straße hinausſah, den vorüberſchreitenden Anbeter erkannte und ihm einen freundlichen Gruß zurief, ſo war der Beſcheidene wochenlang beſeligt.

Zu dem glücklichſten Tage im laufenden Jahre, ja im ganzen Leben rechnete Kappler aber den eilften Februar. Es war ein heiterer Winternachmittag; der Sportelſchreiber wandelte wie gewöhnlich an dem

Brückenhause vorüber; da that sich plötzlich das gefrorne Fenster auf, Agnesens Lockenkopf ward sichtbar und dankte dem erschrockenen Kappler für die schönen Noten. Dem Sportelschreiber war es nämlich gelungen, endlich das Lieblingswerk für seine Herzenskönigin zu vollenden. Er hatte die äußerst sauber geschriebenen Walzer dem Lieutnant Langschädel zur Beförderung übergeben. Als nun Kappler am eilften Februar zur gewohnten Stunde an dem gebenedeiten Hause vorüberwanderte, ward ihm das beneidenswerthe Glück, von der angebeteten Nichte angeredet zu werden. Nachdem sie ihren Dank abgestattet, machte sie dem Kalligraphen zugleich Vorwürfe, daß er ihren Onkel seit dem Mittagsessen nicht wieder besucht habe. Gewiß müsse es ihm nicht gefallen haben.

Kappler, durch den Dank des Mädchens verklärt, hub betheuernd beide Arme zum Winterhimmel empor, daß er noch nie glücklicher gewesen sei, als bei jenem Hasendiner; doch habe er stets in der gerechten Angst geschwebt, sein Besuch könne dem Herrn Lieutnant, so wie hochdessen Nichte beschwerlich fallen.

Nachdem Agnes gerade das Gegentheil versichert, wußte der Sportelschreiber vor lauter Entzücken nicht, wo ihm der Kopf stand. Er stammelte selig bestürzt einige Worte, die das Mädchen zwar nicht verstand, aber daraus die große Verlegenheit des schüchternen Mannes erkannte. Sie war vom Herzen viel zu gut, als daß sie sich an der Aengstlichkeit des beglückten Sportelschreibers hätte weiden sollen. Sie kürzte daher die Conferenz ab, indem sie sich nochmals bedankte und dem Sportelschreiber zu einem baldigen Besuche ermunterte. Das gefrorne Fenster that sich zu; und Kappler sauf'te wie ein seliger Gott in die glänzende Winterlandschaft hinaus. Himmel und Erde, alles

Lebendige und Todte, hätte er an sein Herz drücken können; Alles sollte glücklich, selig sein, so wie er es war. Als er nach diesem Herzenssabbath zu Hause ankam, holte er sofort sein rothes Dintenfaß und malte drei rothe Querbalken im Kalender unter den eilften Februar. Zugleich gelobte er feierlichst und mit vielen Ceremonien, diesen Tag alljährlich zu feiern wie ein hohes Fest mit Wein und Kuchen, zum ewigen Angedenken. Kappler, ein guter Christ, unterließ nie, an jedem der drei hohen Feste, so wie an seinem Geburtstage ein Glas Wein zu trinken und zwei Stück Kuchen zu essen, eine Depense, die er sich außerdem nie erlaubte. Nun war noch ein fünfter hoher Festtag in seinem Kalender einregistrirt worden.

„Celebrire ich vier hohe Feste," sprach er, sich gleichsam entschuldigend, „so kommt's auf das fünfte auch nicht an. Das fünfte Glas Wein und die zwei Stücklein Kuchen ruiniren mich nicht, wenn ich sonst das Meine zu Rathe halte."

Trotz dem aber, daß Langschädel's Nichte den Sportelschreiber zu Wiederholung seines Besuchs aufgefordert hatte, wagte es der Bescheidene nicht, ohne specielle Einladung von Seiten des Lieutnants einzusprechen. Er war zufrieden, wenn er seine tägliche Promenade vor der Wohnung der Geliebten halten konnte. Da fügte sich's denn oft, daß er einen Gruß anbringen konnte und einen Gegengruß erhielt, der ihn stets selig stimmte.

Daß die Liebe kühn macht, davon lieferte der Sportelschreiber einen thatsächlichen Beweis. Niemand hätte ihn früher bewegen können, auf der Straße eine Brille zu tragen. Er hielt dies respectswidrig in Betreff seines hohen Chefs, des Stadtrich-

ters Kleinsimon, der stets brillbewaffnet einherging. Die Liebe zu Agnes hatte Kapplern aber mit der Zeit so verwegen gemacht, daß er es wagte, gleichfalls eine Brille aufzusetzen. Dies war Niemandem weniger zu verargen, als unserm Sportelschreiber; denn er bediente sich der Brille wahrlich nicht aus Eitelkeit oder der Mode halber. Er war wirklich so kurzsichtig, daß er in der Entfernung von wenigen Schritten kaum das Geschlecht der Entgegenkommenden zu unterscheiden vermochte. Daher war nicht selten der Fall vorgekommen, daß Kappler eine schwerbepackte Bauersfrau für einen dickleibigen Rathsherrn gehalten und mit einem entsprechenden Bücklinge begrüßt hatte. Der Sportelschreiber sah das Ungereimte, das hierin lag, schon lange ein; gleichwohl konnte er sich in Betracht des Stadtrichters für eine Brille nicht entschließen. Da triumphirte die Liebe über diese kleinliche Bedenklichkeit. Kappler konnte es nicht länger über sich gewinnen, bei dem Hause des Lieutnants Langschädel vorbei zu schreiten, ohne zu wissen, ob sein ehrerbietiges Compliment, welches er bei dem Fenster, wo Agnes zu sitzen pflegte, nie verabsäumte, auch an den Mann gelange und erwiedert werde. Diese Ungewißheit hatte ihm oft den ganzen Spaziergang verbittert; namentlich wenn die Fenster gefroren waren und der Kurzsichtige in vollkommener Ungewißheit einhertappte. Diesen ungewissen Zustand vermochte Kappler nicht länger zu ertragen, er hielt mit sich an einem Sonntagvormittag nach reiflicher Vorbereitung eine lange Conferenz, wo Mancherlei für und wider die Sache verhandelt wurde; endlich siegte die allmächtige Liebe, sie schlug die Brille des Stadtrichters aus dem Felde und bereits am Nachmittage schritt Kappler mit einer concaven Hornbrille bewaffnet, ein Sperber an Blick, bei Langschädel's Fenster vorüber.

Der Sportelſchreiber konnte ſich nicht ſatt ſehen an der klaren Welt, die jetzt ſeinen Augen aufgegangen war. Schon von Weitem vermochte er Maskulinum und Femininum genau zu unterſcheiden und beim Brückenhauſe konnte er ſelbſt zwiſchen den Blumenſtöcken hindurch erkennen, ob Agnes am gewohnten Platze ſitze oder nicht. Diesmal zum Beiſpiel brauchte er ſich nicht mit einem Complimente zu incommodiren; denn der Stuhl der Geliebten war unbeſetzt und Letztere nicht zu erblicken. Kappler ſah jetzt ein, wie ihn ſeine Brille ſogar vor der Lächerlichkeit ſchützte, denn ohne ſie würde er, wie unfehlbar oft der Fall geweſen war, ehrerbietigſt das leere Fenſter begrüßt haben. Er ſteuerte von jetzt an weit ſicherer in die Welt hinein und lebte der ſüßen Hoffnung, daß ſein bebrillter hoher Chef keine Notiz von des Subaltern Nachfolge nehmen werde.

Als der Frühling kam, lernte Kappler den Werth ſeiner Brille noch mehr ſchätzen; denn da traf es ſich oft, daß Agnes am offenen Fenſter ſaß und ihm der Anblick der Geliebten im vollen Maße zu Theil wurde.

Kappler war nie glücklicher, als wenn er nach genoſſener Anſicht und beglückendem Gruß und Gegengruß hinaus in die Berge wallfahren konnte. Da ſprang er wie ein Böcklein vergnügt im Graſe und pries Gott für die hohe Gnade, Langſchädel's Nichte am offenen Fenſter getroffen zu haben. Seine Hauptbeſchäftigung beſtand dann darin, mit der Emſigkeit eines Botanikers nach jungen Frühlingsblüthen zu ſuchen und ſie in niedliche Sträußchen zu binden. Kehrte er mit einbrechender Dunkelheit nach der Stadt zurück, ſo ſchritt er hart an der Steinbank bei Langſchädel's Wohnung vorüber und ließ ſo unbemerkt wie möglich die blühende Liebesgabe auf die ſteinerne Platte fallen.

Leider ward der Zweck, den Kappler mit den Sträusleins beabsichtigte, nicht erreicht. Er glaubte in seiner Einfalt, diese Blumen könnten in gar keine andern Hände kommen, als in die, für welche sein Herz sie bestimmt hatte; dies war aber nie der Fall. Diese Blumen wurden in der Regel am nächsten Morgen von Gassenkindern gefunden und in Beschlag genommen. Während Kappler dem poetischen Traume nachhing, daß seine blauen, rothen und gelben Waldblümleins in einem Glase auf ihrem Nähtischchen lieblich dufteten, waren die zarten Frühlingskinder längst zerrupft und in den Staub getreten.

Wenn der Sportelschreiber nicht ein viel zu schüchterner Verehrer der hübschen Nichte gewesen wäre, würde er seine Blumenspende getrost selbst durch's offene Fenster überreicht haben und sicher hätte Agnes die liebliche Gabe freundlich aufgenommen. Eine solche Demonstration hätte aber den Unschuldsvollen für ein Verbrechen gegolten; er würde nicht anders geglaubt haben, als sich an der Jungfräulichkeit seiner Angebeteten zu versündigen, wenn er es hätte wagen wollen, ihr durch's offene Fenster vor aller Welt einen Strauß zu überreichen. Nein, das Mädchen sollte gar nicht ahnen, wie theuer sie ihm sei. Er fürchtete schon eine Sünde zu begehen, daß er täglich in ihrer heiligen Nähe vorüberging. Nur Freude machen wollte er ihr. Darum legte er die Blumen auch verstohlen auf die Steinbank. Sie sollte nicht einmal den Geber errathen, sondern sich nur der Blumen erfreuen. Nie hat es eine reinere und entsagendere Liebe gegeben, als die des Sportelschreibers zu Langschädel's Nichte.

Dieses Verhältniß war zu ätherisch, als daß es leicht hätte getrübt werden können. Der bescheidene Kappler war beglückt, wenn er bei dem Hause

des Brückenzollgeldereinnehmers- vorübergehen konnte und schwamm im dritten Himmel, sobald Agnes durch's Fenster seine Begrüßung freundlich erwiedert hatte. Der Sportelschreiber war weit entfernt, Gegenliebe zu verlangen, ja er wünschte nicht einmal, daß die Nichte das Geringste von der Flamme bemerken sollte, welche in seinem Innern brannte.

Der Lieutnant ängstete zwar von Zeit zu Zeit den guten Kappler mit glänzenden Partieen, die seiner Nieçe bevorstünden, doch tröstete er zugleich, indem er vorgab, daß er den Rechten für Agnes noch nicht gefunden habe. Die heutige junge Männerwelt tauge nichts und wäre eines Mädchens wie seine Nichte gar nicht werth. Kappler pflichtete dieser Meinung vollkommen bei.

Mit dem Hofcommissair stand der Sportelschreiber nach wie vor auf höchst freundschaftlichem Fuße. Er ahnete nicht, welchen Dank er demselben schuldig war, daß jener ihm vor dem öffentlichen Scandal bewahrt hatte. Wenn die Ideen des jungen Löwenstern zur Ausführung gekommen und Kappler's Ebenbild durch die Stadt gefahren wäre, würde den ächten Sportelschreiber unfehlbar der Schlag getroffen haben, sobald er die Geschichte erfahren, denn er war in gewissen Punkten der Ehre außerordentlich empfindlich. Dem Hofcommissair allein hatte er es zu danken, daß für ihn Alles so glücklich abgelaufen war. Denn obschon bei der Ausfahrt von Ehrenberg ein Theil der versammelten Zuschauer die Figur des Sportelschreibers erkannt haben wollten, so glaubten sie später, als die bewußte Maske durch die Vermittlung des Hofcommissairs in Wegfall gebracht wurde, sich dennoch getäuscht zu haben. Auch hatte die verhängnißvolle Barrikade, der Aufenthalt, die Empörung des

Adels, so wie die tragikomische Heimkehr nach Ehrenberg das Interesse für die momentane Erscheinung Kappler's gänzlich verwischt. Der Sportelschreiber selbst erfuhr nie Etwas von der Sache.

Die unverholene Theilnahme, welche Eccarius in Betreff Kappler's an den Tag gelegt hatte, war dem Adel aufgefallen, und der Groll, den man gegen den Hofcommissair hegte, ging unwillkürlich mit auf dessen unschuldigen Schützling über. Der Stadtrichter Kleinsimon, Kappler's Chef, der mit mehren der adeligen Herrschaften entfernt befreundet war, sollte bald ebenfalls angesteckt werden. So zog sich über dem Haupte unsers Kappler ein neues Ungewitter zusammen, wovon der unschuldige Mann, als er unter dem alten Lindenbaume sein Vesperbrot gastfreundlich mit den Waldvögeleins theilte, keine Ahnung hatte.

Der Hofcommissair, welcher Kappler's Geschick voraussah, traf seine Vorkehrungen und ermahnte diesen wiederholt, sich durchaus keine Chikane gefallen und ihn sofort wissen zu lassen, sobald er glaube, daß ihm zu viel geschähe.

Während Kappler in Seelenfrieden mit seinen kleinen gefiederten Gästen sich unterhielt, bald diesen ausschalt, bald den andern ermahnte und den dritten lobte, begann es plötzlich rückwärts im Gebüsch zu rauschen und als der Sportelschreiber erschreckt zurückblickte, stand ein schönes Mädchen vor ihm, welches mit aufgehobenen Armen flehte, daß er ihr eiligst den Weg nach dem Schlosse Ehrenberg zeigen möchte.

Kappler, durch diese Erscheinung noch weit mehr in Schrecken versetzt als die Jungfrau selbst, beschrieb, so gut es gehen wollte, ohne sich von seinem Platze zu rühren und ohne daran zu denken, daß es doch viel schicklicher sei, eine so reizende junge Dame selbst

durch den Wald und auf den Weg zu geleiten, von wo man ohne Gefahr, sich von Neuem zu verlaufen, nach dem Schlosse gelangen könne. Nach Kappler's höchst schwankender Zurechtweisung konnte sich das Fräulein zehnmal im Walde verirren.

Nachdem Clara, denn Niemand anders war die junge Dame, einen halb zweifelhaften, halb ängstlichen Blick auf die etwas seltsame Figur des Sportelschreibers geworfen hatte, eilte sie den beschriebenen Pfad entlang und verschwand in einiger Entfernung im Gebüsch.

Kappler guckte wie angedonnert nach der Stelle, wo die reizende Erscheinung verschwunden war; dann erst begann er über das außerordentliche Abenteuer Betrachtungen anzustellen.

Das Herz wollte ihm vor die Füße fallen, als er des rührenden Tons gedachte, mit welchem das engelhafte Wesen ihn beschwor, ihr den Weg zu zeigen; ein Ton, der noch immer in seinem Innern wiederklang. Zugleich fiel ihm ein, wie erzgrob er sich gegen die arme Verirrte benommen, daß er nicht einmal seinen Platz verlassen und das Mädchen bis auf den sichern Ehrenberger Weg geleitet habe.

„Kappler," fuhr er sich erbost an, „du bist und bleibst ein unverantwortlicher Esel, konntest du nicht schnell resolvirt dem schönen Kinde erwiedern: Sehr geehrtes fürtreffliches Fräulein, wollten Sie wohl die hohe Gewogenheit mir angedeihen zu lassen die Güte haben, daß ich der hohen Ehre könne theilhaftig werden, Sie bis zu dem Wege geleiten zu dürfen, der directement nach dem Ehrenberge führt?"

Während der Sportelschreiber über seine Unbehülflichkeit sich die größten Vorwürfe machte, kam ihm plötzlich der Gedanke, ob es nicht gerathen sei, dem

Fräulein nachzulaufen und das Versäumte nachzuholen. Er stand im Begriffe, diesen Vorsatz in's Werk zu führen, als neue Zweifel in ihm aufstiegen.

„Es sieht nur sonderbar," sprach er für sich, „ja verdächtig aus, wenn du ihr nachläufst. Wie leicht kann sie Argwohn schöpfen, so du urplötzlich nachgaloppirst, du habest Uebles mit ihr im Sinne. Das arme Fräulein war ohnedies in großer Angst; man sah's ihm an. Ich glaube, sie zitterte. Der Himmel wird sich des verirrten Menschenkindes gnädig annehmen und es auch ohne dich, Kappler, zur befreundeten Heimath geleiten. Warst du ein Mann, so thatest du früher das Maul auf, wo es Zeit war, jetzt ist's zu spät."

Der mit seinem Thun und Lassen äußerst unzufriedene Kappler, der jetzt alle Muse zur Fütterung der Vögel verloren hatte, war eben im Begriff, mißmuthig und kopfschüttelnd den Heimweg anzutreten, als es von Neuem in dem Buschwerk rauschte.

„Was ist denn schon wieder?" frug Kappler, „sollte das Fräulein — doch nein, die ist ja nach der entgegengesetzten Seite entflohen."

Das Geprassel in den Zweigen ward immer energischer und kam immer näher; dem Sportelschreiber ward unheimlich, er nahm die Rockschöße zusammen und machte sich auf die schleunigste Flucht gefaßt.

„Das muß ein verzweifelter Mensch sein," sprach er, „der in den Sträuchen haselirt; der scheint Alles kurz und klein machen zu wollen. Kappler, sieh dich vor; begieb dich nicht in Gefahr; es ist heute nicht geheuer im Walde. Erst das verstörte Fräulein, jetzt das desperate Geprassel. Oder sollte das der Verfolger sein? Die Sache wird mir immer bedenklicher. Ich wünscht', ich wäre fort von hier."

Der Sportelschreiber, nachdem er noch einen scheuen,

ängstlichen Blick nach der Gegend des Waldes geworfen hatte, von wo das Geräusch eines sich mit großer Hast durch das Gebüsch Brechenden daher scholl, war eben im Begriff, den Weg nach der entgegengesetzten Seite einzuschlagen, als plötzlich Carl Willer in etwas zerfetzter Kleidung zum Vorschein kam.

„Beim Himmel," dachte Kappler mit Grausen, „das ist der Verfolger; hier gilt's eine Entführung; Jungfernraub, vielleicht Mord und Todtschlag, man hat Exempel."

Er sah jetzt vermittelst seiner Brille mit emporgesträubtem Haare, wie der fremde Mensch direct auf ihn zukam; Gutes konnte dieser unmöglich vorhaben. Den Sportelschreiber vermochte daher kein Gott länger zu halten; er machte schleunigst rechtsum und jagte in halsbrechenden Sätzen der entgegengesetzten Seite des Waldes zu. Seine langen Beine kamen ihm hierbei trefflich zu statten.

„Halt, oder ich schieße dich nieder," rief Willer drohend, der in dem Flüchtlinge sogleich das Hasenherz erkannte. Erst nach einem wiederholten Zurufe gelang es, den Sportelschreiber zum Stehen zu bringen.

Der Geängstete zitterte am ganzen Leibe und vermochte kein Glied stille zu halten. Er stand kerzengerade, hielt die Hände gefaltet wie ein armer Sünder, der den Todesstreich erwartet und wagte weder seit- noch rückwärts zu blicken.

Willer kam jetzt eiligst herbeigesprungen. Als er die seltsame Gestalt des Sportelschreibers näher betrachtete, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren; doch war ihm jetzt vor Allem daran gelegen, über das reizende Wesen, das einen so wunderähnlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, Näheres zu erfahren. Er frug daher Kapplern, ob er ihm keine Auskunft geben könne.

Der Sportelschreiber, der anstatt eine Kugel in den Leib zu bekommen, wie er alles Ernstes gefürchtet hatte, sich so vernünftig angeredet hörte, schöpfte frischen Athem. Zugleich bedachte er, daß der Fremde, der sich so angelegentlich nach dem schönen Fräulein erkundigte, unfehlbar Böses mit demselben vorhabe. Es entstand daher ein schwerer Kampf in seinem Innern. Furcht und Rechtsgefühl rangen wüthend mit einander.

„Registrator," sprach er für sich, „nur dies einzige Mal ein Mann, werde nicht Verräther an der Unschuld."

Wenn sich Kappler Registrator titulirte, so war dies das höchste Aufgebot an seine moralische Kraft. Er raffte dann alle seine Kräfte zusammen, um der Versuchung siegreich zu wiederstehen.

„Also Sie haben keine junge Dame hier vorübereilen sehen?" frug Willer wiederholt.

„Junge Dame, das ich nicht wüßte," stammelte Kappler.

„Schenken Sie reinen Wein ein," fuhr der Student dringlich fort, „es soll Ihr Schade nicht sein."

„Registrator, Muth!" munterte sich Kappler auf, „laß dich nicht verlocken vom Satanas," und erwiederte wie zuvor: „Junge Dame, das ich nicht wüßte. Ich streute Brosamen den Vögleins und habe Niemand gesehen."

„Aber zum Teufel," rief Willer leidenschaftlich, „es ist ja nicht anders möglich; das Fräulein muß hier vorübergekommen sein!"

Als Kappler den Fremden so in Leidenschaft gerathen sah, ward ihm von Neuem bange und er begann zu zittern. Willer witterte Verdacht. Er argwöhnte, daß ihm der eben so seltsame wie furchtsame

Kauz die Wahrheit verheimliche. Um auf dem kürzeſten Wege in's Klare zu kommen, machte er wenig Federleſen, zog ein Piſtol hervor, ſpannte den Hahn, und die Mündung dem entſetzt zurückprallenden Kappler vor die Bruſt haltend, donnerte er: „Wirſt Du bekennen, daß das Fräulein hier vorübergekommen und welchen Weg daſſelbe genommen hat?“

Jetzt war's mit des Sportelſchreibers moraliſchem Muthe zu Ende; jetzt half ſelbſt der „Regiſtrator“ nichts mehr. Kappler fiel auf die Knie und hob die Arme empor:

„Um aller Barmherzigkeit, Gnade,“ rief er in kläglichem Tone, „thun Sie das Piſtol weg, ich will Alles geſtehen.“

Der Sportelſchreiber geberdete ſich ſo gefährlich, daß Willer nur mit Mühe das Lachen unterdrücken konnte. Er zog das Piſtol zurück.

„Alſo Sie haben das Fräulein geſehen?“

„Ja wohl,“ berichtete Kappler, „ſie lief bei mir vorüber und frug nach dem Wege.“

„Kannten Sie die junge Dame?“

„Nein, ich habe ſie im Leben nicht geſehen. Sie kann gar nicht von hier ſein.“

Der Student, welchem dieſe Antwort nicht ganz glaublich ſchien, brachte das Piſtol wieder etwas in die Nähe.

„Sie wird Ihnen ſchon bekannt ſein,“ ſprach er, „beſinnen Sie ſich. Wie heißt ſie?“

„Nein, bei allen Heiligen,“ ſchwur Kappler in Todesverzweiflung, „ich weiß nicht, wer ſie iſt. Sie erkundigte ſich nach dem Weg zum Schloſſe.“

„Nach welchem Schloſſe?“

„Nach dem Ehrenberger.“

„Wem gehört dies?“

„Der Familie von Löwenstern.“

„Leben junge Damen daselbst?“

„Das weiß ich nicht.“

„Werden Sie gleich bekennen!“

„Ich will nicht selig werden, wenn ich davon weiß.“

„Wo führt der Weg nach dem Schlosse?“

„Da, rechts die Waldwand entlang, dann links gehalten nach der Grundmühle.“

„Stehen Sie auf und führen Sie mich.“

Der Sportelschreiber erhob sich und geleitete den furchtbaren Fremdling zagend den beschriebenen Weg.

Nachdem sie daselbst angelangt waren, frug Willer:

„Also dieser Fahrweg führt direct nach Ehrenberg?“

„Man kann gar nicht fehlen.“

„Und diesen ist auch das Fräulein gewandelt?“

„Unbezweifelt, wenn sie ihn gefunden hat.“

Willer blieb bei diesen Worten sinnend stehen, dann sprach er: „das Mädchen kann gar keinen großen Vorsprung haben; ich war ihr fortwährend auf den Fersen. Man kann von hier die Straße weit übersehen.“

Er blickte finster und mißtrauisch auf Kapplern, und that einen verdächtigen Griff nach der Pistole.

„Wenn Sie mich zum Narren haben!“ donnerte er.

Der Sportelschreiber sprang zwei Schritte zurück und kreuzte, Sonne, Mond und alle Planeten zu Zeugen anrufend, seine Hände betheuernd über der Brust.

„Wohlan,“ fuhr der Student in ruhigerem Tone fort, „dann muß sich das Fräulein noch hier in der Nähe im Walde befinden. Allons, helfen Sie suchen; aber sobald Sie entwischen, fürchten Sie meine Rache und diese ist grausam.“

Kappler schauderte.

„Durchsuchen Sie die hier zunächstliegende Partie

des Waldes," fuhr Willer im Gebietertone fort, „während ich weiter oben inspicire. Sobald Sie eine Spur der Gesuchten ausfindig machen, so künden Sie mir dies frohe Ereigniß durch einen gellenden Pfiff an. Sie können doch pfeifen?"

„Ich sehe mich leider zu dem betrübenden Geständniß genöthigt," bemerkte Kappler nicht ohne Zagen, „daß mir die schätzbare Virtuosität des Pfeifens in Ermangelung zweier dazu fast unentbehrlicher Zähne gänzlich abgeht."

„Wohlan, so schreien Sie," versetzte Willer lachend und verschwand im Walde.

Dem Sportelschreiber fiel eine Felsenlast vom Herzen, als er sich wieder allein sah und überdies ganzbeinig und undurchschossen.

Er blickte sich scheu nach allen Seiten um.

„Das muß ein außerordentlicher Räuber sein," sprach er, „so eine Art Rinaldo Rinaldini, wie sie heutzutage immer seltner werden, ein Jungfernräuber, ein Bandit, Corsar. Man sieht dem jungen und schönen Gesicht die Bosheit gar nicht an. Ich kann Gott danken, daß ich lebendigen Leibes davon gekommen bin. Und diesem Teufelsbraten soll ich gar beistehen, das schöne Fräulein zu kapern? Mein Himmel! ein Neukirchner Sportelschreiber in Gemeinschaft mit Räubern und Mördern! Registrator, auf welchen Wegen wandelst du? Zwar seinem Befehle gehorchen muß ich, ihm helfen, den Wald durchsuchen; sagte er nicht, seine Rache wäre grausam? Er hat sicher noch Spießgesellen im Hintergrunde. Gott gebe nur, daß ich das Fräulein nicht finde; ich muß dann schreien, sonst riskire ich, daß er auf mich schießt oder mich erdrosselt oder an den ersten besten Baum hängt. O, Kappler, in welche Satansschlingen bist du gerathen! des Schick-

fals Wege sind wunderbar. Wie hätt' ich mir dies heute Morgen, wo die liebe Sonne so freundlich aufging und ich mit so frommen Gesinnungen und mit den besten Vorsätzen mein Tagewerk begann, wie hätte ich mir da träumen lassen, daß ich noch selbigen Tags in Gemeinschaft mit einem Schobri Jungfrauenraub treiben würde. Verräther an dem holden Fräulein bin ich schon geworden; und wenn sie durch meine Bemühung gefangen wird, trage ich vielleicht gar an ihrem Tode Schuld. Wehe über mich Verbrecher! Wie hoch heute morgen, wie tief jetzt. Ja, es ist ein wahres Sprüchwort, Niemand soll den Tag vor dem Abende lpben.

„Wenn ich die Sache recht gescheut anfinge," fuhr Kappler nach einer Pause fort, indem er voller Nachdenken durch das hohe Haidekraut watete, „könnt' ich vielleicht dem Verbrechen noch entfliehen. Ich darf mich ja unter dem Vorwande, die schöne Dame aufzusuchen, nur ganz allmälig rechts wenden, da komme ich in die Nähe des Hegereiters, wo immer Leute anzutreffen sind. Ich kann keine halbe Stunde von dem Hause entfernt sein. Vom Hegereiter ist ein Katzensprung bis zu den Amtshäusern; bei ihnen wär' ich aus aller Gefahr; ich könnte Lärm schlagen, daß man auf den verwegenen Piraten Jagd macht und ihm seine Beute abjagt. Die Familie von Löwenstern müßte mir großen Dank wissen, abgesehen davon, daß ich meine Pflicht als rechtschaffener Christ erfülle."

Der Sportelschreiber ward von diesem Plane endlich ganz entzückt. Er sah sich schon als Befreier der schönen Jungfrau hochgeehrt, selbst von seinem hohen Chef, dem Stadtrichter, belobt und von Sonnenschmidt und Langschädel beneidet. Er wandte daher seine Schritte fort und fort zur Rechten, in der Absicht,

der Wohnung des Hegereiters so nahe als möglich zu kommen.

Bei dieser wohldurchdachten und wohlüberlegten Expedition stiegen indeß in Kapplern neue Zweifel auf.

„Ich werde meinem traurigen Geschick doch nicht entgehen," seufzte er, „wer weiß, wo der Räuberhauptmann seine Helfershelfer versteckt hat. Eh' ich mir's versehe, wird einer oder der andre hervortreten und mir den Weg der Rettung und des Ruhms vertreten. Dieser Belial würde mich sonst wohl kaum so mutterseelenallein entlassen haben."

Der Sportelschreiber schritt daher mit äußerster Vorsicht weiter. Er nahte jetzt einem sehr romantisch gelegenen Plätzchen, welches den Namen des „Gesundbrunnen" führte. Uralte, himmelhohe Buchen umschatteten eine klare Quelle, die aus moosbewachsenen Felsen sprang und zwischen Vergißmeinnichtufern dahin rieselte. Weiche Rasenbänke luden zur Ruhe ein.

Kappler, der bei diesem anmuthigen Ort nie vorbeiging, ohne daselbst ein wenig auszuruhen und sich durch einen frischen Trunk zu laben, fühlte diesmal weder Müdigkeit noch Durst. Sein Herz lechzte nach Freiheit, nach Ruhme, das schöne Fräulein zu befreien und sich dadurch eine Stufe in den Himmel zu bauen. Er wollte so eben den Gesundbrunnen zur Linken liegen lassen und seinen Weg rechts fortsetzen, als er plötzlich, wie vom Donner gerührt, stehen blieb. Keine zehn Schritte vor ihm, auf einer der Bänke des Gesundbrunnen glänzte ein farbiges Kleid.

Der Sportelschreiber begann am ganzen Leibe zu zittern. Er zog seine Brille hervor. Richtig, da lag das schöne Fräulein malerisch auf Moos gestreckt, das Haupt auf den Arm gelehnt. Sie schien zu schlummern.

„Jetzt, Kappler, gilt's Energie, Courage; jetzt, Kappler, zeige, daß du Christ, Mann und Held bist.“

Diese Gedanken durchkreuzten des Sportelschreibers Gehirn. Er stand eine Minute lang unschlüssig, ohne zu wissen, was er beginnen sollte. Endlich siegte sein besseres Selbst. Er beschloß, das Fräulein zu wecken, sie von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen und mit hr zu entfliehen, es koste, was es wolle. Die Hegereiterei konnte nicht weit sein. Hatte man diese erreicht, so war die Rettung aus des Räubers Klauen so gut wie gewiß.

„Freilich,“ dachte er wieder, und böse Zweifel umkrallten sein Inneres, „wenn Schobri, der ebenfalls nicht weit von hier ist, uns auf der Flucht attrapirt, bin ich am längsten Sportelschreiber und Mensch gewesen. Dann heißt's blute und stirb.“

Kappler holte bei diesen Worten tief Athem und einen Augenblick stand er selbst im Begriff, das schlummernde Fräulein ruhig fortschlummern zu lassen und vor allen Dingen seine eigene Person in Sicherheit zu bringen.

„Schlummre mit Gott, du schönes, gnädiges Fräulein,“ sprach er, „vielleicht, daß dich Schobri nicht findet, unterdeß schicke ich Retter, welche dich beschirmen.

„Doch nein,“ replicirte sein besseres Ich, „Kappler, sei Christ, sei Mensch, laß die Unglückliche, die Hülflose nicht in Teufelskrallen. Eh' die Hülfe anlangt, ist vielleicht Alles zu spät. Der Pirat, wenn er keine Rettung sieht, sticht das herrliche Kind todt, blos aus Rache, und sich später. Es ist ja ein gutes Werk, das du unternimmst, und der liebe Gott wird seinen Segen schenken und die Rettung gelingen lassen.“

Der Sportelschreiber, nachdem er sich hinreichend ermuthigt hatte, schlich an die Schläferin heran. Da

erwachte aber ein neuer Feind, an den er bisher gar nicht gedacht hatte; nämlich seine übergroße Blödigkeit einer jungen und schönen Dame gegenüber.

„Was hilft das Alles," ermunterte er sich endlich; „wo es Freiheit und Leben gilt, kommt es auf glatte Worte und schöne Redensarten nicht an. Wenn ich ihr auch grob und täppisch vorkomme, so wird der große Dienst, den ich ihr leiste, alles Ungehobelte glatt machen."

Der Sportelschreiber trat jetzt der Schläferin auf drei Schritte nahe, streckte den Kopf vor und rief so leise als möglich: „Allerfürtrefflichstes Fräulein, wollen Sie wohl die ausnehmende Gnade haben, sich aus Ihrem höchst schätzenswerthen Schlummer in etwas zu ermuntern?"

Trotz dieser Apostrophe dachte die Schlafende an kein Aufwachen. Der Sportelschreiber sah sich daher genöthigt, seine Anrede zu wiederholen und zwar mit etwas verstärkterer Stimme. Alles vergebens. Das Murmeln der Quelle hatte die Schläferin fest eingewiegt.

„Das gnädige Fräulein," dachte Kappler, „erfreut sich wirklich eines höchst schätzenswerthen, gesunden Schlafs." Er recapitulirte also sein Sprüchlein zum dritten Male und diesmal ziemlich vernehmbar. Wieder vergebens.

Der Sportelschreiber begann zu verzweifeln. Er befand sich in kritischer, gefahrvoller Lage.

„Schreien darf ich nicht," sprach er, „wie leicht könnte der Schobri zur Hand sein, und gleichwohl liegt das Fräulein wie in einem Zauberschlafe. Sie besitzt hierin außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Friedrich auf dem Keller, welcher in der Geisternacht gleichfalls nicht zu ermuntern war."

Kappler wußte wirklich nicht, was er beginnen sollte. Er stand auf Kohlen; denn die Augenblicke wa-

ren kostbar. Das Fräulein mit der Hand zu rütteln, eine solche Vertraulichkeit würde er sich, selbst in der halsbrechendsten Lage, nicht erlaubt haben. Es verblieb also bei den Apostrophen, die er immer lauter wiederholte: „Allerfürtrefflichstes Fräulein, wollen Sie wohl die ausnehmende Gnade haben, sich aus Ihrem höchst schätzenswerthen Schlummer in etwas zu ermuntern?“

Die Schläferin lag wie im Todtenschlafe und war nicht zu erwecken. Kappler trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn und wußte seinem Leibe keinen Rath. Plötzlich durchzuckte ihn ob dieses eisenfesten Schlafes ein schrecklicher Gedanke.

„Wie,“ dachte er, „wenn das Fräulein todt wäre? Sie ist sterblich wie jeder Mensch; aus Schreck kann sie der Schlag gerührt haben. Man hat Beispiele, daß der Schreck den Menschen tödtet.“

Diese Idee faßte ihn so gewaltig, daß er im Begriff stand, schleunigst die Flucht zu ergreifen. Er warf einen ängstlichen Blick auf die Schläferin. Sie rührte sich nicht.

„Sie ist wahrhaftig todt,“ sprach er, „es ist jetzt Pflicht, daß ich so schnell wie möglich Neukirchen erreiche und Anzeige erstatte, damit die gerichtliche Aufhebung erfolgen kann. Vielleicht ist auch noch Rettung. Ein Aderlaß, Schröpfköpfe.“

Er wollte eben davon, als die Dame mit der linken Hand im Schlafe eine Bewegung machte.

Kappler ward hierdurch wieder sehr zweifelhaft. „Und sie schläft doch wohl nur,“ dachte er bei sich.

Er wiederholte daher sehr laut seine wohlgesetzte höfliche Anrede. Die Schlafende kümmerte sich auch diesmal nicht darum.

Jetzt faßte der Sportelschreiber einen höchst weisen Entschluß, das Fräulein wieder in wachen Zustand zu versetzen.

„Noth kennt kein Gebot,“ ſprach er, „ich nehme zum letzten Mittel meine Zuflucht. Das Fräulein wird mir vergeben, ſobald ſie die Dringlichkeit ihrer Lage in Erwägung gezogen hat.“

Er brach ſich einen langen Halm aus dem ringsumher hoch aufgeſchoſſenen ſchilfartigen Graſe und berührte leis wie mit einer Wünſchelruthe die Schläferin.

Da dieſelbe mit Handſchuhen bekleidet war und mit dem Geſicht auf dem rechten Arm gelehnt lag, ſo ſpähte der Sportelſchreiber eine Zeit lang vergeblich nach einem nackten Fleckchen, an welchem er mit dem Grashalme ſeine zarten Belebungsverſuche anzuſtellen vermöchte. Die Dame hatte den italieniſchen Strohhut abgelegt, ein zierliches Spitzenhäubchen hielt die Locken umſchloſſen, ſo verblieb Kapplern nur der untere Theil des Ohrs.

Nach dieſem wichtigen Organe lenkte er jetzt die Spitze ſeines Halmes und berührte das ſogenannte Ohrläppchen ſo leiſe als möglich.

Der Gefühlsſinn ſchien bei der Schläferin für äußere Eindrücke empfindlicher zu ſein, als der des Gehörs. Des Sportelſchreibers Belebungsverſuche waren von dem erwünſchteſten Erfolge. Die Dame fuhr wie beſeſſen empor.

Aber wer malt das Erſtaunen und den Schreck des kühnen Todtenerweckers, als ihm plötzlich ein altes, abgezehrtes Geſicht entgegenſtarrte und wuthfunkelnde Blicke ihn zu durchbohren drohten.

„Ha, Verwegener,“ kreiſchte die bejahrte Dame, „was will Er, wer iſt Er? hinweg oder ich ſchreie.“

Mit dieſen Worten ſchrie ſie auch ſchon: „Zu Hülfe! Mörder, Diebe, Feuer!“

Dem zum Tode erſchrockenen Kappler war vor Entſetzen die Zauberruthe aus der Hand gefallen.

Er wollte sich sammeln, war bemüht, der Erzürnten ihren Irrthum aus einander zu setzen, sie aufzuklären, daß er weder Mörder noch Dieb, sondern wohlbestallter Sportelschreiber auf dem Neukirchner Stadtgerichte sei; aber die durch den Grashalm Erwachte ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern schrie in Einem fort: „Hinweg, Elender, ich ertrage seinen Anblick nicht.“ Zu gleicher Zeit schweiften ihre Blicke suchend und erschreckt umher.

„Himmel,“ fuhr Madame Chignon, denn dies war die Dame, bei welcher Kappler mit seinen Belebungsversuchen so übel angekommen war, kreischend fort, „Clara, Fräulein Clara, wo sind Sie?“

Dem Sportelschreiber schmerzte es tief, für seinen guten Willen sich so verkannt und mit Titulaturen überhäuft zu sehen, die keineswegs schmeichelhaft waren. Gleichwohl, stets von christlichem Sinne beseelt und voller Nächstenliebe, entschuldigte er die Erschreckte und Erzürnte.

„Es ist ein rasend Weib,“ sprach er für sich, „die weiß nicht, was sie spricht, ist unzurechnungsfähig und kann mich, juristisch betrachtet, nicht beleidigen.“

Madame Chignon fuhr indeß fort, eifrigst hin und wieder zu laufen und ängstlich nach ihrer Pflegbefohlnen, dem Fräulein Clara, zu rufen. Plötzlich kam sie auf Kapplern.

„Wo ist das Fräulein?“ schrie sie, „Fräulein Clara von Löwenstern, sie saß, eh' ich einschlief, an meiner Seite, Er muß es wissen. Wo ist sie hingegangen? So Er nicht gesteht, wird Ihn der gnäd'ge Herr in den Thurm werfen lassen.“

Diese Rede war selbst dem sanften Kappler außerm Spaße. Im Bewußtsein seiner Unschuld wollte er so-

gar anzüglich und ſpitzig werden. Krümmt ſich der Wurm, wenn er getreten wird. Anzügliche und ſpitzige Reden waren indeß ſeiner gutmüthigen Natur ſo zuwider, daß die Stachelworte nicht über ſeine Zunge wollten. Ihm ward jetzt ſo viel klar, daß das Fräulein, welches die geſtrenge Dame vermißte, kein anderes ſein könne, als das von dem Räuber verfolgte. Die Gefahr und die Angſt des armen Kindes traten wieder lebhaft vor ſeine Seele. Er vergaß daher ſeinen Groll gegen Madame Chignon und erwiederte dringlich: „Allerdings, hochgeachtete Madame, hab' ich das fürtreffliche Fräulein geſehen; es wird von einem Räuber verfolgt. Möge der Himmel verhüten, daß es nicht ſchon in ſeinen Klauen iſt. Bitten wir Gott, daß er das herrliche Fräulein den Weg nach dem Schloſſe hat finden laſſen."

„Was ſchwatzt Er, Einfaltspinſel?" fuhr die Aufgeregte unmuthig heraus, „Räuber, wo ſollen hier Räuber herkommen?"

„Hab' ich den Piraten doch mit eignen Augen geſehen, hochgeachtete Madame," wagte Kappler mit vieler Zuverſicht zu behaupten.

„Er iſt verrückt," verſetzte Madame Chignon, ſchien den Sportelſchreiber weiter nicht zu berückſichtigen und fuhr fort, den Namen Clara in den Wald zu rufen.

„Nun, wenn ſie es nicht glauben will," dachte Kappler, „kann ich nichts dafür. Sie ſollte übrigens nicht ſo gewaltſam rufen, das unverſtändige Schreien wird den Räuber herbeirufen und der wird wenig Federleſens mit dieſem Schreihalſe machen. Ein Dolchſtoß und kalt iſt ſie. Wie höchlich ſie mich injurirt hat, verlangt es doch meine Menſchenpflicht, daß ich ſie warne." Er wagte ſich daher einige Schritte nä-

her und ſprach: „Hochachtbare, ſehr geſchätzte Madame, wollten Sie nicht gefälligſt in Ihrem durchdringenden Schreien ſich ein wenig zu moderiren die Güte haben? Der Räuber kann gar nicht weit von hier ſein. Sie ſetzen ſich außerdem der höchſten Gefahr aus.“

Madame Chignon, welche auch dieſe wohlgemeinte Rede für albernes Geſchwätz hielt, achtete ihrer nicht. Da jedoch auf ihr wiederholtes Rufen die Pflegbefohlene nicht erſchien und auch nicht antwortete, ward ſie immer ängſtlicher. Sie wandte ſich daher wieder zu Kapplern:

„Alſo Er hat das Fräulein geſehen?“

Der Sportelſchreiber, durch dieſe Anrede, welche weniger rauh klang, als die vorigen, vollkommen beſiegt, war wieder ganz der Alte, höflich, demüthig und geblendet durch die Ehre, von einer ſo hochgeſtellten Perſon angeredet zu werden. Er erwiederte daher ſogleich äußerſt zuvorkommend:

„Ja wohl, hochachtbare, werthgeſchätzte Madame, ich war ſo glücklich, mit eignen Augen das herrliche gnädige Fräulein vorübereilen zu ſehen. Ich kann es auf Verlangen beſchwören vor dem Amtmann und Gott.“

„Wann und wo ſah Er ſie?“

„Vor keiner halben Stunde,“ begann nun der Gefragte redſelig, „ich ſaß unter der Guckuckslinde, welche dieſen allerdings ſeltſamen Namen nicht ſowohl von dem Vogel, den man Kuckuck benennt, ableitet, ſondern von dem ehemaligen Förſter Guckuck, der ſich um die Cultur dieſes ehrwürdigen Baumes namhafte Verdienſte erworben, indem er nicht nur die Krone mit Sorgfalt und Kunſt ausäſten, ſo daß ſie an vollkommener Rundung gewann, ſondern auch zierliche

Rasenbänke rings um den Stamm anlegen ließ, so daß die dankbare Nachwelt nicht umhin konnte —"

„Zur Sache," unterbrach ungeduldig Madame Chignon, „also da kam das Fräulein an Ihm vorüber?"

„Allerdings, hochachtbare und verehrte Madame, da kam das herrliche Fräulein, hold und liebenswürdig anzuschauen. Sie kam aus dem Walde in halbem Galopp, etwas enragirt und derangirt, mit fliegendem Haare und sah ordentlich erhitzt aus."

„Um Himmelswillen," rief Madame Chignon erschrocken, „was ist mit Clara! Sprecht Ihr die Wahrheit, Mann?"

„Lauter wie Gold; wie gesagt, vor dem Amtmann und Gott beschwör' ich's; unumstößliche Wahrheit."

„Und wohin nahm das gnädige Fräulein ihren Weg?"

„Nach dem Ehrenberge, werthgeschätzte Madame, ich hab' ihr den Weg selbst beschrieben."

„Ihr habt mit ihr gesprochen?"

„Ei, ja wohl, das gnäd'ge Fräulein hatte die hohe Gnade, sich bei mir nach der Richtung zu erkundigen, die sie einzuschlagen, um nach dem Schlosse zu gelangen."

Madame Chignon, als sie erfuhr, daß Clara nach Hause zurückgekehrt sei, ward etwas ruhiger. Sie erklärte sich das Verschwinden ihres Pfleglings natürlich. Die Gouvernante, von der Lieblichkeit des schattigen Plätzchens verlockt, hatte der Versuchung nicht widerstehen können, auf der weichen Moosbank unter dem sanften Gemurmel der Quelle ein wenig einzunicken. Clara benutzte diesen Schlummer zu einer kleinen Excursion in den anmuthigen Wald; sie verlief sich, konnte den Gesundbrunnen nicht wiederfin-

den, gerieth darüber in Angst und Bestürzung und hatte daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich bei dem Ersten Besten, den sie antraf, nach dem Wege zum Schlosse zu erkundigen. Dies fand Madame Chignon Alles in der Ordnung; darum schien ihr auch Kappler's Aussage sehr wahrscheinlich. Sie bereute, sich dem Schlafe überlassen zu haben, und war im Begriff, gleichfalls nach dem Ehrenberge zurückzukehren, mit dem Vorsatze, dem unfolgsamen Fräulein tüchtig den Text zu lesen; als der Sportelschreiber seine fromme und wohlgemeinte Phrase wiederholte: „Gebe nur der Himmel, daß das gnädige Fräulein den Ehrenberg glücklich erreicht hat und von dem Räuber nicht attrapirt worden ist."

Diese Worte ließen die Gouvernante wieder an Kappler's Verstande irre werden.

„Mit diesem Menschen scheint es nicht richtig," sprach sie, „ich will mich beeilen, aus seiner Nähe zu kommen."

Der Sportelschreiber, als Madame Chignon seinen Worten keine Antwort würdigte, glaubte, sie setze Zweifel in Betracht des Räubers und hielt es für angelegentliche Pflicht, sich hinsichtlich Clara's Verfolger deutlicher zu expectoriren.

„Wenn ich den Piraten," sprach er, „nicht selbst gesehen und gesprochen, wenn er mir nicht mit höchsteigner Hand ein scharfgeladenes Pistol vor die Brust gehalten, damit ich den Pfad verriethe, welchen das gnädige Fräulein eingeschlagen; wenn er mich nicht selbst hierher geschickt hätte, besagtes gnädiges Fräulein aufzusuchen, wollt' ich gar nichts gesagt haben. Ich hielt Sie anfangs selbst, hochgeachtete Madame, für besagtes Fräulein, Sie schlummerten sanft, ich hielt es daher für Christenpflicht, Sie zu wecken und von der großen Gefahr zu benachrichtigen."

Diese letztere Auseinandersetzung des Sportelschreibers schien auf Madame Chignon weit größern Eindruck hervorzubringen, als alle früheren Reden Kappler's. Sie forschte ängstlich weiter, der Sportelschreiber ward ausführlicher, erbot sich nochmals, jedes seiner Worte vor Gott und dem Amtmann mit körperlichem Eide zu erhärten. Endlich unterlag es keinem Zweifel, daß die Pflegbefohlene wirklich von einem Böswicht verfolgt worden sei. Dieser Gedanke brachte sie zur Verzweiflung. Sie ward zugleich gegen Kapplern demüthig und freundlich; dankte ihm, daß er sie geweckt und auf die große Gefahr, in welcher sich das gnädige Fräulein befinde, aufmerksam gemacht habe; nannte ihn erst „lieber Mann," zuletzt „guter Freund," und beschwor ihn, sie schleunigst und auf dem nächsten Wege nach dem Schlosse Ehrenberg zu geleiten.

Der Sportelschreiber, ob solcher Herablassung bis zu Thränen gerührt, gelobte der Geängsteten bis an's Ende der Welt zu folgen, und eilte dienstbeflissen neben der schnell Dahineilenden her.

Er mußte ihr nochmals das ganze unerhörte Abenteuer wiederholen. Madame Chignon, welcher Clara's Gefahr fortwährend in den düstersten Bildern vor Augen schwebte, vermochte vor Angst und Schrecken kein Wort hervorzubringen.

Kappler hingegen fürchtete wieder aller Augenblicke hinter irgend einem Busche den Räuber mit gespanntem Pistol hervortreten und ihn zur Rechenschaft fordern zu sehen. Er dankte dem lieben Gotte, als nach nicht allzulanger Wanderung die Wohnung des Hegereiters durch die Zweige blickte. Die Beiden eilten unaufhaltsam weiter, um so bald als möglich das Ende des Waldes zu erreichen. Dies gelang ihnen

binnen kurzer Friſt; das Buſchwerk ward lichter und ſie gelangten in's Freie, wo wenige Schritte vor ihnen die Werla durch's Thal floß. Ganz nahe zur Rechten ſtiegen die Zinnen des Schloſſes Ehrenberg zum Himmel und in der Ferne zur Rechten waren die Thurmſpitzen von Neukirchen zu erkennen.

Der Sportelſchreiber holte tief Athem, als er ſich wieder in menſchenbelebter Gegend befand. Er ſehnte ſich herzlich nach den Zinnen und Feuereſſen ſeines Heimathsſtädtchens, hinter welchen er ſich gegen alle Jungfrauenräuber der Welt geſichert hielt.

„Ich hoffe," ſprach er zu ſeiner Begleiterin, „daß die himmliſchen Heerſchaaren ſich des gnädigen Fräuleins menſchenfreundlich angenommen und Hochdieſelbe gnädiglich hinter Schloß und Riegel des felſenfeſten Ehrenbergs gebracht haben, wohin zu dringen dem furchtbaren Räuber wohl vergehen dürfte."

„Aber wenn ſie noch nicht heimgekehrt wäre," gab die beſorgte Madame Chignon zu bedenken, „was dann, lieber Freund?"

Das ebenſo wehmüthig wie huldvoll ausgeſprochene „lieber Freund" ging dem ſanften Kappler wieder durch und durch.

„Was dann beginnen?" wiederholte die Gouvernante.

Der Sportelſchreiber ſann hin und her; er ſchraubte ſein Denkvermögen auf die äußerſte Spitze.

„Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten," ſprach er endlich, „muß dann das ganze Land weit und breit durch die Sturmglocke aufgefordert werden, um des Jungfernräubers habhaft zu werden, damit er mit ſeiner hoffnungsvollen Beute nicht eſchappirt."

„Wo denken Sie hin!" erwiederte raſch einfallend

Madame Chignon, „das gäbe ein Eclat, welches dem Rufe des Fräuleins schädlich werden könnte. Nein, vor der Hand darf noch keine Seele von dem unglückseligen Vorfalle wissen.“

„Das Beste ist,“ fuhr sie nach kurzem Bedenken fort, „ich eile nach dem Schlosse und frage, ob das Fräulein zurückgekehrt ist. Sollte dies nicht der Fall sein, so bleibt in der Welt nichts übrig, als daß wir in den Wald zurückkehren und nicht eher ruhen, bis wir die Vermißte gefunden.“

„Wieder in den Wald zurück?“ frug Kappler und ihm ward nicht wohl zu Muthe.

„Allerdings,“ fuhr die geängstigte Gouvernante fort; „ich habe in Ihnen einen so redlichen Freund, einen so getreuen Helfer in der Noth kennen gelernt, daß Sie mir den großen Liebesdienst, mich nochmals zu begleiten, um den ich Sie dringend bitte, gewiß nicht versagen werden.“

„Aber bedenken Sie, insonderheit hochgeschätzte Madam — —“

„Die Frauen, das schwächere Geschlecht, zu schützen, gehört zu den edelsten Pflichten des Mannes.“

„Allerdings,“ stammelte Kappler, dem bei dieser neuen Proposition übel zu Muthe ward; „indeß erwägen Sie, urtheilen und stellen Sie in gnädige Betrachtung, hochgestellte Madame, daß es ein Haupträuber ist, der nach Blut und Beute lechzt.“

„Ich hoffe noch immer,“ tröstete Madame Chignon, „daß es mit diesem Räuber, wie Sie den allerdings sonderbaren Fremdling zu benamen pflegen, keine weitere Gefahr auf sich hat. Es ist gewiß nur ein muthwilliger Mädchenjäger aus der Stadt, dem es Vergnügen macht, einer jungen Dame Furcht und Schrecken einzujagen. Zudem sind wir zwei, an wel-

chen er sich in dieser belebten Gegend nicht vergreifen wird."

„Aber der Grausame hat Pistolen," gab der Sportelschreiber von Neuem zu bedenken, dem schon der Gedanke, nochmals in den Wald zurückzukehren, die Haare zu Berge trieb.

„Wenn Sie mich begleiten, fürchte ich nichts," versetzte die Gouvernante, welcher nur daran gelegen war, so unbemerkt wie möglich ihres Pfleglings habhaft zu werden. „Und daß Sie mich nicht verlassen werden, dafür bürgt mir Ihre Menschenfreundlichkeit, Ihre Pflicht als Mann, Christ und Bürger. Leben Sie wohl, in Kurzem bin ich wieder bei Ihnen."

Mit diesen Worten eilte Madame Chignon der nahgelegenen Werlabrücke zu, welche unmittelbar nach dem Ehrenberge führte, und ließ den Sportelschreiber in einer Stimmung zurück, die schwer zu beschreiben ist.

„Das Beste wäre allerdings," sprach er, nachdem er mit Schaudern die Gefahren der bevorstehenden Expedition überdacht hatte, wobei seine aufgeregte Phantasie nicht ermangelte, sie so schauerlich wie möglich auszumalen, „wenn ich den günstigen Zeitpunkt benutzte und auf und davon liefe. Was geht mich die alte Dame an, sammt ihrem durchgegangenen Fräulein; ich kenne sie nicht, sie mich nicht. Es wäre in der That der kürzeste Weg, mich aus dieser eben so bedenklichen wie auch höchst gefahrvollen Lage zu ziehen. Hätte ich vorausgesehen, wie Alles gekommen, würde ich mich wohl bedankt haben, die alte Dame mit solcher Beharrlichkeit aus dem Schlafe zu erwecken. Mein guter Genius wollte mir wohl, jetzt sehe ich es ein, als er die Alte wie im Zauberschlafe gefesselt hielt. Wenn ich ein Schlagtodt, kriegserfahren, blut-

gierig und bewaffnet wäre, sollte mir der Feldzug gegen den Räuber ein Spaß sein; so aber bin ich der friedlichste Mann von Neukirchen. Ich für meine Person kann das Fräulein nicht aus den Klauen des Geiers retten, wenn er es einmal umklammert hat. Das ist eine vollkommen ausgemachte Sache. Ich bin viel zu bescheiden, meine Kräfte zu überschätzen. O wär' ich weit von hier."

Während Kappler mit sich kämpfte, ob er davon laufen, oder seine Pflicht als Mann, Christ und Bürger, wie sich Madame Chignon ausgedrückt hatte, erfüllen sollte, kam letztere eilenden Schritts wieder zurück.

„Wie ich gefürchtet," rief sie angsterfüllt, „das Fräulein ist noch nicht zurück und hat sich unfehlbar im Walde verlaufen. Ich hoffe jetzt, geehrter Freund, daß Sie Ihre Pflicht als Mensch, Christ und Bürger erfüllen und mir Ihren so schätzbaren Beistand nicht versagen werden. Das Fräulein ist gewiß gar nicht weit von hier; so daß wir nicht lange Zeit nach ihr suchen werden."

„Ja, wenn er sie aber schon hat," gab der Sportelschreiber voller Angst zu bedenken; „seien Sie versichert, er gibt sie nicht heraus, wenigstens uns beiden nicht, das ist so gewiß, wie Sonne, Mond und Sterne; und wir stürzen uns unnöthigerweise in Tod und Gefahren.

„Sie haben das schauderöse Pistol nicht gesehen, hochgeschätzte Madame, ich bin überzeugt, Sie würden anders sprechen."

„O säumen Sie nicht," bat die Gouvernante in flehendem Tone, „Sie haben gewiß auch Kinder, liebe, gute Kinder, wie Fräulein Clara eins ist; bei diesen ihren guten, lieben Kindern beschwöre ich Sie."

Kappler ward trotz seiner Angst bei dieser völlig unerwarteten Vaterschaft, die sein jungfräuliches Zartgefühl auf das Tiefste alterirte, über und über roth.

Zeit und Ort waren leider nicht geeignet, Madame Chignon über diesen zarten Punkt aufzuklären. Der Sportelschreiber vermochte daher kein Wort zu erwiedern.

Die Gouvernante, welche dieses Schweigen für ein gutes Zeichen auslegte und bei Kapplern den rechten Fleck getroffen zu haben vermeinte, konnte von der Nachkommenschaft des Sportelschreibers gar nicht loskommen.

„Beneidenswerther, glücklicher Vater," fuhr sie begeistert fort, „der Himmel wird es an Ihrer theuren Familie nicht unbelohnt lassen, was Sie einer armen Verirrten gethan. Für eine gute That bleibt der Segen von Oben nie aus, und solchen hat ein Familienhaupt immer vonnöthen."

Kappler war der Verzweiflung nahe. Er wollte sich auf die mit aller Gewalt aufgedrungene Vaterschaft schlechterdings nicht einlassen und sprach fortwährend von Sturmlauten und allgemeinem Aufgebot.

„Nein, nein," entschied Madame Chignon, „das ist durchaus nicht nöthig; wir werden das Fräulein auch ohne Sturmlauten auffinden."

Sie mußte jedoch, ehe sich der Sportelschreiber zu dem großen Wagstück, in den Wald zurückzukehren, entschloß, noch alle Beredtsamkeit und alle Beschwörungen aufbieten, die ihr zu Gebote standen.

Endlich konnte er nicht länger widerstehen. Er dachte: „mag's werden, wie es will; unser Heiland ist in den Tod gegangen aus Liebe für seine Mitmenschen, warum soll sich ein karg besoldeter Sportelschreiber, der kaum das liebe Leben hat, sperren und

sträuben? Was will der vor einem Messias voraus haben? Lebendig komme ich freilich nicht wieder. Ich fühl's. Das räuberische Ungeheuer schießt mich über den Haufen, wie einen Sechszehnender. Adieu, Welt. Der Kelch ist bitter. Ich sterbe kinderlos. O, wenn mein jungfräulicher Mund reden dürfte! Die hohe Dame schwebt in einem fürchterlichen Irrthume hinsichtlich meiner häuslichen Verhältnisse. Wenn sie wüßte, daß ich spurlos aus der Welt verschwinde, würde sie dies Opfer nicht verlangen. O Agnes, lebe wohl, mein dunkles Schicksal reißt mich fort."

Unter solchen und ähnlichen trübgefärbten Monologen trabte der ganz wider Willen zum Familienvater avancirte Sportelschreiber neben der fast laufenden Madame Chignon her.

Als man dem Walde näher kam, stiegen neue Bedenklichkeiten in Kappler auf.

„Es wäre doch wohl nicht unrathsam," sprach er, „ja ich finde es sogar höchst wünschenswerth, wenn Sie, hochwohlgeborne Madame, die Gewogenheit gehabt hätten, einige der Löwenstern'schen Dienerschaft von der offenkundigen Gefahr gefälligst in Kenntniß zu setzen, damit sie uns nicht aus den Augen lasse, und von ferne folge, dann wären wir doch nicht ganz ohne Rückenhalt dem Bösewichte Preis gegeben. Nach meinem Dafürhalten wäre selbst jetzt noch Zeit hierzu, wir sind vom Schlosse noch nicht allzuweit entfernt."

„Nein, nein," entgegnete die Gouvernante, „ich habe mit Willen gegen Jedermann geschwiegen. Wie leicht hätte der gnädige Herr davon erfahren können. Das ist ein sehr gestrenger Vater, und Fräulein Clara würde ihren Ungehorsam zu hart zu büßen haben."

„Aber wenn wir umkommen, meine Gnädige, kräht nicht ein einziger Hahn darum."

„Auch verdient wohl die ganze Angelegenheit kein so großes Aufhebens.“

„Nun, ich dächte denn doch,“ meinte kopfschüttelnd der Sportelschreiber, „wo einem gespannte Pistolen auf die Brust gehalten werden, das liegt außer dem Bereiche aller Spaßhaftigkeit.“

„Ich glaube noch immer,“ sprach beruhigend Madame Chignon, „der fremde Mann hat sich blos einen Scherz mit Fräulein Clara, so wie auch mit Ihnen erlaubt. Räuber und Mörder giebt's heutzutage wenigstens in hiesiger Gegend nicht mehr.“

„Nulla regula sine exceptione,“ zu Deutsch, „keine Regel ohne Ausnahme,“ erwiederte Kappler, der selbst in der bedrängtesten Lage nicht umhin konnte, dieses Sprichwort, das seinen ganzen lateinischen Sprachschatz umfaßte und worauf er sich nicht wenig zu Gute that, nebst beigefügter deutscher Ueberſetzung anzubringen. „Es kann sich,“ fuhr er fort, „selbst in unser constitutionelles Gouvernement ein Bandit, Strelitze und dergleichen verlaufen. Wenn aber die Pistolengeschichte alleiniger Scherz gewesen, so danke der Guckuck und sein Küster diesem entsetzlichen Spaßvogel; ich mußte riskiren, daß mich der Schlag auf der Stelle rührte. Daß es dem gnädigen Fräulein gleichfalls außer allem Spaße war, bezeugte hochderoselben erhitzte air, die flatterhaften Haare und ähnliche untrügliche Merkmale des gefahrvollsten Zustandes.“

Diese letztern Worte des Sportelschreibers, welche Fräulein Clara betrafen, machten Madame Chignon wieder sehr besorgt. Sie eilte voran, so daß sie sich mit Kapplern bald wieder im Dunkel des Waldes befand. Hier erhob sie ihre Stimme und ließ den Ruf: „Gnädiges Fräulein!“ laut durch die Stille des Forstes erschallen.

„Um Himmelswillen," beſchwor der Sportelſchreiber, „wozu dies außergewöhnliche Geſchrei? Wollen Sie wohl die Gewogenheit haben, zu bedenken, daß dieſen ſchmetternden Ruf der Räuber eben ſo gut wie das gnädige Fräulein vernehmen kann?"

Madame Chignon ließ ſich durch Kappler's Ermahnungen nicht abhalten, indem ſie tiefer in den Wald drang, den Ruf häufig zu wiederholen.

Der Sportelſchreiber zitterte jedesmal am ganzen Leibe; angſtvoll ſchweiften ſeine bewaffneten Augen, denn er hatte aus Vorſicht die Brille aufgeſetzt, umher; überall fürchtete er den Jungfrauenräuber mit geſpanntem Piſtol hervortreten zu ſehen.

Man gelangte wieder zur Wohnung des Hegereiters, ohne daß Clara auf die häufigen Anrufe geantwortet hätte, oder daß ſonſt eine Spur von ihr zu entdecken geweſen wäre.

„Sie ſehen jetzt, wohlehrbare Madame," begann Kappler, der nur mit Mühe bis zum Hegereiter gefolgt war, indem er ſtehen blieb, „daß nicht ſowohl unſer Wiſſen Stückwerk iſt, ſondern daß auch unſer Suchen und Rufen, unſere Beſtrebungen, das gnädige Fräulein ausfindig zu machen, ganz vergeblich ſind. Unbeſtritten hat ſie der Räuber längſt gefangen genommen und transportirt ſie bereits über die Grenze. Ich glaube, wenn vorhin mein Rath wegen allgemeinen Sturmlautens und Aufgebots wäre befolgt worden, konnte das Fräulein gerettet werden. Jetzt bleibt uns in der Welt nichts übrig, als das hartgeprüfte holde Kind dem Schutze unſers allmächtigen Vaters anzuempfehlen, daß er ſich deſſelben erbarme, es tröſte und erleuchte. Weiteres Vordringen in den Wald aber und ferneres Nachforſchen führt zu nichts, wie wir bereits geſehen haben."

„Ei, wo denken Sie hin, mein Freund," erwiederte Madame Chignon, „jetzt erst will ich Ihre treuen Dienste in Anspruch nehmen. Bis zur Jägerwohnung hätte ich mich allenfalls ohne Sie gefunden, jetzt aber bedarf ich Ihrer. Die Durchsuchung des Waldes soll nun erst ihren Anfang nehmen. Um aber diese mit Erfolg in's Werk zu setzen, müssen wir uns theilen."

„Wie so theilen?" frug Kappler.

„Sie wenden sich zur Rechten," erklärte Madame Chignon, „ich gehe zur Linken. Von Zeit zu Zeit rufen wir uns Halloh! zu, damit wir nicht gar zu weit von einander gerathen; ich glaube, wir gelangen auf diese Weise bald zu unserm Ziele."

Der Sportelschreiber erklärte sich entschieden gegen dieses Theilungsproject. Er hatte sich wohl in seinem Leben noch nicht so unumwunden ausgesprochen, am allerwenigsten gegen eine Dame. Die Furcht vor dem fremden Marodeur, wie er den Studenten nannte, ließen ihn ganz aus seinem Charakter herausgehen. Alle Aufforderungen, die Madame Chignon an ihn ergehen ließ und worin von Christenpflicht, Seelenadel, Ehrenhaftigkeit, Männerwürde und dergleichen die Rede war, wollten bei dem sonst so empfänglichen Kappler nicht anschlagen.

„Wohlan," sprach die Gouvernante, „da Sie sich zu der vorgeschlagenen Theilung nicht entschließen, so begleiten Sie mich wenigstens eine Strecke, damit ich am Ende nicht selbst mich verlaufe. Sie sind hierorts bekannt und wissen sich zu finden."

„Aber, hochwohlgeborne Madame," rief Kappler, mit emporgehobenen Armen, „ich beschwöre Sie im Namen Himmels und der Erde, wie weit gedenken Sie noch vorzudringen in diese unwirthbare Wildniß?

Wir entfernen uns immer mehr von aller menschlichen Hülfe; schon liegt die Hegereiterei eine ansehnliche Strecke hinter uns."

„Nur ein paar hundert Schritte noch," beruhigte Madame Chignon, welcher allmälig ebenfalls unheimlich zu Muthe ward und die nur aus Angst für Clara vorwärts getrieben ward; „wenn wir dann das Fräulein nicht auffinden, kehren wir zurück und ich kann das unselige Ereigniß dem gnädigen Herrn nicht länger verschweigen. Es müssen dann außerordentliche Maßregeln getroffen werden."

Der Sportelschreiber begann jetzt im Geheimen die Schritte zu zählen, um Madame Chignon wegen der „einigen hundert" Schritte besser controlliren zu können. Als man zweihundert Schritte zurückgelegt hatte und die Gouvernante demungeachtet vorwärts schritt, glaubte es Kappler seinem eignen Heile ersprießlich zu finden, seine Begleiterin an ihre Aussage zu erinnern.

„Wir wandern bereits im dritten Hundert," sprach er, „in welchem wir selbst schon tief drinnen sitzen."

Madame Chignon that, als ob sie Nichts gehört und ließ sich in ihrer Wanderung nicht stören. Kappler zählte unterdessen mit großer Gewissenhaftigkeit weiter.

„Dreihundert," sprach er stehen bleibend, als diese Zahl voll war und sah Madame Chignon bedeutsam an.

„Nur noch ein ganz klein Stück!" bat diese. Der Sportelschreiber begann wieder sein Eins, Zwei, Drei, das er jetzt ziemlich vernehmbar aussprach und nicht mehr verschluckte, wie er früher gethan, damit Madame Chignon auch wisse, wie weit sie vorwärts sei.

„Vierhundert," markirte Kappler wo möglich

noch lauter, als das vorhergehende, und machte abermals Halt. Auch Madame Chignon blieb jetzt ermattet stehen. Düster schweiften ihre Blicke in der Waldgegend umher. Die arme Dame war ganz angegriffen von der innern Angst und der angestrengten ungewohnten Wanderung.

Kappler trat, von Mitleid ergriffen näher und begann zu trösten; aber auf eine Art, daß sich die geängstete Frau unmöglich gestärkt finden konnte. Er sprach im Anfang von der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, ferner, daß alles Mißgeschick und alle Trübsal von Gott kämen, wofür ein christliches Gemüth nicht genug dankbar sein könne, denn jedes Leiden stärke, beff're, erleuchte und bekehre, mache die Menschen zum Himmel reifer und schließe die Ewigkeit auf. Er schloß seine Trost- und Erbauungsrede mit den Worten: „Laß fahren dahin, es bringt dir keinen Gewinn, verloren ist verloren; der Herr hat's gnädige Fräulein gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt und gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!"

Während der Sportelschreiber wunder glaubte, welchen Eindruck er mit seiner Rede hervorgebracht und wie er mit seinen himmlischen Trostsprüchen das Herz der Madame Chignon gelabt und gestärkt habe, wendete diese unmuthsvoll ihr Haupt abwärts und sammelte Kräfte, um zum letzten Male ihren Ruf nach dem verloren gegangnen Pflegling ertönen zu lassen. Rings herrschte tiefe Stille; nur ganz leise spielte der Abendwind in den Kronen der majestätischen Buchen, als plötzlich Schritte vernehmbar wurden, die sich eiligst zu nähern schienen. Mit banger Erwartung und klopfendem Herzen schaute Madame Chignon nach der Gegend hin, von woher das Ge-

räuſch ertönte. Kappler, dem noch weit zaghafter zu Muthe war, als ſeiner Gefährtin, lauſchte mit zurückgehaltenem Athem und geſpitzten Ohren; zugleich ſchaute er ſorgfältig in der nächſten Umgebung umher, damit er für alle Fälle einen paſſenden Ausweg habe.

Die Schritte kamen näher. Zugleich wurden Stimmen vernehmbar. Eine frohe Ahnung durchzuckte das Herz der Madame Chignon; mit Einem Male that ſie einen lauten Schrei, eilte vorwärts und nach wenig Augenblicken ruhte die ſchmerzlich vermißte Clara an ihrem Halſe. Die Gouvernante wollte ſchelten; aber ſie vermochte es nicht. „Sie böſes, böſes Kind, was hab' ich Ihretwegen gelitten!“ Dies waren die einzigen Worte, die ſie zu ſtammeln vermochte.

„Nicht böſe ſein,“ bat das holde Mädchen im weichen Tone; „ich benutzte Ihr Schläfchen, mich ein wenig im Walde umherzutummeln, ich gelangte auf einen unfern gelegenen Felſenvorſprung, von wo man die herrlichſte Ausſicht über das Werlathal genießt. Hier erſchreckte mich das plötzliche Erſcheinen eines jungen Herrn. Ich wollte zu Ihnen zurückeilen, aber verirrte mich. Angſtvoll eilte ich hin und wieder. Trotzdem, daß ich mich bei einem Manne, der unter einem großen Baume ſaß, nach dem Ehrenberger Wege erkundigte, verfehlte ich den Heimweg und gerieth nur tiefer in den Wald. Mein Glück wollte, daß ich wieder mit dem jungen Herrn zuſammentraf, vor dem ich bei dem Felſenvorſprunge ſo erſchrocken war. Er hatte die Güte, mich zurechtzuweiſen und wieder auf den rechten Pfad zu bringen. Wir ſind ihm beide großen Dank ſchuldig, denn ohne ſeinen Beiſtand, wer weiß, wie tief ich im Walde ſtäke.“

Die Gouvernante machte bei Erwähnung des jungen Herrn ein ziemlich bedenkliches Gesicht. Sie schaute auf und ihr Blick ruhte nicht ohne Wohlgefallen auf dem schönen Karl Willer, der zu gleicher Zeit mit dem Fräulein aus dem dichten Laubwerk hervorgetreten und bei der Umarmungsscene bescheiden im Hintergrunde stehen geblieben war. Sie erwiederte sich verneigend die Begrüßung des jungen Mannes und stand eben im Begriff, ihm für den Dienst, so er dem Fräulein geleistet, ihren freudigen Dank auszusprechen, als in nächster Nähe ein Zetermordio losbrach. Sie wandte sich erschrocken und gewahrte, wie der Sportelschreiber, als werde er vom Sturm gepeitscht, durch Dick und Dünn die rasendste Flucht ergriff.

Kappler nämlich, als er die zärtliche Umarmung zwischen Madame Chignon und dem Fräulein gewahrte, glaubte letzteres allein zurückgekehrt und hielt alle Gefahr für überstanden. Er sprach sich Muth ein und kam näher, um an der hohen Freude gleichfalls gebührend Theil zu nehmen. Er hielt sich bei all seiner Bescheidenheit diesmal für wahrhaft dazu berufen; er gedachte der mannigfachen Gefahren, die er des gnädigen Fräuleins halber zu bestehen gehabt. Seine Mitfreude war aber von kurzer Dauer. Als er aufschaute, erblickte er den gefürchteten Piraten keine zehn Schritte vor sich. Ein Zetermordio ausstoßend und die stürmischste Flucht ergreifen, war das Werk eines Augenblicks. Keine Macht der Erde hätte ihn zu halten vermocht. Die Reise ging mit der Schnelligkeit eines afrikanischen Straußes durch Busch und Hecken, durch Schilf und Rohr.

Clara und Willer blickten unter lautem Lachen dem davoneilenden sonderbaren Kauze nach. Der

Student hatte dem Fräulein bereits ſein ſpaßhaftes Zuſammentreffen mit dem Sportelſchreiber erzählt. Auch Madame Chignon konnte nicht umhin, über ihren tapfern Begleiter zu lächeln. Sie ſah jetzt auch mit großer Beruhigung, daß der junge ſchöne Mann durchaus keinem Räuberhauptmann glich, wofür ihn Kappler gehalten hatte.

Willer bat um die Erlaubniß, die Damen bis zum Ausgange des Waldes geleiten zu dürfen, was gern zugeſtanden ward. Auf dieſem Rückwege lernte die Gouvernante in dem Begleiter einen eben ſo gebildeten wie intereſſanten jungen Mann kennen, bei dem körperliche Schönheit mit geiſtigen Vorzügen in reizender Wahlverwandtſchaft ſtand. Sie erkannte wohl, daß ein ſolcher Jüngling für das unbewachte Herz ihrer Pflegbefohlenen für die Länge nicht ohne Gefahr ſein könne, und ſie war froh, als man dem Ende des Waldes näher kam.

Was aber die gute Madame Chignon von der Länge der Zeit für Clara befürchtet hatte, war ſchon in Erfüllung gegangen. Der Anblick des jungen, ſchönen Mannes, das ſpätere Zuſammentreffen mit demſelben, die bezaubernde Irrfahrt im Walde, hatte einen himmliſchen Funken in die Bruſt der Jungfrau geworfen, der bald zur beſeligenden Flamme emporſchlagen ſollte.

Bei dem Studenten war daſſelbe der Fall. Er kam ſich wie verklärt vor und zählte den heutigen Tag zu den ſchönſten ſeines Lebens.

Auf dem Heimwege erzählte Madame Chignon die Abenteuer, die ſie mit Kapplern zu beſtehen gehabt, bei welcher humoriſtiſchen Mittheilung Clara und Willer oft laut auflachen mußten.

So hatte man faſt das Ende des Waldes erreicht,

als plötzlich zur Linken Hundegebell, Geschrei und ein lautes Hussa! Hussa! erscholl; Madame Chignon glaubte die Stimme des Sportelschreibers wiederzuerkennen.

Wirklich brach auch gleich darauf ein mächtiger Jagdhund aus dem Buschwerk, dem sein Herr, der Hegereiter, folgte. Zu gleicher Zeit arbeiteten sich zwei riesige, mit Aexten bewaffnete Holzhauer durch das Gesträuch.

Alle Drei machten, etwas verdutzt, Halt, als sie die drei friedlichen Spaziergänger, den Studenten mit den beiden Damen, des Wegs daher kommen sahen, während die Stimme des noch unsichtbaren Sportelschreibers im Hintergrunde fortwährend ihr Hussa, sa, sa, sa, Hector! schrie.

Endlich steckte er behutsam den Kopf aus dem Gebüsch, und als er den Studenten erblickte, rief er:

„Das ist der große Räuber, der Jungferndieb, der Schobri, packt ihn, Ihr Leute, das dankbare Vaterland wird Euch diesen Dienst nimmer vergessen."

„Der Kerl muß verrückt sein," sprach der Hegereiter zu den Holzhauern, indem er ehrerbietig seine Mütze vor den Vorübergehenden zog, worunter er das Fräulein seiner gnädigen Herrschaft nebst ihrer Gouvernante erkannte, „oder er hat uns zum Narren gehabt."

„Was," riefen die Axtbewaffneten aus einem Munde, „der Kerl uns zum Narren gehabt? Ei da soll ihn das Donnerwetter dreiunddreißig Millionen Meilen in den Erdboden schlagen; wir hängen ihn bei den Beinen an den ersten besten Baum."

Der Sportelschreiber, welcher mit Entsetzen den fürchterlichen Fluch vernahm, wartete das haarsträubende Vorhaben nicht ab, sondern benutzte seine bedrohten Beine vor allen Dingen dazu, so schleunig

als möglich aus der Nähe dieſer deſperaten Menſchen zu kommen.

Hector, ſo wie die Holzhauer hatten große Luſt, dem Flüchtling nachzuſetzen, aber der Hegereiter hielt ſie zurück.

„Laßt den Narren laufen,“ ſprach er, „wir tragen ſelbſt die Schuld, daß wir in den April geſchickt worden ſind, warum glaubten wir ſeiner Anzeige; ich dächte, ſie wäre abgeſchmackt genug geweſen.“

Unterdeß war Willer mit den Frauen in's Freie gelangt. Es that Madame Chignon faſt wehe, der Geſellſchaft des höchſt angenehmen Begleiters entſagen zu müſſen. Unter den vielen jungen Männern, die ſie auf ihrem Lebenswege Gelegenheit hatte kennen zu lernen, war keiner dem Ideale der Männlichkeit, welches ſie ſich gebildet hatte, ſo nahe gekommen, als dieſer Fremdling. Hier war keine Spur von jener Härte zu finden, die Frauen ſo leicht verletzt und in welcher ſich häufig die gebildetſten Jünglinge gefallen; aber auf der andern Seite vermißte man auch jene Weichlichkeit und Süßlichkeit, die die jungen Modeherren und Elegants ſo übel kleidet.

Madame Chignon hatte ſich vergeblich den Kopf zerbrochen, wer der liebenswürdige junge Mann wohl ſein möge. Im Laufe des Geſprächs war ihr bekannt worden, daß er nicht von hier ſei und nur vor mehren Jahren auf kurze Zeit dieſe Gegend beſucht habe. Nach ſeiner kraftvollen, edlen Haltung, der ſaubern, obſchon etwas ſtudentiſchen Kleidung konnte er, nach Madame Chignon's Meinung, nur von ſehr guter Familie, wo nicht gar von Adel ſein. Letzteres wünſchte ſie ſogar, denn dann war leicht die Möglichkeit vorhanden, daß er auch auf dem Ehrenberge erſcheinen und einen Beſuch abſtatten werde.

Auf die Frage der Madame Chignon, ob er Verwandte in hieſiger Gegend beſitze, war die Antwort geweſen, daß ihm ein Oheim in Neukirchen lebe, dem er für das mannigfache Gute, ſo er ihm erzeigt, zu vielem Danke verpflichtet ſei; außerdem kenne er nur noch einen Mann in dieſer Stadt genauer.

Madame Chignon durchlief alle adeligen Oheims von Neukirchen, welche ſich eines ſo ausgezeichneten Neffen zu erfreuen haben könnten, ohne auf ein befriedigendes Reſultat zu ſtoßen. Alle diejenigen diverſen Herren Neveus, die ihr bekannt waren, konnten, was namentlich den Geiſt betraf, einen Vergleich mit dem intereſſanten Begleiter im Entfernteſten nicht aushalten.

Fräulein Clara ging in ihrer Beurtheilung des Studenten weit einfacher zu Werke, als ihre Gouvernante. Sie kümmerte ſich wenig um Herkunft, Familie und Stand deſſelben. Ihr Herz, dem mit Vernunft nicht beizukommen war, erklärte laut und unverholen: Dieſen oder Keinen könnteſt du lieben.

Endlich gelangte das Kleeblatt zu dem Wege, der direct nach dem Ehrenberge führte. Der Student beurlaubte ſich, um ſeine Wanderung längs dem Werlaufer nach der Stadt fortzuſetzen.

Madame Chignon übernahm es, ihm auf das Verbindlichſte für die Dienſte, ſo er dem Fräulein geleiſtet, zu danken und ſich nebſt Clara freundlichſt zu empfehlen.

Bei dieſem feierlichen Acte aber konnte es die weibliche Neugier der ältern Dame doch nicht über ſich gewinnen, ſchließlich um den Namen ihres Begleiters zu bitten.

„Ich heiße Carl Willer,“ ſprach, ſich höflichſt verneigend, der Student, und trat ſeinen Weg nach der Stadt an. Aber je weiter er ſich von den bei-

den Frauen entfernte, die, eine jede in ihre Gedanken vertieft, langsam dem Schlosse zuschritten, desto lauter schlug sein Herz, desto mehr erfüllte sich dieser heilige Raum mit Clara's Bilde. Wiederholt blieb er stehen und schaute der Engelgestalt im himmelblauen Kleide nach. Er konnte noch deutlich erkennen, wie sie mit der Gouvernante über die Werlabrücke ging; dann verschwand sie hinter einem Wäldchen von schattendem Flieder. Rings standen die Wiesen, durch welche Willer's Pfad führte, in stiller Blumenpracht, aus den Waldbergen zur Linken tönte der Vögel Gesang, zur Rechten rollten die blauen Wellen der Werla, die Luft war geschwängert von dem Aroma zahlloser Blüthen, rings athmete tiefer Frieden; über den Himmel zogen die rothen Abendwolken und darunter wandelte ein Jüngling, in dessen Brust die Liebe ihre ersten, heiligen Funken geworfen hatte.

Sie oder Keine! das war der einzige Gedanke, der sein ganzes Wesen mit namenloser Wonne erfüllte. —

Freund Kapplern war es endlich gleichfalls gelungen, sich aus dem Walde herauszufinden und das freie Feld zu erreichen, obschon er aus Furcht vor den entmenschten Holzhauern, wie weiland Robinson Crusoe, als er die Todtengebeine erblickte, mehrmals im Kreise umhergerannt, so daß er lange Zeit den Ausgang des Waldes nicht zu entdecken vermochte und fast auf den Verdacht gerieth, wahrhaft behext zu sein. Endlich schimmerte die grüne Landschaft durch die alten Buchen und der Sportelschreiber, von der Parforcejagd zu Tode gehetzt, warf sich voller Desperation in das erste beste Kleefeld, woselbst er etwas zu Athem gelangte.

Kappler's Zustand war keineswegs beneidenswerth. Er war physisch und moralisch in gleichem Grade zu

Boden gedrückt. Er hatte abermals die im Leben ſo traurige Erfahrung gemacht, wie das Laſter triumphire, während die Tugend verfolgt wird. „Unangefochten,“ ſagte der Sportelſchreiber zu ſich, „konnte dieſer verbrecheriſche Räuberhäuptling ſeinen Weg fortſetzen und noch dazu in höchſt angenehmer und anſtändiger Geſellſchaft, in Begleitung des ſchönen Fräuleins, auf welches er es unbeſtritten abgeſehen hat, während ich unſchuldiges Weſen an den Beinen aufgehangen werden ſollte und wie ein angeſchoſſener Eber durch Dick und Dünn gehetzt wurde. Was hatte ich mir's für Mühe koſten laſſen, welche Beredtſamkeit hatte ich aufbieten müſſen, um den Hegereiter und die phlegmatiſchen Holzhauer zu bewegen, daß ſie mir folgten, um den Jungfernräuber gefangen zu nehmen. Was war der Lohn? Hätte mir Gott nicht ſo ausgezeichnete lange und behende Beine verliehen, gleich einem Sumpfvogel, ſo fehlte nicht viel, und das dem Verbrecher gebührende Mißgeſchick brach über mich herein. Der Himmel ſchütze das gnädige Fräulein, ich kann jetzt in der Welt nichts mehr für ſie thun. Denn geſetzt auch, ich zeigte den Vorfall dem Amtmanne Löffler an, ſo bezweifle ich ſehr, daß der ungläubige Mann meinen Worten Glauben beimeſſen würde; ich würde ſchwören ſollen, und davor ſoll mich der Himmel gnädiglichſt bewahren; eure Rede ſei Ja, Ja, Nein, Nein; was darüber, iſt vom Uebel. Wir ſtehen Alle in der Hand des Herrn, ſomit auch das gnädige Fräulein; der liebe Gott iſt mächtiger als ich armer Sportelſchreiber. Er wird ſich ihrer hülfreich annehmen. Ferner geht der Krug ſo lange zum Waſſer, bis er den Henkel verliert; ich müßte mich ſehr irren, wenn das nicht über kurz oder lang mit dem Räuberhauptmann der Fall ſein wollte. Eh' er

sich's versieht, wird er in die Hände der irdischen Gerechtigkeit gefallen sein; Niemand entgeht seinem verdienten Geschick."

Nachdem der Sportelschreiber auf diese Art sich getröstet und hinlänglich entschuldigt zu haben glaubte, daß er beim besten Willen für Fräulein Clara nichts mehr thun könne und die Räuberangelegenheit auf sich beruhen lassen müsse, stand er von seinem Kleelager auf und wanderte, sehr mißverstimmt, der Stadt zu.

In seiner Wohnung angekommen, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die unerhörten Abenteuer, Gefahren und Drangsale des heutigen Tages sorgfältig in sein Tagebuch, das er mit großer Sorgfalt führte, einzutragen. —

Siebentes Kapitel.

Willer's Besuch beim Hofcommissair.

Der Hofcommissair Eccarius war in seinem Blumengarten beschäftigt, um die von einem Gewittersturm losgerissenen Nelken an ihre Stäbe zu binden, als sich der relegirte Carl Willer bei ihm melden ließ.

„Heureka!" rief Eccarius freudig, den in den Garten Tretenden treuherzig die Hand schüttelnd, „willkommen in Neukirchen! Nun, der Examen brillant abgelaufen? Erste Censur, gratulire. Der Onkel wird fidel sein; schon bei ihm gewesen?"

„Noch nicht," erwiederte Willer, „auch bedaure ich, Ihre Gratulation nicht annehmen zu können."

„Wie ſo," erkundigte ſich der Hofcommiſſair und ſchaute fragend auf; „doch vor allen Dingen," fuhr er, ohne den Studenten zu Worte kommen zu laſſen, fort, „Platz genommen, ſich's bequem gemacht. Hier in der Jeländerjelieberlaube iſt ein freundlich Oertchen, man ſitzt bequem und hat eine angenehme Ausſicht. He, Johann, Roſine, ein Fläſchchen von Nummer Siebzehn, Pfeifen und Cigarren!"

Nachdem Willer Platz genommen, theilte er unverholen und der Wahrheit getreu ſein Mißgeſchick mit. Er erzählte ſeine mannigfachen Renconter mit den academiſchen Behörden, den zu Waſſer gewordenen Fackelzug und ſeine hierauf erfolgte Relegation.

Eccarius hatte der Erzählung mit der ungetheilteſten Aufmerkſamkeit und dem ſichtbarſten Intereſſe zugehört. Wie Willer zu Ende war, eilte er auf ihn zu und umarmte den Studenten mit einer Heftigkeit, die man ſeinem geſetzten Charakter gar nicht zugetraut hätte.

„Die Prinzeſſingeſchichte iſt zu ſchön!" rief er; „wie dieſem academiſchen Senate, ſollte es allen kriechenden Schwanzwedlern ergehen, an welchen unſer gutes Vaterland leider ſo reich iſt. Fürwahr, es wäre kein Wunder, wenn die Großen dieſer Erde an einer edlern Menſchheit irre würden und alle Untergebenen wie Sclaven behandelten, da letztere es ſo häufig ſich angelegen ſein laſſen, in wahrhaft hündiſcher Demuth den Gewaltigen die Füße zu lecken. Mich wundert, daß ſich der academiſche Senat nicht lieber vor den Wagen der Prinzeſſin kuppelweiſe einſpannte, wie weiland die Göttinger Studenten vor die Equipage der Demoiſelle Sonntag. Nein, mein verehrter junger Freund, da haben Sie vollkommen Recht gehandelt. Dieſe Relegation kann Ihnen nur zur Ehre

gereichen. Doch auf welcher Universität gedenken Sie Ihre Studien fortzusetzen und zu beendigen?"

Willer zuckte die Achseln.

„Eigentlich war ich Willens, das Jus ganz an den Nagel zu hängen, nach Amerika auszuwandern, und daselbst Ansiedler zu werden. Die alte Welt will mir nicht mehr behagen."

„Da geht es Ihnen wie mir," antwortete Eccarius; „aber ich fürchte nur, da unter uns steht es kein Haar besser, als hier oben. Es sind ebenfalls Menschen, die ihr leidenschaftsvolles Leben und Treiben führen. Dies hat mich in Europa zurückgehalten. Ich kann daher Ihr Vorhaben, das Jus aufzugeben, so wie Ihre Auswanderungsideen schlechterdings nicht billigen. Sie müssen durchaus Ihr Examen machen und Advocat werden. Das fehlte noch, daß die Rechtschaffenen auswandern und die zahlreichen gewissenlosen Leute zurückbleiben. Nein, junger Freund, daraus kann nichts werden; das gebe ich nimmermehr zu. Ein rechtschaffener Mann, der in der jetzigen egoistischen Zeit Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, ist nicht mit Golde zu bezahlen."

„Aber mein Oheim," gab der Student zu bedenken, „wird sich unter bewandten Umständen sicher zu keiner weitern Unterstützung verstehen."

„Possen," lachte der Hofcommissair, „wenn der Alte nichts herausrückt, sind wir auch noch da. Sein Sie außer Sorge. Ich schieße Ihnen vorerst die erforderliche Summe zur Absolvirung Ihrer Studien vor. Sie brauchen sich wegen der Rückzahlung kein graues Haar wachsen zu lassen, da ich dieselbige erst dann verlange, sobald Sie Ihr Auskommen haben. Wenn Ihr Onkel sieht, daß es Ihnen mit der Juristerei Ernst und das Examen glücklich bestanden ist,

wird er für die zwei bis drei dürren Jährchen seine milde Hand nicht verschließen; da kenne ich den Alten. Uebrigens rathe ich Ihnen keines Falls, Ihre praktische Lehrzeit im hiesigen Amte zu verbringen. Der Horizont hier ist zu eng begrenzt und bietet durchaus kein Terrain für einen künftigen tüchtigen Advocaten. Nein, Sie müssen nach der Residenz; ich werde dafür sorgen, daß Sie dort in die Expedition des ersten Advocaten des Landes, dem ich befreundet bin, gelangen. Da kommen Sachen und Fälle vor, die sich hören lassen, das ist eine Ihnen würdige Schule. Sobald Ihre Specimina approbirt, habilitiren Sie sich in Neukirchen. Für Praxis lassen Sie mich sorgen. Binnen Kurzem müssen Sie alle Hände voll zu thun haben. Ich habe zu Ihnen ein Vertrauen, wie zu keinem unserer hiesigen Rechtsanwalte. Nur nicht verzagt. Aller Anfang ist schwer."

„Edler Mann," sprach Willer, dem eine Thräne nahe war, indem er dem Hofcommissair die Hand reichte, „es ist zu viel, was Sie mir da bieten; ich kann das nicht annehmen, für solche Großmuth kennen Sie mich zu wenig."

„Ich kenne Sie allerdings nur insofern," erwiederte Eccarius, „als daß ich Sie für dies Anerbieten, das ich Ihnen mache, vollkommen würdig halte."

„Wohlan," versetzte der junge Mann nach einer Pause mit Feuer, „ich mache von Ihrer Güte Gebrauch und beim Himmel, Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben. Mein Loos ist entschieden; ich athme wieder frei und der kleine Sturm beim Onkel wird zu überstehen sein."

„Nach meinem Dafürhalten," meinte der Hofcommissair, „ist es das Beste, wir lassen den Inspector von wegen der Relegation gänzlich in Unkenntniß.

Wenn der Alte die Prinzessingeschichte erfährt, ich glaube, er reist mit umgehender Post Ihrer Durchlaucht nach und bittet Hochdieselbe fußfällig, daß man die hohe Ungnade, so sein ungerathener Neffe und Pathe sich habe zu Schulden kommen lassen, nicht auf ihn übertrage. Nach seinen Ansichten sind Sie in Betreff Ihres Verhaltens, das die Relegation nach sich gezogen hat, der größte Verbrecher auf dem Erdboden. Er ist im Stande, Sie auf der Stelle zu enterben. Nein, warum ihm und Ihnen unnöthigerweise solche Unannehmlichkeit bereiten?"

Willer erkundigte sich jetzt eines Nähern nach seinem Onkel.

„Wenn mich nicht Alles trügt," sagte er, „so muß seit einiger Zeit eine seltsame Veränderung seines Charakters vor sich gegangen sein. Seine letztern Briefe waren bei weitem milder als die frühern. Er muß sogar fromm geworden sein, denn er hat mich wiederholt aufgefordert, stets Gott vor Augen zu haben und auch den Kirchenbesuch nicht zu vernachlässigen. So viel ich mich aber entsinne, gehörte der kirchliche Sinn früher nicht zu seinen Leidenschaften.

Eccarius lächelte.

„Das hat seine eigene Bewandtniß," versetzte er, „Ihr Oheim war noch vor nicht langer Zeit auf recht schlimmen Wegen. Er stand sogar in Gefahr, ganz den Schlingen eines listigen und koketten Frauenzimmers zu erliegen. Ja, kaum sollte man's glauben, hatte es diese Person doch schon dahin gebracht, daß der schwache Alte im Begriffe stand, Sie gänzlich zu enterben und die verschmitzte Heuchlerin zu alleiniger Universalerbin einzusetzen. Es war hohe Zeit, daß sowohl zu seinem wie zu Ihrem Heile etwas geschah. Ich unternahm es, vermittelst eines unschuldigen Be-

trugs, dem Alten in's Gewiſſen zu reden und ihn auf beſſere Wege zu bringen."

Der Hofcommiſſair erzählte jetzt dem mit großem Intereſſe zuhörenden jungen Manne die Geſchichte mit der Todtenfrau, dem Todtengräber und dem verhängnißvollen Billet, welche drei Dinge einen ſo großen Eindruck auf den ehemaligen Freigeiſt hervorgebracht hatten.

„Die erſte gute Folge hiervon war," fuhr Eccarius in ſeiner Erzählung fort, „daß Sonnenſchmidt genauere Nachforſchungen über das bewußte Frauenzimmer anſtellte, ſich allmälig überzeugte, weß Geiſtes Kind ſie ſei, ſich von ihr zurückzog und das bereits aufgeſetzte Teſtament vernichtete."

„Wie ſoll ich Ihnen danken!" ſprach Willer, dem Hofcommiſſair wiederholt die Hand drückend; „Sie haben ſich des Verblendeten ſo menſchenfreundlich angenommen!"

„Doch wie ſich die Extreme im Leben oft berühren," erzählte Eccarius weiter, „ſo auch bei Ihrem Onkel. Der niedergedonnerte Freigeiſt ging in ſich, ward gottesfürchtig und näherte ſich wieder der Geiſtlichkeit, mit welcher er nie auf befreundetem Fuße geſtanden hatte. Dieſe glaubte ſich des wiedergefundenen Schafes mit Feuereifer annehmen und den armen Sünder tüchtig packen zu müſſen, damit er nicht wieder eſchappire, und heizten der geängſteten Seele dermaßen ein, daß ſie vor Entſetzen über den flammenden Höllenpfuhl hätte aus der Haut fahren mögen. Kurz, Ihr Herr Onkel, der große Freigeiſt von Neukirchen, der noch vor wenigen Monden bei einem Kruge gut abgegohrenen Lagerbieres Himmel und Hölle für durchaus fabelhafte Localitäten erklärte, iſt bereits ein reuig Sündenlamm und tüchtiger Betbruder geworden. Wenn

unſere orthodoxe Cleriſei ſo fortfährt, den ſchwachen Mann für's Himmelreich zuzureiten, kann er auf Erden noch die ſchönſten Dummheiten begehen. Gedenken Sie des Spruchs von Göthe: „„Die Kirche hat einen guten Magen.““ Doch für dieſen Fall bin ich auch noch da und werde nicht unterlaſſen, ein nachdrücklich Wort dazwiſchen zu rufen. Aber dann iſt es auch Ihrerſeits, mein junger Freund, höchſt nöthig, daß Sie ſobald wie möglich Ihr Ziel zu erreichen ſuchen. Sind Sie einmal als geachteter Advocat in loco, wird der Alte Sie allen Andern vorziehen.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ erwiederte Willer mit Wärme, „und ich hoffe, Sie ſollen mit mir zufrieden ſein.“

Von dem Inſpector kam die Rede auf die anderweitigen Neukirchner Zuſtände, namentlich was die Geſelligkeit und das Verhältniß zwiſchen Adel und dem Bürgerthume betraf. Hier nun war der Hofcommiſſair ordentlich froh, einmal eine gleichgeſinnte Seele gefunden zu haben, welche ihn verſtand und gegen die er ſich unverholen ausſprechen konnte.

Wiederholt ſchlug Willer die Hände über dem Kopfe zuſammen, als Eccarius von dem obwaltenden Kaſtengeiſt, dem übermäßigen adeligen Hochmuthe und der bürgerlichen Demuth referirte.

Willer, direct von einer Univerſität kommend, wo der Adel nicht im Geringſten bevorzugt, ja faſt ganz ignorirt wurde, überdies von Natur jeder privilegirten Bevorzugung abhold, würde der Mittheilung ſeines Gönners und Freundes ſchlechterdings keinen Glauben beigemeſſen haben, wenn ſie nicht aus zu wahrheitsliebendem Munde gekommen wäre.

„Ja, ja,“ lächelte Eccarius, nachdem er mehre Anecdötchen aus der neueſten Neukirchner geſellſchaft-

lichen Chronik mitgetheilt hatte, „das wird Ihnen Alles unerhört erscheinen und doch ist's so. Damit Sie aber sehen, daß ich Ihnen wirklich keine Märchen vorerzählt habe, so seien Sie morgen mein Gast auf unserm Harmonieballe. Ihr Herr Onkel ist bereits so fromm geworden, daß er auf Bälle und ähnliche lärmende Lustbarkeiten seit einiger Zeit verzichtet, daher kommen Sie mit mir. Sie werden da wiederholt Gelegenheit haben, sich von der Wahrheit meiner Erzählung zu überzeugen."

Gern nahm Willer die Einladung des Hofcommissairs an und freute sich nicht wenig, die Abnormitäten dieses kleinstädtischen Kastengeistes con amore beobachten zu können.

Der duftende Scharlachberger, der aus den grünen Römern lieblich über die Zunge rieselte, so wie die wohlthuende Bonhommie des Hofcommissairs schloß dem Studenten das Herz immer mehr auf. Er erzählte mit Begeisterung sein gestriges Abenteuer im Walde und sein romantisches Zusammentreffen mit der reizenden Clara von Löwenstern.

„Alle Wetter, so hoch hinaus?" lachte der Hofcommissair; „indeß hier, mein Freund, lassen Sie sich die Hoffnung zu einer nähern Bekanntschaft vergehen. Die Löwenstern's gehören zu den Stolzesten des hiesigen Adels; wer da nicht seine sechzehn Ahnen auf dem Rücken, ist kaum zutrittsfähig."

„Was da, Ahnen," rief Willer in seliger Rückerinnerung, „Sie oder Keine heirathe ich."

„Hoh, hoh," meinte Eccarius in Einem fortlachend, „wollen Sie nicht gleich lieber die Königin von England freien?"

„Was ist eine Victoria gegen diese vom Himmel gefallene Blume," fuhr der junge Mann leidenschaft-

lich fort. „Ich wiederhole es nochmals, wenn ich Die nicht zur Gattin bekomme, bleibe ich ledig zeitlebens.“

Wie sehr dem Hofcommissair diese hochstrebende Art und Weise gefiel, so lag doch die Hoffnungslosigkeit dieser Liebe zu sehr vor Augen, als daß er die ganze Sache anders als für einen Scherz hätte nehmen sollen. Anstatt also solche unfruchtbare Flamme zu nähren, fuhr er in launigem Tone fort:

„Was Sie für ein Glückskind sind, da trifft sich's ja gerade, daß Sie morgen Ihre Prinzessin Turandot werden zu sehen bekommen.“

„Wie so?“ frug freudig erregt der Jüngling.

„Unfehlbar erscheint sie auf dem Balle,“ erwiederte Eccarius.

„Das ist herrlich, da kann ich mit ihr sprechen, ja sogar tanzen!“

„Beides dürfte seine eignen Schwierigkeiten haben,“ meinte der Hofcommissair.

„Warum? So ich mich noch von gestern her erinnere, spricht der Engel ganz allerliebst und tanzen wird er gewiß auch wie eine Sylphide.“

„Ich bezweifle beides nicht,“ fuhr Eccarius fort, „nur kann ich mich nie eines Falls entsinnen, daß auf einem unserer Harmoniebälle ein Bürgerlicher mit unserm sogenannten hohen Adel gesprochen oder gar getanzt hätte.“

„Ist es in den Statuten verboten?“ frug Willer.

„Das nicht,“ erwiederte der Hofcommissair, „im Gegentheil genießen alle Mitglieder, so wie die mitgebrachten Gäste gleiche Rechte.“

„Wohlan,“ sprach der Student, „was nicht verboten, ist erlaubt, so werde ich mit der höhern Noblesse tanzen, versteht sich, hübsch muß sie sein.“

„Freund, Engel," rief der Hofcommiſſair aufſpringend und Willern ſtürmiſch umarmend, „Sie hat ein Gott geſendet. Wenn Sie als Bürgerlicher es wagen wollten, eine ſolche hochnäſige Neukirchner Prinzeſſin zum Tanze aufzufordern, blos um dieſer übermüthigen Ariſtokratie zu zeigen, daß es noch Leute in der Welt gibt, die den Muth haben, unſer gottverlaſſenes bürgerliches Publikum zu verblüffen, zu Oelgötzen und Bildſäulen zu verwandeln; ich laſſe Sie in Gold und Rahmen faſſen."

„Sie belieben zu ſcherzen, Herr Hofcommiſſair," lachte Willer, „was wäre das für eine Heldenthat, mit ſolch' einem adeligen Fräulein zu tanzen?"

„Eben weil es keine Heldenthat iſt," erwiederte eifrig Eccarius, „kann mich's ärgern, daß nicht Einer von unſern jungen Bürgerlichen ſo viel Courage beſitzt, das außerordentliche Wagniß über ſich zu gewinnen. Dieſe verblüffte Blödigkeit des Bürgerſtandes, dieſe koloſſale Demuth iſt die alleinige Stufe, auf welcher der Adel die ſcheinbar ſchwindelnde Höhe erſtiegen hat. Beim Himmel, ſtünde ich nicht bereits in ſo vorgerückten Jahren, daß mir der Kopf grau geworden, es ſollte mir zum Seelengaudium gereichen, wie toll mit dieſer adeligen Sippſchaft einher zu ſpringen und ſollt' ich mir die Seele aus dem Leibe tanzen; nicht aus Vorliebe für den Tanz, dieſer war mir ſchon in der Jugend eine Plage, ſondern lediglich meinem Principe zu Gefallen."

„Ich muß geſtehen," ſprach der Student, „es iſt weit gekommen in dieſem Neukirchen; indeß da ich ein Fremder bin, wird mir es weniger angerechnet werden, wenn ich gegen die hier üblichen ſonderbaren Sitten und Gewohnheiten verſtoße."

„Ich ſage Ihnen," fuhr Eccarius freudig fort,

„wenn Sie morgen ein adeliges Fräulein zum Tanze auffordern, alle unsere Chronikenschreiber malen dieses außerordentliche Ereigniß mit Fracturbuchstaben in ihre Folianten.“

„Da kann man hier auf sehr leichtem Wege zur Unsterblichkeit gelangen.“

„Allerdings,“ versetzte der Hofcommissair, „nur daß diese Unsterblichkeit von keinem großen Belang ist. Doch, verehrter Freund, daß wir nicht eins in's andere reden. Da Ihr Oheim von der Prinzessingeschichte und der Relegation nichts wissen soll, so müssen wir uns auf eine Nothlüge besinnen, um Ihre Anwesenheit in Neukirchen zu rechtfertigen.“

„Ich habe schon hin und her gesonnen,“ erwiederte Willer, „der Ohm wird nicht kleine Augen machen, wenn er mich hier sieht.“

„Das Beste und Glaubhafteste wird sein,“ fuhr der Hofcommissair fort, „wir machen ihm weiß, daß ich Ihnen ein Stipendium verschafft habe, dessen Erhebung Ihre persönliche Anwesenheit erheischt. Der Inspector weiß, daß ich über Stipendien zu verfügen habe, wird sich freuen und die Sache ganz in der Ordnung finden.“

„Ich bin hiermit vollkommen einverstanden,“ sprach der Student, „und es bliebe nur eine Frage zu beantworten, die Wahl einer andern Universität.“

„Gehen Sie auf die kurze Zeit, die Sie noch bedürfen, nach M.,“ rieth Eccarius. „Mir leben mehre angesehene Freunde daselbst, welche Ihnen von manchem Nutzen sein können.“

Willer nahm auch diesen Vorschlag mit großem Danke an.

„Aber was soll der Onkel von dem Besuche einer andern Universität denken?“ frug er. „Es ist dies

nächst unsrer Landesuniversität bereits die dritte Hochschule, die ich besuche."

„Wir sagen," erwiederte Eccarius, „das Stipendium verlange es so; und da dieses, wie wir vorgeben, sehr bedeutend ist, so ist er viel zu ökonomisch, als daß er den Wechsel des Studiumortes nicht billigen sollte, zumal wenn sein Beutel dabei nicht in Anspruch genommen wird."

Bei der Erzählung Willer's von seinem gestrigen Zusammentreffen im Walde mit dem Fräulein von Löwenstern hatte er auch mehrmals des sonderbaren Kauzes erwähnt, der unter dem alten Lindenbaume gesessen hatte. Der Hofcommissair erkundigte sich eines Nähern und erkannte sogleich, daß fragliche Person Niemand andres, als der Sportelschreiber gewesen sei.

Er mußte laut auflachen, als Willer sein Abenteuer mit Kapplern ausführlich vortrug; doch bald nahm er wieder eine scheinbar sehr ernste Miene an und sprach:

„Aber wissen Sie auch, Verehrter, daß Sie da einem meiner intimsten Freunde gar übel mitgespielt haben?"

Der Student blickte den Sprecher mit ungläubigem Lächeln an. Der Hofcommissair fuhr fort: „Es ist nicht anders, jener menschenfreundliche Mann war der Neukirchner Stadtsportelschreiber Kappler, der unter meinem speciellen Schutze steht und den nur ein Fremdling, wie Sie, ungestraft verletzen darf."

Er theilte nun Kappler's Charakteristik mit, welche Willer durch das Benehmen des sonderbaren Kauzes vollkommen gerechtfertigt fand.

„Dieser Kappler ist von Kopf bis Zehe Original," fuhr Eccarius fort, „aber ein Original, das man trotz seiner Sonderbarkeiten achten und lieben muß.

Es ist unstreitig der beste Mensch von ganz Neukirchen. In ihm ist nicht ein falscher Blutstropfen. Gleichwohl würde dieser im Leben höchst unbehülfliche Mann der spottsüchtigen Welt eine ergötzliche Beute geworden sein, wenn ich mich nicht des Armen, ohne daß er eine Ahnung davon hat, schon seit geraumer Zeit angenommen hätte. Man weiß das und hütet sich, der getreuen Seele zu nahe zu treten."

„Ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen," gestand Willer, „und hoffe, ihm dann mildere Gedanken über meine werthe Person beizubringen."

„Ich werde die Sache schon einrichten," versprach der Hofcommissair, „daß Sie hier bei mir mit ihm zusammentreffen. Dann sollen Sie aber die Augen sehen, wenn er den Haupträuber als meinen Freund wiederfindet."

Die Beiden verblieben noch geraume Zeit bei einander; dann verabschiedete sich Willer, um seinem Oheim Sonnenschmidt einen Besuch abzustatten.

Achtes Kapitel.

Außerordentliches Ereigniß, das sich auf einem Neukirchner Harmonieballe zuträgt.

Es war ein naßkalter Frühlingsabend; wieder stand der festlich geschmückte Saal des Neukirchner Rathhauses in festlicher Erleuchtung. Die Harmoniegesellschaft beschloß, wie dies alle Jahre zu geschehen pflegte, ihre Wintersaison mit einem glänzenden Balle. Wie-

der kam der Adel der Stadt und Umgegend angefahren in eignen und geliehenen Equipagen, während die bürgerlichen Herren und Damen bescheiden zu Fuße nach dem Rathhause eilten.

Der Hofcommissair mit seinem Gaste, dem Studenten Willer, hatte sich ziemlich früh eingefunden, um das Leben und Treiben des Balls gleich vom Anfange an beobachten zu können. Sonnenschmidt war trotz den Bitten seines Neffen nicht zu bewegen gewesen, dem Balle beizuwohnen.

Der Saal füllte sich immer mehr. So wie die Damen zu der Hauptthüre herein waren, wendeten sich die adeligen sogleich zur Rechten, während die bürgerliche Flora links abschwenkte. Dies hatte Zeit und Gewohnheit so mit sich gebracht. Wieder Erwarten befanden sich heute eine ziemliche Anzahl von jungen männlichen Gästen auf dem Balle, größtentheils dem Adel angehörig. Willer, welcher sich mit dem Hofkommissair, um besser beobachten zu können, fast ganz in den Hintergrund zurückgezogen hatte, ward daher im Anfange weniger bemerkt, als es außerdem der Fall gewesen sein würde. Gleichwohl floh mancher Blick aus schönen adeligen wie bürgerlichen Augen von Zeit zu Zeit verstohlen nach der dunklen Saalecke, wo Willer und Eccarius postirt standen, und unruhiger pochte manches Herz bei der verstohlenen Frage: „Wer mag der wunderschöne junge Mann sein?“

Da sich Willer fast einzig nur mit dem Hofcommissair unterhielt, so schloß die adelige Welt und insbesondere die tanzlustigen adeligen Damen, und zwar letztere mit hohem Verdruß, daß der interessante Jüngling unmöglich zu den Ihrigen gehören könne. Die bürgerlichen Mädchen hingegen bemerkten mit

geheimer Freude die Vertraulichkeit des schönen Fremdlings mit dem Hofcommissair. „Der tanzt sicher mit keiner Adeligen," sagten sie zu sich, „und nur mit uns, und tanzen muß er wie ein Engel."

Hier und da hatte es die weibliche Neugier nicht über sich gewinnen können, bei den beiden Gesellschaftsvorstehern nach Namen und Stand des jungen Unbekannten zu fragen, aber diese wußten ebenso wenig, wie die Anfragenden. Sie zuckten mit den Achseln und erwiederten:

„Er scheint Gast des Hofcommissairs, und dieser hat ihn uns noch nicht vorgestellt."

„Nun, das muß ich gestehen," meinte die dicke Oberlandrevisorin, welche vor Neugier brannte, denn sie besaß zwei heirathsfähige Töchter, „was sich der Eccarius herausnimmt; es ist unverantwortlich. Muß nicht jedes Mitglied seinen Gast dem Vorsteher vorstellen?"

„Allerdings," antwortete der gefragte Vorstand, „wenigstens steht's so in den Statuten der Gesellschaft."

„Nun da haben wir's," fuhr die Oberlandrevisorin mit Eifer fort, „erinnern Sie doch den Hofcommissair an die Gesetze; man weiß ja sonst in der That nicht, in welcher Gesellschaft man sich hier befindet."

„Sie können ruhig sein, meine Gute," versetzte der Vorstand lächelnd, „der Eccarius führt sicher Niemanden ein, dessen sich die Gesellschaft zu schämen hätte."

„Ei was," sprach die dicke Madame; „man will doch wissen wie und wo; das ist ja ganz natürlich, Doctor! sehen Sie ja zu, daß sie es herausbekommen und theilen Sie mir dann den Namen insge-

heim mit; Sie können sich darauf verlassen, daß ich ihn Niemandem verrathe."

„Ei du alte Hexe," dachte der Vorsteher bei sich, „bei dir wäre ein Geheimniß aufgehoben."

Indeß war er durch die wiederholten Anfragen selbst neugierig geworden. Er ging daher wiederholt in der Nähe des Hofcommissairs vorüber, in der Hoffnung, dieser werde seinen Gast präsentiren; aber Eccarius schien den neugierigen Doctor gar nicht zu bemerken. Er war mit Willern zu sehr in's Gespräch vertieft, wozu das bunte Ballpublikum hinlänglichen Stoff darbot.

Der Student, welcher die kaum glaubbare Absonderung des Adels von dem Bürger hier mit eignen Augen sah, gerieth in die höchste Verwunderung.

„Nein," sprach er, „so arg hab' ich mir's wahrhaftig nicht vorgestellt; ich glaubte bis jetzt immer, Sie, verehrter Freund, hätten in zu grellen Farben aufgetragen, als sie mir gestern von dem hiesigen Kastengeiste erzählten, aber jetzt sehe ich wohl, daß Sie nur zu treu geschildert haben; ich bin nur begierig, wie das bei dem Tanzen werden soll; dort sitzt der Adel, hier das Bürgerthum. Jeder Stand muß da für sich tanzen, sonst begreife ich nicht, wie sie es anfangen wollen, um nicht durch einander geschüttelt zu werden."

„Sehen Sie nur," bemerkte der Hofcommissair mit geheimem Gaudium, „wie sich Alle die Köpfe zerbrechen, wer Sie wohl sein mögen. Selbst der hohe Adel scheint sich lebhaft zu interessiren. Die armen Vorsteher möchten des Teufels werden ob der zahlreichen Nachfragen."

„Es ist hier wohl Gebrauch," frug Willer, „daß ein Gast den Vorstehern genannt wird?"

„Allerdings," erwiederte Eccarius, „aber das neugierige Volk kann immer noch ein Weilchen warten. Mich ergötzt dieſe unbefriedigte Neugier ungemein. Sehen Sie nur, da umkreiſt uns der Doctor Sachſe mit Sperberblicken; er ſcheint ſpeciell auf Kundſchaft ausgeſchickt.

„Es iſt übrigens ſchade," fuhr der Hofcommiſſair fort, „daß Sie gerade mein Gaſt ſind; Sie würden außerdem in weit größerem Maaße die Aufmerkſamkeit des Adels auf ſich ziehen. So aber iſt über Sie ſchon der Stab gebrochen, ich nehme einige unſchuldige junge adelige Damen aus. Meine Perſon kann bei dieſer Coterie Ihnen unmöglich zu Credit gereichen."

Der Vorſteher, Doctor Sachſe, konnte jetzt ſeine Neugierde nicht länger bezähmen. Da Eccarius auch gar keine Anſtalt machte, ſeinen mitgebrachten Gaſt herkömmlicher Weiſe zu produciren, trat er endlich mit höflicher Verbeugung zu dem Hofcommiſſair heran und wollte denſelben in ein Geſpräch verwickeln. Dieſer ging aber darauf faſt gar nicht ein und wandte ſich immer wieder zu Willer, ihn bald auf dieſes, bald auf jenes im Saale aufmerkſam machend.

Dem Doctor wollte es das Herz abdrücken. Er mußte wiſſen, wer der Fremde ſei; es koſte was es wolle. Er wandte ſich daher wie von ungefähr wieder zu dem Hofcommiſſair und frug ſo leiſe wie möglich:

„Der fremde Herr iſt Ihr Gaſt, nicht wahr?"

„Allerdings!" lautete die eintönige Antwort.

Jetzt wußte der Doctor ſo viel wie zuvor. Er kannte den Charakter von Eccarius zu gut, als daß er es hätte wagen ſollen, mit der Thür in's Haus zu fallen und gerade Wegs nach Namen und Stand des Unbekannten zu fragen. Er ſuchte daher auf Umwegen ſein Ziel zu erreichen.

„Ein höchst interessanter junger Mann," flüsterte er dem Hofcommissair von Neuem in's Ohr.

Dieser nickte bejahend, ohne sich durch die Bemerkung im Geringsten in seiner Unterhaltung mit Willern stören zu lassen.

„Weit her von hier?" fuhr Sachse in seinem Examen fort.

„Sehr weit," erwiederte Eccarius.

„Wohl gar ein Verwandter von Ihnen?"

„Nein!"

„Auf der Durchreise begriffen, oder auf längern Besuch hier?"

Jetzt ward der Hofcommissair des Fragens überdrüssig. Er wandte sich unmuthig zum Doctor.

„Sie werden später, wo ich meinen Gast Ihnen vorstellen werde, das Nähere erfahren, und zwar ganz ausführlich; jetzt aber bitte ich, mich nicht fortwährend zu unterbrechen."

Der Doctor trabte ab, so klug wie zuvor. Er hatte nur so viel erkundschaftet, daß der Fremde weit von hier zu Hause und mit dem groben Hofcommissair nicht verwandt sei. Das war allerdings nur eine dürftige Beute, die er gemacht hatte.

Kaum war er einige Schritte dahin, als er sich vor Fragen nicht zu lassen wußte.

„Wie lange ist es wohl her," frug Eccarius den Studenten, „daß Sie das letzte Mal hier waren?"

„Noch nicht vier Jahre," antwortete Willer.

„Da müssen Sie sich außerordentlich verändert haben," fuhr der Hofcommissair fort, „denn es kennt Sie wirklich keine Seele mehr."

„Die Ursache mag wohl darin liegen," meinte der junge Mann, „daß ich während meines nur ganz kurzen hiesigen Aufenthalts mich nie im Publico gezeigt habe."

„Hätte ich Sie doch selbst kaum wieder erkannt,“ sprach Eccarius, „obschon wir vor noch nicht zwei Jahren mehre frohe Tage in Ihrer zeitherigen Universitätsstadt verlebten.“

Während die Zwei noch mit einander sprachen und von der Neugier aus der Ferne nicht wenig beobachtet wurden, sprangen plötzlich beide Flügel der Hauptthüre auf und die Familie von Löwenstern auf Ehrenberg hielt ihren Einzug. Fräulein Clara in einem Kleide von rosa Atlas schwebte wie der junge Morgen neben ihrer gestrengen Frau Mutter. Ihnen folgte Madame Chignon, neben welcher ein Herr von Brandenstein ging, ein entfernter Verwandter Löwenstern's, der zum Besuche auf Ehrenberg eingetroffen war. Er zeigte, so viel man bei dem ersten Anblicke bemerken konnte, von vieler Selbstgefälligkeit. Ganz zuletzt erschien Herr von Löwenstern, der Vater der schönen Clara.

„Nun jetzt werden Sie doch zufrieden sein,“ frug Eccarius lächelnd, auf die dahin wandelnde Familie zeigend, „aber ich kann Ihren Geschmack nur loben; Sie haben Recht, das Fräulein ist eine bezaubernde Erscheinung.“

Willer vermochte kein Auge von der Geliebten zu wenden, die ihm heute im glänzenden Ballkleide, unter Kerzenbeleuchtung noch feenhafter vorkam, als gestern im Walde.

Löwenstern's kam die ganze Crême der Neukircher Noblesse den halben Saal entgegen. Clara ward von den Schwestern Bianca und Luitgard von Ponitau sogleich in Beschlag genommen und mußte sich zwischen Beide setzen.

Das Mädchen, welches heute zum ersten Male einem öffentlichen Balle beiwohnte, ließ schüchtern die

Blicke über die zahlreiche und glänzende Gesellschaft schweifen; da traf sie ganz am äußersten Ende des Saales auf Willer's großes, flammendes Auge, das begeistert auf sie gerichtet war. Sie schrak zusammen und fuhr unwillkürlich mit dem Händchen nach der Gegend des Herzens, als habe sie einen plötzlichen Schmerz empfunden.

Die Ankunft Löwenstern's gab das Zeichen zu Eröffnung des Tanzes; der hohe Adel war jetzt vollkommen beisammen und auf die vielleicht hier und da noch fehlenden Bürgerlichen konnte nicht gewartet werden.

Eine prachtvolle Polonaise brauste vom Orchester. Die Paare ordneten und setzten sich in Bewegung. Der Reigen ward eröffnet von dem pensionirten General Kirchner und Frau von Ponikau. Diesem Paare folgte erst der hohe, dann der niedere Adel; ganz zuletzt erst, nachdem der Adel bereits zwei Mal den Saal durchschritten hatte, wagten es einige Bürgerliche, mit ihren Tänzerinnen sich schüchtern anzuschließen. Fräulein Clara wandelte, ein leuchtender Engel, neben Herrn von Fellenberg, der als Nachbar auf Ehrenberg sich diesen Tanz erbeten hatte.

„Nun ist's aber doch wohl Zeit," mahnte der junge Willer, „daß Sie mich, geschätzter Herr Hofcommissair, den Vorstehern präsentiren, denn ich habe, sobald die Polonaise vorüber ist, große Lust, an dem Tanze Theil zu nehmen."

„Ganz nach Ihrem Belieben, werther Freund," erwiederte Eccarius, und die Beiden verließen ihren Hinterhalt, um sich nach einem der Vorsteher umzusehen. Da brauchten sie nicht lange zu suchen. Doctor Sachse war sogleich bei der Hand.

„Herr Carl Willer," sprach der Hofcommissair,

einen Begleiter vorstellend, „Student der Rechte und Neffe eines unsrer Harmoniemitglieder, des Herrn Inspectors Sonnenschmidt.“

Der Vorsteher war wie aus den Wolken gefallen. Er hatte nicht anders geglaubt, als der Fremde müsse, einem stattlichen Aeußern nach, irgend ein vornehmer Ausländer sein, ein englischer Lord oder polnischer Starost oder französischer Graf oder dergleichen. Indeß war er dennoch froh, über den räthselhaften Fremden den vielen Fragern nun hinreichende Auskunft geben zu können. Er verbeugte sich mit dem Wunsche, daß sich Herr Willer recht amüsiren möge, und enteilte unter dem Vorwande, daß dringende Geschäfte seiner harrten.

Binnen keinen zehn Minuten war die Nachricht über des unbekannten Gastes Namen und Stand dem sämmtlichen Ballpublikum bekannt und brachte den verschiedenartigsten Eindruck hervor. Der Adel ärgerte sich, an solch einem höchst unbedeutenden Subjecte, wie ein deutscher bürgerlicher Student ist, so regen Antheil genommen, während die bürgerliche Flora erfreut war, einen gewiß flotten Tänzer gewonnen zu haben.

Wie sehr auch Willer gewünscht hatte, bald auf dem Tanzsaale erscheinen zu können, so war doch während der ersten Tänze hieran nicht zu denken. Ein Schwarm von bürgerlichen Philistern hielt ihn umlagert; da er ein Neffe des allbekannten Sonnenschmidt war, so glaubte man weiter keine großen Umstände mit dem jungen Manne machen zu dürfen und voller Gutmüthiger Zudringlichkeit behelligte man ihn mit einer solchen Masse von spießbürgerlichen Fragen, daß Willer endlich verzweifelt aufsprang und nach dem Hofcommissair suchte. Dieser, nachdem er seinen Gast

von den Philistern umlagert sah, hatte sich ganz still in eins der Nebenzimmer gedrückt, wo er mit geheimer Freude ein Glas Punsch verzehrte. Es erquickte nämlich seine humoristische Natur ungemein, den genialen Jüngling unter einer Menge ängstlicher Seelen und eingeengter Herzen voller altmodischer Ansichten und Gefühle zu erblicken.

„Ich bin begierig," sprach er zu sich, „wie lange es mein guter Studio unter diesen Thebanern aushalten wird?"

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als auch Willer bereits in's Zimmer trat und sogleich neben ihm Platz nahm.

„Hofcommissair, werthgeschätzter Freund," rief er, leise, „ich bitte Sie um aller Heiligen willen, was ist das für eine Nation; aus welchem Jahrhundert sind die übriggeblieben?"

Eccarius mußte bei diesen Worten dermaßen lachen, daß ihm, da er gerade trank, einige Tropfen in die Luftröhre geriethen, wovon er den Husten bekam.

Als sich der Husten gelegt hatte, fuhr Willer in seiner Relation über die Philister fort, theilte mehre Fragen mit, die man an ihn gerichtet hatte, wobei sich der Hofcommissair vor Lachen wiederholt die Thränen aus den Augen trocknen mußte.

„Nun, werden Sie doch endlich," frug er, „einen Begriff haben, was es mit einem Neukirchner Philister zu sagen hat?"

„Allerdings," erwiederte Willer, „das ist ja ein höchst merkwürdiges Geschlecht."

„Und Sie werden es jetzt auch in der Ordnung finden, wenn mir viel daran liegt, daß Sie sich einmal hier habilitiren. Dann stehe ich wenigstens nicht ganz allein diesem Volke gegenüber."

„Angenehm," versetzte der junge Mann, „kann ich mir das Leben hier unter obwaltenden Verhältnissen unmöglich denken."

„Doch, doch," meinte der Hofcommissair, „der Mensch gewöhnt sich an Alles; es lebt sich mit der Zeit ganz behaglich. Man kann nach und nach jedem Verhältnisse eine freundliche Seite abgewinnen. Freilich bedarf es hierzu einiger Philosophie."

Im Saale ward indeß, hauptsächlich was den Adel betraf, flott getanzt. Die als Gäste mitgebrachten jungen Cavaliere, meistentheils Söhne von adeligen Rittergutsbesitzern der Umgegend, thaten ihr Möglichstes, während die bürgerliche Flora ziemlich verlassen saß. Nur Wenige gelangten zum Tanze. Sehnsüchtige Blicke wurden nach der Thüre geworfen, hinter welcher der Student Willer verschwunden war. Auf ihn war von Seiten des tanzlustigen weiblichen bürgerlichen Publikums so große Hoffnung gesetzt worden; jetzt schien auch diese in den Brunnen gefallen zu sein. Ein böses Geschick wollte es einmal, daß die bürgerlichen Mädchen auf den Harmoniebällen und Soiréen nicht tanzen sollten. Vergebens war wieder die schöne Toilette, womit man so viel Glück zu machen gehofft hatte.

„Es verlohnt sich wirklich nicht der Mühe," tönte es hier und da von schönem Munde, „daß man nur die Harmonie noch besucht. Es ist diesmal gewiß das letzte Mal, daß ich hergekommen bin. Ich werde Vater und Mutter bitten, daß wir ganz herausreten."

Dies waren die gewöhnlichen Reden an jedem Harmonieabende. Man gelobte jedesmal hoch und theuer, die ennuyante Gesellschaft nicht wieder zu besuchen; und kaum war ein neues Einladeschreiben von

Seiten des Directoriums durch die Stadt gegangen, so konnten diejenigen, die sich das letzte Mal am meisten gelangweilt und geärgert und sich am bittersten gegen die Harmoniegesellschaft ausgesprochen hatten, am wenigsten die neue Soirée erwarten und die Toilette wurde sorgfältiger denn je überlegt. So ist der Mensch, und wenn ihm etwas zehn Mal mißlingt, so hofft er, daß es das eilfte Mal gelingen werde.

Auf den jungen Willer war man also äußerst übel zu sprechen, weil er sich nicht wieder blicken ließ. Man hielt es sogar für unartig, daß er als so naher Verwandter eines bürgerlichen Harmoniemitgliedes den Töchtern Neukirchens so gar wenig Aufmerksamkeit widme. Die guten Kinder ahneten nicht, daß der arme junge Mann zwischen ihren eigenen ehrwürdigen Vätern und Oheimen eingekeilt saß und nicht loskommen konnte.

Eccarius und Willer saßen noch eine geraume Zeit beisammen, da wurde vom Orchester ein neuer Galopp annoncirt.

„Wohlan," sprach aufstehend Willer, „von dem hiesigen Bürgerthume hab' ich einen Vorgeschmack bekommen; ich will nun mein Glück bei dem Adel versuchen."

Eccarius munterte ihn hierzu aus Leibeskräften auf.

„Ich habe gerade Lust zu tanzen," fuhr der Student fort, „und werde mir ein gnäd'ges Fräulein aussuchen. Welche sind denn die Capriciösesten, die ihren Abscheu vor dem Bürgerthume am wenigsten zu verbergen vermögen?"

„Kommen Sie, theurer Freund," sprach dienstfertig der Hofcommissair; „ich werde Ihnen aus der Ferne die Matadorinnen bezeichnen. Vorstellen kön-

nen Sie sich dann von einem der Vorsteher lassen; ich würde dieses Geschäft gern selbst übernehmen, aber ich stehe mit diesen Leuten in zu gespannten Verhältnissen, daß ich Ihnen nicht unnöthiger Weise schaden mag."

Die Beiden nahmen jetzt wieder ihr voriges Plätzchen ein, von wo man den Saal gut überschauen konnte. Kaum hatten sie Posto gefaßt, als sie wieder die Blicke namentlich der nichttanzenden bürgerlichen Damen, auf sich zogen.

„Ach, er ist doch wunderhübsch," flüsterte ein liebliches Lockenköpfchen dem andern zu. „Ach, welche Seligkeit," seufzte es hier und da, „wenn er dich erlösen und mit dir tanzen wollte." — „Der abscheuliche Hofcommissair," dachten andere, „er ist allein Schuld, daß der Student nicht auf den Saal herauskommt, er läßt ihn ja gar nicht von sich. Weshalb hat er ihn denn mitgebracht, wenn er nicht tanzen soll?"

„Sie sehen hier die ganze Garnitur unsrer jungen höchsten Noblesse," belehrte jetzt Eccarius seinen zuhorchenden Gast. „Da vor allen die stolzgebaute Dame im orangefarbenen Kleide mit dem modischen Kopfputz ist die Primadonna unserer hoffärtigen Aristokratie, sie bekommt Krämpfe, sobald eine bürgerliche Hand es wagen wollte, ihren gebenedeiten Leichnam im Tanze zu berühren; es ist Fräulein Bianca von Ponikau; sie übertrifft an Hochmuth und Adelsstolz selbst ihre Mama, welche kleine, etwas lebhafte Frau dort mit dem alten General Kirchner sich unterhält."

„Die fordere ich zum nächsten Tanze auf," sprach Willer rasch entschlossen.

„Die Alte?! Warum nicht gar," lachte der Hofcommissair.

„Nein, die junge, die Bianca.“

„Recht so,“ sprach Eccarius, „versuchen Sie Ihr Glück. Ich gestehe, ich freue mich königlich auf die Geschichte.“

Er rieb sich dabei mit geheimem Entzücken die Hände.

„Dann tanze ich mit Clara,“ fuhr Willer fort, „ich hoffe, die wird mir keinen Korb geben.“

„Wenn sie ihrem Herzen folgen darf, gewiß nicht,“ erwiederte der Hofcommissair, „aber so sitzt das arme Kind in der hochadeligen Clique mitten drinnen. Ich glaube schwerlich, daß man ihr einen Tanz mit Ihnen erlauben wird.“

„Nous verrons! wenigstens versuch ich's!“ meinte Willer.

„Versteht sich,“ sprach Eccarius, „Sie haben sich den Guckuck um den hiesigen Adel zu bekümmern.“

Er fuhr jetzt in der Beschreibung der jungen hochadeligen Damen fort: „Bianken zur Rechten,“ sprach er, „die lange, schmächtige Dame im dunkelfarbigen Kleide ist ihre Busenfreundin, welche den Namen Adele von Liebenrode führt; sie gilt hier zu Lande für eine Nichte des General Kirchner. Da sie von der Natur weniger begünstigt worden, als Bianca, so ist sie dafür um so moquanter. Neben ihr sitzt im blaßblauen Kleide Fräulein Luitgard von Ponikau, Bianken's Schwester, gleichfalls weniger hübsch als Bianca. Sie bildet die Dritte in dem liebenswürdigen Kleeblatte. Diese drei Damen geben den Ton an in der jüngern adeligen Welt; nur die Moden, die sie tragen, sind nobel, nur der Kreis, wo sie erscheinen, ist wahrhaft vornehm. Bianca, obschon von Herzen besser, als ihre beiden Alliirten, ist gleichwohl voller Launen. Sie herrscht in ihrem

Gebiete wie eine Königin, und wehe dem, der sich ihrem heroischen Scepter nicht blindlings unterwerfen wollte."

„Ich werde mich dieser gefürchteten Dame unverzüglich vorstellen lassen und sie um einen Tanz bitten," versetzte Willer.

Der Hofcommissair schwamm im dritten Himmel. Das war immer der sehnlichste Wunsch seines Herzens gewesen, daß einmal ein junger, nicht adeliger, unerschrockener Mann kommen möchte, um der hochfahrenden adeligen Sippe zu zeigen, daß es unter dem gebildeten Bürgerstande auch noch Leute gibt, welche sich wenig um die hochseligen Ahnen kümmerten. Wie oft auch der Hofcommissair intriguirt hatte, damit sich ein bürgerlicher Tänzer an das oben beschriebene Kleeblatt wage, es war ihm nie gelungen; keiner wollte den Anfang machen; jeder schützte Rücksichten und unübersteigliche Hindernisse vor. Da führte ihm das Ungefähr den Willer zu. Dieser schien ihm auch ganz der Mann zu sein, den Neukirchner Prinzessinnen mit Anstand die Spitze bieten zu können. Er hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, ließ sich von keinem Könige, viel weniger von ein paar hochfahrenden adeligen Fräuleins einschüchtern. Mit entschiedener Charakterfestigkeit und einem energischen Willen verband er einen Ernst und eine Würde, wie man sie seinen Jahren kaum zugetraut hätte. Trotz dem waren seine Manieren fein, fast chevaleresk, so daß er sich ohne Zwang und mit Leichtigkeit und Anstand in den höheren Kreisen der Gesellschaft zu bewegen verstand.

Während Willer nach dem Vorsteher suchte, der ihn vorstellen sollte, lehnte der Hofcommissair mit großer Behaglichkeit in seiner Saalecke und erwartete die Dinge, die da kommen sollten.

Der Student hatte endlich den Doctor Sachse aufgefunden und eröffnete ihm seinen Wunsch, dem Fräulein Bianca von Ponikau vorgestellt zu werden.

Als der Doctor diesen Namen hörte, erschrak er und gerieth nicht wenig in Verlegenheit.

„Dem gnädigen Fräulein von Ponikau," frug er, als wenn er die Worte Willer's nicht gehörig verstanden hätte, „wünschen Sie vorgestellt zu werden?"

„Dem Fräulein Bianca von Ponikau, so ist's," erwiederte Willer mit bescheidener Festigkeit.

„Hm," sprach der Doctor, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde, indem er sich beklommen die Hände rieb, „leider muß ich Ihnen, sehr geehrter Herr, offenherzig bekennen, daß ich nicht die Ehre habe, mit dem genannten gnäd'gen Fräulein in so weit bekannt zu sein, daß ich es wagen könnte, ohne zudringlich zu erscheinen, ihr Jemanden vorzustellen."

„Aber Sie sind ja Vorsteher," gegenredete Willer, dem diese übertriebene Aengstlichkeit ärgerte.

„Allerdings," versetzte der Doctor, „man nimmt es jedoch in diesen Angelegenheiten, namentlich was die gnäd'gen Fräuleins anbelangt, in unserer Gesellschaft so ungemein streng, daß ich mich, zumal ich das erste Mal das Glück habe, als Vorsteher der Harmonie gewählt zu sein, eines großen Verstoßes würde zu Schulden kommen lassen, so ich Ihren, allerdings höchst billigen Wunsch, geehrtester Herr, erfüllen wollte.

„Wir leben einmal," setzte er achselzuckend, in halb lautem Tone hinzu, „in so beengten Verhältnissen, daß es oft wirklich kein angenehmes Geschäft ist, hier Vorsteher zu sein. Sie werden also gütigst entschuldigen, wenn ich wahrhaft bedauern muß, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Wollen Sie jedoch meinem ältern Mitvorstande, dem Herrn von Goldberg,

Ihren Wunsch zu erkennen geben, so bezweifle ich nicht, daß Ihnen ein Hinderniß in den Weg gelegt werden dürfte. Herr von Goldberg ist von gutem Adel und steht mit dem Hause von Ponikau auf ziemlich vertrautem Fuße."

„Das geht in der That löblich auf diesem Neukirchner Balle zu," dachte Willer; dann erkundigte er sich bei dem zaghaften Vorsteher, wo sein adeliger Herr College zu finden sei.

„Wenn Sie wünschen," erwiederte der Doctor, „so will ich Sie recht gern zu ihm führen; Herr von Goldberg befindet sich in einem der Nebengemächer."

„Sie würden mich verbinden," sprach der Student, und wandelte an der Seite des Doctors, der von seinem Erstaunen, ein solcher Fall war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, sich gar nicht zu erholen vermochte, dahin.

„Mit diesem Menschen kann's wirklich nicht vollkommen richtig sein," überlegte er unterwegs. „Was? ein Neffe des rohen Sonnenschmidt, ein simpler Student, will sich dem Fräulein Bianca vorstellen lassen, wohl gar mit ihr tanzen, nun das gibt einen Scandal, wogegen sich die unterbrochene Schlittenfahrt im vorigen Winter verstecken muß."

Der Hofcommissair, welcher, ohne das Gespräch Willer's mit dem Doctor verstanden zu haben, bald erkannte, wie die Sachen standen, lachte sich in's Fäustchen. Er bemerkte Sachsen's Verlegenheit und freute sich ausnehmend, daß sich der Student nicht hatte werfen lassen.

Der Doctor langte jetzt mit Willern in dem Zimmer an, wo sein adeliger Mitvorsteher, Herr von Goldberg, in die Lectüre von Zeitungen vertieft, bei einer Tasse Thee saß.

Nachdem der Doctor den Studenten vorgestellt, trug dieser mit aller Ehrerbietigkeit sein Anliegen vor.

Herr von Goldberg sah Willern mit einem langen, ernsten Blicke an, in welchem deutlich die Worte zu lesen waren: „Junger Mann, was nehmen Sie sich heraus?“ Dann frug er, als habe er ebenfalls den ausgesprochenen Wunsch nicht recht verstanden, nach einer Pause: „Dem Fräulein Bianca von Ponikau wünschen Sie vorgestellt zu werden?“

„Es ist mein Wunsch und meine Bitte,“ erwiederte der Student, und fügte, sich entschuldigend, hinzu: „Ich würde nicht gewagt haben, Sie, mein gnädiger Herr, zu incommodiren; aber leider bin ich fremd hier und kenne Niemand auf dem Balle, welchem ich mein Anliegen vortragen könnte. Selbst der Herr Harmonievorsteher, Doctor Sachse, an welchen ich mich wandte, hatte die Güte, mir zu sagen, daß ich meine Bitte bei Ihnen anbringen möchte.“

Ein langer, strafender Blick von Seiten des Herrn von Goldberg traf den armen Doctor. Dann wandte sich der adelige Vorsteher mit vornehmem Anstande wieder zu Willer.

„Könnte ich vielleicht ausrichten,“ frug er, „was Sie dem gnäd'gen Fräulein mitzutheilen haben?“

Der Student, welchem diese Worte nicht wenig verdrossen, erwiederte daher mit ablehnender Höflichkeit:

„Mit Verlaub, mein gnädiger Herr, ich habe um eine persönliche Vorstellung bei dem Fräulein gebeten.“

Herr von Goldberg wußte in den ersten Augenblicken nicht, ob er der kühnen Bitte des Studenten willfahren solle oder nicht. Wenn auf der einen Seite das vermessene Verlangen Willer's, denn für ein solches hielt er's, seinen adeligen Hochmuth auf das Em-

pfindlichſte beleidigte, ſo erkannte er doch auf der andern Seite, daß er keinen ſogenannten Strohrenommiſten, ſondern einen gebildeten, ernſten, jungen Mann, der nicht das Ausſehen habe, mit ſich ſpaßen zu laſſen, vor ſich habe und bei welchem es auf keinen Fall angenehme Folgen haben könne, falls er die ſo höflich vorgebrachte Bitte, die bei Lichte betrachtet auch höchſt unſchuldig war, abſchlagen wollte. Zumal als Vorſteher konnte er dies gleich gar nicht, ohne einer großen Unhöflichkeit ſich zu Schulden kommen zu laſſen.

Nachdem er alles dies überlegt hatte, frug er in einem Tone, dem man's freilich bedeutend anhörte, wie unangenehm dem Vorſteher die ganze Sache ſei: „Wann wünſchen Sie, Herr Willer, dem gnädigen Fräulein vorgeſtellt zu werden?"

„Mein gnäd'ger Herr," erwiederte der Student, welcher die Verſtimmung Goldberg's durchaus nicht zu bemerken ſchien, ſo höflich wie möglich, „das bleibt ganz Ihrer hohen Güte anheimgeſtellt."

„Wohlan, ſo folgen Sie mir," ſprach der adelige Vorſteher, und ſchlug, von Willern begleitet, den Weg nach dem Saale ein.

Es war gerade eine Tanzpauſe, als der Student an Goldberg's Seite eintrat. Ein allgemeines Staunen, von leiſem Geflüſter begleitet, bemächtigte ſich des ſämmtlichen bürgerlichen Publikums, während der Adel durch Blick und Miene ſeine unverkennbare Indignation an den Tag legte. Aber Staunen und Indignation erreichten einen auf einem Neukirchner Harmonieballe nie erhörten Grad, als die beiden Wanderer ihren Weg direct nach der Gegend einſchlugen, wo der höchſte Adel thronte, und endlich gar vor Bianca von Ponikau ſtehen blieben.

„Mein gnädiges Fräulein," sprach Goldberg, seinen Begleiter präsentirend, in einem Tone, der deutlich anzeigte, wie wenig ihm an der Protectorschaft des Vorzustellenden gelegen war, „der Herr Student Willer hat mich als derzeitigen Vorsteher ersucht, daß ich ihn Ihnen vorstelle, welches hiermit geschieht."

Mit diesen Worten ließ er den jungen Mann stehen und kehrte unverzüglich nach dem Lesezimmer zurück.

Ohne die ehrerbietige Verbeugung des Studenten im Geringsten zu erwiedern, warf Bianca einen Blick auf ihn, in welchem sich eine so indignirende Verachtung malte, daß jeder Andere davor zurückgebebt sein würde. Hierauf wendete sie das Gesicht abwärts und that, als wenn gar Niemand vor ihr stände.

Willer, der sich hierdurch nicht im Geringsten aus der Fassung bringen ließ, blieb sanft und artig und sprach:

„Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein, ich wollte ergebenst anfragen, ob ich das Glück haben könnte, die nächste Galoppade mit Ihnen zu tanzen?"

Eine solche Unverschämtheit, wofür sie diese Anfrage hielt, war Fräulein Bianca im Leben noch nicht vorgekommen. Ihr stolzes Inneres empörte sich. Gleichwohl behauptete sie die Fassung, und ohne den Frager eines Blicks zu würdigen, warf sie in einem wahrhaft unnachahmlich wegwerfenden kurzen Tone die Worte hin: „Ich tanze diesen Tanz nicht."

„Es schmerzt mich dies unendlich," fuhr Willer mit großer Ruhe fort, „oder wäre dem gnädigen Fräulein vielleicht ein späterer Tanz gefällig?"

Das war zu viel.

„Ich tanze nicht," wiederholte sie nochmals mit wahrhaftem Abscheu vor der bürgerlichen Zudringlich-

keit; sprang auf und eilte nach dem Orte zu, wo ihre Mutter in Gesellschaft mehrer älterer hochadeliger Damen saß, um hier vor dem frechen Studenten gleichsam Schutz zu suchen.

Es bildete sich sogleich ein Kreis älterer und jüngerer neugieriger Freundinnen um das in hoher Aufregung sich befindende Aristokratenkind. „Was wollte er?“ hieß es hier und da. „Tanzen?! Unerhörte Unverschämtheit! Wie können nur solche Subjecte überhaupt auf dem Balle zugelassen werden? Aber Fräulein, das muß man Ihnen lassen, Sie haben den gemeinen Menschen wahrhaft göttlich abgefertigt. Der wagt's nicht wieder, eine adelige Dame zu einem Tanz aufzufordern. Was sich der Pöbel heutzutage herausnimmt! Es ist wahrhaft lächerlich, solche Anmaßung! Er war auch wie vom Donner gerührt, als Sie gnädiges Fräulein, ihn so zerknirscht stehen ließen. Ihr Benehmen war wirklich unvergleichlich. Er schlich davon wie ein gemeiner Missethäter.“

„Es ist auch gut für ihn,“ sprach Herr von Brandenstein, welcher im Verein einiger andern jungen, adeligen Herren Fräulein Bianca tröstend und belobend umstanden, „daß der Unverschämte schleunigst den Saal geräumt hat, ich würde sonst dem Burschen bewiesen haben, daß er wo anders hin, als auf einen Tanzsaal gehört.“

Zugleich ersuchte er bei dieser Gelegenheit Fräulein Bianca um die Ehre des nächsten Tanzes.

„Recht gern,“ erwiederte diese und freute sich, eine Gelegenheit zu haben, wo sie zeigen konnte, daß es ihr keineswegs an Tanzlust gemangelt habe, als sie dem frechen Studenten den Korb gegeben.

Unter den adeligen Ballgästen befanden sich nur zwei Personen, welche den Studenten nicht ver-

dammten, und welche das Benehmen Bianca's nicht gut hießen. Das war erstens Clara von Löwenstern, die in ihrer Unschuld nicht begreifen konnte, worin das Verbrechen liegen sollte, wenn ein anständiger, am Balle theilnehmender, junger, bürgerlicher Herr ein adeliges Fräulein zum Tanze auffordere. Der bis zur gröblichsten Unart gesteigerte Hochmuth des ältern Fräuleins von Ponikau verdroß sie außerordentlich; zugleich bedauerte sie von Herzen ihren Liebling, den armen Willer.

„Hoffentlich hat er sich aus dem groben Korbe nicht viel gemacht," sprach sie tröstend zu sich, „wenigstens sah er mir nicht darnach aus. Ich weiß nicht, was die wollen. Darnach wäre er wie ein Verbrecher davon geschlichen. Davon hab' ich nichts gemerkt; im Gegentheil schien er ganz unbefangen, und als ob nichts vorgefallen, den Saal zu verlassen.

„Aber es geschah ihm schon recht," fuhr die kleine Eifersucht nach einer Weile fort, „warum forderte er auch gerade die stolze, hoffärtige Bianca auf; sie ist allerdings schön; aber ich bin doch auch nicht häßlich, und er war ja ehegestern so freundlich mit mir; warum kam er nicht zu mir; ich würde ihm den Galopp gewiß nicht abgeschlagen haben, wenn auch Mutter, Madame Chignon, Ponikau's und Fellenberg's finstere Gesichter gemacht hätten, die ich ob meines Thun und Lassens schon gewohnt bin."

Der andere adelige Ballgast, welcher das Betragen des Fräulein Bianca von Ponikau entschieden mißbilligte, war der alte würdige General Kirchner. Er saß gerade am L'Hombretische, als man ihm die außerordentliche Historie hinterbrachte. Der alte Krieger war ordentlich aufgebracht über solche adelige Impertinenz. Wenn ihm aber Etwas zu arg wurde, nahm er sich kein Blatt vor dem Mund.

„Die beiden Ponikau's und meine Mamſell Nichte dazu," polterte er, „werden am Ende vom lieben Gott und von dem Herrn Heiland nichts mehr wiſſen wollen, weil dieſe Leute nicht von Adel ſind. Die hoffärtigen Dinger mögen ſich in Acht nehmen, daß ſie mit ihrem unſinnigen Hochmuthe nicht einmal an den unrechten Mann kommen. Na, ich ſollte der Herr Studente nicht ſein."

„Der Alte wird wirklich ſchwach," flüſterten ſich achſelzuckend ein adeliger Herr dem andern in's Ohr. „Er kann in der beſten Geſellſchaft den alten Huſaren nicht verläugnen."

Der desperate Korb, welchen Willer davon getragen, hatte unter dem bürgerlichen Ballpublikum nicht geringere Senſation hervorgebracht als unter dem Adel. Der weibliche Theil freute ſich faſt durchgängig, daß der Student alſo heimgeſchickt worden war; warum hatte ihn der Hochmuth in dem Maße verführt, daß er Seinesgleichen vernachläſſigend, nach dem höchſten Adel trachtete.

Was Willern ſelbſt betraf, ſo war er ſehr gefaßt geblieben. Er verließ mit aller Ruhe, ja mit einem gewiſſen zufriedenen Lächeln den Saal und kehrte zu dem Hofcommiſſair zurück, dem er ſein Mißgeſchick mittheilte. Dieſer drückte ihm theilnehmend die Hand.

„Sie haben unternommen," belobte er, „wozu ſich bis jetzt noch kein bürgerlicher Neukirchner hat entſchließen können; ſchon das verdient alle Anerkennung. Laſſen Sie ſich übrigens ob der ſchnöden Zurückweiſung kein graues Haar wachſen. Dieſer Erfolg war vorauszuſehen. Ich habe freilich mit den Zähnen geknirſcht ob dieſer empörenden Impertinenz; aber hoffentlich findet ſich einmal Gelegenheit, wo man die-

sem adeligen Pöbel seinen unsinnigen Hochmuth wird fühlen lassen können."

„Mein Gott," erwiederte Willer mit großem Gleichmuthe, „die ganze Sache verdient ja das Aufheben gar nicht, das man davon macht. Wenn das Fräulein schlechterdings nicht tanzen will, kann sie nicht dazu gezwungen werden; allerdings war ihr Benehmen nicht das artigste, das man von einer gebildeten Dame am wenigsten hätte erwarten sollen; indeß, was thut's; ich werde hoffentlich auch ohne Fräulein Bianca eine Tänzerin finden."

„Das ist brav, mein Freund," munterte Eccarius auf, „tanzen Sie nun um so flotter; wenn's auch keine Adelige ist, da sitzen hübsche bürgerliche Damen in Menge, ganz allerliebste Mädchen; tanzen Sie, als ob nichts vorgefallen wäre, und beweisen Sie durch die That, daß Sie sich den Teufel um die grobe adelige Hexe scheren."

Während der Hofcommissair so sprach, blickte Willer unverwandt und etwas lauernd nach dem Tanzraume, wo die Paare so eben zu einem neuen Tanze antraten. Da bemerkte er plötzlich, wie Herr von Brandenstein seine Tänzerin, Fräulein Bianca von Ponikau, mit vieler Selbstgefälligkeit geführt brachte und sich dem Tanzreigen anschloß. Ein Freudenstrahl zuckte bei dieser Wahrnehmung über sein Gesicht.

„Aha," sprach er kaum hörbar, „ist es so gemeint? Da haben wir auch ein Wörtchen drein zu sprechen."

„Jetzt passen Sie auf," raunte er dem Hofcommissair in's Ohr, und verließ schleunigst seinen zeitherigen Standpunkt.

Eccarius wußte nicht, was Willer damit sagen wollte, und verfolgte aufmerksam mit der Lorgnette

seinen jungen Gast, der bald wieder mitten auf dem Saale erschien, wo er sich einigen älteren Herren anschloß, die von ihrem mittlern Standpunkte aus die tanzenden Paare bequemer übersehen konnten.

Der Tanz begann, es war der reizende Guitanagalopp von Lanner, dessen befeuerndes Tempo die Tänzer in beflügelter Eile dahinriß. Das erste Paar bestand aus einem Herrn von Eckstein und dem Fräulein Luitgard von Ponikau. Das sechste Paar waren Herr von Brandenstein und Bianca. Letztere schaute mit stolzer Genugthuung um sich, ohne den kaum zehn Schritte von ihr stehenden Willer eines Blickes zu würdigen und triumphirend floh die übermüthige Aristokratin alsbald an der Seite ihres adeligen Tänzers durch den Saal. Der Uebermuth und die Rücksichtslosigkeit dieser Dame gingen so weit, daß sie allen Gesetzen der Tanzordnung, die, um Unordnung zu verhüten, an mehren Saalwänden mit sehr leserlichen Buchstaben angeschrieben standen, zum Trotz, nie dahin zu bringen war, bei den sogenannten runden Tänzen, nach dem gewohnten zwei- oder dreimaligen Herumtanzen, wie die Regel gebeut, welche auch die übrigen Paare befolgten, sich an das letzte Paar des Reigens wieder anzuschließen. Fräulein Bianca glaubte sich über diese spießbürgerliche Sitte erhaben. Es war ihr unerträglich, hinter einem oder mehren Paaren zurückstehen zu müssen, wie leicht konnte sich eine bürgerliche Creatur darunter befinden. Sie zog es daher vor, nach eignem Gutdünken zu tanzen, und Halt zu machen, wenn und wo es ihr beliebte. Es kam ihr diese Tanzweise um so vornehmer vor, da sie eine ähnliche einmal auf dem Hofball gesehen.

Wie allemal, so auch diesmal; nachdem sie mit ihrem Herrn dreimal durch den Saal auf und nieder

galoppirt war, stellte sich das Paar, von dem übrigen Tanzreigen ganz isolirt, am obern Ende des Saals auf, wo die hochadelige Mutterschaft saß.

Jetzt ereignete sich die außerordentlichste Scene, die, so lange auf dem Neukirchner Rathskellersaale getanzt worden, nicht vorgekommen war. Der Student Karl Willer, sobald er wahrgenommen, daß Bianca von Ponikau Posto gefaßt, schritt gerade auf sie zu. Der sämmtliche Adel, wie das gesammte Bürgerthum glaubte mehr zu träumen, denn zu wachen, als sie diese unerhörte Wanderung gewahrten. Dem Pickelflötisten auf dem Orchester blieb der Athem aus.

„Gnäd'ges Fräulein," sprach Willer mit ruhigem, aber entschiedenem Ernste, „Sie werden nicht weiter tanzen."

„Dieser Mann ist wahnsinnig," rief Bianca außer sich und klammerte sich ängstlich an den Arm ihres Tänzers.

„Fürchten Sie nichts von meinem Wahnsinne," lächelte Willer, „ich bediene mich als beleidigter Theil blos eines guten Rechts; so Sie mit Ballsitte bekannt sind, werden Sie es in der Ordnung finden, daß Sie nicht weiter tanzen dürfen."

„Ich ersticke, zu Hülfe!" schrie Bianca und sank einigen herbeistürzenden Damen ohnmächtig in die Arme.

Herr von Brandenstein, dem bei der höchst unerwarteten Scene ganz unheimlich geworden war, ermannte sich endlich und rief:

„Herr, wie können Sie sich erfrechen?!"

„Mein Herr," erwiederte Willer mit furchtbarem Ernste, „keine Beleidigung!"

„Sie werden mir Rede stehen!"

„Sehr gern."

„Wohlan, folgen Sie mir!“

Die Beiden eilten schnell davon; auf dem Saale entstand die unerhörteste Aufregung; die adeligen Tänzer und Tänzerinnen verließen den Reigen, und eilten der ohnmächtigen Bianca zu Hülfe; die ganze Galoppade ging aus einander; die Musiker kamen aus dem Takte, ein Theil der Instrumente verstummte, während Andre in der Verwirrung ganz falsch griffen und pfiffen. Der Pickelflötist, der sich wieder in Etwas erholt hatte, glaubte das Versäumte einbringen zu müssen und schmetterte ohrenzerreißende Töne; nur der halbblinde Contrabassist ließ sich nicht aus der Contenance bringen und strich ruhig hin und wieder. Es war eine haarsträubende Musik, bis man endlich vom Saale herauf, wo das ungeheure Charivari nicht mehr auszuhalten war, allgemein nach Ruhe rief. Der enragirte Pickelflötist, welcher sehr schwer hörte, wollte sich gar nicht bedeuten lassen und pfiff noch eine geraume Zeit Solo, bis ihn der erzürnte Musikdirector mit seiner Geige auf den Kopf schlug und zur Ruhe brachte.

Der Adel war außer sich; namentlich konnte sich der weibliche Theil nicht zufrieden geben. Er stand dicht gedrängt um die Ohnmächtige, über welche alle aufzutreibenden Riechfläschchen und Essenzen ausgegossen wurden. Es war eine Aufregung und Gespanntheit, als sollte eine Königin von einem Kronerben entbunden werden.

Das bürgerliche Publikum nahm nicht geringern Antheil an dem außerordentlichen Vorfalle. Ein großer Theil desselben war heuchlerisch genug, seinen Schmerz und sein Beileid über das Schicksal des Fräulein Bianca auszudrücken, während man im Innern frohlockte. Man ging selbst so weit, Willer's

Verfahren gegen adelige Damen, die jetzt in der Zeit der Noth die Etiquette nicht berücksichtigend, mit bürgerlichen sprachen, höchlichst zu mißbilligen. Nur äußerst Wenige waren ehrlich genug, offen zu erklären, daß das Fräulein seine Strafe vollkommen verdient habe.

Nachdem alle Flacons über den Leichnam der schönen Bianca geleert, die weichen Glieder sattsam frottirt und die Schläfe mit Hoffmann'schem Geiste reichlich gewaschen worden waren, schlug zu allgemeinem Troste die Ohnmächtige ihr dunkles Auge wieder auf. Nun ging's an ein Bedauern und an ein Trösten, das gar kein Ende nehmen wollte.

Trotz der allgemeinen Beileidsbezeugungen wollte es indeß dem Fräulein Bianca keineswegs länger auf dem Balle gefallen. Der Schreck war ihr in die Füße gefahren, daß sie an kein Tanzen weiter dachte. Sie bat die Mutter, den Wagen vorfahren zu lassen, wozu Frau von Ponikau auch sogleich den Befehl ertheilte. Jetzt begann neues Wehklagen über den Verlust der Familie Ponikau.

„Sie werden es gerechtfertigt finden, meine Damen," sprach Frau von Ponikau beim Abschiede, „daß ich nicht länger in einer Gesellschaft verweilen und auch künftig nicht in derselben erscheinen kann, wo meine Töchter den brutalsten Mißhandlungen ausgesetzt sind."

„Ich werde gleichfalls anspannen lassen," erklärte rasch resolvirt die Nichte des General Kirchner, Fräulein Adele von Liebenrode und Busenfreundin Bianca's. „Es könnte," setzte sie spöttisch hinzu, „dem tanzlustigen Herrn gleichfalls in den Sinn kommen, mir die Ehre des Tanzes zu erweisen."

„Der pöbelhafte Mensch wird hoffentlich aus der Gesellschaft entfernt sein," trösteten mehre Damen.

„Um Gottes Willen," schauderten andere, „wenn das Ungeheuer nochmals erschiene!"

„Der Herr von Brandenstein," sagten wieder andre, „schaffte ihn hinweg. Er wird das Scheusal gewiß unschädlich gemacht haben."

„Eins ist besser als das Andre," meinte Fräulein Adele, „ich lasse anspannen."

Während sich Ponikau's zum Aufbruche fertig machten, gab's in dem vom Tanzsaale abgelegenen Zimmer, wohin Herr von Brandenstein Willern geführt hatte, damit er sein Betragen gegen das Fräulein von Ponikau rechtfertige, stürmische Debatten. Fast sämmtliche Herren von Adel waren den Zweien gefolgt, während von den bürgerlichen Harmoniemitgliedern einzig der Hofcommissair seinem Gaste zu Hülfe eilte.

So wie Eccarius Willern anschaute, fiel er ihm wonnetrunken um den Hals.

„Sie sind ein Gott," rief er, „es ist der schönste Tag meines Lebens." Zugleich nahm er entschieden Partei für den von allen Seiten Angegriffenen.

Willer selbst behauptete eine bewundernswürdige Fassung und Ruhe. Er hatte den Vorfall der Wahrheit getreu mitgetheilt und berief sich auf die in jeder gebildeten Gesellschaft gültigen Anstandsregeln und Ballgesetze.

Dies wollte ein großer Theil der jungen Adeligen nicht gelten lassen. Willer erklärte, daß er noch die gelindeste Art und Weise hervorgesucht habe, dem Fräulein ihre Unart fühlbar zu machen.

Das war Oel in's Feuer. Die Gemüther der Adelspartei erhitzten sich. Einige verlangten, Willer solle die Gesellschaft verlassen.

Im Innern des Studenten kochte es bei dieser

beleidigenden Zumuthung; indeß mit Rücksicht für den Hofcommissair, dessen Gast er war, bezwang er sich auch diesmal und erwiederte:

„Recht gern werde ich diese Räume verlassen, sobald mir der Vorsteher aus den Statuten der Harmonie nachweis't, daß ich mich durch mein Betragen der Anwesenheit in dieser Gesellschaft unwürdig gemacht habe."

Man suchte jetzt aller Orten nach den Vorstehern, welche den Studenten kraft ihres Amts vom Balle entfernen sollten. Der ängstliche, rücksichtsvolle Doctor Sachse, als er den Sturm sich erheben sah, war förmlich geflüchtet. Er sah ein, daß es hier leicht zu einem Schiedsgerichte kommen könne, und da er, wollte er gerecht sein, Willern nicht Unrecht geben konnte, wünschte er auf der andern Seite dem zahlreich versammelten Adel nicht zu nahe zu treten. Er hielt also für am gerathensten, sich auf einige Zeit total unsichtbar zu machen und die bedenkliche Entscheidung seinem ältern Collegen, dem Herrn von Goldberg, zu überlassen.

Diesen hatten auch mehre adelige Herren endlich gefunden und transportirten ihn unter fortwährenden Ermahnungen, daß er den Studenten aus der Gesellschaft entfernen müsse, nach dem abgelegenen Gemache, wo es sehr tumultuarisch herging.

Willer theilte, ohne sich von den häufigen leidenschaftlichen Unterbrechungen der Adeligen im Geringsten stören zu lassen, nochmals den ganzen Hergang der Sache mit.

Goldberg hörte der Erzählung mit sichtbarem Mißmuthe zu, dann führte er Willern abseit.

„Sie sehen, mein Herr," sprach er zu dem jungen Manne, „die hohe Aufgeregtheit von fast sämmt-

lichen Gesellschaftsmitgliedern; selbst meinem Ansehen als Vorsteher dürfte es kaum gelingen, die Gemüther zu beruhigen; Ihre Anwesenheit ist einmal der allgemeine Stein des Anstoßes; also handeln Sie klug und vermeiden Sie noch einen größern Scandal, für dessen Ausgang ich nicht stehen und dessen Folgen für Sie nur höchst unangenehm sein können; entfernen Sie sich. Das ist meiner Ansicht nach das Beste, das ich Ihnen anrathen kann."

Willer's Lippen zitterten vor Zorn bei dieser entehrenden Zumuthung; er war einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem adeligen Vorstande auf diejenige Art antworten sollte, wie dessen Rede es verdiente, wodurch allerdings der Tumult den äußersten Grad erreicht haben würde, indem sämmtliche Adelige unbedingt für ihren Vorsteher Partei ergriffen hätten. Die Vernunft behielt zum Glück für Willern auch in dieser schweren Periode die Oberhand. Er erwiederte dem Herrn von Goldberg nur die Worte:

„Mein Herr Vorsteher der Neukirchner Harmoniegesellschaft, ich habe nicht an Ihre Weisheit, sondern an Ihr Rechtsgefühl appellirt, ich verlange nicht nach Ihrem sogenannten guten Rathe, sondern nach Ihrer Entscheidung als Vorsteher, und ich frage Sie daher als einen Mann von Ehre, ob mir eine rechtswidrige oder auch nur eine schicklichkeitswidrige Handlung zu Last gelegt werden kann?"

Der Vorsteher zuckte mit den Achseln.

„Wenigstens ist bei uns nicht Sitte," gegenredete er, „daß man einer hochachtbaren Dame, selbst wenn diese von einer kleinen Uebereilung nicht ganz frei zu sprechen sein dürfte, ihre Handlungsweise auf solche Art entgelten läßt, wie Sie gethan haben."

„Ich bedaure hier," versetzte Willer, „andrer

Meinung zu sein. Was Sie da als kleine Uebereilung bezeichnen, halte ich nach meinem gesunden Menschenverstande für absichtliche Impertinenz." —

„Mein Herr," unterbrach hier der Vorsteher, „ich muß Sie bitten, sich hinsichtlich Ihrer Ausdrücke —"

„Deutscher Worte zu bedienen, nicht wahr?" fuhr Willer mit erhobener Stimme fort, „also absichtliche Unverschämtheit, wie Sie wollen. Sehen Sie, mein geehrtester Herr von Goldberg, wenn man solche bei einem ganz gemeinen Weibe findet, wird man vielleicht weniger Notiz davon nehmen, weil sich da nicht viel Bessres erwarten läßt; macht sich aber eine sogenannte gebildete Dame einer Unverschämtheit schuldig, so ist es jeder Gebildete schon der Ehre seines Standes schuldig, diese falsche Primadonna zu entlarven und ihr den bloße Gemeinheit verhüllenden heuchlerischen Schleier abzuziehen."

Durch diese Worte Willers, welche er dem adeligen Harmonievorsteher zur Antwort gab und die er mit sehr vernehmbarer Stimme sprach, so daß sie von den im Zimmer anwesenden größtentheils jungen Adeligen deutlich verstanden werden konnten, wurde der Zorn der letztern gegen den bürgerlichen Studenten noch mehr aufgeregt. Die Leidenschaft übertäubte, wie dies in solchen Fällen in der Regel stattfindet, immermehr das Gefühl für Recht und Sitte. Nicht eben cavaliergemäße Drohworte wurden gegen Willern vernehmbar. Man sprach geradezu von gewaltsamer Entfernung des Verhaßten. Vergebens gab sich der Hofcommissair alle Mühe, den jungen Hitzköpfen zur Vernunft zu reden. Seine Stellung zu dem Adel war aber leider von der Art, daß seine Gegenwart zur Beruhigung der Gemüther weit mehr von Nachtheil denn von Nutzen war. Auch gegen ihn fielen

die unzweideutigsten Drohworte. Da Eccarius endlich einsah, daß hier auf parlamentarischem Wege Nichts auszurichten sei, und daß die beleidigenden Reden bald zu ernsten Thätlichkeiten übergehen würden, wo dann die beiden Bürgerlichen der Uebermacht des Adels nothwendigerweise erliegen mußten, so eilte er nach den vordern Gemächern zurück, wo der größte Theil der bürgerlichen Herren mit süßem Schauer von fern den streitenden Stimmen, die von Zeit zu Zeit, namentlich wenn die hintere Thüre auf- und zugemacht wurde, dahertönten, zuhörten. Mehre besorgte Familienväter hatten es sogar unmittelbar nach Beginn des Streites für rathsam erachtet, lieber den Ball zu verlassen, als sich der Gefahr auszusetzen, in unverschuldete Mißhelligkeiten zu gerathen. Besser sei bewahrt als beklagt, hatten sie mit bedenklichem Angesicht geäußert und waren zu nicht geringer Entrüstung ihrer tanzlustigen weiblichen Cortège mit angezündeter Laterne der sichern Heimath zugepilgert.

Der Hofcommissair predigte wie ein zweiter Peter von Amiens zum Kreuzzuge gegen den Adel. Er donnerte wie Demosthenes. Bei jedem andern Publico hätten seine flammenden Worte außerordentliche Wirkung hervorbringen müssen. Er beschwor die bürgerlichen Harmoniemitglieder, nur dies einzige Mal sich mannhaft zu zeigen, zusammenzuhalten und der aristokratischen Aroganz die Spitze zu bieten. Sie befänden sich in ihrem größten Rechte, es gelte die Ehre ihres Standes, die von dem Adel so himmelschreiend verletzt worden sei; wenn sie heute nicht aufträten, hätte die übermüthige Noblesse in der Harmonie ein für allemal gewonnenes Spiel.

Das war Alles tauben Ohren gepredigt. Die bürgerlichen Mitglieder sahen sich, eins das andre, kopfschüttelnd an.

„Ich menge mich nicht in die Sache; ich auch nicht," hieß es hier und da; „bei dergleichen Streitigkeiten ist keine Ehre einzulegen. Was der Willer eingebrockt, kann er auch auefessen, wie kämen wir dazu; zudem ist es ein Fremder, der sich gar nicht so viel hätte herausnehmen sollen."

Wie groß auch der Einfluß war, den der Hofcommissair über sehr viele der bürgerlichen Harmoniemitglieder ausübte, so vermochte er doch hier, obschon nicht einmal der Schatten einer Gefahr sich zeigte, trotz seiner befeuernden Beredtsamkeit nicht das Geringste auszurichten. Von den sämmtlichen anwesenden Bürgerlichen fand sich nur ein Einziger vor, der Tuchhändler Breitkopf, welcher durch des Hofcommissairs Worte alarmirt, Anfangs entschlossen war, dem Eccarius gegen den Adel zu folgen. Unglücklicher Weise besann er sich aber noch zu rechter Zeit, daß Herr von Fellenberg sein Tuch bei ihm kaufe. Wie leicht konnte er diesen Kunden verlieren, so es bekannt wurde, daß er unter Anführung des Hofcommissairs gegen den Adel zu Felde gezogen sei. Er trat also zurück unter dem Vorwande, daß er nicht der Einzige sein wolle, welcher die Kastanien aus dem Feuer hole. Wenn sich Niemand weiter entschließe, dem Aufgebote des Herrn Hofcommissairs zu folgen, nähme auch er sein Wort zurück. Sie Drei, der Hofcommissair, der Student und Er, könnten allein diese Sache nicht ausmachen.

„Wohlan," sprach endlich Eccarius zu den Bürgerlichen, „ich verlange ja gar nicht, daß Sie mir in Person folgen sollen, um an dem Streite in der That Theil zu nehmen, erlauben Sie mir nur, daß ich, da der bürgerliche Vorsteher nicht aufzufinden, in Ihrem Namen sprechen darf und daß mir später Niemand

von dem zurücktritt, was ich in seinem Namen verhandelt habe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß mir blos darum zu thun ist, die Rechte der Gesellschaft zu wahren."

Da auch hierin Seitens der engherzigen Bourgeoisie kein Entschluß zu Stande kam und Eccarius bemerkte, daß die zu hinterst Stehenden bei seinem Antrage so unbemerkt wie möglich davon schlichen, konnte er sich nicht enthalten, der philisterhaften Schaar einige nicht eben feine Wahrheiten in's Gesicht zu sagen, worauf er wieder nach dem hintern Zimmer eilte, um wenigstens für seine Person dem Studenten nach Kräften beizustehen.

Willer hätte sich während des Hofcommissairs Abwesenheit mit wahrer Heldenruhe gegen die mannigfachen adeligen Insinuationen gehalten. Die sowohl durch diesen Gleichmuth, wie durch genossene geistige Getränke immer mehr in Harnisch gerathenen Cavaliere, drängten jetzt dem Einzelstehenden näher und da wiederholte Aeußerungen nicht undeutlich vermuthen ließen, als wolle man die ausgestoßenen Drohungen in Ausführung bringen und sich thätlich an dem Wehrlosen vergreifen, nahm Willer eine wahrhaft athletische Position an und seine Stimme ward furchtbar.

„Meine Herren," donnerte er, „der erste, der mich anrührt, ist ein Kind des Todes; ich erwürge ihn mit meinen Händen. Verlangen Sie Genugthuung nach den Gesetzen der Ehre; ich stehe Jedem bereit. Für jetzt aber hab' ich weiter nichts mit Ihnen zu schaffen."

„Possen," rief eine Stimme, „wer sich so unritterlich gegen eine Dame beträgt, ist nicht satisfactionsfähig."

„Ja wohl," bestätigten andere im Uebermuthe

des Weinrausches und voller Händelsucht, „hinaus! hinaus!“

Es würde bei dieser Aufregung der Gemüther auch unfehlbar zu Thätlichkeiten gekommen sein, wenn nicht in demselben Augenblicke, als auf die Person des Studenten ein Angriff geschehen sollte, beide Thürflügel aufgesprungen und der würdige General Kirchner, eine Zornesflamme auf dem ehrwürdigen Gesichte, in's Gemach trat.

„Was geht hier vor,“ donnerte er in ehemaligem Commandotone, „ist das eine Aufführung, wie sie sich für gebildete Männer und in einer gebildeten Gesellschaft ziemt?“

„Und was muß ich erleben,“ fuhr er fort; und seine Stimme ward entsetzlich; sein flammendes Auge schweifte zornglühend über die Schaar der durch des alten Kriegers unverhofftes Erscheinen sehr betretenen Edelleute, worunter sich mehre seiner Vettern befanden; „was muß ich erleben, funfzehn bis zwanzig gegen einen Einzigen; ist das ritterlich?“

Herr von Brandenstein war jetzt bemüht, das Benehmen seiner Partei in Schutz zu nehmen, indem er den Beweggrund des Streites näher aus einander setzte.

„Schweigen Sie,“ herrschte der General, „ich weiß Alles.“

Mit diesen Worten schritt er auf Willern zu und reichte diesem die Hand.

„Sie haben,“ fuhr er, die erfaßte Rechte wiederholt schüttelnd, fort, „vollkommen Recht gehandelt, mein Herr Student, an Ihrer Stelle hätt' ich's ebenso, wenn nicht schlimmer gemacht. Wenn die Herren Bürgerlichen alle so dächten wie Sie, würden unsre Mamsells die Nasen nicht so hoch tragen. Durch

übertriebene Demuth von der einen und unsinnigen Hochmuth von der andern sind die Sachen eben so verteufelt schlimm geworden. Ich bin ein alter Knax, ich habe genug geeifert gegen den Heidengreuel, aber es hat Nichts geholfen, endlich bin ich der Sache überdrüssig geworden; aber ich freue mich allemal, wenn ich einen tüchtigen Menschen antreffe, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat und der wenig Federlesens macht mit abgeschmacktem Uebermuthe, sondern den geraden Weg geht, wie sich's gebührt. Es soll mich freuen, mein Herr Student, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen." Während der General mit Willern sprach, erschien ein Diener, welcher dem alten Kirchner meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Kirchner sah den betreßten Burschen mürrisch an.

„Was fällt dem Esel, dem Johann ein," sprach er, „ich will ja noch gar nicht fort."

„Das gnädige Fräulein haben befohlen," erwiederte der Diener.

„Meine Nichte? Was fällt der ein?"

„Das gnädige Fräulein," fuhr der Betreßte fort, „gibt Ew. Excellenz zu bedenken, daß Frau von Ponikau nebst Fräulein Töchtern bereits den Ball verlassen haben."

„Aha, ich merke," nickte der alte General; „sag' Er jetzt einmal dem Johann, daß er wieder nach Hause fahren und ausspannen solle; und meiner Fräulein Nichte sage Er, sie möge sich's immer noch ein Weilchen gefallen lassen."

„Allons, meine Herren," wandte er sich wieder zu den adeligen Herren, „was wollen Sie noch hier? Hinaus auf den Tanzsaal, dort, wo die tanzlustigen Damen Ihrer harren, ist Ihr Terrain."

Keiner wagte, dem alten Krieger zu widerſprechen, der zuweilen, wenn man's an ihn brachte, ein gar ſtrenges Regiment führte. Sein Anſehen unter dem Adel von Neukirchen war außerordentlich, und letzterer mußte ſich, zumal wenn der Alte übler Laune war, viel gefallen laſſen. Erſtens zählte der General nicht weniger denn vierundſechzig Ahnen, worauf freilich er ſelbſt am wenigſten gab; dann gehörte er zu den ſpeciellen Freunden des Landesfürſten; ferner behauptete er hinſichtlich ſeines Ranges unter der Neukirchner Ariſtokratie den erſten Platz und endlich befanden ſich auch ſeine Mittel in ſo glänzenden Umſtänden, daß ſich kein Adeliger in der Nähe und Ferne mit ihm zu meſſen vermochte. Da faſt die halbe Ritterſchaft von Stadt und Umgegend in ſeinen Büchern ſtand, ſo konnte er ſich auch Manches gegen dieſe adeligen Herren herausnehmen. Man zuckte in ſolchen Fällen die Achſeln, nannte die Excellenz unter ſich einen „alten Huſaren," der mit der feinern Geſittung nicht fortgeſchritten ſei und dem man daher Manches zu Gute halten müſſe.

Der General war vom Landesfürſten, der den alten Degen wahrhaft kindlich verehrte, wiederholt eingeladen worden, ſeinen Wohnſitz in der Reſidenz aufzuſchlagen, damit ſie ſich öftrer ſehen und ſprechen könnten; aber Kirchner hatte ſeinem fürſtlichen Freunde, wie dies ſeine Art war, offen heraus erklärt, daß er das Hofleben und die davon unzertrennliche Etiquette nicht leiden könne. Er lebte daher bereits ſeit einer geraumen Reihe von Jahren in Neukirchen, deſſen Gegend ihn ungemein anzog. In den erſtern Jahren hatte er ſich's viel Mühe koſten laſſen, zwiſchen Adel und Bürgerthum ein geſelligeres und freundlicheres Verhältniß herzuſtellen; aber weder bei erſterm noch

bei letzterm war er mit seinen menschenfreundlichen Ideen durchgedrungen. Mit den Männern wären ihm seine Reformpläne vielleicht gelungen, aber bei dem weiblichen Theile der Gesellschaft, dem adeligen wie dem bürgerlichen, war Hopfen und Malz verloren.

Endlich, als er alle seine Mühe vergeblich sah, war er wild geworden und hatte mit den Worten: „Hol' Euch Alle der Teufel!" seinen wohlgemeinten, aber unausführbaren Plan aufgegeben. Er war von dieser Zeit ganz indifferent hinsichtlich der geselligen Angelegenheiten geworden. Der Adel benutzte dies, zog sich schroffer von dem Bürgerthume zurück und erhob stolzer denn je sein Haupt. Nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, wie im vorliegenden Falle, erwachte in dem General der alte Geist und da donnerte er, wie es ihm um's Herz war, ohne vor dem anwesenden Publikum die geringste Rücksicht zu nehmen.

Der General Kirchner wäre vielleicht der einzige Adelige in Neukirchen und Umgegend gewesen, mit welchem sich der Hofcommissair verstanden haben würde, hätte es das Unglück nicht gewollt, daß die Beiden seit vielen Jahren in einem eben so verwickelten, intriguenvollen, wie kostspieligen Prozeß mit einander lagen. Der Grund hiervon war folgender:

Der General hatte sich gleich nach seiner Niederlassung in Neukirchen ein am grünen Werlaufer reizend gelegenes Gartengrundstück gekauft und auf die Verschönerung desselben außerordentliche Summen verwandt. Es konnte nichts Anmuthigeres geben, als diesen Kirchner'schen Garten und Park. Leider aber lastete auf diesem Grundstück eine höchst beschwerliche Servitut, von welcher ihr Herr allerdings seit einer Reihe von Jahren keinen Gebrauch gemacht hatte, so

daß der General die Unannehmlichkeit derselben nicht gewahr worden war. Der Besitzer einer in der Nähe des Kirchner'schen Gartengrundstücks gelegenen bedeutenden Tuchfabrik besaß nämlich seit urdenklichen Zeiten für sich und seine Fabrikarbeiter das Recht, vermöge eines von dem Besitzer des Gartengrundstücks besonders zu unterhaltenden Weges mitten durch den Kirchner'schen Garten gehen und selbst mit kleinen Karren hindurchfahren zu dürfen. So lange der vormalige Fabrikbesitzer, welcher mit dem General auf befreundetem Fuße stand, lebte, war an eine Benutzung der gedachten Servitut nicht zu denken; plötzlich aber starb er und die Fabrik gelangte auf dem Wege der Subhastation in den Besitz des Hofcommissairs, welcher sich vor ganz kurzer Zeit erst in Neukirchen niedergelassen hatte. Es verging wieder einige Zeit; der neue Besitzer der Fabrik ließ viel bauen; als ihm mit einem Male die Idee kam, ob es nicht bequemer und gerathener sei, die Baumaterialien auf dem weit kürzern Wege durch den Kirchner'schen Garten herbeizuschaffen?

Der Hofcommissair war übrigens keineswegs unbillig. Er bedachte, daß, da die Servitut lange nicht in Ausübung gekommen, dem General eine so unerwartete Passage nur höchst unangenehm sein könne. Also wäre der Vortheil nicht zu überwiegend, so wollte er seiner Meinung nach von seinem Rechte keinen Gebrauch machen. Gleichwohl mußte er sich die Sache in Augenschein nehmen. Nichts war natürlicher.

Bei der Uebergabe der Fabrik hatte der Hofcommissair zugleich auch den Schlüssel zu der Thüre empfangen, welche in den Garten des Generals und zu dem Wege führte, dessen Benutzung ihm allein rechtmäßig zustand. Er suchte also eines Tages diesen

Schlüssel hervor und machte sich nach der Besitzung Seiner Excellenz auf den Weg. Es kostete ihm nicht wenige Mühe, die Thüre in der Gartenmauer, welche so viele Jahre nicht war benutzt worden, zu öffnen. Schloß und Angel waren mit der Länge der Zeit ganz verrostet. Endlich gelang es dem Hofcommissair dennoch, sich den Eingang zu öffnen. Er gelangte in den Garten; aber wie groß war sein Erstaunen, als sich auch keine Spur von einem Wege, welchen der Gartenbesitzer in fahrbarem Stande zu erhalten hatte, vorfand. Die Spaliere zu beiden Seiten waren niedergerissen und der Fahrweg in fruchtbares Gartenland umgeschaffen.

Während sich Eccarius noch der gerechten Verwunderung über diese unverhoffte Metamorphose überließ, wandelte der General in einiger Entfernung in ziemlich übler Laune eine Lindenallee auf und ab.

In gleichem Grade aber wie der Hofcommissair über den in Hinwegfall gekommenen Weg, verwunderte sich die Excellenz über die urplötzliche Erscheinung des Eccarius, den er persönlich kennen zu lernen noch keine Gelegenheit gehabt hatte.

„Wo ist denn der Kerl mit einem Mal hergekommen?“ frug er sich. Seine Verwunderung und üble Laune aber erreichten einen noch weit höhern Grad, als er gewahrte, wie der Hofcommissair mit seinem Spazierstocke eine Art Vermessung anstellte. Er rief daher dem in seiner Nähe beschäftigten Gartenarbeiter sehr laut, so daß sie der Hofcommissair deutlich verstehen konnte, die Worte zu:

„Pieper! frag' Er doch einmal, was der Kerl da wolle! Und was das überhaupt für Manieren wären, sich mir nichts dir nichts in fremdes Eigenthum einzudrängen?“

Der Gartenarbeiter Pieper, welcher den Hofcommissair gleichfalls noch nicht von Person kannte, und seiner Natur nach nicht der höflichsten Race angehörte, brachte die Fragen des Generals auf so grobe Art an den Mann, daß ihn Eccarius gar keiner Antwort würdigte.

Pieper glaubte sich nun berufen, den Examen aus eigenen Mitteln fortzusetzen, und ward daher wo möglich noch gröber, wobei er der Person des Hofcommissairs ziemlich nahe kam.

„Wenn Er, infamer Schlingel," erwiederte endlich Eccarius, als ihm die Pieper'schen Redensarten zu bunt wurden, „nicht augenblicklich Ruhe hält und sich davon packt, so werde ich Ihm mit meinem Stocke einen Denkzettel aufzählen, den Er nicht vergessen soll."

Da Eccarius es liebte, auf das Wort die That schnell folgen zu lassen, so kam er auch sofort mit geschwungenem spanischen Rohre auf den Gartenarbeiter zu. Dieser, ebenso hasenhaft als grob, wartete die Sache von wegen des Denkzettels nicht ab, sondern galoppirte unverzüglich zur Excellenz zurück, welcher er über den bösartigen Fremden Rapport abstattete.

„Der Kerl muß verrückt sein," rief der General und ging nun selbst nach dem Orte, wo sich Eccarius befand.

„Mein Herr, wer sind Sie?" frug Kirchner in strengem Tone, „und was haben Sie hier zu suchen?"

Ohne auf diese Fragen etwas zu erwiedern, versetzte der Hofcommissair in ziemlich rügendem Tone: „Ich muß mich sehr verwundern, Ew. Excellenz, daß sich Hochdieselben ohne meine Erlaubniß unbefugter Weise meines Eigenthums angemaßt haben."

Der alte Krieger, welcher an die Servitut seit langen Jahren mit keiner Sylbe gedacht und das auf seinem Grundstück lastende Recht des Fabrikbesitzers total vergessen hatte, glaubte jetzt in der That, es rapple mit dem Unbekannten. Er betrachtet sich denselben genauer, um vielleicht aus dessen sonderbaren Geberden oder starrem Blicke die Gewißheit seiner Vermuthung bestätigt zu finden.

Er wußte nicht, was er auf die irrsinnige Rede erwiedern sollte, als der Hofcommissair fortfuhr:

„Es scheint bei Ihnen, Herr General, ganz in Vergessenheit gerathen zu sein, daß Sie dem Besitzer der Neumühle einen Fahrweg durch Ihren Garten unterhalten müssen; und diese poetischen Blumenbeete hier sehen nicht wie eine prosaische Straße aus."

Der General glaubte noch immer mit einem Verrückten zu thun zu haben, als ihm der Hofcommissair die Sache faßlicher aus einander setzte. Jetzt erst begann es in seinem Innern ein wenig zu tagen. Er besann sich auch, wiewohl nur ganz dunkel, einmal von einer Servitut haben erzählen zu hören. Hatte er indeß damals schon dieses Recht für eine an sich höchst unbedeutende Sache gehalten, so erschien es ihm jetzt wo möglich noch unbedeutender, ja wahrhaft lächerlich.

Wenn der General, der allerdings, was die edle Rechtsgelahrtheit anlangte, als kein großes Licht gelten konnte, das gute Recht des Hofcommissairs nicht so gar en bagatelle behandelt hätte, so würde sich Letzterer vielleicht zu einer billigen Ablösungssumme der Servitut haben bereitwillig finden lassen. Auf die Art und Weise aber, wie der General sich aussprach, durfte man dem Eccarius nicht kommen.

Je spaßhafter der alten Excellenz der Gedanke er-

schien, daß der Hofcommissair von einem Fahrwege fabelte, der mitten durch seine schönen Rosengehege, deren Anlage ihm so horrente Summen gekostet, führen sollte, um so ernstlicher nahm Eccarius die Sache. Der alte General, der sich's nicht im Traume beikommen ließ, daß er von Obrigkeits wegen könne gezwungen werden, einen solchen Fahrweg nicht nur zu dulden, sondern sogar für sein eigenes Geld fix und fertig herzustellen, gab endlich dem Hofcommissair den guten Rath, er sollte endlich schweigen und sich nicht auslachen lassen. Natürlich ward Eccarius auf diese Weise nur erbitterter und nahm eine noch entschiedenere Sprache an. Er verlangte jetzt allen Ernstes, daß binnen acht Tagen der Fahrweg wieder hergestellt sei, oder er würde klagbar werden. Das war zu viel für den alten General. Die Galle lief über. Es zuckte ihm in allen Gliedern, diesen höchst unverschämten Menschen, den er nicht einmal kannte, entweder selbst durchzuprügeln, oder ihn durchprügeln zu lassen. Die alte Husarennatur, welche wenig Rücksichten zu nehmen pflegte, kam zum Vorschein. Er nannte den Hofcommissair jetzt geradezu Er, und rieth demselben, so schleunigst wie möglich sich zu entfernen, außerdem würde er ihn mit Hunden aus seinem Besitzthume, in das er sich wie ein Dieb geschlichen habe, hetzen lassen.

Wie vorhin Pieper, wartete auch Eccarius, der wohl erkannte, daß es dem Generale mit der Drohung vollkommener Ernst sei, die Hitze nicht ab, sondern zog sich klüglich durch die Gartenthür, durch welche er gekommen, wieder zurück; aber mit dem festen Vorsatze, dem alten Degenknopfe ob seines rauhen Benehmens diesmal die ganze Schwere der Gesetze fühlen zu lassen. Den Fahrweg durch die Kirchner'sche Be-

ſitzung mußte er jetzt haben, das ſtand feſt, und wenn man ihm eine Entſchädigungsſumme bieten wolle, ſo groß wie die engliſche Staatsſchuld.

Der General konnte ſich von dem gehabten Aerger eine Zeit lang gar nicht erholen.

„Ein ſolcher Bengel,“ ſprach er, „iſt mir auf dieſem Lebenswege noch gar nicht vorgekommen! Was? einen Fahrweg durch meinen Garten?! Ich glaube noch immer, es war nicht ganz richtig mit ihm.“

„Aber wo der Kerl nur hergekommen war?“ fuhr er nach einer Weile fort, „und wo er hin ſein muß? Durch das Hausthor kann er nicht gegangen ſein. Sollte er ſich etwa gar noch verſteckt halten? Wart', ich will dir die Wege zeigen, du Himmelelementer!“

Kirchner ſtellte jetzt Unterſuchungen an. Er begab ſich nach dem Orte, wo Eccarius hinter einer Taxushecke verſchwunden war, und gelangte auf dieſe Weiſe an die alte Gartenthür.

„Sollte das Spitzbubengeſicht etwa gar hier hereingekommen ſein?“ frug er ſich.

Er forſchte genauer nach und fand an dem niedergetretenen Graſe, daß wirklich Jemand durch die Thür gegangen ſein müſſe.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ fuhr er aufgeregt fort, „der Gauner iſt vermittelſt eines Diebesſchlüſſels durch dieſen Eingang in meine Beſitzung gedrungen. Daß dir der Teufel die Laterne gehalten hätte! Pieper! Pieper!“

Der Gerufene kam mit einem ungeheuren Baumpfahle herbeigerannt, um unvorhergeſehener Fälle wegen nicht ganz ohne Waffe zu ſein.

„Pieper,“ befahl der General, „ſchaff' Er mir ſogleich ein paar Maurer, die dieſes Mauſeloch zumachen.“

Binnen wenigen Stunden war der Befehl in Ausführung gebracht, und die Thüre, wozu der Hofcommissair den rechtmäßigen Schlüssel besaß, von unten bis oben wohl vermauert und verkalkt.

Eccarius, so wie er zu Hause angelangt, traf sogleich Anstalten, die städtische Behörde von des Generals Eingriffe in seine Gerechtsame in Kenntniß zu setzen und ihren Schutz in Anspruch zu nehmen.

Der Stadtrichter, welcher gegen die Excellenz, vor welcher er allen möglichen Respect hatte, nicht sogleich officiell einschreiten wollte, begab sich zuvor persönlich zu dem Hofcommissair, um denselben zu vermögen, daß er sich auf privatlichem und gütlichem Wege mit dem General hinsichtlich der lästigen Servitut vergleichen möge. Da jedoch Eccarius hiervon schlechterdings nichts wissen wollte, so blieb dem Stadtrichter nichts übrig, als Beklagten die Ausfertigung zustellen zu lassen, wonach er unter Vermeidung von fünf Reichsthalern Strafe gehalten war, binnen den nächsten zwei Wochen, vom Tage der Insinuation an gerechnet, den betreffenden Weg zum Besten des Steinmann'schen Fabrikgeschäfts wieder in fahrbaren Stand zu setzen.

Der General, welcher dieser obrigkeitlichen Ermahnung nicht den geringsten Werth beimaß, warf die Zufertigung zerrissen und zusammengeballt in seinen Maculaturkorb und dachte im Entferntesten nicht daran, diese Verordnung, welche, seiner Meinung nach, dem gesunden Menschenverstande total zuwiderlief, zu berücksichtigen.

Die zwei Wochen waren daher verstrichen, ohne daß sich eine Hand gerührt hätte, den Fahrweg herzustellen. Jetzt reichte der Hofcommissair die zweite Klage ein, worin er auf funfzig Thaler Vergütung

für den Schaden antrug, den er durch die Nichtwiederherstellung des bewußten Weges bereits erlitten zu haben vorgab.

„Funfzig Stockprügel," schrie der General, als ihm die neue Klage zur Kenntniß kam, „soll man ihm aufzählen und nicht funfzig Thaler. Es liegt ja auf der Hand, daß mich dieser Böſewicht nur chikaniren will. Wo iſt denn je dem vormaligen Beſitzer der Steinmann'ſchen Fabrik, Gott hab' dieſen braven Mann ſelig, in den Sinn gekommen, einen Durchgang durch mein Beſitzthum zu verlangen oder gar von Entſchädigung zu ſprechen. Alſo iſt Alles Erfindung, Bosheit, auf welche ſich ein hochweiſes Stadtgericht gar nicht einlaſſen ſollte."

Nachdem der General ſich weder auf die eine noch andere, noch dritte Ausfertigung, in welcher letztern bereits von fünfundzwanzig Thalern Strafe die Rede war, im Geringſten rührte, fand ſich eines Tags der Stadtrichter Kleinſimon perſönlich ein, und eröffnete dem Erzürnten auf möglichſt ſchonende Weiſe, daß Seine Excellenz die Sache doch etwas zu leicht zu nehmen ſcheine. Nach ſeinem Dafürhalten ſei unſtreitig das Beſte, wenn ſich der Herr General vielleicht auf gütlichem Wege durch Leiſtung einer annehmbaren Ablöſungsſumme mit Klägern abfinden wolle.

„Was," rief der alte Kriegsmann zornentbrannt, „ich ſoll dieſem Spitzbuben noch Geld herausgeben, und blos deswegen, damit er mich in Ruhe läßt? Giebt es keine Gerechtigkeit mehr gegen ſolche Miſſethäter? Leben wir in der Türkei, im Mohrenlande, in Tombuctu, wo Chikane und rohe Gewalt entſcheidet?"

„Leider befindet ſich in vorliegendem Falle das unzweideutigſte Recht auf Seiten des Hofcommiſſairs,"

bemerkte Kleinſimon. „Als rechtskräftigen Eigenthümer der Steinmann'ſchen Fabrik ſteht ihm die Ausübung der, ich geſtehe es, allerdings höchſt läſtigen Servitut unwiderruflich zu."

„Ach, was Servitut," polterte der General, „die Canaille iſt ja längſt todt, längſt erloſchen."

„Wenn Ew. Excellenz dies zu beweiſen vermögen," erwiederte der Stadtrichter, „dann haben Hochdieſelben allerdings gewonnen. Indeß nach meinen Rechtsanſichten und wie ich die Sachlage überblicke, dürfte ein ſolcher Beweis an die Unmöglichkeit grenzen."

„Wie ſo?" frug der General, „hat mir der verſtorbene Beſitzer Mühlberg, Gott hab' ihn ſelig, nicht hinſichtlich dieſer vertrackten Fahrſtraße plein pouvoir gegeben? Würde ich denn außerdem ein Narr geweſen ſein, ſolche Summen auf die Verſchönerung meines Gartens zu verwenden?"

Der Stadtrichter zuckte die Achſeln und erwiederte: „Die Erlaubniß, welche der verſtorbene Mühlberg Ew. Excellenz hinſichtlich dieſes Fahrwegs gegeben, war wohl für ſeine Perſon verbindlich, aber keineswegs für ſeinen Nachfolger. Will dieſer, wie hier der Fall eben vorliegt, von ſeinem Rechte Gebrauch machen, ſo kann ihm das Niemand verwehren. Es bleibt beim Himmel nichts übrig, als gütlicher Vergleich mit dem Hofcommiſſair oder — Herſtellung des Fahrwegs."

Der alte Kriegsmann tobte wie ein angeſchoſſener Löwe. Er ſchwur hoch und theuer, daß er lieber Tauſende verprozeſſiren wolle, eh' er jenem Böſewicht einen Heller auszahle; an die Herſtellung des Fahrwegs ſei bei ſeinen Lebzeiten gleich gar nicht zu denken. Er beſchloß ſofort den pfiffigſten und verſchmitzteſten Advocaten aus der ganzen Umgegend anzunehmen und den Prozeß anzufangen. Seine Wahl hinſichtlich des

Rechtsanwaltes fiel auf den Dr. juris Bock. Dies war ein Mann, der weit und breit durch die eminente Geschicklichkeit berühmt oder vielmehr berüchtigt war, die einfachsten und unbedeutendsten Sachen, namentlich wenn er voraussah, daß sie nicht zu gewinnen waren, durch zahllose Exceptionen und geschickt eingestreute Verwickelungen auf wahrhaft beispiellose Weise in die Länge zu ziehen.

Als ihm die Sache wegen des Fahrwegs, welchen der Hofcommissair beanspruchte, übertragen wurde, sah er sogleich ein, daß dieser Prozeß zu gewinnen eine absolute Unmöglichkeit sei, so klar lag das Recht des neuen Fabrikbesitzers auf der einen und das Unrecht des Generals auf der andern Seite. Gleichwohl überlegte der Doctor Bock, daß, da sich Kirchner für die Sache leidenschaftlich interessire, derselbe auch die Louisd'ore nicht ansehen werde, und so beschloß er, ein wahres Meisterstück in seiner Art, Prozesse zu führen, zu liefern. Dies gelang ihm auch wirklich auf außerordentliche Art. Der Prozeß währte nicht weniger denn neun ganzer Jahre und kostete dem General, die zahllosen Entschädigungsgelder für den Hofcommissair eingerechnet, bereits die Summe von fünftausend Thalern. Den Aerger, den der General außerdem wegen dieser Sache zu erdulden hatte, war gar nicht zu berechnen. Wenn man sagen wollte, daß Seine Excellenz während der neun Jahre den Hofcommissair einige hunderttausend Mal in den tief untersten Höllenpfuhl verwünscht habe, so wäre dies keine Uebertreibung. Unzählige Mal hatte der alte Krieger erklärt, daß dieser haarsträubende Prozeß der Nagel zu seinem Sarge sei.

In der neuesten Zeit mußte aber Doctor Bock, der die neun Jahre daher immer fidel gewesen war

und dem General frohen Muth eingesprochen hatte, sich denn doch gestehen, daß sein rabulistisches Arsenal erschöpft sei. Das letzte Urtheil der höchsten Instanz, gegen welche keine weitere Appellation denkbar, war vor Kurzem erschienen. Es verurtheilte den General zu sofortiger Wiederherstellung des streitigen Fahrwegs, zur Erlegung einer anderweitigen höchst bedeutenden Entschädigungssumme für den Hofcommissair, so wie zu Bezahlung sämmtlicher Kosten. Drei Tage lang hatte sich der Doctor Bock nach Empfang dieses Urthels in sein Zimmer eingeschlossen, wie ein Kolikgeplagter auf dem Sopha umhergewälzt und sein Gehirn in allen vier Kammern nach Möglichkeit durchgearbeitet, um wo möglich noch eine Spitzfindigkeit ausfindig zu machen, welche der letzten Instanz entgegengehalten werden könne. Es war Alles vergebens. Bock's Weisheit war zu Ende. Der ränkevolle Advocat mußte sich an das saure Werk machen, dem General von des großen Prozesses endlichem Ausgange, den er schon vor neun Jahren vorausgesehen, in Kenntniß zu setzen. Persönlich wagte er dem alten Kriegsmanne die unheilvolle Botschaft nicht zu überbringen, denn er fürchtete, den General werde auf der Stelle der Schlag rühren; oder wenn dieses auch nicht der Fall sei, könne er bei seiner bekannten Heftigkeit leicht den Stock ergreifen und den Doctor zum Hause hinaus prügeln. Bock suchte also die Pille in einem eben so ehrerbietigen wie schmerzheuchelnden Schreiben möglichst zu verzuckern. Der Zufall wollte, daß sie dem General Kirchner gerade den Tag nach dem letzten Harmonieballe, wo er des jungen Willers sich so wacker angenommen hatte, überreicht werden sollte.

Es bedarf wohl nach Erwähnung dieses ärger-

vollen Prozesses nicht der Bemerkung, daß das gesellschaftliche Verhältniß zwischen dem Hofcommissair und dem General ebenfalls kein freundschaftliches war. Die Beiden wichen sich schon von weitem aus. Die adelige Coterie benutzte die Spannung mit dem General nach Kräften. Sie war bemüht, den Eccarius bei dem alten Kriegsmanne so schwarz als möglich anzumalen, so daß Kirchner oft hoch und theuer schwur, er hielte in unsrer aufgeklärten Zeit zwar nichts mehr vom Hängen, aber wenn er diesen nichtswürdigen Hofcommissair könnte hängen sehen, wolle er auf der Stelle funfzig Louisd'or für den ersten Zuschauerplatz erlegen, um der Geschichte so nahe wie möglich zu sein.

Doch wir kehren nach diesem Abschweife auf den Neukirchner Harmonieball zurück.

Nachdem der General Kirchner die jungen Adeligen nach dem Tanzsaal zurückgetrieben hatte, wandte er sich wieder zu Willern.

„Kommen Sie, mein Herr Student," sprach er, mit vielem Wohlwollen, „lassen Sie sich deshalb, daß Ihnen ein einfältiges Mädchen einen Korb gegeben, vom Tanze, wenn Sie solchen lieben, nicht abhalten. Kommen Sie, ich selbst will Ihnen ein hübsches Dämchen aussuchen helfen, daß Ihnen, wenn ich Sie vorstelle, gewiß keinen Korb geben wird."

Willer über die unerwartete Wendung, welche durch die Intervention des wackern Generals die Dinge genommen hatten, eben so überrascht wie erfreut, wandelte sehr heitern Sinnes an Kirchner's Seite nach dem Saale.

Der hohe Adel, welcher unmittelbar nach dem Hinweggange der Frau von Ponikau mit ihren Töchtern gleichfalls die Absicht gehabt, den Ball zu ver-

laſſen, hatte ſich dennoch eines Beſſern beſonnen, nachdem man vernommen, daß die alte Excellenz vom Nachhauſefahren nichts habe wiſſen wollen. Wie ſehr man ſich auch in vielen Dingen nach der Familie von Ponikau zu richten pflegte, ſo hatte doch ein bedeutender Theil des Neukirchner Adels aus oben angedeuteten Gründen alle Urſache, es mit dem General nicht zu verderben; ſie waren ihm die zarteſten Rückſichten ſchuldig. Zudem war Fräulein von Liebenrode, nachdem ſie mit ihrem dictatoriſchen Befehle nach Hauſe zu fahren ſo übel angekommen, überall umhergegangen und hatte die befreundeten Familien beſchworen, ſie nicht zu verlaſſen; ſie beweinte und bejammerte den tyranniſchen Sinn ihres Onkels; aber fort durfte ſie demungeachtet nicht und wenn ſie aus einer Ohnmacht in die andere gefallen wäre. Das Inohnmachtfallen, welches ſie früher ſehr liebte, hatte ſie ſich darum nach und nach ganz abgewöhnt.

Welche ultraariſtokratiſche Geſinnung dieſe hochmüthige Dame auf der einen Seite an den Tag legte, namentlich wenn ſie mit Ponikau's in Geſellſchaft war, einen eben ſo verhältnißmäßigen Reſpect hatte ſie auf der andern Seite vor ihren Oheim. Wenn der General Etwas befahl oder wünſchte, ſo galt der unbedingteſte Gehorſam; bei der geringſten Miene von Widerſetzlichkeit und Ungehorſam begann ein Donnerwetter, daß Himmel und Erde zitterten.

Daher wagte Fräulein Adele auch am Ballabende im Geringſten nicht, ſich der Ordre des Generals zu widerſetzen und war zum Dableiben gezwungen. Ihre Geduld ſollte indeß auf noch härtere Proben geſtellt werden, als ſie ihren Onkel im freundſchaftlichſten Geſpräch mit dem Student Willer gerade auf ſich zukommen ſah.

Einem in's Meer Gefallenen, beim Anblicke eines Haifisches mit geöffnetem Rachen kann unmöglich schlimmer zu Muthe sein, als dem Fräulein Adele von Liebenrode beim Anblicke des Studenten an der Seite ihres Onkels.

Während sie sich die ganze Zeit der geheimen Hoffnung und Freude hingegeben, daß die adeligen Herren den frechen Bürgerlichen ohne weitere Umstände längst die Rathhaustreppe hinabgestürzt, damit ihm die Lust, mit hochadeligen Damen zu tanzen, ein für allemal vergehe, kam der Halbtodtgeglaubte an ihres eignen Onkels Seite und, wie es schien, im freundschaftlichsten Gespräche daher.

„Wenn das Ungeheuer," dachte sie bei sich, „mit mir tanzen will, bin ich des Todes, und gleichwohl darf ich einen Tanz nicht abschlagen, wenn mir der Onkel diesen Menschen vorstellt. Wie in aller Welt sind diese Beiden zusammen gekommen? Der General ist ja von seiner Vorliebe für den bürgerlichen Pöbel längst geheilt. O wär' ich nur dies Einzigemal zu Hause geblieben. Aber mag's werden wie es will, ich tanze nicht. Ich könnte mich im Leben nicht wieder vor Ponikau's blicken lassen. Sobald er mir die Hand reichen will, falle ich um und bekomme Krämpfe. Krämpfe sind noch das einzige Mittel, das auf Onkel Bär einigen Eindruck macht. Die kann er nicht mit ansehen und läuft davon."

Während Fräulein Adele solche heroische Entschlüsse faßte und in Erwartung des Schlimmsten ängstlich und verstockt dasaß, zog die Gewitterwolke gnädig vorüber. Der General führte nämlich Willern direct zu Clara von Löwenstern, welches schöne Mädchen er seinen Liebling nannte. Er präsentirte ihr den Studenten mit den Worten: „Ich bin überzeugt,

liebe Clara, daß Sie meinem jungen Freunde hier keinen Korb geben werden. Sie sehen mir dazu viel zu schön, zu gut und zu verständig aus."

Clara ward über und über roth und wußte in den ersten Augenblicken nicht, was sie erwiedern sollte. Obschon ihr Herz Willern wegen seines Verfahrens gegen Bianca völlig frei sprach, so hatte sie doch zu viel Verwünschungen über den Studenten aussprechen hören, als daß sie bei des jungen Mannes Erscheinen nicht hätte erschrecken sollen. Sie warf daher einige ängstlich fragende Blicke nach Madame Chignon, die unfern saß; diese schien aber noch weit mehr erschrokken zu sein, als Clara selbst, und blickte starren Auges den General an.

„Nicht wahr," wiederholte der alte Krieger, so laut, daß es die Umsitzenden deutlich vernehmen konnten, „Sie sind viel zu gut und zu verständig, als daß Sie meinem jungen Freunde einen Tanz abschlagen sollten?"

Clara bedauerte, daß sie bereits engagirt sei.

Der General stutzte und seine Stirn zog sich in Falten. Er fürchtete, daß dem Mädchen von der hochadeligen Sippe gleichfalls Aversion gegen das Bürgerthum eingeimpft sein möchte.

Er frug daher etwas pikirt: „Auch für den nächstfolgenden schon engagirt?"

„Bedaure, ebenfalls," war die Antwort.

Kirchner ward immer finsterer: „Wie steht's denn aber," fuhr er examinirend fort, „mit dem nächsten Tanze nach dem Nächstfolgenden, auch schon besetzt?"

„Nein," erwiederte Clara.

Jetzt ward der General wieder freundlich und sprach zu Willer: „Nun, mein Herr Student, da langen. Sie zu."

Willer ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er engagirte sich mit dem Fräulein von Löwenstern auf die zweite Française und erkundigte sich bei dieser Gelegenheit zugleich, wie ihr die romantische Waldpartie von ehegestern bekommen sei?

Ein Wort gab das andere; die Zwei befanden sich alsbald zum Entsetzen des hohen Adels in tiefem Gespräch.

Der General, als er die beiden Leutchen so charmant discuriren sah, ging, sich vergnügt die Hände reibend, den Saal wiederholt auf und ab; und war ob der beispiellos langen Gesichter der hohen Aristokratie ausnehmend erfreut.

Frau von Fellenberg war mehr todt als lebendig. Sie hätte vor's Leben gern ihre Tochter zurückgerufen; aber gerade die Familie von Löwenstern hatte am meisten Ursache, den alten General bei guter Laune zu erhalten. Die gnädige Frau, wie schwer es ihr wurde, mußte diesmal in das Unvermeidliche sich fügen.

„Man muß gestehen," hieß es hier und da unter dem Adel, indem man seinen Grimm nur schlecht zu verhehlen vermochte, „Seine Excellenz sind heut' ausnehmend liebenswürdig." — „Der Mann wird in der That täglich schwächer," flüsterte ein bejahrter Adeliger seiner Nachbarin zu. „Ich fürchte mit der Zeit wirklich für seinen Verstand," tönte es als Antwort, „mich sollte für diesen Fall die Familie wahrhaft dauern."

Von dem bürgerlichen Ballpublikum war ein großer Theil der festen Ueberzeugung, daß nach solchen Erlebnissen der jüngste Tag gar nicht mehr fern sein könne.

Ein neuer Tanz begann, Clara ward von ihrem

adeligen Tänzer abgeholt, während Willer zu seinem hohen Protektor und späterhin zum Hofcommissair zurückkehrte. Dieser saß mit unendlichem Wohlbehagen in einem Nebenzimmer und als er Willern erschaute, ließ er sogleich Champagner bringen.

„Es ist der schönste Tag meines Lebens," sprach er mit dem Studenten anstoßend; „aber jetzt bitt' ich nur eins, so bald wir das Fläschchen ausgestochen haben, kehren Sie nach dem Tanzsaale zurück, tanzen nach Belieben oder widmen sich Ihrem edeln Beschützer; nur, das bitte ich angelegentlich, bekümmern Sie sich um mich nicht, hören Sie wohl, thuen Sie gar nicht, als ob ich zugegen sei; ich werde Ihnen das „warum" Morgen aus einander setzen."

Willer, der aus diesen Worten nicht recht klug ward, bat um nähern Aufschluß; Eccarius vertröstete ihn aber fortwährend auf Morgen, so daß sich der Student in des Hofcommissairs Willen zu ergeben versprach.

Nachdem man die Flasche geleert, kehrte Willer nach dem Saale zurück, während der Hofcommissair aus der Ferne den Beobachter machte.

Endlich erschien der große in der Neukirchner Harmoniegesellschaft noch nie dagewesene Moment, wo ein bürgerlicher Student mit einem Fräulein vom höchsten Adel zum Tanze antrat. Es hat wohl nie ein schöneres Paar gegeben, dies mußte selbst der erbitterte Adel und der neidische Bürgerstand zugestehen, und nie sah man die Française anmuthvoller tanzen als diesmal. Der alte General Kirchner selbst, der sonst nicht viel auf den Tanz gab, verwandte kein Auge von beiden Lieblingen und applaudirte, als die Touren zu Ende waren.

Willer tanzte den nächsten Tanz mit einem hüb-

schen bürgerlichen Mädchen, dann wieder mit adeligen Damen, von welchen ihm jetzt keine einen Korb zu geben wagte; ja man fand sogar, daß dieser Student wirklich kein so übler Mann sei: sein Benehmen sei so gebildet und zart, seine Rede so wohlklingend und geistreich und sein Tanz wirklich engelhaft; man bedauerte zuletzt fast allgemein, daß er so niederer Herkunft war.

Mit unverkennbarer Freude bemerkte der Hofcommissair aus der Ferne die Triumphe seines Gastes.

Nachdem sich Willer ziemlich müde getanzt, nahm er im Conversationszimmer wieder Platz an der Seite des alten Generals. Dieser war ein außerordentlicher Freund von Anecdoten. Kaum hatte dies der Student in Erfahrung gebracht, als er sein Anecdoten-Füllhorn aufthat und den alten Mann dermaßen mit lustigen und witzigen Sächelchen überschüttete, daß ihm vor Lachen wiederholt die Thränen in die Augen traten.

Er mußte sich gleich dem Hofcommissair gestehen, daß er lange keinen so vergnügten Abend verbracht habe. Der wackre Alte ahnete in seiner fröhlichen Stimmung nicht, welch' ein harter Schlag ihn Morgen durch Uebersendung des Endurtheils der letzten Instanz bevorstand.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der General Kirchner während des ganzen Abends nicht erfuhr, Willer sei ein Gast von Eccarius, er würde außerdem unfehlbar das Benehmen des Studenten nur für rohen, vom Hofcommissair eingegebenen Oppositionsgeist gehalten haben und seine Sympathie für den jungen Mann würde dann gewiß nicht erwacht sein.

Die Beiden saßen noch bis tief in die Nacht bei einander, selbst nachdem der Tanz sein Ende erreicht

und der größte Theil der adeligen wie bürgerlichen Ballgäste sich entfernt hatte. Auch Fräulein Adele von Liebenrode war nach erhaltener Erlaubniß von Seiten des Onkels schon geraume Zeit nach Hause gefahren. Sie hatte wenigstens den Triumph davon getragen, daß der bürgerliche Student nicht mit ihr getanzt hatte. Gleichfalls war der Hofcommissair, ohne von Willern, damit dieser in seiner Unterhaltung mit dem General nicht gestört werde, Abschied genommen zu haben, nach Hause gegangen.

Nachdem der Student dem Generale mit Hand und Wort noch hatte geloben müssen, ihn den nächsten Tag zu besuchen, fuhr der alte Mann nach Hause, während Willer von der Erlebniß dieses Abends gewaltsam bewegt und von der Liebe für seine Françaisentänzerin, die reizende Clara, beseligt den dunkeln Heimweg antrat.

So endete dieser in den Annalen von Neukirchen außerordentliche Ball, dessen Folgen, wie wir später sehen werden, gleichfalls außerordentlich genannt werden müssen.

Ende des zweiten Theils.

Im Verlage des **Magazins f. Literatur** in Leipzig erschien:

Amerikanische Reichthumsquelle,

bestehend

aus 201 erprobter und bisher geheim gehaltener

Mittel und Rezepte,

als: Die Liqueur-, Cognac-, Rum und Arakfabrikation; Bereitung des Champagner-, Ingwer- und Eier-Bieres; des Champagner-, Muscat-, Malaga- und Madeira-Weines; der vorzüglichsten kühlenden Getränke, der beliebtesten geistigen und anderen warmen Getränke, der Chokoladefabrikation, der Punsch-Essenz und des Eier-Punsches ꝛc.; einige vorzügliche Backwaaren; ferner: die Essigfabrikation auf dem kürzesten Wege; die Fabrikation des franz. Speisesenfs, des Maccassaröls, Willer's Schweizer Kräuteröls; des Räucherspiritus, der Fabrikation der so beliebten Ambra- oder Rosenperlen, der englischen Stiefelwichse, dem Färben der Haare, der Rüböl-Reinigung; der Fabrikation des Eau de Cologne, Eau de Lavende ꝛc.; des englischen Riechsalzes; untrügliches Mittel gegen die Gicht und Halsbräune; Bereitung des Fleckwassers, des berühmten englisch-sächsischen Pflasters, Fabrikation der beliebtesten und nützlichsten Parfümerien; das Schuhwerk wasserdicht und noch einmal so lange haltend zu machen; Tintenpulver; Mästung des Federviehes; Bereitung des berühmten Gehöröls, Mittel gegen die Trunkenheit; Schlafbringendes Mittel; Bereitung der berühmten schwedischen Lebens-Essenz; Körperstärke zu erlangen, baumwollenes Garn türkischroth zu färben; das Mariniren der Heringe; Vertreibung alles Ungeziefers aus Stuben und von Kornböden; Bereitung des türkischen Wunderbalsams; sichere Heilung erfrorener Glieder und vielen andern practischen Recepten.

4te Auflage. 8 Bogen. 15 Ngr.

Im Verlage des **Magazins für Literatur** in Leipzig erschien:

The

English Reader

or

a choice collection of pieces in prose and verse

from

the best authors.

By

Dr. Herrmann Frank.

Preis 15 Ngr.

Pädagogische Turnlehre

oder

Anweisung, den Turnunterricht als einen wesentlichen Theil des allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu behandeln.

Für Lehrer und Erzieher bearbeitet

von

Moritz Kloß.

Preis 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Werkes ist Director der Turnlehrer-Bildungsanstalt in Dresden.

Im Verlage von **Julius Meißner** in Leipzig iſt erſchienen:

Preußen.

Geſchichte ſeines Volkes und ſeiner Fürſten

von der früheſten bis auf die neueſte Zeit.

Von

Theodor Tetzner.

3 Bde. eleg. geb.

Mit 22 Stahlſtichen und einer großen Stahlſtichprämie:

„Friedrich Wilhelm IV. ſeinem Volke ſchwörend."

Preis: 3 1/3 Thlr.

Geſchichte

des

Polniſchen Volkes

von

ſeinem Urſprunge bis zur Gegenwart.

Von

C. Göhring.

2 Bände mit Stahlſtichen. Preis 2 1/3 Thlr.

Im Verlage von **Julius Meißner** in Leipzig ist erschienen:

Die neueren Entdeckungsreisen.

Für die Jugend
nach größern Reisewerken bearbeitet
von
Jul. Kell, Hoffmann u. A.

---

6 Bde. eleg. in engl. Leinwd. geb.

Erster Band: Otto v. Kotzebue's neue Reise um die Welt in den Jahren 1823 bis 1826. Mit 4 Stahlstichen. 27 Ngr.

Zweiter Band: John Crawfurd's Gesandtschaftsreise nach Siam und Cochin-China in den Jahren 1821 u. 1822. Mit 3 Stahlstichen. 24 Ngr.

Dritter Band: Reise nach der Verbrecher-Colonie Neu-Südwales. Mit 4 Stahlstichen. 22 Ngr.

Vierter Band: Reisen in Brasilien. Mit 3 Stahlstichen. 24 Ngr.

Fünfter u. Sechster Band: Reisen der Engländer zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem nördlichen Polarmeere nach dem stillen Ocean.
I. Parry's dritte Reise nach den nördlichen Polargegenden.
II. Beechey's Reise nach dem stillen Ocean und der Beeringsstraße. Mit 5 Stahlstichen. Beide Bände 1 Thlr. 24 Ngr.

Für die bevorstehende Weihnachtszeit empfehlen wir Eltern, Lehrern und Erziehern diese dem jugendlichen Geiste angepaßten Reisebeschreibungen. — Jeder Band wird einzeln zum obenbemerkten Preise abgegeben.

Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Achter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Deutsche Pickwickier.

Komiſcher Roman

von

Ferdinand Stolle.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1853.

Erſtes Kapitel.

Nächſte Folgen des Balles.

Beim General Kirchner, welcher die vergangene Nacht ſpät vom Balle nach Hauſe gekommen, dauerte diesmal der Morgenſchlaf länger als gewöhnlich. Die Sonne ſtand hoch am Himmel, als er erwachte, ſich ankleidete und ſeinen Kaffee verzehrte. Er war ungemein bei Laune, ſteckte ſein Morgenpfeifchen in Brand und legte ſich mit vieler Behaglichkeit in das Fenſter, welches nach dem duftenden Garten hinausging. Die vergangene Ballnacht zog wie im freundlichen Lichte vorüber. Er gedachte mit beſonderer Vorliebe des jungen Willer, dem er einige wahrhaft vergnügte Stunden verdankte; da brachte ſein Kammerdiener Beifuß ein Paquet nebſt Brief, welches beides ſo eben ein Schreiber des Doctor Bock abgegeben hatte.

„Der verfluchte Prozeß," brummte der General, als er den Namen des Doctor Bock hörte, „da werd' ich wieder wenig Erfreuliches hören.

„Zwar hat mir Bock vor Kurzem hoch und theuer geſchworen," fuhr er fort, indem er das widerſpenſtige Siegel zu erbrechen bemüht war, „daß nun bald das

Endurtheil erscheinen und wenn es noch eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, ich aus diesem heillosen Streite als Sieger hervorgehen müsse; aber ich habe nach gerade das Vertrauen zu diesen Betheuerungen verloren. Wie unzählige Mal hat mir dieser Mensch während diesen unseligen neun Jahren bei seiner ewigen Seligkeit geschworen, daß ich gewinnen und der vertrackte Hofcommissair zu Schanden werden müsse, sobald ich nur den Muth nicht verlieren wolle. Nun, Gott ist mein Zeuge, daß ich weder den Muth verloren, noch Geld gescheut habe, obschon ich nicht selten vor Wuth des Teufels geworden bin. Indeß fühl' ich denn doch, daß, wenn die Sache nicht bald zu Ende kommt, ich dem Aerger erliegen werde. Bis Johannis will ich den Prozeß noch ansehen, dann sind es gerade zehn Jahr, daß er begonnen hat, hab' ich da nicht gesiegt, mag es werden wie es will; ich wende blos noch so viel dran, als es kostet, meinen Advocaten durchprügeln zu lassen, denn es wird mir immer klarer, daß ich diesem Schlingel allein die Langwierigkeit dieses kostspieligen Streites zu verdanken habe."

Unter diesen Gedanken war es dem Generale gelungen, das Siegel zu erbrechen und den Brief zu eröffnen. Er mühte sich selbigen zu lesen, aber vermöge seines schwachen Gesichts konnte er sich in den Schriftzügen nicht sogleich zurecht finden.

„Beifuß," sprach er, „lies mir einmal den Wisch, Du hast bessere Augen. Gewiß neue Vertröstungen und anmuthige Liquidationen."

Der Kammerdiener machte sich sofort an die Lectüre, während die Excellenz gemächlich auf dem Sopha Platz nahm und sich eine neue Pfeife stopfte.

Der Advocat Doctor Bock, wenn er dem General

auch nur über die geringfügigsten Dinge schrieb, unterließ nie, im Context die sämmtlichen Titel seines Clienten, so wie mehre, aus eigenem Gutachten hinzugefügten, mit diversen et ceteris einfließen zu lassen, weil dadurch die Copialgebühren, an welchen er Theil hatte, bedeutend vermehrt wurden. Der General, welcher ein Feind aller Weitschweifigkeiten war, ärgerte sich stets über dieses Titulaturwesen, zumal hinter demjenigen des Doctor Bock in der Regel nie viel Erfreuliches zu folgen pflegte. Als daher Beifuß zu lesen begann: „Hoch- und Wohlgeborener, Insonderheit Hochzuvenerirender —“ unterbrach ihn Kirchner mit den Worten: „Zur Sache, Beifuß, eine halbe Seite tiefer!“

Der Kammerdiener, welcher den General nicht verstand, glaubte, er habe nicht recht gelesen, und begann abermals und zwar weit lauter: „Hoch- und Wohlgeborener, Insonderheit Hochzuvenerirender, wie auch nicht minder höchst Respectabler —“

„Du sollst die Titel weglassen und blos den Brief lesen,“ wiederholte Kirchner.

Beifuß, dem von je nichts wichtiger erschienen, als gerade die Titel, weil alle Welt darauf so viel gab, glaubte, Seine Excellenz spaße. Er lächelte daher auf höchst schlaue Weise und ließ sich in den Titulaturen im Geringsten nicht stören, sondern trug sie jetzt mit einer wahrhaft diplomatischen Genauigkeit vor.

Der General verzweifelte.

„Der Mensch bringt mich um,“ rief er, als die Titel gar kein Ende nehmen wollten und Beifuß noch immer nicht zum eigentlichen Texte gelangte.

Endlich war er fertig.

„Gott sei Dank,“ seufzte die Excellenz, „nun werden wir hören.“

Der Doctor Bock ging natürlich mit der Sprache nicht sogleich heraus. Er sprach im Anfang über dies und das, ließ einige moralische und philosophische Floskeln einfließen, sprach von der sittlichen Würde des Menschen, welche die Macht besitze, dem größten Mißgeschick kühn die Stirn zu bieten.

Der General rutschte in seiner Ungeduld auf dem Sopha wiederholt auf und nieder.

„Ich glaube, dieser Satan ist übergeschnappt," sprach er endlich, als die moralische Einleitung, zumal Beifuß, wie seine Gewohnheit war, ziemlich langsam buchstabirte, gar kein Ende nehmen wollte, „seit wann ist denn der Doctor Bock eine moralische Person geworden? Davon hab' ich nie etwas gewußt."

Jedesmal, wenn der General seinem Aerger Luft machte, hielt Beifuß ehrerbietig mit Lesen inne, und fuhr, den Finger auf die Stelle, wo er stehen geblieben war, haltend, erst dann wieder fort, wenn er ausdrücklichen Befehl dazu erhielt.

„Weiter!" schrie die Excellenz, über Beifußen's fortwährende Pausen, wie über die salbungsreiche Einleitung im gleichen Grade erbittert.

Der Kammerdiener gehorchte. Nachdem der Doctor Bock dem General hinlänglich sittliche Kraft anempfohlen, ward er religiös und kam auf das Christenthum.

„Der Kerl raf't," rief Kirchner, der jetzt zu wüthen begann; „Beifuß, elender Kammerdiener, steht denn wirklich Alles schwarz und weiß im Briefe, was Du da vorlieſt?"

„Strich vor Strich, Excellenz," rapportirte Beifuß.

„Ich glaube, der Brief ist gar nicht an mich!"

„Soll ich Ew. Excellenz die Titel wiederholen?"

„Ich laß Dich hängen, wenn Du Dich unterstehst!"

„Das Christenthum," fuhr Beifuß fort, „das ächte, wahrhafte Christenthum ist die Lehre, die uns erstarket und nicht zu Schanden werden läßt, wenn des Lebens mannigfache Ungewitter über unserm sündenvollen Haupte dahindonnern; welche uns erhebt über alles Trübsal und alles Ungemach der Erde. Trachtet nicht nach Schätzen, an welchen die Motten nagen und welche der Rost frißt."

„Der Heidenhund," unterbrach hier laut aufschreiend die Excellenz, „mir das zu schreiben; dieser Satan hält mich, bei meiner Seele! zum Narren; was? ich soll nicht nach Güter trachten, an welchen der Rost nagt; wenn ich noch ein paar solche Prozesse zu führen und noch ein paar solche nichtswürdige Advocaten zu mästen hätte, würden bald weder die Motten noch der Rost bei mir etwas zu nagen und zu fressen haben."

Beifuß gelangte endlich zu dem eigentlichen Zwecke des Schreibens, nämlich den General mit dem unglücklichen Ausgange des Prozesses bekannt zu machen und ihm zugleich das offene Bedauern an den Tag zu legen, daß es beim besten Willen dem Sachwalter nicht möglich gewesen sei, ein anderweitiges Rechtsmittel gegen das allerdings höchst grausame Urtheil zu ergreifen.

Der General, welcher trotz dieser klaren Auseinandersetzung noch immer nicht das Schlimmste ahnete, denn er war mit der Länge der Zeit gegen die ungünstigen Urtheile der verschiedenen Instanzen nachgerade indolent geworden, so wie er auch diesmal glaubte, es handle sich nur um eine abermalige Entschädigung des Hofcommissairs, wie er schon gewohnt war, frug daher ziemlich gefaßt: „Nun, wie lautet denn dieses, nach dem Ausspruche des Doctor Bock

höchst grausame Urtheil? Ich dächte denn doch, alle zeitherigen wären schon grausam genug gewesen, daß sie gar nicht schlimmer kommen können!"

Beifuß mußte jetzt das beiliegende Urtheil der letzten Instanz öffnen und vorlesen. Aber je weiter er las, desto dunkelfarbiger ward das Gesicht des Generals, desto sichtbarer trat die Zornader auf seiner Stirn hervor; convulsivisch ballte sich seine Hand; als aber der Vorleser zu der Sentenz kam, daß Beklagter sofort den Fahrweg durch sein Grundstück wiederherzustellen habe, knickte der General wie eine alte Eiche zusammen.

Der erschrockene Beifuß, welcher nicht anders glaubte, als seine Excellenz habe der Schlag gerührt, sprang eiligst hinzu und hielt dem General ein Riechfläschchen, das er stets bei sich zu tragen pflegte, unter die Nase.

„Es ist kein Wunder," sprach der mit der Wiederbelebung seines Herrn beschäftigte Kammerdiener, „daß er einen Knax bekam; dieses Urtheil wirft ein Vieh um."

Nach ungefähr zwei Minuten, in welchen es Beifuß an Rütteln, Aufknöpfen und Reiben nicht hatte fehlen lassen, kam die Excellenz wieder zu sich, aber nur um ihrer Wuth um so freiern Lauf zu lassen. So wild hatte der Kammerdiener seinen Herrn im Leben nicht gesehen. Er begann ordentlich sich zu fürchten. Der General schwur in der ersten Hitze hoch und theuer, erst den Doctor Bock höchsteigenhändig todt zu schlagen, dann den Urthelsverfasser umzubringen, seinen Garten zu verwüsten, zum Landesfürsten zu reisen, damit dieser das verbrecherische Urtheil durch einen Gewaltstreich vernichte. Er nahm sich gleich so vielerlei Dinge mit einander vor, daß

er gar nicht wußte, wo er anfangen sollte. Er war vom Sopha aufgesprungen und lief tobend in der Stube auf und ab. Dabei focht er barbarisch mit einem Stocke in der Luft, daß Beifuß, der ganz unverschuldeter Weise schon einige Hiebe erhalten hatte, entsetzt aus einer Ecke in die andere sprang. Der Hocherzürnte sah nicht, wo er hinschlug. Beifuß paßte daher einen glücklichen Moment ab, um so schleunigst wie möglich durch die Thür zu entkommen, ohne daß der General bei seiner Aufregung die Flucht bemerkt hätte. Die Excellenz fuhr noch eine geraume Zeit fort, auf Tische und Stühle zu schlagen, daß Gläser und Tassen zitterten und klirrten. Endlich sank er erschöpft auf's Sopha.

Nach reiflicher Ueberlegung beschränkte er seinen großartigen Racheplan vor der Hand in so weit, daß er blos den Doctor Bock mit dem Leben bestrafen oder ihm wenigstens Arme und Beine rechtskräftig zerbrechen lassen wolle; den Urthelsverfasser behielt er sich für eine spätere Zeit vor; und die Reise zum Landesfürsten, damit dieser durch einen Gewaltstreich das Urtheil cassire, schlug er sich bald ganz aus dem Sinne. Er gedachte, wie schlimm es ihm in einem ähnlichen Falle in demselben Prozesse schon ergangen sei.

Nachdem er ausgetobt hatte, lag er auf dem Sopha und ächzte und stöhnte und fluchte. Bald klagte er die irdische Gerechtigkeitspflege als größte Verbrecherin beim Himmel an, bald verwünschte er sie in den tiefunterstten Höllenpfuhl.

Der geflüchtete Beifuß steckte von Zeit zu Zeit den Kopf durch die Thür, um über den Zustand seines desperaten Herrn Erkundigungen einzuziehen. Als er gewahrte, daß sich der Hauptraptus gelegt habe, schlich er leise wieder in's Zimmer.

Auf das Knarren, welches die Thür verursachte, wandte der General den Kopf und da er des Kammerdieners ansichtig wurde, frug er:

„Beifuß, Er hat wohl auch sein Theil erhalten?“

„Allerdings,“ erwiederte der Gefragte, indem er mit den Händen seinen Rücken visitirte, „es ist mir so.“

„Er kommt da,“ tröstete der General, „für sein Theil golden weg; wie muß ich thun? ich liege auf der Folter.“

„Verzeihen Ew. Excellenz, ich bin in solchen Dingen bescheiden.“

„Beifuß!“ rief nach einer Pause der alte Kriegsmann.

„Ew. Excellenz!“

„Laß Er 'mal in das Wochenblatt und in den politischen Kinderfreund die Anzeige setzen, daß ich mein Haus und Garten verkaufe.“

„Ew. Excellenz belieben zu scherzen.“

„Beifuß, thu' Er, wie ich Ihm geheißen.“

„Das ist ja nicht möglich! Das herrliche Grundstück, worauf Ew. Excellenz —“

„So außerordentliche Summen verwandt,“ fuhr der General fort, „allerdings, leider.“

„Welches Ew. Excellenz,“ sprach der Kammerdiener, „so lieben, daß Hochdieselben oft geschworen haben, hier und nirgend anders solle Ihr Grab sein.“

„Muß ich denn nicht befürchten, guter Beifuß, daß es dem Herrn Hofcommissair morgen einfällt, eine neue Servitut hervorzusuchen, welche mir sogar das eigene Begräbniß untersagt, oder daß er eine Heer- und Militairstraße über mein Grab führt? Du siehst ja, daß es keine Gerechtigkeit in diesem Lande gibt. Nein, Beifuß, eh' ich eine Fahrstraße mitten durch meine Rosen- und Jelängerjelieberlauben dulde,

eher verkaufe ich Garten und Haus an den Ersten Besten und suche mir auf irgend einem stillen Winkelchen der Erde ein kleines servitutenfreies Plätzchen, wo ich vor dem Hofcommissair Ruhe habe."

„Vielleicht würde der Herr Eccarius," gab Beifuß zu bedenken, „sich doch vielleicht gegen eine ansehnliche Ablösungssumme bereitwillig finden, auf sein Recht zu verzichten; er soll in vielen Dingen ein recht billigdenkender Mann sein."

„Auf sein Recht verzichten? Beifuß, wie spricht Er wieder! Ich frage Ihn bei Seinem gesunden Menschenverstande, wo hier vom Recht die Rede sein kann, wenn ich durch einen mir ganz fremden, wohlangelegten und wohlummauerten Garten einen Fahrweg beanspruche; wenn das nicht der bodenloseste Unsinn und das himmelschreiendste Unrecht zugleich ist, so weiß ich nicht, was man heut zu Tage unter Menschenverstand und Recht eigentlich versteht."

Beifuß mochte sich in keine Discussionen und Definitionen über die Begriffe von Menschenverstand und Unrecht einlassen, weil er wußte, daß er bei solchen Streitfragen gegen seinen Herrn nie auskam. Der alte General liebte keine langen parlamentarischen Debatten, darum waren ihm auch die Landtage so zuwider, sondern er zerhieb, wie einst Alexander, die schwer zu lösenden Knoten mit dem Schwerte; das hieß bei ihm aber so viel wie „Beifuß, halt' Dein Maul, oder ich werfe Dich zur Thür hinaus." Daher ging die Excellenz gegen ihren Kammerdiener stets als Sieger aus allen philosophischen Disputationen, die sich oft bis zur Metaphysik erhoben, hervor.

Beifuß kam daher auf seinen guten Rath zurück, daß Seine Excellenz sich möge mit dem Hofcommissair durch eine Ablösungssumme abfinden.

„Was ſchwatzeſt Du?“ erwiederte der General, „war es nicht ſeit geraumer Zeit mein ſehnlichſter Wunſch, mich mit dem Hofcommiſſair auszugleichen, aber ließ es denn der Bock, für welchen ich die tiefunterſte Hölle noch viel zu gut halte, dazukommen? Ich ließ ſogar einmal, ohne Vorwiſſen meines Advocaten, durch die dritte Hand meinem Gegner einen Vergleich anbieten, ich darf die Summe gar nicht nennen, die ich bot; aber dieſer Böſewicht erklärte geradezu, daß es ihm nicht um mein Geld, ſondern um ſein Recht zu thun ſei.“

„Gewiß,“ verſetzte Beifuß, „hat der Doctor Bock den Herrn Hofcommiſſair erſt recht erbittert, weil dieſer von keinem Vergleiche wiſſen will.“

„Es iſt wohl ein Satan ſo ſchlimm wie der andere,“ erwiederte mürriſch der General; „doch nein, da thu' ich dem Hofcommiſſair doch zu viel; es kann ein Menſch ſchon ſehr verworfen ſein, aber dem Bock reicht ſo leicht Keiner das Waſſer. — Doch, Beifuß, daß wir nicht Eins in's Andere reden, vergiß meinen Auftrag nicht und laß Haus und Garten ausbieten, ſo bald als möglich, gleich in einer der nächſten Nummern.“

Der Kammerdiener wollte ſeinem Herrn den Verkauf ausreden, aber der General blieb unbeweglich.

„Nein, Beifuß,“ ſprach er, „ſpar' Deine Worte; ich dächte, Du ſollteſt ſo viel Einſehen haben, daß ich dieſes rohe Fabrikvolk, ihren edlen Hofcommiſſair an der Spitze, in Triumph und unter Sang und Klang und Paukenſchlag nicht durch die ſtillen Räume meines Gartens kann ziehen laſſen. Denke nur, welch' ein Hoſiannah dieſe verderbte Menſchheit anſtimmen wird, daß ich endlich nach zehnjährigem, beiſpielloſem Prozeſſe und Geldverluſte dennoch unterlegen bin. Ich glaube, der Hofcommiſſair iſt im Stande, zur

Einweihung des Fahrweges einen eigenen Triumphmarsch componiren zu lassen; eine solche Malice sieht ihm ähnlich. Nein, das wäre mehr, als ein armer Sterblicher ertragen kann. Ich habe ehedem manche Batterie erstürmt; ich fürchte mich vor Hölle und Teufel nicht, was die Courage anbelangt; aber hier in Sachen dieses Prozesses muß ich meine Schwachheit bekennen. Das ertrage ich nicht. Darum fort mit der ganzen Besitzung, fort, je eher je lieber. Meine Feinde sollen wenigstens nicht die Freude haben, sagen zu können, daß, so lange ich den Garten besessen habe, der Fahrweg gestattet gewesen sei."

Während die Beiden auf diese und ähnliche Weise conversirten, ward der Student Karl Willer angemeldet, welcher, seinem gestrigen Versprechen gemäß, dem General einen Besuch abzustatten kam.

„Er kommt wie gerufen," sprach der General, dem bei dem Namen des Angemeldeten wieder freier und froher zu Muthe ward, „Beifuß, führe ihn unverzugs nach der blauen Stube, ich werde sogleich erscheinen."

Als der Kammerdiener sich entfernt hatte, fuhr Kirchner, seine Toilette etwas in Ordnung bringend, fort:

„Ich hatte ob der schändlichen Prozeßgeschichte den versprochenen Besuch ganz vergessen. Der brave Willer konnte zu gar keiner gelegenern Zeit kommen. Das ist doch noch ein Mensch, mit dem sich ein verständiges Wort reden läßt. Ich bin begierig, was Der zu dem Prozesse überhaupt und namentlich zu dem tragischen Ausgange sagen wird. Ich bin überzeugt, daß er gleichfalls Feuer und Flammen speit, schon mir zu Liebe, denn er scheint mich nicht ungern zu haben."

Mit dieſen Gedanken machte ſich Kirchner nach dem Empfangzimmer auf den Weg. Als er den Studenten erſchaute, rief er ſogleich, ihm die Hand herzlich ſchüttelnd:

„Sie hat ein guter Genius geſandt. Denken Sie nur, wie mir's armem Manne auf meine alten Tage ergeht! Wahrhaft gotteserbärmlich ſpringt man mit mir um. Es iſt ſchlechterdings um aus der Haut zu fahren.“

Der General theilte ſofort dem aufmerkſam zuhörenden Studenten, der neben ihm auf dem Sopha Platz genommen hatte, die großartige Prozeßgeſchichte mit. Da er ziemlich curſoriſch dabei zu Werke ging, war er bald damit zu Ende.

„Und was iſt das Ende vom Liede?“ frug er ſchließlich.

Da Willer hier die Antwort ſchuldig blieb, fuhr der alte Krieger leidenſchaftlich fort: „Was iſt das Ende vom Liede? — daß ich nach zehnjährigem, beiſpielloſem Aerger, nach enormen, wahrhaft zum Fenſter hinausgeworfenen Geldſummen den vermaledeiten Fahrweg wiederherſtellen und in baulichem Stande erhalten ſoll. Was ſagen Sie?!“

Der Student lächelte, und dem erzürnten alten Manne die Hand hinreichend, erwiederte er: „Nein, das ſollen Ew. Excellenz nicht!“

„Nicht wahr,“ frug der General, „lieber das ganze Neſt verkauft und auf und davon gezogen; das iſt auch mein unwiderruflicher Entſchluß.“

„Nein,“ fuhr Willer ruhig fort, „auch das ſollen Ew. Excellenz nicht, weder das anmuthige Grundſtück verkaufen, noch auf und davon ziehen.“

Kirchner ſah den Studenten fragend an.

„Etwa den Prozeß nochmals aufnehmen,“ meinte

er, „und Waſſer im Siebe forttragen; ich kann mich dazu nicht verſtehen.“

„Ew. Excellenz hätten den Prozeß gar nicht beginnen und nicht ſo bös werden laſſen ſollen,“ ſprach Willer.

„Geſcheut,“ entgegnete der General, „das hab' ich bereits vor Jahren eingeſehen; jetzt kommt aber dieſe Weisheit zu ſpät. Schlimm genug, daß ſich dieſe ſo häufig dann erſt findet, wenn unſre Dummheit und Halsſtarrigkeit bereits Alles verdorben hat. Aber was wollten Sie vorhin damit ſagen, mein junger Freund, daß ich den Fahrweg nicht bauen und auch mein Grundſtück nicht verkaufen ſoll? Bedenken Sie, daß ich ſo eben das letzte Urthel erhalten habe, gegen welches keine weitere Appellation möglich iſt.“

„Doch, doch,“ beharrte lächelnd der Student.

„Zum Henker, ſo ſprechen Sie!“ rief ungeduldig der General, „was halten Sie länger hinterm Berge. — Aber ich ſehe ſchon, es wird auch nicht viel Erfreuliches zum Vorſchein kommen.“

„Wohlan,“ verſetzte Willer, und zog ein Papier aus der Bruſttaſche, „hiermit habe ich die Ehre, Ew. Excellenz die gerichtlich autoriſirte Verzichtleiſtung auf Ausübung der auf Ihrem Grund und Boden laſtenden Servitut, ſo lange Sie nämlich für Ihre Perſon im Beſitze des Gartens ſind, im Namen meines Freundes, des Herrn Hofcommiſſairs Eccarius, zu überreichen. Zugleich verzichtet derſelbe auf jedwede Entſchädigung, welche Ew. Excellenz durch das letzte Urthel der höchſten Inſtanz auferlegt worden iſt, ſo wie er alle ihm im Laufe des langwierigen Prozeſſes gezahlten Conventionalſtrafen zu Ihrer Dispoſition zurückſtellt. Der Herr Hofcommiſſair verbindet hiermit die Erklärung, daß er den Prozeß keineswegs deshalb geführt habe, um ſich zu bereichern, ſondern lediglich,

um ein Recht geltend zu machen, das man ihm so hartnäckig habe verweigern wollen; er erklärt, daß er in Betracht der schweren Opfer, welche dieser Prozeß Ew. Excellenz bereits gekostet, längst die Friedenshand geboten haben würde, so ihm dies nicht durch die eben so häufigen als gehässigen Insinuationen des Doctor Bock wäre verleidet worden. Der Herr Hofcommissair empfiehlt sich schließlich mit der ergebensten Bitte, daß Ew. Excellenz sein Anerbieten mit derselben Gesinnung, als es von seiner Seite gebracht wird, anzunehmen die Güte haben wollen. Er verhofft dies um so mehr, da er meine Person zum Ueberbringer auserwählt hat, welche gestern Abend so schöne Gelegenheit gehabt, den vortrefflichen Charakter Ew. Excellenz kennen zu lernen."

Der General wußte die ersten Augenblicke, nachdem Willer geendigt, wirklich nicht, ob er recht gehört hatte, so völlig unerwartet kam ihm das großmüthige Anerbieten des zeither so gehaßten Gegners. Er langte mechanisch nach dem Schreiben des Hofcommissairs, welches der Student hinhielt, und faltete es aus einander.

Theils litt der bejahrte Mann an Kurzsichtigkeit, theils schwammen ihm, er mochte das Schreiben bald nah, bald entfernter halten, die Buchstaben so confuß durch einander, daß er keine Sylbe herauszubringen vermochte.

Willer, der den Grund hiervon sogleich errieth, frug mit vieler Bescheidenheit, ob Seine Excellenz vielleicht erlauben wollten, wenn er den Brief vorläse.

„Thun Sie das, Freund," erwiederte der General mit seltsam bewegter Stimme.

Der Student machte nun von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch und trug das Schreiben vor. Die-

ses war aber mit so viel Zartheit, Humanität und Liebenswürdigkeit abgefaßt, der Hofcommissair wußte der ganzen Sache ein so nobles Ansehen zu geben, daß es den Anschein gewann, als habe er weit mehr als Seine Excellenz zu gewinnen, wenn letztere die Gnade haben wollte, das in der That großmüthige Anerbieten anzunehmen.

Der alte Mann war auf's Tiefste ergriffen. Als Willer mit dem Briefe zu Ende, erwiederte er kein Wort, sondern klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, den Wagen vorfahren zu lassen.

Der Student wußte im ersten Augenblicke nicht, was er hiervon denken solle. Er frug daher: „Ew. Excellenz wollen ausfahren?"

„Ja wohl, mein Sohn," war die Antwort des Generals, „und Du sollst mich begleiten. Ich muß die nähere Bekanntschaft eines Mannes machen, den man mir Jahre lang als boshaften Menschen verschrieen, dem ich in meiner Leidenschaftlichkeit viel Weh zugefügt und den ich leider so spät erst als einen braven, edelherzigen Mann kennen lerne. O, man traue nur gehässigen Einflüsterungen und sogenannten guten Freunden!"

Bereits nach Verlauf einer Viertelstunde fuhren die Beiden nach der Wohnung des Hofcommissairs.

Zweites Kapitel.

Langschädel träumt höchst wunderbar und entdeckt sich deshalb dem Inspector Sonnenschmidt.

Der Brückenzollgelder-Einnehmer Langschädel, welcher nie die Kunst verstand, gut zu wirthschaften, war mit der Zeit in ziemlich mißliche Vermögensumstände gerathen. Seine Ausgaben standen mit seiner Einnahme in keinem Verhältnisse. Er war schwach genug, kein Vergnügen, das sich ihm darbot, ausschlagen zu können, und was das Schlimmste bei der Sache, er hatte sich, nachdem durch des Inspectors Sonnenschmidt Frömmigkeit die oft erwähnte Solopartie gestört worden war, dem Hazardspiele zugewandt, wo er hoch und unglücklich spielte. Zwar wußte er für seine Lebensweise, wenn ihm der fromme Sonnenschmidt oder der strenge Eccarius ernstliche Vorwürfe machten, eine Menge Entschuldigungsgründe. Beim Hofcommissair schützte er die Beschwerlichkeiten seines Amtes vor, welche eine Erholung unumgänglich nothwendig machten; bei dem Inspector meinte er, mit einem alten gedienten Krieger, welcher den Napoleon zu Boden geworfen und dem großen deutschen Vaterlande seine Selbstständigkeit und Freiheit wiedergegeben habe, dürfe man das nicht so genau nehmen.

Langschädel würde, was den Inspector anlangte, dergleichen Entschuldigung gar nicht für nöthig erachtet, sondern dem frommen Manne, wenn er sich's hätte in den Sinn kommen lassen, an des Herrn Lieutnants Lebensweise zu corrigiren, unfehlbar sehr gröblich, wie es seine Art war, geantwortet haben, wenn es nicht seine eigene Bewandtniß dabei gehabt hätte.

Der Herr Lieutnant befand sich nämlich fortwährend in Geldverlegenheit und da waren es dann immer die zwei so eben erwähnten Männer, zu welchen er seine Zuflucht nahm.

Der Hofcommissair, welcher Langschädel's bedrängte Lage sehr bald durchschaut hatte, machte ihm die ernstlichsten Vorstellungen.

„Wenn Sie sich nicht einschränken," sprach er, „und namentlich von Ihrem verwünschten Spiele nicht lassen, erlebe ich's, daß Sie um Amt und Brot kommen. Gehen Sie in sich, Sie sind kein Kind. Ich will Ihnen diesmal noch aushelfen; aber sobald ich erfahre, daß Sie wieder bei Rehfeld's gespielt haben, erhalten Sie keinen Pfennig wieder. Schämen Sie sich denn nicht? ein Angestellter, dem überdies öffentliche Gelder anvertraut sind, und treiben sich unter Gaunern umher."

Wenn Langschädel bei dem Hofcommissair um einen kleinen Vorschuß einkam, so sagte ihm dieser stets unverholen seine Meinung, aber kurz und bündig, ohne viel Worte zu machen, und gab das Verlangte. Bei Sonnenschmidt war dies ganz anders. Dieser lamentirte erst eine halbe Stunde über schlechte Zeiten, klagte wie die Gelder schlecht eingingen, welche bedeutende Ausgaben er in jüngster Zeit gehabt; wie viel ihm sein Neffe koste, der Studiosus juris; dann hielt er dem Lieutnant wieder eine halbstündige Buß- und Straf- und Ermahnungspredigt wegen seines Haushalts, setzte ihm weit und breit auseinander, wie das zu keinem guten Ende führen könne, wozu er wieder eine halbe Stunde brauchte; und wenn der verzweiflungsvolle Langschädel, von seinen Gläubigern auf's Blut gepeinigt, mit Bitten nicht nachließ, und Sonnenschmidten endlich bei seinem frommen, christlichen

Sinn und Wandel beſchwor, wandelte die hohe Geſtalt des Inſpectors in der dritten halben Stunde nach dem nußbaumenen Wandſchranke, aus welchem er einen vergilbten Beutel mit ſchlechtem Gelde hervorlangte.

Nun begannen die Debatten über die Größe des Darlehns und über die Länge der Zeit. Die verlangte Summe ſelbſt bekam Langſchädel nie; der fromme Sonnenſchmidt reducirte ſie in der Regel auf die Hälfte, wo nicht gar auf das Drittel; mit den Terminen hinſichtlich der Rückzahlung war es ebenſo.

War man mit dieſen Vorarbeiten zu Stande, ſo holte der Inſpector einen Stempelbogen; die landesüblichen Zinſen, vielleicht auch einige Procente mehr, da der großherzige Debitor hoch und heilig betheuerte, das Geld ſelbſt außerordentlich hoch verzinſen zu müſſen, ſo wie der Stempelbogen wurden ſogleich in Abrechnung gebracht und Langſchädel mußte den von Sonnenſchmidten ſehr gewiſſenhaft ausgeſtellten Schuldſchein unterſchreiben. Dies geſchah regelmäßig in der vierten halben Stunde, von dem Zeitpunkte an gerechnet, wo der Lieutnant beim Inſpector um ein Darlehn eingekommen war.

Langſchädel, obſchon er vor dem Hofcommiſſair einen außerordentlichen Reſpect hegte, während er Sonnenſchmidten über die Achſeln anſah, wandte ſich in Geldangelegenheit gleichwohl weit lieber an erſteren, welcher ihm zwar nicht ſo fromme und chriſtliche Ermahnungsreden hielt wie letzterer, aber dafür mit dem Gelde weit ſchneller bei der Hand war, auch die verlangte Summe rein zahlte, und weder Intereſſen noch Schuldverſchreibung verlangte. Um von dem Inſpector ein paar Thaler ſchlecht Geld gegen hohe Zinſen auf möglichſt kurze Zeit zu erhalten, bedurfte

er allemal eines ganzen Vormittags. Daher wandte sich Langschädel auch nur im äußersten Nothfalle an Sonnenschmidten.

Der Inspector war, wie erwähnt, seit den gespenstischen Erscheinungen im vorigen Spätherbste von seiner Freigeisterei zurückgekommen und äußerst fromm geworden. Diese Frömmigkeit erstreckte sich indeß lediglich darauf, daß er die Kirche besuchte, sich von den rauschenden Vergnügungen zurückzog und häufig mit der Geistlichkeit verkehrte; auf den innern Menschen war diese Umwandlung von durchaus keinem Belang gewesen, ja sie hatte sogar den nachtheiligen Einfluß, daß der Inspector aus einem sparsamen ein geiziger Mann geworden war, der sich selbst nicht scheute, wucherische Zinsen zu nehmen. Er betrachtete, wie man dies so häufig findet, sein Kirchengehen, seinen Morgen- und Abendsegen als eine bequeme Eselsbrücke, in den Himmel zu gelangen, und befand sich ganz behaglich dabei. Wenn er seinen Gesangbuchvers gelesen, so glaubte er sich des lieben Gotts und des Himmels vollkommen versichert und folgte nun seines Herzens irdischen Gelüsten weit schlimmer, als früher. Da seit jener Schreckensnacht auf dem Rathskeller die Geister nichts wieder hatten von sich vernehmen lassen, so lebte er der beruhigenden Ueberzeugung, daß sie mit seinem Thun und Lassen vollkommen zufrieden wären. Oft mußte er daher, wenn er mit Wohlgefallen in seinen Zinsbüchern blätterte, lächeln.

„Hätt' ich mir doch nicht träumen lassen," sprach er, „daß das Frommsein eine so ganz charmante und überdies höchst bequeme Sache ist. Bei meiner ehemaligen Freigeisterei befand ich mich lange nicht so wohl, wie gegenwärtig. Was gibt das zum Beispiel für

ein Ansehen, wenn ich mit dem Herrn Superintendenten in gelahrtem und erbaulichem Gespräche langsam die Promenaden auf- und abwandle. Wie fliegen allerorts die Deckel ehrerbietig von den Köpfen. Man dankt mit gnädigem Kopfnicken. Ehedem feixte Unsereinen der grobe Janhagel an, ohne sich zu rühren. Es war eine Sünd' und Schande. Das ist jetzt, wo ich gleichsam als Stück geistliche Person einherschreite, ganz anders. Auch der himmlische Segen bleibt nicht aus. Seit ich den Klingelbeutel und Kirchenstock reichlicher bedenke, mache ich mir schon kein Gewissen mehr, von meinen Schuldnern ein paar Procentchen mehr zu verlangen. Was thut's denn? Ueber kurz oder lang kommt es dem lieben Gott und den Armen doch wieder zu gute. Ja, es geht doch nichts über einen gottesfürchtigen Lebenswandel. Ich hätte mir das ehedem, als ich noch in meiner freigeistischen Beschränktheit mit stolzem, hoffärtigem Sinne einherstolzirte, gar nicht träumen lassen. O, die Demuth ist zu allen Dingen nütze.

„Auch daß ich mich," fuhr Sonnenschmidt in seinem höchst erbaulichen Selbstgespräche fort, „von den rauschenden Vergnügungen zurückgezogen, hat sein Gutes. Man zeigt der eitlen Welt, daß man ihre Eitelkeiten entbehren kann, und erspart sich Ausgaben."

Der Inspector hatte wirklich durch sein scheinheiliges Wesen in neuerer Zeit bei vielen Leuten an Ansehen gewonnen; nur der Hofcommissair ließ sich nicht verblüffen. Er durchschaute den neugebackenen Himmelscandidaten, ärgerte sich über dessen Heuchelei und chikanirte ihn, wo er nur konnte. Unlängst hatte er ihn sogar vor einer ziemlichen Anzahl Leute einen „grauen Sünder" genannt. Sonnenschmidt ging daher seinem Widersacher aus dem Wege, wo er konnte.

Ein ganz gleiches Verfahren beobachtete er hinsichtlich des Brückenzollgelder-Einnehmers, nur aus anderm Grunde. Diesen floh er, damit er ihn nicht anpumpe. Er sah im Geiste, wie es in Kurzem mit Langschädeln ein schlimmes Ende nehmen müsse. Er hatte zwar in der Länge der Zeit sehr schöne Interessen von ihm erhalten, gleichwohl berechnete er zu seinem großen Jammer, daß er noch immer einbüße, wenn der Lieutnant in Kurzem fallire. Zugleich that er einen rasenden Schwur bei allen Göttern der Ober- und Unterwelt, dem leichtsinnigen Menschen nicht den rothen Heller mehr zu leihen, und wenn er auf dem Kopfe tanze.

„Das Geld ist zum Fenster hinausgeworfen," sprach er, „wovon will mich dieser gewissenlose Schuldenmacher je wiederbezahlen? Ich war zu schwach und zu gut, daß ich ihm immer wieder vorstreckte; er kannte mein unbewachtes Herz und machte sich dies zu Nutze. Aber von jetzt ist die Gnadenthür verrammelt und verriegelt und wär's um eines einzigen Gulden willen; und wenn er's Geld zum trocknen Brote brauchte, von mir erhält er nichts; ich büße genug ein. Ich habe als Christ an dem Menschen gehandelt; aber es hat Alles sein Ziel."

Während Sonnenschmidt solche fromme Vorsätze faßte, trat seine Haushälterin in's Zimmer und meldete, daß der Herr Lieutnant den Herrn Inspector dringend zu sprechen wünsche.

Sonnenschmidt, welcher nicht anders glaubte, als Langschädel befinde sich wieder in Geldverlegenheit, war nicht in der Stimmung, dem Lieutnant einen freundlichen Empfang zu gewähren. Er ließ daher dem Harrenden kurz und bündig vermelden, daß er nicht zu Hause sei. Die Haushälterin entfernte sich, kehrte

aber gleich darauf mit der Nachricht zurück, der Herr Lieutnant wolle sich nicht abweisen lassen; er wisse, daß der Herr Inspector zu Hause sei.

Sonnenschmidt gerieth durch diese Zudringlichkeit noch mehr in Harnisch.

„Was weiß dieser Leichtfuß," rief er, „nichts weiß er; ich bin einmal nicht zu Hause; ich muß das doch selber am besten wissen."

Die Haushälterin entfernte sich und kehrte abermals zurück.

„Der Herr Lieutnant," referirte sie, „besteht darauf, vorgelassen zu werden; er habe dem Herrn Inspector eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit mitzutheilen."

Wenn man dem Inspector auch gerade keine große Neugier zum Vorwurf machen konnte, so war er doch von einer mäßigen Wißbegier nicht frei zu sprechen.

„Eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit," dachte er bei sich, „was könnte das sein; und wie sollte Langschädel dazu kommen? Wenn er blos pumpen wollte, würde er nicht den Muth haben, mit solcher Beharrlichkeit auf einer Unterredung zu bestehen. Er würde fortgegangen und zu einer gelegnern Zeit wiedergekommen sein. Es muß etwas dahinterstecken, wie unglaublich es scheint; aber bei Gott ist kein Ding unmöglich!"

Nach diesen und ähnlichen Reflexionen beschloß der Inspector, Langschädeln vorzulassen.

Bevor wir aber zu dieser merkwürdigen Unterredung kommen, die zwischen dem Inspector und dem Lieutnant stattfand, müssen wir über letztern noch einige Worte vorausschicken.

Langschädel, wie bereits erwähnt, befand sich stets in finanziellen Beängstigungen. Er zerbrach sich schon

seit langer Zeit den Kopf, ein Mittel ausfindig zu machen, aus der schlimmen Lage herauszukommen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn Tag und Nacht. Mit der Lotterie war's nichts. Er hatte unzählige Mal sein Glück versucht; stets nur waren Nieten zum Vorschein gekommen. Da wollte es der Zufall, daß ihm eines Tags ein Buch in die Hände gerieth, dessen Verfasser die Kunst entdeckt hatte, diejenigen Orte ausfindig zu machen, wo Schätze vergraben lägen. Jedem Unbefangenen mußte einleuchten, daß das ganze Machwerk nur, wie so häufig vorkommt, aus buchhändlerischer Speculation und in der Absicht gedruckt worden, durch den verführerischen Titel Käufer anzulocken. Der Autor, um seinen leicht zu täuschenden Lesern so glaubbar wie möglich zu erscheinen, hatte die ernsteste Miene angenommen, und trug seine Thorheiten und Hirngespinnste in fast wissenschaftlichem Style vor. Er sprach ein Langes und Breites von dem Einfluß der Metalle auf das vegetabilische und animale Leben, und welche Wirkungen nicht allzutief vergrabene Gold- und Silbermassen auf die darüber grünende und blühende Pflanzenwelt hervorbrächten, die allerdings nur von Demjenigen zu erkennen wären, der mit Einsicht und Verstand vorliegendes Buch studire.

Für Langschädeln, der, was wissenschaftliche Bildung anbelangte, auf sehr niederer Stufe stand, konnte es, namentlich wenn man seine steten Geldverlegenheiten in Erwägung zog, keine hinreißendere Lectüre geben, als dieses Schatzgräberbuch. Er betrachtete das zufällige Auffinden desselben für einen Wink des Himmels, denn für seine häuslichen Umstände schien dieses vortreffliche Buch eigends geschaffen.

Der Lieutnant studirte mit einer Wißbegier das neue Evangelium, als wolle er Buchstaben für Buch-

staben auswendig lernen. Er machte häufig Excursionen in die Umgegend, um diejenigen Orte auszukundschaften, wo Schätze vergraben lägen. Obschon er zeither noch zu keinem günstigen Resultate gelangt und stets ohne Beute nach Hause zurückgekehrt war, so ließ er gleichwohl die Hoffnung nicht sinken. Der Gegenstand war ihm von zu hohem Interesse, als daß er ihm nicht hätte sein ganzes Sinnen und Trachten widmen sollen. Das Schatzgraben ging mit ihm zu Bette und stand mit ihm auf. Kein Wunder, daß ihm diese hochwichtige Angelegenheit auch im Schlafe keine Ruhe ließ. Leider war aber Langschädel's Traumgott ein höchst sonderbarer und eigensinniger Kauz. Er schüttete zwar dem glücklichen Schläfer alle Nächte große Gold- und Silberhaufen auf, aber bezeichnete nie den Ort, wo selbige zu finden seien. Langschädel stieg stets mit dem eifrigsten Wunsche zu Bette, daß ihm Freund Morpheus doch den Gefallen erweisen und ein Licht über anberegten Gegenstand aufstecken möge; aber, wie gesagt, des Lieutnants nächtlicher Genius hatte seine Launen. Indeß verzweifle Niemand; auch Langschädeln sollte endlich der Wunsch seines Herzens erfüllt werden; der Traumgott hatte sich erbitten lassen und zeigte eines Nachts Ort und Stelle, wo ein respectabler Schatz zu finden sei. Dieser Ort war aber kein anderer, als die Ruinen des ehemaligen Benedictinerklosters, ein halbes Stündchen von Neukirchen, oberhalb der Werla gelegen. Die nächtliche Vision war diesmal so gefällig, dem schlummernden Langschädel auf's Genaueste mit den Localitäten bekannt zu machen, so daß er gar nicht fehlen konnte. Als er daher aufwachte, sprang er wie behext aus dem Bette. Der verhängnißvolle Traum stand klar und deutlich vor ihm.

Der Lieutnant war entzückt, endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht zu sehen; er beschloß daher, so schleunig wie möglich des unterirdischen Schatzes sich zu versichern. Aber hier stiegen große Scrupel auf, die reiflich bedacht sein wollten. Erstens sollte er den Schatz bei Tage oder während der Nacht erheben? Im Traume, darauf besann er sich deutlich, hatte er eine Laterne gehabt; denn es war sehr finster um ihn her gewesen. Dies schien ihm ein Wink zu sein, daß er auch in der Wirklichkeit den Schatz in der Nacht erheben müsse. Dieser Wink des wohlthätigen Traumgotts hatte nach Langschädel's Ansicht auch seinen guten Grund; denn bei Tage war die Sache zu gewagt. Wie leicht konnte der Schatzgräber von dem im Klostergute und in dessen Nähe zahlreich beschäftigten Hofgesinde bemerkt werden. So viel stand fest: die geheimnißvolle Unternehmung mußte nächtlicher Weile in's Werk gesetzt werden.

Nun war die zweite Hauptfrage, welche Langschädeln viel Sorge und Nachdenken machte, nämlich wen er zum Begleiter, als Schutz und Schirm bei der Schatzerhebung mitnehmen sollte; denn mutterseelallein des Nachts nach den Ruinen des Benedictinerklosters zu wallfahrten, dazu würde man ihn nicht vermocht haben, und wenn alle Schätze Peru's in den alten Mauern versteckt gelegen hätten. Er hatte zwar den Napoleon besiegt, Deutschland befreit und nach seinen eigenen Aussagen sich heldenkühn geschlagen; aber das war Alles bei Tage vor sich gegangen in der schönsten Sonnenbeleuchtung. Bei Nacht, das gestand er selbst, leiste er wenig. Er müsse seinen Feind sehen. Mit unsichtbaren Mächten könne er sich nicht einlassen. Da wisse man ja nicht einmal, wo man hintreffe.

Aber wen von den viertausendfünfhundert Be-

wohnern Neukirchens in das Traumgeheimniß einweihen?! Wo den eben so muthigen wie discreten Mann finden, mit dem das Abenteuer zu bestehen? Das waren Fragen, deren Beantwortung dem Lieutnant außerordentlich im Kopfe herumgingen. Er sann hin und wieder.

„Dem Ersten Besten kannst du dich unmöglich anvertrauen," sprach Langschädel zu sich; „wie leicht könnte ein solcher die Sache allein sich zu Nutze machen, den Schatz heben und in seinem Nutzen verwenden und du hättest umsonst geträumt. Es muß daher ein gewissenhafter, wo möglich ein religiöser Mann sein; wenn du ihm auch für den zu leistenden Beistand einige Procente vom Schatze abtreten mußt. Umsonst ist der Tod; und ich glaube, der Traumgott wird sich nicht malhonnet zeigen, so daß für Beide Erkleckliches abfällt."

Nach halbstündigem angestrengten Nachdenken, in welchem der Lieutnant seine ganze Beurtheilungs- und Combinationsgabe aufbot, kam er so weit, in dem Inspector Sonnenschmidt so ziemlich alle gewünschten Eigenschaften zur Schatzerhebung vereinigt zu finden.

„Sonnenschmidt," überlegte er, „ist unternehmend, gewissenhaft und in neuester Zeit kann man ihn den Frommen beizählen. Zudem hat er bei der Schatzerhebung doppeltes Interesse; außer seinen Procenten wird er wahrscheinlich sogleich sein Guthaben anziehen, was mir, bei Lichte besehen, ziemlich einerlei ist, denn der Inspector ist wahrhaftig nicht der angenehmste Gläubiger."

Langschädel hatte also so Unrecht nicht, als er sich an der Thür Sonnenschmidt's nicht sogleich wollte abweisen lassen. Er hatte auch nicht gelogen wegen der „Sache von außerordentlicher Wichtigkeit."

Nachdem er vorgelassen worden, theilte er sofort die wunderbare Geschichte dem aufhorchenden Inspector mit. Dieser ehemalige Freigeist dachte jetzt, nachdem er fromm geworden, ganz anders über dergleichen überirdische Angelegenheiten. Er war ganz Ohr und sein Interesse nahm von Minute zu Minute zu.

Als nun Langschädel endlich erklärte, daß ein außerordentlicher Drang ihn vermocht habe, sich seinem Freunde, dem Inspector, als einem gottesfürchtigen Manne zu entdecken und um seinen Rath und Beistand zu bitten, wofür er gern einige Procente vom Schatze missen wollte, ward Sonnenschmidt gerührt.

„Lieutnant," sprach er, dem Schatzgräber die Hand reichend, „Ihr habt Euch keinem Undankbaren mitgetheilt. Wir theilen brüderlich, Ihr sollt um keinen Kreuzer übervortheilt werden."

Dieses brüderliche Halbpart wollte Langschädeln gar nicht behagen. Er kratzte sich hinter den Ohren und erwiederte: „Ein Achtelchen, Inspector, nicht wahr? Ihr müßt bedenken, daß der Schatz eigentlich m i r bestimmt ist."

„Um Himmelswillen," beschwor Sonnenschmidt, „seid in solchen Dingen kein Knicker; entschlagt Euch aller weltlichen, geizigen Gedanken, sonst erzürnt Ihr die himmlischen Geber. Bedenkt, daß die Hälfte in gottesfürchtige Hände kommt. Bedenkt, daß genug da sein wird für uns Beide. Wenn die Geister sich einmal splendid zeigen, kommt's ihnen auf ein Tausend mehr oder weniger nicht an."

Langschädel, in Geldgeschäften stets leichtsinnig und ohne Kopf handelnd, ließ sich durch die beredte Dialectik des practischen Sonnenschmidt endlich dahinbringen, daß er dem Inspector nicht nur die ungeschmälerte Hälfte des Schatzes abtrat, sondern sich auch an-

heischig machte, sofort die noch schuldige Summe nebst reichlichen Interessen zu bezahlen.

Dafür versprach ihm auch Sonnenschmidt seinen unermüdlichen Beistand.

„Lieutnant, die Sache ist abgemacht," sprach der Inspector, mit seiner Rechten in die Langschädel's einschlagend; „aber jetzt müßt Ihr mir noch Eins heilig und theuer geloben."

Der Lieutnant gelobte heilig und theuer, ohne zu wissen, was er eigentlich geloben sollte.

„Daß Ihr," sprach Sonnenschmidt, „von der ganzen Sache gegen keinen Sterblichen ein Wort verlauten laßt. Ihr wißt, was es mit der Rache der unsichtbaren Mächte auf sich hat; diese sind wahrhaft unausstehlich, so man ihre Geheimnisse ausplaudert. Nicht nur, daß wir Beide um den Schatz kommen, auch unser Leben geriethe in große Gefahr. Wie gesagt, die Geister sind da unerbittlich."

Ein so frommer Mann, wie Sonnenschmidt, der mit der hocherleuchteten Geistlichkeit auf so vertrautem Fuße stand, mußte das wissen.

Langschädel schwur wie rasend, nichts zu verrathen. Er hätte sich lieber die Zunge ausreißen mögen, um den Inspector von der Wahrhaftigkeit seines Schwurs zu überzeugen.

Die Beiden beschlossen sofort alle Anstalten zu treffen, das geheimnißvolle Abenteuer in der nächsten Nacht in Ausführung zu bringen.

Drittes Kapitel.

Kappler geräth in eine ebenso verwickelte wie gefährliche Lage.

Die Wolken über dem Haupte unsers guten Kappler zogen sich immer bedenklicher zusammen. Der Hofcommissair hatte gegen das Neukirchner Stadtgericht einen Prozeß anhängig gemacht und lebte deshalb mit dem Stadtrichter Kleinsimon auf gespanntem Fuße. Dieser hatte das freundliche Verhältniß seines Sportelschreibers mit dem Hofcommissair schon lange mit unfreundlichen Blicken betrachtet; er untersagte daher jetzt geradezu seinem Subalternen den Umgang mit dem verhaßten Gegner.

„Ich muß mir Ihre specielle Freundschaft mit dem Hofcommissair schlechterdings verbitten, falls Ihnen an Ihrer Stellung ferner gelegen ist," hatte der Stadtrichter zu dem Sportelschreiber gesagt; „Sie wissen, daß Ihr Collegium mit Eccarius im Prozesse liegt. Es kann mir daher als Chef dieses Collegii keineswegs angenehm sein, wenn meine Untergebenen mit diesem Manne in vertrauter Verbindung stehen. Mein Amt verlangt es, daß ich Ihnen diese Mittheilung mache und Sie gebührend verwarne."

Kappler erschrak auf das Heftigste ob dieser Rede. Sein Respect vor dem Hofcommissair war fast eben so groß, als vor Kleinsimon.

„Zugleich verhoffe ich von Ihnen," fuhr der Stadtrichter fort, „daß Sie Ihr Benehmen so einrichten werden, daß es nicht den Anschein gewinnt, als habe ich Sie vor dem fernern Umgange mit dem Hofcommissair gewarnt.

Kappler, dessen sanftes Gemüth nie die Kunst verstanden hatte, sich zu verstellen, gerieth durch diese politische Zumuthung Kleinsimon's nur noch mehr in Bestürzung.

Er vermochte kein Wort zu erwiedern, sondern machte eine demüthig unterthänige Verbeugung und setzte sich an sein Pult.

Hier nun gaben ihm die Worte des Stadtrichters vollauf Stoff zum betrübendsten Nachdenken. Der Gedanke, daß seine Stellung als Sportelschreiber in Gefahr sei, schlug ihn total zu Boden. Er wünschte sich im ersten Schrecken einen Beinbruch oder sonst einen Schaden, der ihn hinlänglich legitimire, wenn er dem Hofcommissair keinen Besuch mehr abstatte, wie er alle Wochen gewohnt war, wo er regelmäßig bei Eccarius ein gutes Abendbrot einnahm. Er begriff schlechterdings nicht, wie das werden solle. Daß der Hofcommissair sogleich Verdacht schöpfen werde, wenn er nur eine Woche aussetze, sah er voraus. Nun sollte er sich gleichwohl, in Folge der anbefohlenen Politik, nicht merken lassen, daß Kleinsimon hinter der Sache stecke. Durch welchen Grund sollte er sein Außenbleiben entschuldigen; und befolgte er nicht den Willen seines Chefs, so drohte ihm Entlassung. Graufige Aussicht!

Kappler kam daher wieder einmal sehr gebeugt nach Hause. Kein Bissen des spärlichen Vesperbrots wollte ihm schmecken, obschon seine Wirthin die interessantesten Stadtneuigkeiten und die anmuthigsten Historien aus ihrem thatenreichen Leben vortrug.

Aus des Sportelschreibers zerstreuten Antworten erkannte die Erzählerin, daß ihrem Miethsmanne und Kostgänger etwas Außergewöhnliches zugestoßen sein müsse. Sie befürchtete, die Liebe zur Madame Runkel

rumore dem Sportelschreiber wieder im Herzen und begann daher aus Leibeskräften gegen diese in ihren Augen höchst verwerfliche Leidenschaft zu exorcisiren.

Kappler wollte verzweifeln. Die gehabte Audienz beim Stadtrichter, welche sein ganzes Wesen beschäftigte, so wie seine höchst niedergeschlagene Stimmung machten ihm die eifernde Rede seiner Wirthin vollends unerträglich.

Er erwiederte kein Wort, sondern erhob sich mit einem Seufzer, in welchem er seinem gepreßten Herzen Luft machte.

Die Wirthin, welche das Schweigen des Sportelschreibers für ein stummes Zugeständniß und den großen Seufzer für ein Bekenntniß seiner Schuld auslegte, glaubte sich hinsichtlich ihrer Predigt auf einem dankbaren Gebiete; ihr apostolischer Eifer erreichte daher den höchsten Grad, um den zerknirschten Sünder vollends mürbe zu machen und ihm die sündige Liebe zu ihrer Feindin total aus dem Herzen zu reißen.

Kappler lief verzweiflungsvoll das Stübchen auf und ab. Er schnupfte heute wider Gewohnheit in weit kürzeren Pausen und holte immer tiefer Athem.

„Indessen," pflegt ein Sprichwort zu sagen, „schöpft man einen Brunnen aus." So gelang es auch der Beharrlichkeit des weiblichen Apostels, die bodenlose Sanftmuth und Geduld des Sportelschreibers zu erschöpfen. Das unaufhörliche Gekeife der Wirthin machte ihn endlich rack'rig.

„Ach, schweige Sie, Frau," platzte er endlich heraus und nahm sich dabei eine ungeheure, eine wahrhafte Verzweiflungsprise.

Der Apostel glaubte, diese hoffärtige Rede Kappler's sei der letzte Stoßseufzer der niedergedonnerten Sünde, und um den Sieg, welchen sie schon in den

Händen zu haben vermeinte, nicht entschlüpfen zu lassen, beschloß sie das störrige Sündenlamm mit den gewaltigsten ihrer Beschwörungen anzugreifen.

Sie citirte daher den „bleichen Schatten" von Kappler's seliger Mutter, welcher die „knöchernen Arme ringe ob des verwahrlosten Sohnes."

Jetzt konnte es der Sportelschreiber nicht länger aushalten. Wiewohl er sich Anfangs fest vorgenommen, einige Wochen den Kranken zu spielen und nicht aus dem Hause zu kommen, so trieb ihn die Donnerrede der für seine arme Seele besorgten Wirthin wider Willen in's Freie.

Ohne ein Wort zu erwiedern, griff der gequälte Kappler krampfhaft nach seiner Mütze und jagte davon.

Als die beredte Seelsorgerin ihr Lamm davonspringen und ihre Mühe vergeblich sah, gerieth sie in frommen Zorn.

„Lauf, lauf, du Zöllner und Pharisäer!" rief sie; „lauf! der verdiente Lohn wird nicht ausbleiben, der holt dich doch ein, wie sehr du auch läufst. Du wärest der Erste, der seinem Gewissen zu entkommen versucht hätte. Ha, wie ihn der Teufel schon beim Kragen hat. Wenn man's nicht sähe. Lauf, lauf, ich wasche meine Hände, ich habe geeifert nach Christenpflicht, gewarnt und beschworen. Lauf! aber wenn der höllische Pfuhl über dir zusammenschlägt, wenn die Teufel anschüren nach Herzenslust mit immer frischem Holze, da wirst du unter Heulen und Zähneklappen an mich gedenken und bereuen, mir nicht gefolgt zu sein. Aber dann ist die Reue zu spät. Wer die Zeit der Buße und Besserung auf Erden versäumt, der ist verloren in Zeit und Ewigkeit. Fahr' hin, fahr' hin, es wird dir bringen keinen Gewinn! Amen!"

Der Sportelschreiber hatte von der Verdammungs-

rede nur den Anfang vernommen; ehe die Fromm-erzürnte damit zu Ende, war er schon ein Stück in der Straße dahin.

„Es ist zwar eine kreuzbrave Frau, meine Wirthin," sprach Kappler, indem er noch immer Luft schnappend dem Thore zueilte; „aber sie macht mir den Kopf zuweilen recht warm. Wenn ihre Rede des erforderlichen Grundes nicht ermangelt hätte, wollte ich noch nichts sagen; aber so konnte ich mich dadurch im Geringsten nicht getroffen fühlen. Ihre Beschwörungen waren vollkommen am unrechten Orte. Sie befindet sich immer noch in dem irrigen Wahne, als wohne Madame Runkel in meinem Herzen. Dem ist nicht so. Ich kann an die Garnhändlerin denken, ohne unruhig zu werden, welches Letztere ehedem der Fall war. Ja, ich will's nicht läugnen, die Frau war mir ehedem viel, sehr viel; aber das menschliche Herz bleibt ein Räthsel, das behaupten alle Gelehrten."

Kappler war unter solchen Selbstgesprächen in's Freie gelangt und wandelte das freundliche Werlaufer entlang. In die Waldberge nach seinem Lieblingsplätzchen getraute er sich seit dem großen Räuberabenteuer nicht mehr.

„Was nur aus dem Schobri geworden ist," sprach er für sich, „ob er das gnäd'ge Fräulein noch geraubt hat oder nicht. Ich bezweifle Letzteres, sonst würde man von dem Jungfrauenraube etwas vernommen haben, namentlich, da er ein so hochgestelltes Fräulein betraf.

„Was man heut zu Tage erleben muß!" fuhr er nach einer Pause fort, „solche aufgeklärte, freisinnige Zeiten und ein schnöder Mädchenraub."

Kappler gelangte an einen Ort, wo Fischer angelten. Er blieb stehen und schaute lange dem einför-

migen Geschäfte zu. Endlich ward ihm doch die Zeit zu lang und er wollte sich auch eine kleine, unschuldige Unterhaltung verschaffen. Das Stücklein Vesperbrot, welches er sonst mit den Vöglein zu theilen pflegte, sollte jetzt den muntern Fischen zu Gute kommen. Er warf Brosamen in die Wellen und es machte ihm ungemeines Vergnügen, wenn ein Fischlein die Stückchen Brot hinwegschnappte.

Der gute Kappler sollte aber in seinem mildthätigen Werke auf sehr unsanfte Weise gestört werden. Der unfern sitzende Angler, der befürchtete, Kappler entziehe ihm durch seine Fütterung die Beute, fuhr ihn hart an.

„Pack Er sich mit seiner verfluchten Fixfaxerei," rief der grobe Mann, „oder ich werde Ihm die Wege weisen."

Der Sportelschreiber erschrak. Er begriff in seiner Unschuld nicht, wodurch er den Angler erzürnt haben könne. Anfangs glaubte er, der Fischer spaße, und ließ sich in seiner Spendevertheilung nicht stören.

Ob solcher Widerspenstigkeit gerieth der Angler in höchsten Zorn. Er sprang auf, ergriff eine ziemlich starke Weidengerte und kam auf Kapplern zu. Dieser erkannte jetzt voller Bestürzung, daß den Angler unmöglich friedfertige Gesinnungen beseelen könnten. Er wich also vorsichtig einige Schritte zurück. Der Fischer, in der gerechten Besorgniß, der Sportelschreiber wolle ihm entlaufen und sich der verdienten Strafe entziehen, verdoppelte seine Schritte. Kappler desgleichen. Bald war die vollkommene Jagd fertig. Dem Sportelschreiber kamen seine langen Beine wieder trefflich zu Statten. Es gelang ihm, bald einen so ansehnlichen Vorsprung zu gewinnen, daß der Verfolger die Hoffnung aufgab, den schnellfüßigen Flüchtling einzu-

holen. Er begnügte ſich, Kapplern, der in einem fort lief, die nachdrücklichſten Drohworte nachzuſchicken.

Erſt, nachdem ihn ein bedeutender Zwiſchenraum von dem Fiſcher trennte, verlangſamte er ſeine Schritte und blieb endlich keuchend ſtehen, um über die Menſchheit wieder die niederſchlagendſten Betrachtungen anzuſtellen.

„Der Neid,“ ſprach er, „iſt doch ein wahres Laſter; der unfreundliche Mann gönnte den armen Thierchen die paar Broſamen nicht, während er ſich kein Gewiſſen daraus machte, den munteren Fiſchlein zu Dutzenden den Tod zu bereiten.“

Der Sportelſchreiber war durch die Feindſeligkeit mit dem Angler in eine ſchlimme Lage gerathen. Er ward mit Schrecken inne, daß ihm jetzt, wollte er nicht die Waldberge paſſiren, der Rückweg nach der Stadt abgeſchnitten ſei.

„Der Angler,“ ſprach er für ſich, „denkt ſo bald an kein Aufhören. Dieſe Menſchen ſind unermüdlich. Wie willſt du zurück?“

Er beſchloß, den Fluß immer aufwärts zu pilgern bis zu den Ruinen des Benedictinerkloſters, wo es eine Fähre über die Werla gab.

Der Sportelſchreiber ſchlug daher einen ſchnellern Schritt ein, um ſo bald als möglich den Uebergangspunkt zu erreichen.

Während er das Ufer entlang wandelte, kamen ihm in der Ferne zwei Geſtalten entgegen.

Kappler putzte die Gläſer ſeiner Brille, um ſchärfer ſehen zu können. Er mühte ſich eine Zeit lang vergebens, wer die Entgegenkommenden ſein möchten. Nach und nach brachte er heraus, daß es ein paar Honoratioren wären, aber die Perſönlichkeit vermochte er nicht zu errathen. Die beiden Wanderer kamen im-

mer näher. Der Sportelschreiber blieb wiederholt stehen, als ob er sich die Werla betrachte. Dabei schielte er zur Linken.

Plötzlich erschrak er über alle Maßen. Wenn ihn seine Augen nicht täuschten, so war der eine der Daherkommenden Niemand anders als der Hofcommissair. Er schaute abermals. Richtig, es konnte gar Niemand anders sein. Das war sein Gang, sein Strohhut, seine Gestikulationen. Die Worte des Stadtrichters traten mit Flammenlettern vor Kappler's Gesicht. Was sollte er beginnen? Kehrte er um, so fiel er seinem Feinde, dem prügellustigen Fischer, in die Hände. Zudem würde es auch sehr auffällig gewesen sein, so urplötzlich umzukehren. Unfehlbar hatte ihn der Hofcommissair schon erkannt.

„Das ist ein wahrer Unglückstag," seufzte der Sportelschreiber, „ich komme aus dem Mißgeschick nicht heraus."

Was war zu thun? Kappler konnte einem Zusammentreffen mit Eccarius gar nicht mehr ausweichen.

„Vielleicht," hoffte er, „läßt mich der Hofcommissair bald vorüber. Die Gegend ist einsam, Niemand sieht uns, und der Stadtrichter, mein verehrter Chef, erfährt kein Sterbenswort, daß ich mit seinem prozessualischen Gegner gesprochen."

Eccarius war mit seinem Begleiter ganz nahe herangekommen.

„Sieh' da, sieh' da," rief er sehr heiter gelaunt, als er kaum funfzehn Schritte von Kapplern entfernt war, „unser Herr Registrator, ein Freund der schönen Natur und des schönen Geschlechts!"

Kappler erröthete bei den letzten Worten. Er stand vor dem Hofcommissair, den er allein im Auge hatte, und machte sein gewohntes tief unterthänigstes Compliment.

„Hier, mein Freund," sprach der Hofcommissair, den Sportelschreiber seinem Begleiter präsentirend, „hab' ich die Ehre, Ihnen den Herrn Registrator vom Neukirchner Stadtgerichte vorzustellen; Mensch und Flötenspieler, der mir nur die einzige Sorge macht, daß er nicht heirathen will."

Der jungfräuliche Kappler ward über und über roth und warf jetzt einen schüchternen Blick nach dem Freunde des Hofcommissairs, dem er vorgestellt worden war. Aber plötzlich erfaßte ihn Entsetzen, sein Haupthaar stieg kerzengerad in die Höhe, die Augen starrten — der vor ihm Stehende war der Haupträuber aus den Waldbergen.

Kappler würde trotz seines Respects vor dem Hofcommissair die schleunigste Flucht allem Andern vorgezogen haben, wenn ihn nicht Eccarius am Arme gehalten hätte.

„Was sicht Sie an'" frug lachend der Hofcommissair, „kennen Sie diesen Herrn?"

„Nein — ja — wenn ich nicht irre — ich sollte wohl — nach meinem Dafürhalten — doch kann man sich irren — ich bitte um tausend Entschuldigung — so mir recht ist — o bitte ganz gehorsamst —"

Jetzt platzte auch Willer mit Lachen heraus, wodurch der arme Kappler noch mehr in Angst und Verwirrung versetzt wurde.

Indessen hatten aber Eccarius wie der Student bald Mitleid mit dem geängsteten Manne. Ersterer setzte nun klar und freundlich aus einander, daß Herr Willer keineswegs ein Jungfrauenräuber sei.

„Nicht? so, was Sie sagen!" fuhr Kapplern unwillkürlich heraus, „ich bitte tausendmal um Verzeihung! Irrung, Irrung, ist menschlich, rein menschlich —"

Als endlich auch Willer freundlich zu dem Er-

schrockenen sprach, begann der Sportelschreiber etwas freier zu athmen. Endlich gelang es, ihn vollkommen von seiner Furcht zu befreien; aber nun machte sich der gewissenhafte Mann wieder Vorwürfe, den intimen Freund des Hofcommissairs in so schwarzem Verdachte gehabt zu haben.

Er begann in endlosen Perioden, bei welchen er nicht selten aus der Construction fiel, seine Entschuldigung hervorzustammeln, bis Eccarius ihn aus seiner Verlegenheit befreien wollte, indem er ihn zum Souper auf heute Abend einlud.

„Kommen Sie," sprach Eccarius, „und kehren Sie mit uns um. Es wird spät. Wir wandern selbander nach dem Keller; die Kliemann hat deliciösen Aal; der soll vortrefflich munden."

Kappler gerieth durch diese Einladung in um so größere Bestürzung. „Wie," dachte er bei sich, „da sollst du gar auf dem Keller mit speisen, vor allen Leuten? Das muß ja dem Herrn Stadtrichter, so er davon erfährt, wie offene Rebellion und Empörung erscheinen. Erst diesen Nachmittag hat er mich gewarnt und den Abend schon handle ich seinem Gebote schnurstracks zuwider." Schon daß er mit dem Hofcommissair und Willern nach der Stadt zurückkehren sollte, erfüllte ihn mit gerechtem Bangen.

Er versuchte daher alles Mögliche, um von dem Souper auf dem Keller (ohne die heutige Verwarnung des Stadtrichters würde es ihm zur höchsten Ehre gereicht haben) und von der sofortigen Rückkehr nach der Stadt loszukommen. Er rief den „wunderschönen Gold gesäumten Abend" zu Hülfe und entschuldigte sich mit geschwächtem Magen und beispiellos schlechtem Appetit.

Da half Alles nichts. Kappler, obschon in halber

Verzweiflung und Angstschweiß auf dem bleichen Antlitze, mußte dem Hofcommissair und Willern nach der Stadt folgen.

Viertes Kapitel.

Langschädel und Sonnenschmidt wollen während der Nacht einen Schatz heben.

Tiefe Dunkelheit war auf Stadt und Land herabgesunken, als der Inspector und Langschädel noch beim leckerbereiteten Mahle saßen. Sonnenschmidt hatte sich ordentlich angegriffen und ein höchst schmackhaftes Abendessen vom Keller nach Hause bringen lassen, damit man sich für die bevorstehende nächtliche Expedition gehörig stärke; auch sprach man der Flasche herzhaft zu, um sich die unentbehrliche Courage zu trinken.

„Langen Sie zu, Lieutnant," munterte Sonnenschmidt auf, der heute äußerst splendid war, indem er sich ein frisches Cotelette aus der Schüssel holte, „die Nachtluft ist kühl und zehrt, da ist es nöthig, daß man etwas Solides in den Magen bekommt."

Langschädel ließ sich das nicht zweimal sagen. Er folgte dem Beispiel des Inspectors und langte gleichfalls in die Schüssel.

Sonnenschmidt schenkte die Gläser voll.

„Wie finden Sie den Wein, Lieutnant?"

Der Lieutnant schlürfte mit Kennerblicke.

„Ein feines Weinchen," sprach er.

„Die Flasche kommt mich im Einkaufspreise neun Groschen."

„Was Sie sagen!“

„Die Kliemann gibt ihn unter einem Thaler nicht.“

„Das glaub' ich.“

„Er stärkt das Herz,“ fuhr Sonnenschmidt belobend fort, „ein wahrer Wunderbalsam. Aber für heute ist er nicht zu gut.“

„Es bringt's wieder ein,“ meinte Langschädel.

„Das hoff' ich,“ erwiederte Sonnenschmidt.

Die Beiden zechten noch eine gute Weile und wurden immer couragöser und sprachseliger. In dem Lieutnant siegte der alte Bramarbas.

„Hol' mich der Henker!“ fluchte er, „wenn sich der Traumgott nicht respectabel aufführt, hat er es mit mir zu thun.“

„Pst,“ mahnte erschrocken Sonnenschmidt, „nicht fluchen, Lieutnant, das können die unsichtbaren Mächte nicht leiden.“

„Was da,“ lärmte Langschädel, „entweder was Ordentliches oder gar nichts. Umsonst setzt sich ein ehrlicher Mann nicht der kalten Nachtluft aus. Unter zehntausend Thalerchen thu ich's nicht.“

„Wir wollen doch den wohlthätigen Mächten,“ erwiederte der Inspector, „keine Vorschriften machen, lieber Langschädel.“

„Unter Zehntausend thu' ich's nicht,“ beharrte der Lieutnant im Uebermuthe des Weinrausches. „Ich weiß, was da ist.“

„So, Ihr saht wirklich?“ frug mit unsäglicher Zufriedenheit Sonnenschmidt, und schenkte die Gläser wieder voll. „Trinkt doch, lieber Lieutnant.“

„Was ich so oberflächlich übersah,“ log Langschädel, „waren leicht an die vier Millionen in Gold.“

„Vier Millionen?! —“ rief Sonnenschmidt, und

das Wort erstarrte ihm im Munde, „Langschädel — Freund — vier Millionen?!“

„Lauter Doppellouisd'or.“

„Edler Freund,“ sprach der Inspector mit weicher Stimme, „lassen Sie sich umarmen; da wäre ja uns Beiden geholfen!“

„Hoff's,“ versetzte der Lieutnant, „hab' mir's auch nicht geringe Mühe kosten lassen, eh' mir's gelang, den Traumgott in so weit zu persuadiren, daß er mir 'was Respectables zeigte.“

„Glaub' es, glaub' es,“ erwiederte Sonnenschmidt, „aber Euer Gebet ist erhört und Ihr seid wahrhaft königlich belohnt worden.“

„Doch jetzt müßt Ihr mir etwas versprechen,“ fuhr Sonnenschmidt nach einer Pause fort, „Lieutnant, Eure Hand.“

„So Euer Verlangen nicht meiner Ehre zuwider,“ versetzte Langschädel mit einer gewissen Vornehmheit, „hier ist sie.“

Der Inspector ergriff die dargebotene Rechte und drückte sie väterlich.

„Lieutnant,“ sprach er beschwörend, „Ihr seid nun ein wohlhabender, ein reicher Mann — spielt nicht mehr. Der gute Genius, welcher Euch den herrlichen Schatz zeigte, will gewiß nicht, daß Ihr das schöne Geld wieder verspielen sollt.“

„Höchstens ein Solo,“ versprach Langschädel.

„Das ist brav gedacht, mein Freund,“ lobte Sonnenschmidt, „da bin ich selbst dabei. Aber jetzt laßt uns vor allen Dingen mit Ernst bedenken, wie wir den Segen, der nach Euerm Traumgesichte so reichlich sein soll, nach der Stadt bringen.“

„Mit einem Male sind wir das nicht im Stande,“ meinte der Lieutnant.

„Nicht?“ frug Sonnenschmidt; „ich glaube das selbst, vier Millionen wollen was.“

„Einen Sack hab' ich bei mir.“

„Schön,“ erwiederte der Inspector, „ich werde auch einen solchen mitnehmen. Ein Schiebekarren wäre freilich besser. Ein solcher faßt viel und ist bequemer fortzubringen.“

„Würde zu sehr auffallen,“ sprach Langschädel.

„Ihr habt Recht,“ erwiederte Sonnenschmidt; „aber ich befürchte nur, daß wir den Schatz mit einem Male nicht fortschaffen.“

Was thut dies,“ versetzte Langschädel, „wir laden auf, so viel wir zu schleppen vermögen, der Rest bleibt für ein anderes Mal.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sprach der Inspector; „aber jetzt Lieutnant, schwört mir redliche Theilung; und falls wir heut nicht den ganzen Schatz erheben, daß Ihr nicht hinter meinem Rücken und ohne mein Vorwissen das Uebrige grabt und mir veruntreut.“

Langschädel schwur und verlangte von Sonnenschmidten ein Gleiches.

„Ihr wißt ja,“ erwiederte dieser, „ich halte es, seit ich meine böse Freigeisterei an den Nagel gehängt, mit dem frommen Bibelspruche: „„Eure Rede sei Ja Ja, Nein Nein, was darüber ist, ist vom Uebel.““ Zwingt mich nicht, gegen mein Gewissen zu handeln, und seid versichert, daß ich als Christenmensch an Euch handeln werde. Der Pfennig sollte mich in der Seele brennen, den ich mehr nähme; ich verlange keinen Deut mehr, als was mir rechtmäßig zukommt, die richtige Hälfte und mein Guthaben; wie gesagt, keinen Deut mehr, Lieber und Guter.“

Der Lieutnant fand sich durch die christlichen Be-

theuerungen des Inſpectors beruhigt; ſtürzte ein friſches Glas Wein hinunter und frug unternehmungsluſtig, wann die Reiſe vor ſich gehen ſollte?"

„Ein kleines Viertelſtündchen Geduld noch, Lieber," verſetzte Sonnenſchmidt in ſanftem Tone, eilte geſchäftig nach einer Ecke des Zimmers und brachte ein altes, dickes Geſangbuch hervor; zugleich ergriff er eine alterthümliche, an der Wand hängende Violine.

Langſchädel, durch den genoſſenen Wein in eine höchſt leichtfertige und frivole Laune verſetzt, gab ſich das Anſehn eines alten, profanen Huſaren, der über alle Gottesverehrung erhaben ſtehe.

„Was Teufel," polterte er, „Inſpector, was fällt Euch ein?"

„Pſt," ſtrafte der Inſpector, indem er ernſthaft ſeine Violine ſtimmte und in dem Geſangbuche ein Lied aufſchlug, „ein ſo hochwichtiger Actus, wie wir vorzunehmen im Begriffe ſtehen, da bedarf's, ſo er gelingen ſoll, frommer Geſinnungen. Stimmt an, Lieutnant, Nummer dreihundertvierundſechzig, ich werde mit der Violine den Ton angeben und die Melodie dazu ſpielen."

„Dummes Zeug," läſterte der profane Langſchädel, „ſeid keine Betſchweſter, Inſpector!"

„Bedenkt, daß wir es mit unſichtbaren Mächten zu thun haben," verwarnte Sonnenſchmidt, „die lieben so etwas."

„Hier bedarf's in der Welt nichts weiter als Muth!" rief Langſchädel großſprecheriſch, das Weinglas auf den Tiſch ſtampfend, daß es faſt in Stücke ſprungen wäre, „Muth und weiter nichts, und den Teufel ich."

„Wißt Ihr auch," fuhr Sonnenſchmidt in ſtrafendem Tone fort, „daß durch ſolche läſterliche Reden

der Schatz um tausend Ellen in die Erde sinken kann? O, man erzählt davon haarsträubende Geschichten, wie gottserbärmlich es den frevelnden Schatzgräbern ergangen ist; anstatt des Schatzes wurden sie mit unsichtbaren Schlägen tractirt, daß sie vier Wochen lang kreuzlahm lagen, wenn sie überhaupt mit dem Leben davon kamen. Ich hab's Euch schon wiederholt gesagt, die erzürnten Geister spaßen nicht. Ich könnte Euch aus meinem eigenen Leben Beispiele erzählen, daß Euch die Haare kerzengerade in die Höhe steigen sollten."

Der Gedanke von dem Tiefersinken des Schatzes, so wie die unsichtbaren Prügel, von welchen der Inspector mit so viel Zuversicht erzählte, verfehlten ihren Eindruck auf den abergläubischen Langschädel nicht. Er ward nachdenklicher und gab zuvörderst die gotteslästerliche Husarenrolle auf. Sonnenschmidt fuhr in der Bekehrung des Lieutnants fort.

„Ein frommes Lied," sprach er, „ist zu allen Dingen nütze. Ich thue es nie anders, wenn ich ein einträgliches Geschäft vorhabe; ich habe den Segen stets verspürt. Also laßt keine lästerliche Redensart mehr vernehmen, Lieutnant, und singt; ich werde mit der Violine secundiren."

Langschädel, obschon in religiösen Dingen ein ungläubiger Heide, dachte gleichwohl: „der Inspector hat Erfahrung, ist bewandert in geistlichen Dingen und wird als alter Praktikus nicht so in den Wind reden, wenn nichts dahinter ist. Also wenn's auch nichts hilft, so schadet's nichts." Damit begann er sich zu räuspern, und seine Stimme in Stand zu setzen.

Leider aber befand sich das Gesangsorgan des Lieutnants in so verwahrlostem Zustande, daß er keine drei Töne hervorzubringen vermochte. An ein musi-

kaliſches Gehör war bei ihm nicht zu denken. Sonnenſchmidt ſtrich wohl zehn Mal hinter einander den Ton „c“ an, Langſchädel traf ihn nicht ein einziges Mal.

„Das geht ſo nicht,“ ſprach endlich der Inſpector, über den ungelehrigen Schüler etwas verdrießlich. „Ich werde mitſingen.“

Jetzt begann ein höchſt merkwürdiges Duo. Sonnenſchmidt geigte und ließ zugleich ſeine tiefe Bierbaßſtimme ertönen. Langſchädel ſtimmte ein, ohne Tact und Melodie. Es war ein herzzerreißender Geſang.

Das Lied hatte ſieben Verſe. Der Inſpector war unermüdlich und ließ nicht ab, bis man zu Ende.

„So,“ ſprach er, nachdem der ſiebente Vers durchgebrummt und durchgekrächzt war, „hoffe ich, daß die unſichtbaren Mächte nicht unfreundlich auf uns zu ſprechen ſind; aber hütet Euch, Lieutnant, vor Euern abſcheulichen Läſterungen. Wenn wir den Schatz vollſtändig erheben, habt Ihr's allein meinem gottesfürchtigen Sinne zu danken. Wenn Ihr billig dächtet, wäret Ihr nicht undankbar und knickerig und trätet mir noch einen Antheil von Eurer Hälfte ab.“

Als ſich hierzu der Lieutnant nicht ſogleich verſtehen wollte, ſprach Sonnenſchmidt: „Wohlan, ich will Euch nicht zwingen, aber verdient hätt' ich's.“ Damit hing er die Violine wieder an den Nagel und legte das Geſangbuch an ſeinen gewohnten Platz.

Langſchädel war indeß an das Fenſter getreten und ſchaute nicht ohne Beſorgniß hinaus.

„Es iſt eine barbariſche Finſterniß,“ ſprach er, „man ſieht die Hand vor den Augen nicht. Wir werden müſſen recht zuſammenhalten, damit wir nicht von einander kommen.“

„Wir wandern Arm in Arm," tröstete Sonnenschmidt, „wie Brüder, und den Weg kenn' ich wie mich selbst."

„Eine Herzstärkung würde ich doch mitzunehmen rathen," meinte der Lieutnant.

„Allerdings," erwiederte der Inspector, „das kann uns schwachen Sterblichen keine himmlische Heerschaar verargen, wenn wir den alten gebrechlichen Corporem pum pum, so er caput wird, durch einen urkräftigen Schluck aufrütteln. Ich habe ein Fläschchen mit ächtem Madeira anfüllen lassen und habe dabei kein Geld angesehen. Er kostet einen schweren Gulden. Was thät' ich Euch nicht zu Liebe; dafür soll es auch treffliche Dienste leisten. Wollt Ihr nicht dasselbe zu Euch stecken?"

Der Lieutnant erklärte sich sehr bereitwillig dazu.

„Die Laterne nebst Feuerzeug will ich in meine Brusttasche versenken," fuhr Sonnenschmidt fort, „den Sack trage ich um den Leib. Weiter brauchen wir wohl nichts?"

„Eine Schaufel," meinte Langschädel.

„Wie," frug Sonnenschmidt, „sollte der Schatz sehr tief liegen?"

„Eins ist besser, als das Andere," sprach der Lieutnant.

„Wohlan," versetzte der Inspector, „so wollen wir uns noch mit meinem kleinen Gartengrabscheit versehen; man kann damit zugleich sondiren."

Der Lieutnant, eh' es fortgehen sollte, sprach noch wacker der Flasche zu. Endlich machte man sich leiblich und geistig gestärkt auf den Weg.

Die Nacht gehörte keineswegs zu den freundlichen. Mit nassen, schwarzen Wolken war der Himmel verhangen, nirgends ein Sternlein zu erblicken. Dabei wehte der Wind unheimlich von den Bergen.

„Anmuthig iſt das Wetter nicht," ſprach Sonnenſchmidt; „aber für uns kann es nicht günſtiger ſein. Das iſt eine wahre Nacht zum Schatzgraben."

„Wenn es nur nicht gar zu finſter wäre," erwiederte Langſchädel; „wir werden uns in den Ruinen nicht zurecht finden."

„Vermöge meiner Diebslaterne," tröſtete der Inſpector, „entdecken wir ſchon den Ort. Wenn wir nur erſt aus der Stadt ſind; ich trau' dem Nachtwächter nicht; der hält uns am Ende für Holzgänger und macht den Flurſchütz rebelliſch. Es iſt ſchon ſpät."

„Es wär' ein verteufelter Fall," verſetzte der Lieutnant, „ſo wir belauſcht und verfolgt würden."

„Ich hoffe nicht," meinte Sonnenſchmidt, und ſchritt rüſtig vorwärts. Langſchädel folgte. So gelangten die Beiden, ohne daß ſie Jemandem begegnet wären, durch das Kloſterthor in's Freie.

Auf dem Thurme der Frauenkirche ſchlug die Glocke.

„Wieviel ſchlägt das?" erkundigte ſich der Lieutnant.

„Dreiviertel auf Eilf," gab Sonnenſchmidt zur Antwort.

„Eine grauſige Nacht," fuhr Langſchädel fort, „wie das in den Erlen rauſcht. Inſpector, es gehört etwas mehr als alltäglicher Muth dazu, ſich den mannigfachen Gefahren der Nacht preiszugeben. Ich entſinne mich ſeit meinen Kriegsjahren keiner ſo undurchdringlichen Finſterniß. Wenn uns nur nichts paſſirt!"

„Poſſen, was ſoll paſſiren," erwiederte Sonnenſchmidt, „haben wir uns nicht geiſtlich geſtärkt? Aber Ihr ſingt einen entſetzlichen Stiefel, Lieutnant, ſo eine Stimme iſt mir noch gar nicht vorgekommen; habt Ihr denn nie Unterricht gehabt?"

„Alles verschwitzt," meinte der Gefragte.

„Nun," tröstete der Inspector, „wenn Ihr nur mit Andacht gesungen oder gegrölt habt, denn Singen war's nicht zu nennen, so ist's einerlei. Gott, der Herzen und Nieren prüft, versteht's doch."

Mit der Andacht des Lieutnants mochte es indeß nicht weit her sein, denn geistlich fühlte er sich im Geringsten nicht gestärkt. Er visirte daher leise nach dem Fläschchen Madeira, so ihm in der linken Rocktasche stak, um sich leiblich ein wenig zu stärken. Er benutzte die Finsterniß, und ohne Sonnenschmidten im Geringsten von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, that er einen herzhaften Schluck.

Es ist aber ein alt Sprichwort, daß nichts so unbemerkt gesponnen wird, das nicht an die Sonne käme, so auch diesmal. Langschädeln, welcher ungesehen poculirte, kam eine Quantität Madeira in die unrechte Kehle. Es bemächtigte sich daher des heimlichen Sünders ein außergewöhnlicher Husten. Sonnenschmidt, argwöhnisch von Natur, schöpfte Verdacht.

„Lieutnant, Sie haben doch nicht genippt?" frug er.

Langschädel betheuerte, in einem fort hustend, seine Unschuld. Es müsse ihm, vertheidigte er sich, ein nächtliches Insect in die Kehle geflogen sein.

„Was lassen Sie auch Ihren Mund," rügte der Inspector, „allezeit sperrangelweit offen stehen?"

„Ich muß doch Athem holen," entschuldigte sich Langschädel.

„Das können Sie vermittelst der Nase."

„Ich leide am Schnupfen."

„Das ist was Anderes," sprach Sonnenschmidt.

Indeß traute der Inspector, trotz der Vertheidigung, seinem Begleiter nicht. Er mußte Gewißheit

haben, ob Langschädel dem theuren Madeira zugesprochen hatte oder nicht. Gleichwohl wünschte er nicht, mit der Thür in's Haus zu fallen.

„Lieutnant," fuhr er nach einer Weile fort, „brennt Eure Cigarre noch?"

„Sie ist ausgegangen," tönte es zur Antwort.

Das war sehr verdächtig, denn Langschädel ließ nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die Cigarre ausgehen. Sonnenschmidt stöberte daher das Feuer in seiner Pfeife auf, welche er im Munde behielt, und suchte dem Gesichte des Lieutnant so nahe als möglich zu kommen; er streckte seine imposante Nase wie einen Rüssel vor, um aus dem Geruche herauszubekommen, ob Langschädel der Flasche zugesprochen habe oder nicht.

„Hier ist Feuer," sprach Sonnenschmidt, mit vorgestrecktem Kopfe seine Pfeife hinhaltend.

Er zwang ordentlich Langschädeln, daß er anzünde. Diesem blieb nichts übrig. Er kam also mit seiner Cigarre der Nase Sonnenschmidt's in große Nähe.

„Lieutnant," sprach der Inspector, „wenn mich nicht Alles trügt, haben Sie dem Madeira zugesprochen. Ich finde das höchst unpassend. Bedenken Sie, daß dieser Cabinetswein uns beim Schatzgraben stärken soll."

Langschädel schwur hoch und theuer, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, zu trinken.

Dem Inspector aber ging das lästerliche Schwören durch und durch.

„Um des Himmels Willen," mahnte er, „wo denken Sie hin; Sie schwören ja wie ein Korporal, der Recruten exercirt. Wo soll das hinaus! Wir wollen auf frommen Wegen wandeln. Unsre Rede sei Ja Ja, Nein Nein. Der ganze Schatz kann ob Ihrer gottungefälligen Reden zu Grunde gehen."

Sonnenschmidt ließ es nach diesen Worten dahingestellt sein, ob Langschädel der Flasche zugesprochen habe oder nicht. Ihm war es zunächst um die vier Millionen zu thun.

Die beiden Wanderer hatten den Erlengang erreicht, der längs dem Werlaufer nach dem Benedictinerkloster führte. Der Weg war ziemlich dunkel und regenfeucht. Sonnenschmidt schritt rüstig voran. Nicht ganz ohne Bangen folgte der Lieutnant. Er gestand offen, daß ihm eine so desperat finstere Nacht noch nicht vorgekommen sei.

„Diese Dunkelheit kommt uns gerade recht," tröstete der Inspector. „Wir können unser heiliges Werk um so ungestörter vollbringen."

Langschädel, welcher dicht hinter Sonnenschmidten ging, fand sich durch diesen Trost wenig gestärkt.

„Ich wünschte, die Sache wäre vorbei," seufzte er, „es ist ein alt Sprichwort, daß die Nacht keines Menschen Freund."

„Auf dem Gute ist gewiß Jedermann längst zur Ruhe," fuhr der Inspector fort, „wir haben die beste Zeit gewählt; die Menschen liegen im ersten Schlafe."

„Es ist eine ordentlich schneidende Luft," versetzte Langschädel, der dicht hinter Sonnenschmidten schritt.

„Ja," erwiederte letzterer, „aber laßt Euch dadurch nicht verleiten, von Neuem nach der Flasche zu greifen. Ihr werdet mir sonst benebelt. Binnen einem halben Stündchen sind wir am Ziele."

Der Lieutnant gelobte Nüchternheit und warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick zur Rechten und Linken, wo es ihm immer höchst verdächtig in den Erlen rauschte.

„Sollte dieses sonderbare Rauschen allein vom Winde herrühren?" frug er.

„Von nichts weiter," beruhigte Sonnenſchmidt.

„Es däucht mich doch, als ob es von Menſchenhänden herrühre, oder vielleicht von wilden Thieren."

„Phantome Eurer von ſpirituöſen Getränken aufgereizten Phantaſie."

„Der Erlengang will auch gar kein Ende nehmen," ſprach nach ziemlicher Pauſe Langſchädel, welchem das Schweigen Sonnenſchmidt's unerträglich wurde.

Dieſer, welcher im Geiſte mit dem Schatze beſchäftigt war und bereits überlegte, wie und wo er die ſchönen Capitalien anlegen wolle, verſetzte: „Das deucht Euch ſo. Er iſt nicht länger als bei Tage; aber bei Nacht wird jeder Weg länger."

Hundegebell ward jetzt vom Kloſtergute her vernehmbar. Die Beſorgniß des Lieutnants wuchs um ein Anſehnliches.

„Wenn wir nur bei dem Gute vorbei wären," meinte er, „ich traue den Beſten nicht. Wenn wir von ihnen gepackt werden, ſind wir verloren."

„Hector und Harras ſind mir perſönlich befreundet," ſprach der Inſpector, „wenn ſie auch außerhalb des Guts umherrennen, haben wir nichts von ihnen zu befürchten."

„Aber ich," verſetzte Langſchädel, „bin keineswegs ſo glücklich, mich ihrer Freundſchaft rühmen zu können; im Gegentheil, die Canaillen ſcheinen es auf mich abgeſehen zu haben. Wenn ich nur wenigſtens eine Waffe zu mir geſteckt hätte."

Sonnenſchmidt blieb ſtehen:

„Wenn Ihnen mit dem Grabſcheite gedient iſt, hier haben Sie es," ſprach er. Langſchädel bewaffnete ſich, während das Gebell der Hunde auf dem Gute immer vernehmbarer wurde.

„Fatal iſt mir dieſer Spectakel gleichfalls," meinte

der Inſpector, „ich glaube, dieſe Vierbeine ſetzen das ganze Oeconomieperſonal in Allarm. Es wäre das Klügſte, wenn wir hart am Ufer hinter dem Gute hinwegzuſchleichen verſuchten.“

„Der Weg daſelbſt iſt aber gefährlich,“ gab Langſchädel zu bedenken.

„Poſſen,“ erwiederte Sonnenſchmidt, „ich kenne ihn.“

„Er führt hart am abſchüſſigen Ufer vorbei,“ fuhr der Lieutnant fort, „wie leicht kann man bei dieſer Finſterniß einen Fehltritt thun. Dies iſt zu bedenken, Inſpector.“

„Ich begreife nicht, was die Hunde vorhaben,“ brummte Sonnenſchmidt; „wir können wirklich nicht wagen, vorn beim Gute vorbeizugehen; wenn wir nicht entdeckt werden wollen.“

„Aber wenn wir den Uferweg einſchlagen,“ gegenredete der Lieutenant, „riskiren wir zu ertrinken. Ich bin bei Tage faſt in die Tiefe hinabgerollt; bei Nacht iſt gar kein Fortkommen; zudem iſt der Boden ſchlüpfrig.“

„Das wäre das erſte Mal nicht, daß ich den Uferweg ginge,“ meinte der Inſpector, „bei Tag und bei Nacht; ſo Ihr Euch hart hinter mir haltet, könnt Ihr gar nicht zu Schaden kommen; rutſcht Ihr ja ein wenig aus, ſo faßt nur nach meinem Rocke.“

„Wir wollen lieber ein Viertelſtündchen verziehen,“ ſchlug Langſchädel vor, „vielleicht beruhigen ſich die Beeſter. Wir benutzen den Aufenthalt, einen Stärkungstrank zu uns zu nehmen.“

„Wenn Ihr nur poculiren könnet,“ rügte Sonnenſchmidt, „da iſt jede Gelegenheit recht. Ich ſtimme aber keineswegs für längern Aufenthalt. Ich kenne Harras und Hector; wenn dieſe einmal etwas vor der Naſe haben, denken ſie ſo bald an kein Aufhören.

Ich glaube, Sie haben uns schon auf dem Korne, und es bleibt fürwahr nichts übrig, als der Uferweg."

Der Lieutnant machte noch verschiedene Einwendungen, mußte sich aber dem Willen des Inspectors bequemen.

Die Beiden verließen den Erlengang, der direct nach dem Klostergute führte, wandten sich zur Linken und suchten das Werlaufer zu erreichen. Der Weg führte über eine ziemlich sumpfige Wiese.

„Ich werde von dieser verdammten Nässe einen tüchtigen Schnupfen davontragen," sprach Langschädel.

„Ein Schnupfen, wenn man sich hält, hat sein Gutes," tröstete Sonnenschmidt voranwatend, „er reinigt den Körper."

„Man hat auch Beispiele," erwiederte der Lieutnant, „wo er den Tod nach sich zog."

Bei dem Gedanken an Langschädel's Tod stiegen neue Speculationen in Sonnenschmidt's Kopfe auf.

„Hört mal, Lieutnant," sprach er, „sterbet mir nicht etwa ohne Testament. Wenn der Himmel recht bald Euer letztes Stündlein beschlossen, so hoffe ich von Eurer christlichen Gesinnung, daß Ihr mich im letzten Willen nicht vergesset. Beherziget, daß ohne meinen thatkräftigen Beistand der Schatz nicht gehoben worden wäre. Ein Dienst ist des andern werth. Zudem habt Ihr außer Eurer Nichte Niemanden zu versorgen. Es steht Euch in der That Niemand so nahe, wie ich; überlegt das wohl."

Der Gedanke an Langschädel's baldiges Ableben erfüllte ihn dermaßen, daß er nicht umhin konnte, sich nach der ungefähren Größe des Legats zu erkundigen, welches ihm in des Lieutnants Testamente ausgesetzt werden sollte.

Langschädeln, dem nichts schrecklicher war, als der

Tod, zumal jetzt, wo er im Begriffe ſtand, ein reicher Mann zu werden, konnte gar nichts unangenehmer berühren, als des Inſpectors indiscrete Frage.

„Ich ſollte meinen," fuhr der in ſeinen Gegenſtand ganz vertiefte Sonnenſchmidt fort, indem er den Lieutnant in der dritten Perſon anredete, „zweitauſend Thälerchen wär' eine Bagatelle; Sie ſehen, ich bin beſcheiden; oder wie, hätte Ihr chriſtlich Gemüth mir vielleicht ein bedeutenderes Sümmchen zugedacht? Sie Schalk, nur mit der Sprache heraus! Ich hab's immer geſagt, der Lieutnant hat ein dankbar Gemüth und wird dich nicht vergeſſen. Reden Sie offen und frei, Freund, Sie ſehen, ich bin nicht ſo. Ich mache Ihnen keine Vorſchriften, durchaus keine; alſo nicht wahr, zweitauſend Thälerchen, Lieutnantchen, drunter auf keinen Fall, vollwichtige Louisd'ore! Was meinen Sie?"

„Das wird ſich finden," erwiederte der Lieutnant unmuthig.

„Nein, das wird ſich nicht finden," verſetzte eifrig Sonnenſchmidt, „in ſolchen Sachen liebe ich Ordnung; Freundchen, Ihre Hand, zwei Tauſend, drunter kann ich's nicht thun; beim Himmel, ich handle als Bruder an Ihnen; Ihre Hand, die Sache iſt abgemacht. Wir trinken eins drauf."

Die Worte: „Wir trinken eins drauf" verfehlten nicht, einen wohlthätigen Eindruck auf den Lieutnant hervorzubringen. Gleichwohl wollte er ſich nicht in der dunkeln, unwirthbaren Nacht Verſprechungen ablocken laſſen, die der habſüchtige Inſpector ſpäter hätte geltend machen können. Langſchädel machte daher gleichfalls Halt, indem er die Flaſche hervorſuchte. Er that ſogleich einen herzhaften Zug und erwiederte: „Wir ſprechen ſpäter darüber."

Der Inſpector ließ ſich durch dieſe ausweichende Antwort nicht abſchrecken. Er fuhr fort, ſeinem Begleiter von wegen der zweitauſend Thälerchen zuzuſetzen. Es ſei wegen Lebens und Sterbens. Er liebe Ordnung und Pünktlichkeit.

Nachdem Langſchädel zu wiederholten Malen der Flaſche zugeſprochen, erwiederte er: „Inſpector, Sie ſollen bedacht werden!“

Dies war Sonnenſchmidten nicht hinreichend. Er drang darauf, daß der Lieutnant ſogleich die Summe feſtſetze.

„Ein ſolcher Knicker, wie Sie,“ ſprach der Inſpector, „iſt mir noch gar nicht vorgekommen; erhält unermeßliche Reichthümer im Schlafe und iſt ſo zach gegen ſeinen treueſten Freund.

„Sein Sie doch kein ſolcher Mammonsknecht,“ fuhr er fort, „bedenken Sie, daß irdiſche Güter nicht glücklich machen.“

Nach mehren Debatten, die Langſchädel mit Abſicht zu verlängern bemüht war, um deſto fleißiger der Flaſche zuzuſprechen, kam man endlich über die zweitauſend Thaler überein.

„Aber jetzt laſſen Sie mich auch einmal einen Zug thun,“ ſprach Sonnenſchmidt, nachdem man das Erbſchaftsgeſchäft in Ordnung gebracht hatte und ließ ſich von Langſchädeln die Flaſche reichen.

Er wog die Bouteille prüfend in der Hand und gewahrte mit gerechter Betrübniß, daß ſie ziemlich leicht geworden.

„Sie müſſen diaboliſch geſoffen haben,“ verſetzte er rügend.

„Ein paar Fingerhüte,“ erwiederte der Lieutnant.

„Schöne Fingerhüte,“ zankte Sonnenſchmidt, „wie ich mich nur als angeſtellter Mann ſo der Unmäßigkeit hingeben könnte.“

Langschädel schwur hoch und theuer, blos genippt zu haben.

„Ihr verwünschtes Schwören," fuhr der Inspector fort, „bedenken Sie doch, was auf dem Spiele steht."

Mit diesen Worten versenkte er zu Langschädel's unausſprechlichem Verdrusse die Madeiraflasche in seinem Rockschoße. Letzterer that, als habe er das Verschwinden der Flasche gar nicht bemerkt und streckte die Hand mit den Worten gegen Sonnenschmidten aus: „Ich will sie wieder einstecken!"

„Wart' ein Bischen," dachte dieser und erwiederte laut: „Sie könnten fallen und das Glas zerbrechen; ich gehe sicherer."

Unter diesen und ähnlichen erbaulichen Gesprächen hatte man das Werlaufer erreicht.

„Ich stehe wie im Wasser," lamentirte Langschädel, „die Wiese war bodenlos."

„Ein fetter Graswuchs," gestand Sonnenschmidt.

„Sie haben gut reden in Ihren Wasserstiefeln!"

„Wir wollen jetzt das Ufer entlang wandeln," sprach Sonnenschmidt, „schließen Sie sich dicht hinter mich an."

„Bevor ich einen Fuß vorwärts thue," erwiederte Langschädel, „erfordert's meine Gesundheit, daß ich etwas Wärmendes zu mir nehme. Wollten Sie wohl erlauben —"

„Jetzt nicht," entgegnete der Inspector, „Sie trinken sich sonst um den Verstand, kommen vom Wege und können Schaden nehmen. Ich muß für Ihr Wohl bedacht sein. Allons, vorwärts!"

„Nur einen Schluck, ich erstarre."

„Einbildung, Sie haben übergenug."

„Wollen Sie mich morgen als Leiche sehen? Was helfen mir dann alle Schätze der Welt. Bei Ihrer christlichen Gesinnung beschwöre ich Sie, Inspector, seien Sie ein Mensch."

Sonnenſchmidt blieb unerbittlich.

„Ich mag das nicht auf mein Gewiſſen nehmen,“ ſprach er, „Sie ſind toll und voll. Wenn Sie ſich noch mehr antrinken, iſt's um den Schatz geſchehen.“

„Sonnenſchmidt, Sie ſind ein Barbar!“

„Morgen werden Sie mir es danken, daß ich Ihren ſinnlichen Gelüſten mannhaften Widerſtand geleiſtet.“

„Gewiß nicht!“

„Dann ſind Sie ein Undankbarer!“

„Ach, hol' Sie der —“

„Lieutnant, keine Ausſchweifung, Sanftmuth.“

„Zum Teufel mit der Sanftmuth,“ platzte Langſchädel heraus, „machen Sie mich nicht raſend.“

„Sie würden es, wenn ich Ihnen nochmals die Flaſche reichte.“

„Nein, ſo wahr ich lebe, nicht,“ ſchwur der Lieutnant, „ich folge Ihnen alsdann wie ein Kind.“

„Unhaltbare Verſprechungen,“ erwiederte unerbittlich der Inſpector und ſchritt voran. „Kommen Sie, damit wir bald zum Ziele kommen.“

Langſchädel begann jetzt wie ein Lanzknecht zu fluchen, daß Sonnenſchmidten angſt und bange ward. Aus Furcht vor den Geiſtern und um den Läſtermund zu ſtopfen, langte er die Flaſche hervor.

„Hier,“ ſprach er, „aber nur einen Schluck.“

Langſchädel wollte ſich der Flaſche wieder bemächtigen; aber der Inſpector hielt ſie mit beiden Händen umklammert und gab ſie nicht her.

„So, nun iſt es genug,“ ſprach letzterer, „Ihr Durſt iſt gar nicht zu ſtillen.“

„Ich habe ja noch gar nichts bekommen,“ ſprach der Lieutnant, „Sie müſſen die Flaſche ſchiefer halten.“

Sonnenſchmidt zog aber das Gefäß zurück, ohne

daß Langschädeln auch nur die Lippen feucht geworden wären. Er hatte mit Absicht die Flasche so schräg wie möglich gehalten.

Langschädel, der nur begieriger nach einem Schluck geworden war, wollte verzweifeln. Er schwur und fluchte wieder aus Leibeskräften.

Mit Fluchen und Schwören kam er bei dem pietistischen Sonnenschmidt noch am weitesten. Der Inspector gab der Flasche eine andere Richtung, so daß dem Dürstenden das geistreiche Naß wirklich zu Gute kam. Langschädel sog mit Lust und Liebe, wie ein Kind an Mutterbrust.

Nachdem er sich gestärkt hatte, ging die Reise weiter. Sonnenschmidt schritt voran und der Lieutnant folgte.

Der mehrtägige Regen hatte den Weg in der That etwas gefährlich gemacht. Er war äußerst schlüpfrig und überdies sehr schmal. Einige Fuß in der dunkeln Tiefe rauschte die Werla.

„Für den Fall Sie ausrutschen sollten," sprach Sonnenschmidt zu Langschädeln, „halten Sie sich an mich."

Man war nicht lange gegangen, als der Lieutnant auch wirklich ausglitt und in Gefahr kam, den Abhang hinabzugleiten. Er befolgte Sonnenschmidt's Rath und krallte mit Todesverzweiflung an den Inspector. Letzterer durch den urplötzlichen energischen Angriff erschreckt und aus dem Gleichgewicht gebracht, begann gleichfalls zu schwanken.

„Um Himmelswillen," rief er, „Lieutnant, lassen Sie los!"

„Dann roll' ich in die Tiefe," tönte es zur Antwort.

„Und ich mit, ich schwanke schon. Lassen Sie los!"

„Ich bin aber rettungslos verloren, das Waſſer iſt hier tief.“

„Rollen Sie in Gottes Namen allein hinab, guter Lieutnant, ich fiſche Sie heraus; aber bei Ihrer Seligkeit laſſen Sie los, ſonſt gehen wir Beide zu Grunde.“

Langſchädel wollte aber durchaus nicht von ſeinem Vordermanne ablaſſen. Er hing wie eine Klette an dem Inſpector und hoffte noch immer, dieſer werde ihn halten können.

„Laſſen Sie los, Unglückſeliger,“ ſchrie jetzt Sonnenſchmidt in Todesangſt, deſſen Schwankungen immer bedenklicher wurden.

„Ich verlaſſe Sie nicht in der Noth,“ erwiederte der Lieutnant mit ſeltener Anhänglichkeit.

Unter bewandten Umſtänden war für beide Schatzgräber wenig zu hoffen. Die Reiſe ging in Gemeinſchaft nach der Tiefe, jedoch mit aller Gemächlichkeit, denn der Abhang war nicht ſteil, ſondern ſchräg.

Langſchädel, welcher vorankollerte, fiel in's Waſſer, welches zum Glück hier ſehr ſeicht war; Sonnenſchmidt blieb mit halbem Leibe auf dem Lande liegen und nur die Füße wurden naß.

Der Lieutnant, welcher nicht anders glaubte, als ſein letztes Stündlein ſei gekommen, geberdete ſich wie ein Verzweifelter und haſchte, als nach einem letzten Rettungsanker, nach Sonnenſchmidt's Beinen.

Dieſer, welcher fürchtete, Langſchädel werde ihn vollends hinabziehen in das feuchte Grab, proteſtirte bei des Lieutnants „ewiger Seligkeit und unſterblicher Seele“ gegen die Beſchlagnahme ſeiner Beine, klagte ſeinen Hintermann des Mords an und ſchlug ſeine Finger wie ein paar Enterhaken in das Erdreich.

Langſchädel, mit dem Tode kämpfend, berückſich-

tigte nicht im Geringsten Sonnenschmidt's Protestation. „Jeder ist sich selbst der Nächste," dachte er, und so gelang es ihm auch, wieder zum Stehen zu kommen. Sobald er nur festen Grund unter sich fühlte, wuchs sein Muth. Das Wasser ging ihm kaum bis an die Knie. Jedes Malheur hat in der Regel auch sein Gutes. Langschädel hatte bei dem Umklammern des Sonnenschmidt'schen Corpus den Ort ausfindig gemacht, wo der Inspector die Madeiraflasche versenkt hatte. Eine günstigere Gelegenheit, dieses Kleinod wieder in seine Gewalt zu bringen, konnte es gar nicht geben. Sonnenschmidt's Hände lagen in das Erdreich eingekrallt und die ganze hintere Körperseite des Inspectors war dem Lieutnant preisgegeben. Er konnte darüber nach Belieben schalten und walten. Er blieb daher auch nicht lange unschlüssig und bemächtigte sich ziemlich ungenirt des Weinbehälters.

Sonnenschmidt war von der Gefahr, in welcher er zu schweben glaubte, noch zu betäubt, als daß er von den verdächtigen Griffen Langschädel's nach seiner Rocktasche und von der böslichen Entwendung der Madeiraflasche etwas gemerkt hätte. Erst als der Lieutnant wollüstig zu schlürfen begann, vernahm er das Geräusch, das er jedoch einer ganz andern Ursache zuschrieb. Er bildete sich ein, Langschädel, der jetzt von seinen Beinen abgelassen habe, sei vollends untergesunken und schlucke Wasser. Dies Schlürfen klang ihm daher höchst erwünscht; es klang eben so lieblich, wie dem Lieutnant der Madeira mundete, denn jetzt gedachte er, den Schatz allein zu heben.

„Ich glaube," sprach er für sich, „er liegt schon in den letzten Zügen; ich schließe das aus dem tiefen Röcheln. Das hat er von seinem Fluchen und Schwö-

ren. Kein Gottloser nimmt ein glücklich Ende. Es konnte gar nicht anders kommen. Es ist nur gut, daß er meine Beine losgelassen hat. Ein guter Genius hat über mich gewacht. Ein solcher wird mich auch den Schatz finden lassen.

„Ich werde noch ein Weilchen so hängen müssen," fuhr er nach einer Pause fort, „denn wenn ich mich bewege, riskire ich, der Halbtodte schnappt nach meinen Füßen und zieht mich hinab. Hoffentlich wird er bald ausgelitten haben. Beim Ertrinken hab' ich mir immer sagen lassen, dauert die Sache nicht lange. Ein Bischen Starrkrampf, und alle ist's."

Während dieser christlichen Betrachtungen Sonnenschmidt's ließ sich's der Todtgeglaubte trefflich schmecken. Langschädel betrachtete den Madeira jetzt als Medicin gegen die Nässe und Erkältung und war wirklich unersättlich.

Sonnenschmidt, der sich ob des Schlürfens Langschädel's, das gar kein Ende nehmen wollte und welches er für Todesröcheln hielt, nicht genug verwunderte, ward endlich ungeduldig und von christlichem Mitleid ergriffen.

„Wenn Sie nicht ersterben können," gab er den guten Rath, „so stecken Sie doch den Kopf vollends unter's Wasser. Da ist's bald alle. Ich würde Ihnen als Mensch und Christ beispringen; aber ich hänge selbst zwischen Tod und Leben. Nicht wahr, der Schatz liegt im zweiten Kellergewölbe, links vom Eingange?"

Langschädel, welcher so eben einen langen Zug aus der Flasche gethan hatte, sprach tief Athem holend: „Ach!"

Sonnenschmidt, welcher dieses „Ach!" für einen Todesseufzer hielt, fuhr rathgebend fort:

„Sie haben gewiß den Kopf noch über dem Waſſer, das iſt ein Fehler; Sie erſchweren ſich muthwillig das letzte Stündlein; ſein Sie Mann! raſch reſolvirt und untergetaucht! Nicht wahr, zwei Schritte links vom Eingange im zweiten Keller?"

„Ganz recht," erwiederte Langſchädel, der jetzt bemüht war, das Ufer emporzuklettern.

„Was Guckuck," rief Sonnenſchmidt, durch dieſe geiſtesklare Antwort unangenehm überraſcht, „ich denke, Sie ringen mit dem Tode?"

„Diesmal noch nicht," verſicherte der Lieutnant, welcher wieder auf trockenem Lande ſtand, ziemlich wohlgelaunt; denn der genoſſene Wein hatte ihn trotz der Näſſe heiter geſtimmt.

„Da helfen Sie mir wenigſtens auf," fuhr Sonnenſchmidt fort, „ich kann doch nicht bis zum jüngſten Tage in dieſer ſchmachvollen Stellung liegen."

Der Lieutnant hielt dem am Boden Liegenden den Griff des Grabſcheits hin, mit deſſen Hülfe ſich der Inſpector endlich, wiewohl nach mühevoller Anſtrengung, emporarbeitete.

„Alſo leben Sie noch," ſprach verwundert Sonnenſchmidt, „ſehen Sie einmal, das nenn' ich Glück. Ihrem Röcheln nach zu ſchließen, glaubte ich Sie auf Erden nicht wieder zu ſehen."

„Ich bin mit durchnäßten Kleidern diesmal davon gekommen," erwiederte Langſchädel.

„Wie tief ſtaken Sie denn im Waſſer?"

„Bis an die Schläfe," log der Gefragte.

„Bis an die Schläfe," dachte Sonnenſchmidt mißmuthig bei ſich, „es iſt doch ein alt Sprichwort, daß Unkraut ſehr ſchwer auszurotten."

„Nur meine Geiſtesgegenwart rettete mich," fuhr Langſchädel fort.

„Ach, gehen Sie," versetzte der Inspector, „meinen Beinen haben Sie Ihr Dasein zu verdanken. Sie klammerten sich ja daran mit einer Vehemenz, daß ich die Schmerzen davon noch fühle."

„Ich ließ sie ja los aus Menschenfreundlichkeit," meinte Langschädel, „als Sie wie ein Gespießter schrieen."

„Zum Guckuck," sprach Sonnenschmidt, „es war auch die höchste Zeit, Sie konnten einen Mord begehen, bedenken Sie wohl, einen Mord!"

„Sie wären nicht ersoffen," entgegnete der Lieutnant, „auch wenn Ihr Corpus vollends hinabgerollt wäre; er ist fett, ich glaube, das Wasser trägt Sie."

„Ich will's auf keinen Versuch ankommen lassen," sprach Sonnenschmidt; „doch aus unserm höchst unfruchtbaren Gespräche kommt nichts heraus. Ich dächte, wir machten uns nach dem Kloster; es ist nicht weit mehr."

Langschädel sprang und tanzte, theils, weil ihm der Wein zu Kopf gestiegen, theils um sich zu erwärmen.

„Sie sollten gar nicht so obendrauf sein," rügte der Inspector, „wer eben dem Tode entlaufen, dem geziemt eine dankbare und gesetzte Positur."

Der Lieutnant aber ließ sich in seiner Laune nicht stören, nannte Sonnenschmidten einen scheinheiligen Duckmäuser, einen Pfaffenknecht, und sang fortwährend:

„Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt,
Juchheh!
Drum ist so wohl mir in der Welt,
Juchheh!"

„Sie sind doch der lasterhafteste Mensch," schalt Sonnenschmidt, „der mir je vorgekommen. Sie haben es wahrlich nicht verdient, daß Ihnen ein so reicher Schatz beschеert worden ist. Ich glaube darum auch

nicht, daß Ihnen der Mammon viel Segen bringen wird."

„Das lassen Sie meine Sorge sein, alter Geizhammel und Sündenbock," replicirte Langschädel.

„Der Mensch kann gar nicht bei sich sein," dachte Sonnenschmidt, „er setzt ja alle Ehrfurcht gegen dich aus den Augen und schimpft wie ein Rohrsperling. Entweder hat ihn die Errettung aus der Todesgefahr oder der bald zu erhebende Schatz in so exaltirte Stimmung versetzt."

An die Madeiraflasche dachte Sonnenschmidt nicht.

Man kam den alten Ruinen des Klosters immer näher.

„Es ist nur gut, daß ich mein Feuerzeug so trocken wie möglich bewahrt habe," sprach der Inspector, „ohne Licht würden wir uns in dieser undurchdringlichen Finsterniß kaum zurechtfinden."

Langschädeln, bei welchem der Weingeist allmälig verfloh, begann, als die unheimlichen Steinmassen in schwarzen, unbestimmten Umrissen aufstiegen, ziemlich schauerlich zu werden. Er that so leise wie möglich, damit Sonnenschmidt nichts gewahr werde, wiederholte Züge aus der stärkenden Flasche; aber der Madeira vermochte diesmal Grauen und Furcht nicht ganz zu besiegen.

„Ach, wäre es doch Tag," dachte er bei sich, „die Nacht ist keines Menschen Freund, man sieht kaum die Hand vor sich."

Sonnenschmidt, man mußte es gestehen, zeigte sich weit couragöser als sein Begleiter. Er schritt sichern Schrittes voran, während Langschädel zagend folgte. Seine gute Laune war gänzlich dahin.

Endlich stand man bei der nicht hohen Mauer, welche die Ruinen nebst einer Obstplantage umschloß.

„Hier müssen wir darüber," sprach Sonnenschmidt.

Langschädel konnte seiner Furcht nicht mehr Meister werden.

„Ach," seufzte er, „wollen wir denn das riesenhafte und gefährliche Abenteuer wirklich noch bestehen?"

Der Inspector, der von nichts als blanken Doppellouisd'oren träumte, erwiederte:

„Das versteht sich; wir werden doch nicht zum Narren herausgelaufen sein. Helfen Sie mir über die Mauer, Langschädel!"

Ehe der Lieutnant Hand anlegte, frug er:

„Wär' es denn nicht besser, wenn wir die Sache bei Tage vornähmen; vielleicht bei frühem Morgen? Man sieht die Hand vor den Augen nicht."

„Diese Finsterniß," erwiederte Sonnenschmidt, „kommt uns gerade zu statten. Schieben Sie, Langschädel, die Mauer ist nicht hoch, mit einem Fuße bin ich schon darüber."

Der Lieutnant half, aber zagenden Herzens; der Inspector befand sich im Klosterhofe und watete durch Kartoffelkraut den alten Ruinen zu. Langschädel stand zitternd noch immer an der äußern Mauerseite und wagte nicht, dem verwegenen Inspector zu folgen. Dieser blieb nach einer Weile stehen.

„Allons, wo stecken Sie?" frug er mit gedämpfter Stimme.

„Hier!" antwortete Langschädel.

„So steigen Sie doch über, ich warte nicht länger!"

„Wo stecken Sie denn?" forschte der außerhalb Stehende, „ich sehe gar nichts."

„Ich auch nicht," sprach Sonnenschmidt, „Sie müssen sich nach der Stimme richten!"

„Wär' es denn wirklich nicht gerathen," gab Langschädel von Neuem zu bedenken, „wenn wir wenigstens die Dämmerung abwarteten?"

„Nichts da," entschied der habgierige Inspector, „wenn es Ihnen zu finster ist, heb' ich den Schatz für mich."

Wie Langschädel Sonnenschmidten kannte, so war von dessen Geldsucht das Aergste zu befürchten. Er bereute, diesen Geizhals zum Vertrauten gemacht zu haben; und war jetzt mit wahrhafter Todesverzweiflung bemüht, seine Furcht niederzukämpfen. Wenn er nicht schleunigst dazuthat, so entwendete der Inspector den Schatz, welchen ein gütiger Traumgott doch ihm allein nur bestimmt hatte. Der Langschädel leistete wirklich das Außerordentlichste, kletterte über die Mauer und griff sich zitternd nach der Gegend hin, von woher des Inspectors Stimme tönte.

„Wo stehen Sie denn?" frug Langschädel zähneklappernd, in der Dunkelheit wie ein Blinder umhertastend.

„Da bin ich," antwortete Sonnenschmidt, und gleich darauf hielt der Lieutnant die Riesengestalt seines Begleiters umklammert.

Als er diese solide Masse fühlte, athmete er ein wenig freier. „Das kann gar keine natürliche Finsterniß sein," meinte Langschädel, „ich glaube nicht, daß es hier mit rechten Dingen zugeht."

„Wenn Gottesfurcht und Frömmigkeit in Ihrem verdüsterten Gemüthe wohnte," antwortete Sonnenschmidt, „würden Sie nichts Uebernatürliches an dieser Finsterniß finden. Sie ist allerdings respectabel, aber wer sie mit frommen Augen ansieht, findet sie durchaus nicht so schwarz. Es ist auch kein Wunder, wenn Sie bei Ihrem ewigen Fluchen und Schwören einmal vom Himmel mit Blindheit gestraft werden."

„Wohlan," fuhr er fort, „so wollen wir denn zum gottgefälligen Werke schreiten und die himmlische

Manna mit Demuth und Dankbarkeit ungezählt in Empfang nehmen, welche uns von seligen Geistern beschieden worden ist."

„Ja, das wollen wir," sprach Langschädel bebend, „wenn es nicht zu finster ist."

„Possen, wir zünden Licht an," meinte Sonnenschmidt. „Halten Sie sich nur dicht hinter mir."

Der Lieutnant ließ sich das nicht zwei Mal sagen und klammerte sich wieder dermaßen an den Inspector, daß dieser nicht umhin konnte, seine unverholene Mißbilligung zu erkennen zu geben.

„Greifen Sie zu und der — (Teufel, wollte er sagen, besann sich aber schnell und verschluckte das gefährliche Wort)" sprach Sonnenschmidt, „ich werde nicht davonlaufen."

Sonnenschmidt, von Langschädeln gefolgt, tappte jetzt nach dem Eingange eines halb verfallenen Ganges, welcher nach den Kellergewölben führte, in deren einem nach des Lieutnants Aussage die Doppellouisd'ore vergraben lagen.

„Nur sacht," sprach der Inspector, vorsichtig vorwärts schreitend, „daß wir nicht über die vielen im Wege liegenden Steine stolpern. Sie haben doch das Grabscheit noch, Langschädel?"

„Ich habe es."

Der Inspector stand endlich vor dem Hollunderstrauche, der den Eingang verdeckte. Er bog die Aeste aus einander und versuchte mit seinem Leichnam hindurch zu kriechen. Das war bei des Mannes Corpulenz nicht ohne Schwierigkeit.

„Es wird ein wenig prasseln," sprach Sonnenschmidt, „aber das schadet nichts; wer soll es hören, zudem ist es windig; wenn jedoch der Schäferhund uns aufspüren sollte, so geben Sie der Bestie eins

mit dem Grabscheite. Ob so ein Vieh mehr oder weniger in der Welt herumläuft, darauf kommt nichts an."

Mit diesen Worten brach Sonnenschmidt vollends durch. Mehr todt als lebendig folgte Langschädel. Ein gespenstischer Nachtvogel war ob des unverhofften Besuchs von seinem Lager aufgeflogen und hatte den Erschrockenen fast mit seinen Flügeln berührt. Dieses Ereigniß war hinreichend, seinen Muth vollends zu Boden zu schlagen.

„Jetzt aber ist es Zeit," meinte Sonnenschmidt, „daß wir die Laterne anzünden, sonst stoßen wir uns in diesem unwirthbaren Gewölbe die Köpfe ein."

„Allerdings!" gestand Langschädel, „Licht ist eine der nützlichsten und erhabendsten Erfindungen in der Natur."

Der Inspector zog Stahl und Stein hervor und begann zu picken. Bei jedem Funken, der das schauerliche Gewölbe momentan erhellte, zuckte Langschädel unwillkürlich zusammen.

„Was huscht nur so unheimlich hin und wieder," frug er zagend; „es ist wahrhaftig nicht geheuer hier. Ich wünschte, ich wäre wieder im Freien."

„Was wird's sein," erwiederte gleichmüthig Sonnenschmidt, der mit Beharrlichkeit fortfuhr, Feuer anzuschlagen und dessen etwas feuchtgewordener Schwamm nicht sogleich fangen wollte, „Fledermäuse!"

Bei dem Worte Fledermäuse, zog Langschädel vorsichtig seine Mütze tiefer über die Ohren, und den Kopf so viel als möglich zwischen die Schultern.

Sonnenschmidten war es endlich gelungen, den Schwamm in Brand zu setzen und die Laterne anzuzünden. Jetzt erst konnte der Lieutnant mit Schaudern das Grausige des unheimlichen Aufenthalts erkennen.

Das nächtliche Geflügel ward ob des blendenden Lichtſchimmers immer unbändiger und ſauſte Sonnenſchmidten, der wirklich einen ausdauernden Muth während der ganzen Expedition an den Tag legte, fortwährend um den Kopf. Vergebens ſchlug er mit dem Taſchentuche zürnend um ſich herum. Langſchädel mochte von der ganzen Welt nichts mehr wiſſen und verwünſchte im Stillen die Schatzgräberei.

Endlich gelangte man in das zweite Kellergewölbe, woſelbſt der Schatz ruhen ſollte. Sonnenſchmidt machte Halt.

„Alſo hier?!“ ſprach er. „Nicht wahr, Lieutnant?“

„Ja wohl, ja wohl,“ erwiederte der Gefragte, ohne aufzublicken.

„Sie müſſen ſich auch orientiren,“ ſprach der Inſpector, „ſtimmt denn dieſe Localität mit Ihrem Traume überein?“

Langſchädel warf einen ſcheuen Blick umher und erwiederte: „Vollkommen.“

Sonnenſchmidt ſtellte nun nähere Unterſuchungen an, die jedoch keineswegs einem erwünſchten Reſultate entſprachen.

„Ich ſpüre hier nichts von einem Schatze,“ ſprach er, nachdem er mit ſeinem Stocke überall umher viſitirt hatte; „wir werden unfehlbar einſchlagen müſſen. Lieutnant, ſcheuen Sie doch nicht ſo gewaltig die Fledermäuſe; dieſes Geflügel iſt ganz unſchädlich, wenn auch etwas läſtig, und vergegenwärtigen Sie ſich lieber ihren Traum recht deutlich, damit wir den rechten Fleck treffen.“

Mit dieſen Worten ſtampfte er an verſchiedenen Orten mit dem Fuße auf, ob es nicht hohl klänge. Langſchädel ſchaute ein wenig umher.

„Hier muß es ſein,“ ſprach er endlich, und bezeichnete ſchaudernd eine Stelle in der einen Ecke.

Der Inspector stampfte wieder mit dem Fuße.

„Es klingt etwas hohl," meinte er, „das Grabscheit her."

Der Lieutnant reichte es dar und Sonnenschmidt begann wie ein Schanzarbeiter zu schaufeln, während Langschädel mit noch immer herabgezogener Mütze und eingezognem Kopfe, die Hände in beiden Hosentaschen, vor Furcht und Kälte schlotternd, eine wahre Jammergestalt darbot.

„Wenn wir eine Wünschelruthe hätten," sprach der Inspector, der mit unermüdlicher Beharrlichkeit fortarbeitete, „wüßten wir woran wir wären."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich komme wahrhaftig auf etwas Hartes. Da schmeckt ein Trunk drauf."

Er stieß etwas ermattet das Grabscheit in den Boden und in die Tasche.

„Bomben und Blitz," rief er unmuthig, „Lieutnant, ich habe die Flasche verloren. Sie muß mir bei der Wasserpartie aus der Tasche gefallen sein."

Langschädel ließ den Inspector in seinem Irrthume hinsichtlich der Flasche, beschuldigte ihn der größten Nachlässigkeit und jammerte ob des verloren gegangenen Labetrunks.

„Nun beruhigen Sie sich," sprach Sonnenschmidt, „was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern, leuchten Sie lieber, daß wir des Schatzes bald habhaft werden"

Mit diesen Worten setzte er seine Schaufelei mit Beharrlichkeit fort, wobei Langschädel die Laterne hielt.

„Wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt," fuhr der unermüdliche Schatzgräber fort, „und wenn in Ihnen ein Funken von Rechtsgefühl vorhanden, so müßten Sie mir jetzt zwei Drittheile vom Schatze abtre-

ten; ich habe mich im Leben nicht so geplackt, wie diesmal, der Schweiß tritt mir hervor, während Sie blos mit der federleichten Laterne zu leuchten brauchen."

„Ich dächte, ich hätt' das Meinige gethan," erwiederte Langschädel vor Kälte klappernd, „habe ich nicht in Lebensgefahr mit den Wellen gekämpft?"

„Possen," meinte Sonnenschmidt absprechend, „das kann ein Jeder. Dabei ist kein Verdienst."

Nach großer Anstrengung förderte endlich Sonnenschmidt einen ziemlich umfangreichen Sandstein zu Tage.

„Das sieht nicht wie ein Schatz," sprach er, den Stein nach allen Seiten betastend.

„Mir auch nicht," bemerkte der Lieutnant.

„Also vollwichtige Doppellouisd'ore waren es, die Ihnen der Traumgott zeigte?"

„Es können auch ein paar holländische Ducaten darunter gewesen sein," gestand Langschädel, „ich kann mich nicht mehr ganz deutlich besinnen."

„Das ist eine recht bedauerliche Unsicherheit," versetzte der Inspector. „Ging denn der Schatz zu Tage aus?" fuhr er fort.

„Tief lag er nicht," erwiederte der Lieutnant.

„Da wird wohl eintreffen, was ich gesagt habe," sprach zürnend der fromme Sonnenschmidt, „durch Ihr unverantwortliches Fluchen und Schwören ist er unfehlbar tiefer gesunken; wer weiß, wo er bereits steckt. Sie sind doch der gewissenloseste Mensch, der mir je vorgekommen. Es ist zum Verzweifeln, wie lange soll ich schaufeln; ich habe keinen trocknen Faden."

Langschädel bereute jetzt in der That, sich nicht mehr beherrscht und wie ein Lanzknecht geflucht zu haben. Er ließ die Strafreden des Inspectors geduldig über sich ergehen, ohne etwas zu erwiedern.

Sonnenschmidt schaufelte aus Leibeskräften, fort-

während brummend, daß seine Mühe so erfolglos bliebe; Langschädel leuchtete schweigend.

„Hier kann er unmöglich liegen," begann der Inspector nach einer Pause und stützte sich erschöpft auf den Heft des Grabscheites; „Lieutnant, wenn Sie mich zu Narren geführt, Sie kommen nicht wieder lebendig heraus; so ich nichts finde, so ich vergebens herausgerannt, drehe ich Ihnen eigenhändig den Hals um."

Langschädeln ward Angst, er beschwor seinen Begleiter, die Hoffnung nicht aufzugeben.

„Lieutnant, sie haben am längsten gelebt," fuhr Sonnenschmidt drohend fort, „wenn keine Louisd'ors kommen. Ich will nicht umsonst solche Strapaze und solche Unkosten gehabt haben. Die Madeiraflasche ist auch zum Guckuck, das Glas allein war unter Brüdern seinen Zwanziger werth."

Langschädel befand sich in höchst bedenklicher Lage; auf der einen Seite schüttelte ihn der Frost; auf der andern die Furcht vor dem desperaten Inspector, dessen Wuth gar nicht zu berechnen war, so er nichts fand.

Sonnenschmidt's Reden wurden immer unheimlicher und Gefahr drohender. Endlich, als sein Schaufeln durchaus fruchtlos blieb und sich kein Schatz zeigte, erhielt sogar seine Frömmigkeit einen harten Stoß und er begann zu fluchen.

Langschädel bemerkte mit Grauen den wachsenden Grimm des Inspectors. Um den Ausbruch desselben, der vor allen Dingen seine eigne Person bedrohte, zu beschwören, bemühte er sich, den Inspector mit dessen eignen Waffen zu schlagen.

„Aber, verehrter Inspector," gab er zu bedenken, „wenn Sie auch zornig werden und zu fluchen anfangen, da sinkt nach Ihrer eignen Ansicht der Schatz ja immer tiefer."

„Mag er zum Teufel fahren," schrie Sonnenschmidt, dessen Geduld zu Ende war; „ich mag hinstechen wo ich will, überall Nichts; ei da soll doch ein Kreuz Himmel —"

„Pst, pst," besänftigte angsterfüllt Langschädel, „wir wollen doch an einem andern Orte einschlagen."

„Schweigen Sie, Sie Leutebetrüger," donnerte der getäuschte Sonnenschmidt, „einschlagen, den Kopf will ich Ihnen einschlagen."

Er hob mit diesen Worten erbost das Grabscheit mit beiden Händen empor, daß der Lieutnant entsetzt zurücksprang.

Sonnenschmidt, der gar keine Vernunft annahm, wollte folgen, da ließ plötzlich ein gellender Pfiff ihn wie angedonnert stehen.

„Pfiff das nicht?" frug der Ergrimmte und vergaß seinen Zorn auf einen Augenblick.

„Allerdings," erwiederte Langschädel, der vor dem wüthenden Sonnenschmidt in die Ecke geflüchtet war, kreideweiß.

Beide lauschten mit angehaltenem Athem.

„Das fehlte, daß wir belauscht würden," brummte der Inspector. „Mein Renommé wäre dahin. O Sie —" Seine Wuth gegen Langschädeln erreichte wieder einen hohen Grad. Er schaute den Erbleichten mit grimmigen Augen an und würde sich gewiß an ihm vergriffen haben, hätte sich nicht ein abermaliges Pfeifen vernehmen lassen.

„Es pfeift wahrhaftig," sprach Sonnenschmidt, und ward friedlicher gegen seinen Gefährten gesinnt; „haben Sie es auch gehört?"

„Freilich," zähneklapperte der Gefragte.

„Es ist vielleicht der Wind gewesen," meinte der Inspector, sich selbst beruhigend.

Langschädel bestand auf dem Pfeifen, das ihn vor der Hand wenigstens vor der Rache des furiösen Schatzgräbers schützte.

„Um Gottes Willen, Lieutnant," mahnte Sonnenschmidt mit gedämpfter Stimme; „geben Sie keinen Laut von sich."

„Ich sage nichts," versprach Langschädel leise.

„Beim nächsten verdächtigen Geräusch löschen Sie die Laterne aus."

Der Lieutnant gelobte dies und blies auch entsetzt gleich im nächsten Augenblicke das Licht aus; denn Schritte und Stimmen tönten vom Eingange her.

„Werft sie in das zweite Gewölbe!" gebot eine Baßstimme, „da entdeckt sie Niemand."

Sonnenschmidten wie Langschädeln standen bei diesen Worten die Haare mit einem Male zu Berge. Sie näherten sich instinktmäßig und umarmten sich brüderlich, einer schien sich hinter dem andern verstecken zu wollen.

„Sie haben Einen kalt gemacht," flüsterte der Inspector dem Lieutnant in's Ohr; „Langschädel, wenn Sie muckſen —"

Langschädel gelobte Todtenschweigen.

„Wir wollen uns leise in eine Ecke zurückziehen," fuhr Sonnenschmidt fort, und sie nahmen geräuschlos in einem Winkel Platz, wo sie am Boden niederkauerten.

Die Baßstimme ward wieder vernehmbar.

„Immer in das zweite Gewölbe; Ihr kennt die Thür, Licht brauchen wir nicht."

Mehrere Männertritte stolperten dem Gewölbe zu, wo die beiden Schatzgräber todtenähnlich am Boden kauerten.

„Die Thür haben wir," erwiederte eine andere Stimme.

„Wohlan, nur hineingeworfen," befahl die erstere. Drei bis vier todte Körper fielen jetzt in den bezeichneten Raum. Der eine kam Langschädeln gerade auf den Leib zu liegen. Der todte, blutende Kopf fiel ihm auf die Brust. Der Lieutnant in Todespein konnte sich nicht enthalten, einen tiefen Seufzer auszustoßen.

„Was war das?" frug die Baßstimme, welche den Seufzer vernommen, „Kameraden, das klang verdächtig. Ich will nicht hoffen, daß sich hier Jemand verborgen hat, uns zu belauschen. Wehe solchem Verräther, er soll nicht lebendig davon; Kameraden, schlagt Licht an!"

Fünftes Kapitel.

Große Revolution unter dem Adel von Neukirchen.

Die Wolken drohenden Thürme, die prachtvollen Paläste, die feierlichen Tempel, der große Erdball selbst, ja Alles, was Irdisch ist, wird vergehen! Was wollte die Neukirchner hohe Aristokratie vor dieser heiligen Wahrheit, die als Grabschrift auf Shakspeare's Monument in der Westminsterabtei eingegraben steht, voraushaben? Ja, auch dieses stolze Gebäu, welches der Neukirchner hohe Adel seit einer Reihe von Jahren mit Beharrlichkeit und Kunst aufgebauet hatte, sollte Erschütterungen erleiden, sollte zusammenbrechen und wenn auch nicht die halbe Welt unter seinen Trümmern begraben, doch in der Chronik der Neu-

kirchner gesellschaftlichen Zustände einen völlig neuen Zeitabschnitt herbeiführen.

Jener verhängnißvolle Harmonieball, wo der bürgerliche Student Carl Willer die Vermessenheit gehabt, das Fräulein Bianca von Ponikau zum Tanze aufzufordern, war der Markstein zwischen der alten und neuen Zeit. War es doch, als habe seit jenem Abende der Blitz in die hochadelige Coterie geschlagen, deren kunstvoller Dom plötzlich wie eine Bombe aus einander gesprungen.

Die erste Erschütterung, welche die Neukirchner Aristokratie in ihren Grundvesten wankend machte, that sich in einer Spaltung, in einem großen Schisma kund, wodurch der betreffende Adel in zwei Parteien getheilt wurde. An der Spitze der einen stand die Frau von Ponikau mit ihren Töchtern, die andre ward durch die Person des General Kirchner vertreten. Die anfängliche bloße Spannung hatte Reibungen zu Folge, die in offenbare Bitterkeiten und Beleidigungen ausarteten und endlich einen förmlichen Bruch herbeiführten.

Um ihr Glaubensbekenntniß hinsichtlich des Generals offenkundig an den Tag zu legen, veranstaltete Frau von Ponikau in ihrem Hause eine glänzende Soirée, wozu der sämmtliche hohe Adel Neukirchens eingeladen war, nur Seine Excellenz blieb ausgeschlossen. Dem bejahrten Manne ihren Grimm wahrhaft kund und zu wissen zu thun, hatte Frau von Ponikau selbst das Fräulein Adele von Liebenrode gebeten, welche, natürlich zu ihrem Leidwesen, von der Einladung keinen Gebrauch machen konnte.

Der größte Theil des zu der Soirée gebetenen Adels kam in nicht geringe Verlegenheit, als er die Abwesenheit des Generals bemerkte und zugleich den

Grund, aus welchem Frau von Ponikau kein Geheimniß machte, erfuhr. Man war dem General in so wichtigen Dingen für die Vergangenheit sowohl verpflichtet, als man seiner für die Zukunft bedurfte, daß man gern Alles vermied, wodurch seine Unlust rege gemacht werden konnte. Viele der auf der Soirée befindlichen Adeligen fürchteten daher, Seine Excellenz könne es übel vermerken, sobald er ihre Anwesenheit bei Frau von Ponikau erführe; und sie verfehlten nicht, gleich in den nächsten Tagen ihre Aufwartung zu machen, um sich der Gewogenheit des Generals zu versichern.

Nur eine kleine Anzahl der Neukirchner Aristokratie ging in die Ideen der hochmüthigen Frau von Ponikau ein und brach allen Umgang mit dem Kirchner'schen Hause ab.

Dem Generale gewährte dieses feindliche Verhältniß viel Vergnügen und Unterhaltung. Er genoß es in Gemeinschaft mit dem Hofcommissair, mit welchem er fast täglich zusammenkam und den er überhaupt seit dessen edelmüthigem Benehmen hinsichtlich des Prozesses wahrhaft kennen gelernt und in's Herz geschlossen hatte. Die Beiden waren nach und nach ein Herz und eine Seele geworden und der General fand sich durch die nähere Bekanntschaft des Hofcommissairs für den Verlust einiger adeligen Herren vollkommen entschädigt.

Kirchner wie Eccarius ließen keine Gelegenheit unbenutzt vorüber, die ultra-aristokratische Partei, deren Haupt Frau von Ponikau war, auf alle mögliche Weise zu ennuyiren. Der Hofcommissair war hierin unerschöpflich. Fortwährend gab er seinem hohen Freunde Mittel an die Hand, den Uebermuth der Familie Ponikau und Genossen zu demüthigen.

Der Kampf der beiden Parteien war indeß zu ungleich, als daß er hätte von langer Dauer sein können. Die Ultra's waren der Kirchner'schen Democratie nicht gewachsen. Das Häuflein der Frau von Ponikau ward immer dünner. Aus triftigen Gründen sahen sich die Meisten genöthigt, unter die Fahnen des Generals zurückzukehren, so daß die in ihrer Eigenliebe und in ihrem Hochmuthe schwer verletzte Frau sehr verlassen da stand.

Unter bewandten Umständen war ihres Bleibens in dem verhaßten Neukirchen nicht länger. Sie zog mit ihren beiden Töchtern nach der Residenz, wo sie eher hoffen konnte, Gleichgesinnte und wahrhaft Ebenbürtige aufzufinden.

Mit dem Abzuge der Frau von Ponikau war der hochmüthigen Neukirchner Aristokratie der Hals gebrochen. Die Ultrapartei hatte mit ihr das Haupt verloren.

Der Abzug dieser ebenso stolzen, herrschsüchtigen und intriguenvollen Frau war das Signal zu einer freiern, lebensfrischen Gestaltung der Neukirchner geselligen Verhältnisse. Selbst der weibliche Adel, welcher der Dictatur dieser Frau unterworfen gewesen, war froh, seine Selbstständigkeit wieder erhalten zu haben. Die unübersteiglichen Schranken, die zwischen Adel und Bürgerthum gestanden, und für deren Unverletztheit Frau von Ponikau mit Eifer gewacht hatte, wurden zugänglicher gemacht und es fand (der General Kirchner ging hier mit einem höchst lobenswerthen Beispiele voran) größere Annäherung zwischen den beiden Ständen statt. Man begriff endlich gar nicht, wie man sich so lange habe den Ponikau'schen Despotismus gefallen lassen können.

Obschon Anfangs groß Gerede gewesen, daß ein

großer Theil des Neukirchner Adels der Frau von Ponikau folgen und Neukirchen verlassen würde, so daß mehre Hausbesitzer ob des Verlustes ihrer adeligen Miethbewohner schon in Angst geriethen, so blieb doch, als der liebe Gott den Schaden besah, Alles beim Alten. Vergebens schrieb Frau von Ponikau wiederholt aus der Residenz, wie herrlich sich es daselbst lebe, im Vergleich zu dem krähwinkeligen Neukirchen; sie bot Alles auf, um dem General Kirchner und den Neukirchnern zum Aerger, einige der bedeutenden Familien nach sich zu ziehen; aber vergebens, gerade diejenigen des Neukirchner Adels, welche der Frau von Ponikau und ihren Töchtern heilig und theuer versichert, daß ohne sie ein ferneres Leben in der kleinbürgerlichen Stadt nicht denkbar, und daß sie über kurz oder lang folgen würden, waren über Ponikau's Auswanderung im Innern am meisten erfreut.

Unter den hohen Adeligen, welchen es am schwersten ankam, sich dem General zu unterwerfen, stand die Familie von Löwenstern, versteht sich mit Ausnahme Clara's, oben an. Wenn nicht der stolze Baron mit zu bedeutenden Schuldsummen in den Büchern Seiner Excellenz gestanden, würde es unfehlbar zwischen ihm und dem General zum Bruche gekommen sein; aber so war die Existenz der Familie auf Ehrenberg fast ganz in die Gewalt Kirchner's gegeben. Sobald letztrer seine Hand abzog, war der Besitzer von Ehrenberg verloren, der Concurs unwiderruflich. Ein böser Prozeß, welchen der Baron seit einer Reihe von Jahren wegen einer höchst bedeutenden Geldsache mit einem deutschen Fürstenhause führte, so wie seine nicht eben ökonomische Lebensweise hatten seine Finanzen außerordentlich zerrüttet, und er würde mit seinen zahlreichen Gläubigern längst haben accordiren

müssen, wenn nicht der reiche General Kirchner sich seiner auf das Uneigennützigste angenommen hätte.

Auch für Clara's und Willer's junge Liebe war jener Ballabend, wo die beiden jungen Leute mit einander getanzt und gesprochen hatten, von großer Wichtigkeit. Das schöne Mädchen fühlte es klar im innersten Herzen, daß unter allen den jungen Männern, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte, nur Ihn sie lieben könne. Bei dem Studenten war hinsichtlich der Tochter des stolzen Löwenstern's ganz dasselbe der Fall. Auch er hatte in Clara das Ideal seiner Träume verwirklicht gefunden. Gleichwohl erkannte er, daß bei seiner Lage diese Liebe eine völlig hoffnungslose sei. Er beschloß daher, um der allmächtigen Leidenschaft nicht gänzlich zu erliegen, sobald als möglich Neukirchen zu verlassen, und reiste, trotz der Bitten des alten Generals und des Hofcommissairs, die seine Gesellschaft noch für längere Zeit wünschten, bereits nach wenigen Tagen nach der Universität ab, welche ihm Eccarius anempfohlen hatte.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des schauerlichen Abenteuers in den Ruinen des Benedictinerklosters und welche traurige Folgen dasselbe für Sonnenschmidt und Langschädeln nach sich zog.

Wir kehren nach den Ruinen des alten Benedictinerklosters zurück, in deren einem Gewölbe Sonnenschmidt und Langschädel am Boden gekauert mit klo-

pfendem Herzen des letzten Stündleins entgegen sahen. Der Lieutnant war bereits halb todt, aber der Inspector hatte noch so viel Geistesgegenwart, seinem Unglücksgefährten eine Proposition zu stellen.

„Kriechen Sie hervor," raunte er ihm leise zu, „und geben Sie sich allein an; was kann Ihnen geschehen? im schlimmsten Falle sorge ich für Ihre Nichte."

Langschädeln, welchem der todte Körper, den man auf ihn geworfen, allen Athem genommen hatte, vermochte kein Wort zu erwiedern.

Sonnenschmidt schloß aus diesem Stummsein, daß der Lieutnant seinen Vorschlag nicht unannehmbar finde und fuhr in gedämpfter Beschwörung fort:

„Ihr unverantwortliches Seufzen ist an unserm Unglücke allein Schuld; büßen Sie daher, was Sie eingebrockt haben; es wäre himmelschreiend, wenn ich Unschuldiger darunter leiden sollte. Kriechen Sie vor; für Ihre Nichte ist gesorgt; Sie können deshalb ruhig sterben."

Langschädel in seiner Todesangst achtete nicht im Geringsten auf die Zumuthungen des Inspectors. Er wendete seine Zeit dazu an, sich unter dem todten Körper, in welchem er nach und nach keinen menschlichen Leichnam, sondern ein todtes Reh erkannte, vollends zu vergraben, um sich so unsichtbar wie möglich zu machen.

Den fremden Männern, welche einer Bande Wildschützen angehörten, war es gelungen, Licht anzuzünden. Der vorderste, eine wildaussehende Gestalt, einen blanken Hirschfänger in der Hand, leuchtete vorsichtig in dem zweiten Gewölbe umher und entdeckte zuerst Sonnenschmidten, der vermöge seiner colossalen Leibesgestalt nicht so glücklich wie Langschädel, wel-

cher wie ein Igel zusammengerollt unter dem Rehbocke stak, so lang wie er war auf dem Bauche ausgestreckt lag.

„Hollah," rief der Wildschütz, auf den am Boden Ausgestreckten zutretend, „wer ist Er?"

Der Inspector hielt es für gerathen, sich mausetodt zu stellen, ungefähr wie der Wandrer in der Wüste, wenn ihm ein Löwe begegnet. Er gab daher auf die Anfrage des Wildschützen keinen Laut von sich.

„Ich will Ihm reden lehren," versetzte der Unheimliche, und stach mit dem Hirschfänger Sonnenschmidten in die Wade. Der Verwundete schrie laut auf, sprang wie behext auf und fiel vor dem Wildschützen auf die Knie.

„Barmherzigkeit, im Namen unsers allseitigen Erlösers," rief er, „schont mein Leben; ich will mich auslösen, bestimmt die Summe; und wenn sie noch so groß, sie soll Euch werden."

„Was Teufel," brummte der Mann mit dem Hirschfänger, als er den Knieenden näher beleuchtete, „das ist ja Inspector Sonnenschmidt."

„Ja wohl," zähneklapperte es zur Antwort, „der Inspector Sonnenschmdt, und Ihr seid der Spittelwirth Feurich, ich kenne Euch gar wohl; hab' manchen Groschen bei Euch verzehrt; Ihr könnet das nicht vergessen haben."

„Wie kommt Ihr hier her," examinirte der Wildschütze im strengen Tone, „was sucht Ihr hier?"

„Der Langschädel verleitete mich;" erwiederte Sonnenschmidt, „er machte mir weiß, hier läge ein Schatz vergraben, aber wir haben nicht den rothen Heller gefunden."

„Ausflüchte," versetzte der Spittelwirth, „Ihr habt uns belauschen und verrathen wollen."

Sonnenſchmidt rief leidenſchaftlich Himmel und Erde, den lieben Gott und alle Heiligen zu Zeugen auf, daß ihm dies nicht entfernt in den Sinn gekommen ſei. Er hatte jetzt erkannt, warum es ſich hier handle, und ſprach:

„Ich Euch verrathen? theuerſter Feurich, ich wußte ja längſt, daß Ihr von Zeit zu Zeit Euer Rehböckchen ſchießt nächtlicher Weile, das unſchuldigſte Vergnügen von der Welt, hab' Euch ja ſelbſt in Nahrung geſetzt vorigen Herbſt, als ich meine kleine Freſſerei gab."

„Aber wer bürgt mir, daß Ihr uns diesmal nicht verrathet, nachdem Ihr unſern einzigen Schlupfwinkel ausſpionirt habt?"

Sonnenſchmidt hob von Neuem die Hände betheuernd empor.

„Spracht Ihr nicht von Langſchädeln?" frug der Wildſchütz weiter.

„Er muß auch hier herum liegen," erwiederte der Inſpector.

Der Spittelwirth leuchtete jetzt nach der Seite, wo der Lieutnant Todesſchweiß vergießend unter dem Rehbocke lag.

„Ich ſehe Niemand," ſprach er, „doch halt, hier ſcheint es nicht richtig."

Er zog mit dieſen Worten das Wild, unter welchem ſich Langſchädel verborgen hatte, hinweg, und erkannte den Brückenzollgeldereinnehmer. Dieſer fiel gleichfalls auf die Kniee und flehte um ſein Leben.

„Was helfen Eure beiderſeitigen Betheuerungen," ſprach der Wildſchütz, „wenn ich auch dem Inſpector trauen wollte, dem Lieutnant nimmermehr, er kann nicht reinen Mund halten."

„Ja, das iſt wahr," beſtätigte Sonnenſchmidt, welcher mit Aufopferung des Lieutnants loszukommen hoffte, „eine Waſchfrau iſt nichts dagegen."

Jetzt war die Reihe an dem unglücklichen Brückenzollgeldereinnehmer, seine Schweigsamkeit in Unzweifelhaftigkeit zu setzen.

„Glaubt ihm nicht," versetzte der verrätherische Sonnenschmidt, „er weiß nicht, was er spricht; sobald er aus der Klemme, vergißt er Schwur und Alles; er hat keine Gottesfurcht."

Diese Denunciation Sonnenschmidt's, der, um sich zu retten, seinen Gefährten in's Unglück bringen wollte, empörte sogar den Wildschützen.

„Nun mit Deiner Gottesfurcht," versetzte er, „mag's auch verteufelt stehen; wer seinen Freund verräth, dem ist selbst am wenigsten zu trauen."

„Es ist gar nicht mein Freund," sprach der Inspector, der ob der Rede des Spittelwirths von Neuem in Angst gerieth, „wir lebten seit jeher gespannt."

Langschädel hoffte sich seinerseits zu retten, daß er die Aussage des Inspectors in Zweifel stellte.

„Das ist nicht wahr," sprach er, „wir lebten stets als Brüder, ein Herz und eine Seele, nur jetzt in der Noth will er mich verleugnen, wie Petrus den Herrn."

„Ich sehe wohl," versetzte der Wildschütz, „daß an Euch Beiden nicht viel verloren ist."

Er wandte sich zu seinen Begleitern, die sämmtlich bewaffnet im Hintergrunde standen und frug: „Was meint Ihr, sollen wir den Schelmen trauen oder sie kalt machen?"

„Was todt ist, beißt nicht," erwiederte ein alter Wildschütz, „ich hab' das immer so gehalten."

„Ja wohl," meinten die andern, „sie müssen Beide dran; wir wären sonst keine Stunde sicher, verrathen zu werden. Fangt mit dem Dicken an."

„Wohlan," sprach der Spittelwirth, „Herr In-

ſpector, machen Sie ſich fertig, Ihr letztes Stündlein hat geſchlagen; es thut mir leid, in Ihnen einen Stammgaſt zu verlieren: aber Sie ſehen ſelbſt, Noth kennt kein Gebot. Alſo machen Sie die Sache kurz, ein bündiges Stoßgebet, und ich ſtoße zu."

Mit dieſen Worten richtete er die Spitze des Hirſchfängers nach Sonnenſchmidt's Bruſt.

„Ach du allbarmherziger Gott," krächzte der Bedrohte mit kreideweißem Geſicht und emporgeſträubtem Haar, „Gnade, ich bin auf den Tod noch gar nicht vorbereitet."

„Ein ſo frommer Mann," ſpottete der Wildſchütz, „muß das immer ſein; alſo nicht lange gefackelt, wir haben keine Zeit."

Große Schweißtropfen perlten über das Todtengeſicht des Inſpectors. Er verſuchte zu beten; aber es wollte nicht gehen. Er rieb verzweifelt die Hände und begann die Lippen zu bewegen.

Der Wildſchütz, welchem die Sache zu lange dauerte, war eben im Begriff, den Inſpector kalt zu machen, als einer von der Bande, welcher als Wache am Eingange zurückgeblieben, in das Gewölbe ſtürzte.

„Wir ſind verrathen," rief er, „die Forſtjäger kommen."

In demſelben Augenblicke fiel ein Schuß.

Der Spittelwirth ließ ſofort von Sonnenſchmidt ab und befahl die Laterne auszulöſchen. Der als Schildwacht ausgeſtellt geweſene Wildſchütz mußte rapportiren."

„Der ganze Kloſterhof," berichtete dieſer, „ſteckt voll Soldaten, ſie ſuchen bereits nach dem Kellereingange. Wenn ſie dieſen finden, ſind wir verloren."

„Wie viel ſind unſerer?" frug Feurich.

„Sieben Mann im Ganzen," war die Antwort.

„Alle bewaffnet?"

„Vollkommen!"

„Wohlan," fuhr der Spittelwirth fort, „da ſchlagen wir uns durch. Frenzel, mache Du unterdeß Sonnenſchmidten und Langſchädeln unſchädlich."

Frenzel, der Knecht von Feurich, zog ſein Waidmeſſer und tappte im Dunkeln nach dem dicken Inſpector und dem magern Lieutnant, um beide abzuſchlachten, während die andern dem Ausgange zueilten.

Die Wildſchützen hatte aber diesmal ihr Schickſal erreicht. Das ganze Militaircommando, welches zum Forſtſchutze in der Gegend ſtationirt war, befand ſich im Kloſterhofe, welcher durch Fackeln und Laternen erleuchtet war, und ſtand im Begriff, unter Anführung eines Oberförſters in die Gewölbe einzudringen.

Der Spittelwirth, welcher ſogleich erkannte, daß hier nur Entſchloſſenheit und Tapferkeit retten könne, warf ſich mit verzweifeltem Muthe auf die Angreifer, verwundete mehre Soldaten, und ſuchte zu entkommen, ward aber durch einen Bajonetſtich zu Boden geſtreckt.

So wie die Bande ihren Anführer fallen und in feindliche Gewalt gerathen ſah, ergab ſie ſich nach kurzer Gegenwehr und wurde gebunden. Das Militair drang jetzt in die Kellergewölbe. Hier war Frenzel noch unermüdlich beſchäftigt, des Inſpectors und Langſchädels habhaft zu werden, um ſeines Herrn Befehle in Ausübung zu bringen. Beiden war es zeither in der Dunkelheit gelungen, dem gefährlichen Nachſteller zu entkommen, indem ſie ſich leiſe die Wände entlang ſchlichen. Es war ein förmliches Blindekuhſpiel.

Frenzel fluchte über alle Maßen. Er ſchwur dem Inſpector ſowohl wie dem Lieutnant den qualvollſten aller Tode, wenn ſie ſich nicht ſofort erwiſchen ließen. Dabei ſtolperte er fortwährend über das Steinwerk,

das am Boden lag. Auch war er bereits wiederholt in die Grube gefallen, welche der Inſpector nach dem Schatze gegraben.

„Sonnenſchmidt," drohte endlich der mordluſtige Knecht in höchſter Wuth, „wenn Er ſich nicht ſofort ſtellt, hänge ich Ihn, ſoll mich der Teufel, bei den Beinen an den erſten beſten Baum und ſchlitze Ihm den Corpus lebendig von unten auf. Sein Echappiren hilft Ihm nichts; wenn das der Eſel bedenken wollte. Er macht ſeinen Tod nur qualvoller. Sobald Er ſich als vernünftiger Menſch fangen läßt, ſo verſpreche ich die Sache kurz und ſchmerzlos zu machen. Nicht zwei Minuten ſoll Er zappeln, mein Meſſer iſt ſcharf, iſt heut erſt geſchliffen, geht durch Dick und Dünn, durch Knochen und Flechſen. Wie geſagt, in zwei Minuten iſt's alle. Alſo gehe Er in ſich, da Er doch einmal ſterben muß, und gebe Er wenigſtens einen Laut von ſich, damit ich Ihn finden kann."

Der Inſpector, leiſe die Wand entlang kriechend, vernahm mit Schaudern, was der Mordknecht von ſeinem ſcharfen Meſſer erzählte; doch verſpürte er, trotzdem ihm der Tod ſo kurz und ſo ſanft geſchildert wurde, keineswegs Luſt, ſich ſelbſt zu denunciren, um ſeinen vollkommen geſunden und lebensluſtigen Körper dem Meſſer auszuliefern.

Auch Langſchädel befolgte dieſe Politik und drückte ſich ſo leiſe wie möglich an der Wand hin. Plötzlich ſtießen die beiden dem Tode Geweihten in der Finſterniß auf einander. Ein jeder glaubte, Frenzel packe ihn, ſie erhoben ein Zedermordio und prallten aus einander, nach entgegengeſetzten Richtungen kriechend.

Der Mordknecht benutzte ſogleich dieſes Geſchrei und tappte darauf zu; aber Sonnenſchmidt wie Langſchädel befanden ſich ſchon wieder auf andern Orten.

Endlich ward Licht, die Soldaten drangen mit Fackeln in die Höhle. Beim ersten schwachen Schimmer erkannte sogleich Frenzel des Inspectors colossale Figur in der fernsten Ecke. Er griff nach seinem Messer und mit den Worten: „Wart', Du sollst mich am längsten genarrt haben," wollte er auf sein Schlachtopfer losstürzen, ward aber in demselben Augenblicke von den eindringenden Soldaten ergriffen, entwaffnet und gebunden.

Sonnenschmidt und Langschädel, von dem ungewohnten Lichte ganz geblendet, dachten im ersten Schrecken, die Wildschützen kehrten zurück, und ersterer war eben im Begriff, Tausend Thaler für sein Leben zu bieten, als sie gleichfalls ergriffen und gebunden wurden.

Langschädel, der jetzt in allem Ernste vermeinte, er solle masacrirt werden, wollte sich anfangs, von der Todesverzweiflung ergriffen, schlechterdings nicht ergeben; aber seine Bemühungen waren umsonst; er mußte der Uebermacht erliegen. Sonnenschmidt war geduldiger. Er erkannte, daß es der neue Feind wenigstens nicht auf's Leben abgesehen habe und daß es mit der Macht der Wildschützen zu Ende sei. Er hoffte, unter dem Militair und dem Jagdpersonale einen Bekannten anzutreffen, dem er sich entdecken könne; aber bis jetzt waren es lauter fremde Gesichter.

Bald befanden sich Langschädel und Sonnenschmidt mit auf den Rücken gebundenen Händen in Gesellschaft der übrigen gefangenen Wildschützen. Dem Lieutnant, da er sich noch immer unter den Lebendigen befand, ging endlich gleichfalls ein Licht auf; er sah nach und nach den Zusammenhang der Dinge ein und ein großer Stein fiel ihm von Herzen. Er athmete wieder freier.

„Es muß sich doch über kurz oder lang ausweisen," dachte er bei sich, „daß wir nicht zu den Wildschützen gehören. Was kann uns weiter geschehen?" An das Gerede morgen in der Stadt durfte er freilich nicht denken. Er war für den Augenblick nur froh, das Leben davon getragen zu haben. Sonnenschmidt beschäftigte sich mit denselben Gedanken.

Die Gefangenen, die beiden Schatzgräber inbegriffen, wurden einstweilen in eine alte Scheune gesperrt, deren Eingang man mit hinreichender Wache versah.

Siebentes Kapitel.

Neue Verlegenheiten Kappler's, welche sich jedoch mit einer Reise nach Leipzig enden.

Das Verhältniß zwischen Kappler und dem Stadtrichter Kleinsimon war mit der Zeit immer gespannter geworden. Wie sehr sich ersterer auch angelegen sein ließ, Alles zu thun, alle Kräfte aufzubieten, um das Wohlwollen seines Chefs wieder zu erlangen, so konnte dieser seinem Sportelschreiber das Souper mit Eccarius und dem Studenten auf dem Keller nicht vergessen. Der geneigte Leser wird sich entsinnen, wie Kappler ganz unerwarteter Weise dazu kam, wie er vom Hofcommissair fast gezwungen wurde, mit ihm zu speisen. Wie deliciös dieses Abendessen auch von Madame Kliemann zubereitet worden, so hatte doch nie eine Mahlzeit dem Sportelschreiber weniger geschmeckt. Bei jedem Bissen, den er zum Munde führte,

fürchtete er den Stadtrichter eintreten zu sehen, das Entlassungsschreiben in der Hand. Der Hofcommissair, welchem des Sportelschreibers ängstliches Wesen nicht entging, errieth den eigentlichen Grund nicht. Er glaubte, Kappler scheue sich vor dem Studenten, den er vor wenigen Tagen für einen Mädchenräuber gehalten.

Als den Morgen darauf der Sportelschreiber nicht ohne Zagen auf das Stadtgericht gekommen, hatte Kleinsimon ein Gesicht geschnitten, welchem es Kappler sogleich angesehen, daß der Stadtrichter von dem Souper Kunde habe. Der unglückliche Schützling des Hofcommissairs, von einem bösen Gewissen geplagt, wußte seinem Leibe keinen Rath. Er überlegte, was zu thun sei, und hielt es endlich für das Rathsamste, wenn er seinem hohen Chef demüthigst aus einander setze, wie die Sache sich verhalten und wie er bei dem besten Willen nicht umhin gekonnt, die Einladung anzunehmen. Er bat zugleich den zornigen Stadtrichter um gütigste Verzeihung, mit der Betheuerung, daß er nie wieder bei dem Herrn Hofcommissair weder diniren noch soupiren wolle. Nur dieses Einzigemal solle er Gnade für Recht ergehen lassen und ihm vergeben.

„Halten Sie das, wie Sie wollen," hatte Kleinsimon geantwortet, „aber sobald ich erfahre, daß Sie fernerhin mit jenem intriguenvollen Manne Umgang pflegen, sind Sie am längsten Sportelschreiber gewesen."

Diese Drohung war hinreichend, Kapplern zum vollkommnen Einsiedler umzuschaffen. Seine Stellung (er schauderte, wenn er an deren Verlust nur entfernt dachte) ging ihm selbst über die Freundschaft des gefürchteten Hofcommissairs.

Der Sportelschreiber that Alles, um den Stadtrichter zu versöhnen. Er kam eine Stunde früher auf die Expedition und arbeitete Abends eine Stunde länger.

Trotz alledem konnte sich der argwöhnische Kleinsimon des Verdachtes noch immer nicht erwehren, daß Kappler mit Eccarius in geheimer Verbindung stehe. Er hatte, wie gewissenhaft und unermüdlich der Sportelschreiber auch seinem Amte vorstand, bald dies, bald jenes an Kappler's Arbeiten zu tadeln. Er suchte mit Fleiß die unschuldigsten Gegenstände heraus, um dem geplagten Subalternen seine üble Laune empfinden zu lassen.

Den Hofcommissair floh der loyale Sportelschreiber wie die Pest und die Einladung zu den gewöhnlichen Abendmahlzeiten schlug er in einem beispiellos höflichen Briefe unter dem Vorwande aus, daß der Arzt ihm diese splendiden Soupers als seiner Gesundheit nachtheilig untersagt habe.

Eccarius erkannte sogleich, daß Kappler nicht aus freiem Willen sich so zurückgezogen habe, und daß Jemand dahinter stecken müsse. Er schöpfte Verdacht gegen den Stadtrichter und fand bald, daß er sich nicht getäuscht habe. Er beschloß sogleich, den Herrn Kleinsimon für die Vexation seines unschuldigen Subalternen zu bestrafen.

Eines Morgens, als Kappler eben im Begriff stand, auf das Stadtgericht zu gehen, trat zu seinem nicht geringen Schreck der Hofcommissair in's Zimmer.

„Ein Wort, Kappler," sprach er, nachlässig auf einem der hölzernen Stühle Platz nehmend; „warum besuchen Sie mich nicht mehr, warum fliehen Sie mich, habe ich Sie beleidigt?"

„Oh, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair," stammelte der Sportelschreiber in höchster Verwirrung, „wie können Hochdieselben so —" Er fiel in seiner antwortenden Periode nicht weniger denn

drei Mal aus der Construction, so daß er zuletzt gar nicht mehr wußte, was er sprach.

Eccarius lächelte.

„Also beleidigt habe ich Sie nicht?“ sprach er, „nun, das beruhigt mich sehr, ich wüßte auch nicht, wodurch ich mir Ihre Feindschaft zugezogen haben sollte. Mein Gewissen spricht mich frei. Also, heraus, Sportelschreiber, der Stadtrichter hat Ihnen den Umgang mit mir verboten, nicht wahr?“

Der Sportelschreiber ward durch diese Frage in eine höchst bedenkliche Lage versetzt. Sollte er lügen oder die Wahrheit sagen? Leugnete er den Einfluß seines Chefs, so mußte er zugleich Red' und Antwort stehen, warum er den Hofcommissair in letztrer Zeit so hintenangesetzt; und dann war er zugleich gewärtig, daß er von Eccarius aufgefordert würde, das Versäumte nachzuholen, wodurch er in ein neues Labyrinth von Verlegenheiten gerieth; sagte er die Wahrheit, so kam er wieder in Gefahr, daß der Hofcommissair nach gewohnter Art Lärm schlug und dann konnte er um die Sportelschreiber-Stelle sein, wie man die Hand umwendet. Kappler hielt es daher für das Gerathenste, den Mittelweg einzuschlagen. Er gestand nicht ein, daß ihn der Stadtrichter den Umgang unbedingt bei Verlust seiner Stelle untersagt habe, sondern gab nur zu verstehen, daß es jenem nicht ganz angenehm sei, wenn er mit dem Hofcommissair eine freundschaftliche Verbindung unterhalte.

Wie zart und discret und indirect sich auch Kappler ausgesprochen hatte, wußte Eccarius gleichwohl genug.

Als daher der Sportelschreiber mit seinem langwierigen und kunstreichen Periodenbau zu Stande war, frug der Hofcommissair, der scheinbar ziemlich theil-

nahmlos zugehört hatte, mit großer Ruhe, wie hoch sich Kappler's Einkommen als Sportelschreiber belaufe?

Kappler, der sehr froh war, daß der Hofcommissair von seinem vorigen verfänglichen Thema abgekommen, erwiederte schnell:

„Achtzig Thaler, mein hochverehrtester Herr Hofcommissair, achtzig Thaler in Bausch und Bogen."

„Wie?" rief Eccarius scheinbar verwundert, „achtzig Thaler? das ist ein Sündengeld für Ihren Plack; was denkt denn dieser Herr Stadtrichter?"

„Bin zufrieden, bin zufrieden," versicherte Kappler mit Wärme.

„Aber Mann," fuhr der Hofcommissair fort, „wie ist es möglich, mit diesem Pappenstiele auszulangen ein ganzes langes Jahr? Sie müssen außerdem noch hübsche Einkünfte haben. Ihre Subsubcollection zum Beispiel; die Hagelagentur!"

„O ja," gestand der Bescheidene, „wenn's gut geht, werfen diese Nebengeschäftlein immer auch ihr artig Sümmchen ab."

„Nun, ungefähr?" frug Eccarius.

„Je nun, ein zwanzig, ja ein fünfundzwanzig Thälerchen fallen immer ab. Vor zwei Jahren, wo der fünfhundert Thaler Gewinn in meine Collecte fiel, bracht' ich's sogar im Ganzen auf hundert und acht Thaler."

„Und damit kommen Sie aus?"

„O vollkommen, vollkommen, hochverehrtester Herr Hofcommissair, man streckt sich nach der Decke, und der liebe Gott hilft immer durch."

„Hören Sie, Kappler," fuhr Eccarius nach einer Pause fort, „Sie müssen bei'm Stadtrichter um Gehaltzulage einkommen; für so ein Sündengeld von

achtzig Thalern können Sie nicht länger ein so beschwerliches Amt verwalten."

Kapplern blieb ob dieser unerhörten Zumuthung der Mund offen stehen. Er gedachte des Stadtrichters dermaligen Stimmung; nun sollte er gar um Gehaltzulage einkommen.

„Ich bin zufrieden, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair," erwiederte er endlich, „es ist sicher Brot, was Gewisses, das wiegt viel auf."

„Ein schönes gewisses Brot," meinte Eccarius, „wenn Sie der Stadtrichter entlassen kann, so es ihm beliebt."

„Ach," versetzte Kappler nicht ohne Wehmuth, „das wird mein hochverehrter Chef gewiß nicht thun. Ich thue ja Alles, was in meinen Kräften steht, und was ich ihm an den Augen absehen kann."

„Eben weil Sie ein so unverdrossener, pünktlicher und gewissenhafter Arbeiter sind, müssen Sie anständiger honorirt werden," sprach Eccarius; „also reichen Sie getrost eine Schrift um Gehaltzulage ein."

Kappler schüttelte nachdenklich den Kopf, und schien mit dem Rathe des Hofcommissairs keineswegs einverstanden.

„Der Herr Stadtrichter," versetzte er nach einer Pause, „sind in der letzten Zeit immer ein wenig übler Laune, da würde ich mit einer Bitte um Gehaltszulage gewiß zu einer unrechten Stunde kommen."

„Wohlan, so werde ich dafür Sorge tragen," sprach der Hofcommissair, „vom künftigen Monate an muß er Ihnen jährlich hundert und zwanzig Thaler zahlen, oder ich will nicht Eccarius heißen."

Freude und Bestürzung bemächtigten sich bei diesen Worten des Sportelschreibers; doch war letztere überwiegend.

„Aber, wenn er mich nun," frug er kleinlaut, „ganz entläßt? Eine solche ungeheure Summe, wie Sie da, hochverehrtester Herr Hofkammercommissair, zu erwähnen die Güte haben, wird der Herr Stadtrichter gewiß keinem Sportelschreiber bezahlen."

„Unbekümmert," sprach Eccarius, „er wird Sie nicht entlassen, das lassen Sie meine Sorge sein. Es wäre mir aber lieb, wenn Sie selbst um Gehaltzulage schriftlich bei ihm einkommen wollten."

„Ach, mein hochverehrtester Herr Hofkammercomissair," erwiederte mit wahrer Seelenangst der Sportelschreiber, „das kann ich unmöglich wagen."

„Wenn ich Ihnen aber versichere, Kappler, daß Sie nicht das Geringste dabei riskiren und nur dabei gewinnen?"

Kappler schüttelte abermals nachdenklich seufzend den Kopf. Welch' hohen Respect er auch vor der Einsicht, der Macht und dem guten Rathe des Hofcommissairs hatte, die Proposition um Einkommen wegen Gehaltzulage beim Stadtrichter ging über seinen Horizont.

„Wohlan," sprach endlich Eccarius, nachdem er eingesehen, daß der Sportelschreiber nicht zu bewegen sein würde, auf den gegebenen Rath einzugehen, „so haben wir gespaßt, und es mag bei den zeitherigen achtzig Thalern sein Bewenden haben."

Kappler athmete neu auf, und dankte hocherfreut dem Hofcommissair, daß er das zeitherige Verhältniß zwischen ihm (Kapplern) und dem Stadtrichter nicht stören wolle.

„Doch habe ich eine andere Bitte an Sie," fuhr Eccarius nach einer Pause fort, „die Sie mir nicht abschlagen dürfen; ich habe mir gefallen lassen, daß Sie meinen wohlgemeinten Rath wegen der Gehalt-

erhöhung verwarfen; um so mehr verhoffe ich, daß Sie meiner zweiten Bitte nicht entgegen sein werden.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair, so Hochdieselben nur die Güte haben wollen, sie mir mitzutheilen.“

„Sie sollen auf acht, höchstens auf zwölf Tage bei Ihrem Stadtrichter um Urlaub einkommen.“

Auf acht, höchstens zwölf Tage um Urlaub einkommen als Sportelschreiber beim eigensinnigen Stadtrichter?! Das war wieder eine Zumuthung, die der Bitte um Gehaltzulage so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Kappler wußte gar nicht, wie er dem Hofcommissair es einleuchtend machen sollte, daß ein solches Verlangen, zumal unter den jetzigen Verhältnissen, eine reine Unmöglichkeit sei.

„Sie sind in Ihrem Leben nicht aus Neukirchen herausgekommen,“ fuhr Eccarius fort, „es ist einmal Zeit, daß Sie sich etwas in der Welt umsehen. Ich reise diese Tage nach Leipzig, Sie werden mich begleiten; die ganze Reise soll Ihnen keinen Pfennig kosten.“

Der Sportelschreiber wußte in der That nicht, wo ihm der Kopf stand, so wahrhaft betäubend wirkte die Rede des Hofcommissairs.

„Kommen Sie heute noch um Urlaub ein,“ sprach Eccarius, „Ihre Geschäfte sind jetzt nicht überhäuft, die nothwendigsten Arbeiten kann auf die kurze Zeit der Actuarius übernehmen.“

„Es wird sich wirklich nicht thun lassen,“ erwiederte der Sportelschreiber mit gepreßter Stimme, „meine Gegenwart ist unentbehrlich; deshalb wird der Herr Stadtrichter beim besten Willen nicht umhin können, meine Bitte zu verneinen, und überdies werde ich meinen verehrten Chef in hohe Unfreundlichkeit versetzen.“

„Possen," sprach der Hofcommissair, „eine Frage
Jedem frei."
Wohl wahr, mein hochverehrtester Herr Hofkammer-
issair, aber unter obwaltenden Conjuncturen —"
Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie
Stadtrichter ein, ich gebe Ihnen mein Wort, es
dieses Gesuch keinen Nachtheil für Sie haben."
appler befand sich in einer wahrhaft verzweifel-
age; auf der einen Seite der gefürchtete Hof-
issair, auf der andern der übelgelaunte Stadt-
, in dessen Händen sein Geschick ruhte.
ccarius bot seine ganze Beredtsamkeit auf; der
stete Sportelschreiber aber konnte sich nicht ent-
ien, dem Wunsche des hohen Gönners nachzu-
en. Das Wagstück erschien ihm zu unermeßlich.
Hofcommissair gab indeß nicht nach. Er ließ
enkbaren Minen springen. Er behauptete sogar,
Demoiselle Langschädel, die nach seiner Aussage
't sich für Kapplern interessire und die er gestern
chen zu haben vorgab, gleichfalls wünsche, daß
Sportelschreiber einmal eine kleine Erholungs-
sich vergönnen und ein wenig in der Welt um-
auen möchte; nichts sei ihr unleidlicher, als ein
r Mauerhocker, der in seinem Leben nicht über
Weichbild seiner Geburtsstadt hinauskomme. Ein
ter Mann gelte viel bei ihr.
Die zentnerschwer diese Worte Kapplern auf's
fielen, war's ihm gleichwohl nicht möglich, sich
Willen des Hofcommissairs zu fügen. Der arme
litt wie ein Gekreuzigter.
ndlich ging dem Hofcommissair die Geduld aus.
and auf und machte sich reisefertig.
Wohlan," sprach er, „ich sehe wohl, daß ich
Trotzkopf nicht beuge; und gleichwohl will ich

Ihr Bestes; ich werde daher selbst den Stadtrichter in Ihrem Namen um zwölf Tage Urlaub bitten."

Das hatte Kapplern noch gefehlt, auf diesen Schlag war er nicht vorbereitet; das Herz fiel ihm vor die Füße. Er beschwor den Hofcommissair, von diesem Vorhaben, das ihm zu sehr zum Nachtheile gereichen würde, abzustehen. Eccarius blieb unerbittlich. „Entweder Sie oder ich," sprach er; „Sie haben die Wahl."

Kappler seufzte tief. Er überlegte, daß es am Ende doch wohl gerathener sei, wenn er selbst, trotz daß er eines übeln Empfanges zu gewärtigen, um Urlaub einkomme, als wenn sich der Hofcommissair, auf welchen der Stadtrichter so übel zu sprechen, in die Sache mische.

Nachdem er nochmals versucht, seinen Peiniger von dem unglücklichen Vorsatze zurückzubringen, dieser aber sich's nicht nehmen ließ, der Wohlthäter des Sportelschreibers zu werden, erklärte er endlich, sich dem Willen des Herrn Hofkammercommissairs zu fügen, und selbst den Stadtrichter um Urlaub anzugehen.

Dies hatte Eccarius nur gewollt.

„Das ist mir lieber," versetzte er, „Sie wissen, daß ich in neuerer Zeit nicht zum Besten mit Kleinsimon stehe."

Kappler dachte mit Schaudern daran.

„Wohlan," fuhr der Hofcommissair fort, „sobald Sie die Einwilligung des Stadtrichters erlangt haben, machen Sie sich reisefertig. Ich selbst will jetzt die Post bestellen."

Er reichte dem Sportelschreiber die Hand, und entfernte sich.

„Nun möcht' ich in aller Welt wissen," sprach Kappler, nachdem er dem Eccarius das Geleit gegeben, „was dem Hofcommissair in den Kopf gefahren ist,

mir auf Reisen zu gehen. Ich begreife nicht,
das werden soll. Wenn mich der Herr Stadt-
r mit meinem Urlaubgesuch nicht die Rathhaus-
e hinabwirft, hab' ich von Glück zu sagen. Das
noch gar nicht dagewesen, so lange das Rath-
steht, daß ein Sportelschreiber um acht- oder gar
tägigen Urlaub eingekommen wäre. Ich fürchte,
Herr Stadtrichter kommt auf den Gedanken, es
e mit mir.

Und gleichwohl," fuhr der geängstete Kappler
einer Pause in Nachdenken versunken fort, „muß
s Gesuch anbringen; sonst bin ich gewärtig, der
mmercommissair mengt sich darein, und ich ge-
vollends in des Teufels Küche."

Wieder nach einer Pause sprach er:

Was dieser Eccarius für Einfälle hat, der Ver-
steht Unsereinem stille. Erst Gehaltzulage, dann
r Urlaub. Wenn es nicht ein so rechtschaffener
l wäre, der mir manches Gute erzeugt hat,
ich ihn für einen höllischen Versucher, für ei-
bösen Feind halten. Nun, meinetwegen mag's
n, wie's will; umbringen kann mich der Stadt-
doch nicht, wenn er mich auch ein wenig für
kt hält. Ich komme um Urlaub ein."

Da die Expeditionsstunde geschlagen hatte, so
sich der Sportelschreiber mit höchst sorgenvollem
und schwerem Herzen nach dem Rathhause auf
Weg.

Mit welchen Worten er dem Stadtrichter sein An-
vortragen sollte, war ihm derzeit noch ein Räthsel.

Was hilft dein Studiren wegen einer kunstreichen
e," dachte er bei sich, „er läßt dich doch nicht
den. Ich befehle meine Seele dem Herrn."

Als Kappler auf dem Stadtgerichte anlangte, war

Herr Kleinsimon noch nicht zugegen. Der Sportelschreiber verfügte sich sofort an seinen Arbeitstisch; er nahm dies und jenes vor; aber nichts wollte ihm flecken. Endlich erschien der Actuarius.

„Sie können sich auf ein artiges Donnerwetter vom Stadtrichter gefaßt machen, Kappler," sprach dieser; „er hat gestern sich halb todt nach dem Actenfascikel über den Verkauf der Grundmühle gesucht, welches Sie verlegt haben."

Ein schlimmerer Morgengruß konnte dem armen Sportelschreiber nicht werden. Er fühlte sich diesmal nicht ohne alle Schuld; das bewußte Actenstück stak in einem Fache seines Schreibtisches. Er wußte, daß dem Kleinsimon nichts verhaßter war, als wenn er vergeblich nach einer Sache suchen mußte.

Kappler gedachte seines Urlaubgesuchs und gerieth in Verzweiflung. Endlich erschien der Stadtrichter. So wie er des Sportelschreibers ansichtig wurde, entlud sich die Wolke seines Zornes.

„Es wird mit Ihnen von Tage zu Tage schlimmer," polterte er, „ich begreife nicht, wie das werden soll. Ein so nachlässiger Mensch, wie Sie, ist mir noch gar nicht vorgekommen."

Der Chef des Stadtgerichts eiferte noch lange in diesem Tone. Grimmig ging er endlich nach seinem Cabinet.

Kappler duldete wie Hiob. Er wagte nicht, sich zu verantworten; obschon er wegen des bewußten Actenstücks mehre Entschuldigungsgründe hätte vorbringen können.

Als das Gewitter ausgetobt hatte, überlegte der Sportelschreiber, wie es mit dem Urlaubsgesuch werden solle.

„Eigentlich," dachte er, „wär', bei Lichte besehen,

: die beſte Zeit. Viel Groll kann in dem ſtadt-
terlichen Buſen nach dieſem Donnerwetter nicht
handen ſein; es ſchöpft ſich ein Brunnen aus.
ehlbar komme ich mit einem gelinden Wetterleuch-
davon. Der bittere Kelch muß einmal getrunken
den, das Meſſer ſteht an der Kehle, ſonſt fährt
Hofkammercommiſſair dazwiſchen und der letzte
druß iſt ſchlimmer als der erſte."
Der Sportelſchreiber ſtreifte nach dieſer Ueberle-
z die Schreibärmel ab, betete ein Vaterunſer und
gte ſich zagend und leiſe, auf den Zehen einher-
itend, nach dem Cabinete des Stadtrichters, das
er Nebenſtube befindlich war.
Als das bleiche Geſicht Kappler's an dem verhäng-
ollen Gitter erſchien, hinter welchem die Feder
ſimon's ohrenzerreißend knarrte, warf der Stadt-
r den noch immer gewitterſchwülen Blick nach
m Sportelſchreiber.
zn der Meinung, dieſer wolle nachträglich um
ihung wegen des Actenſtücks einkommen, ſprach
ſimon kurz und rauh: „Ich bitte mir aus, daß
ichen nicht wieder vorfällt."
Kappler blieb unbeweglich.
Es mag für diesmal hingehen," fuhr der Stadt-
r fort, „aber man verſuche meine Nachſicht künf-
cht wieder." Er wandte ſich zu ſeiner Schreiberei.
Kappler ſtand noch immer wie angedonnert. Er
den Mund auf, aber das Wort erſtarb auf der

.
Was gibt's noch?" frug Kleinſimon, als er nach
Weile aufblickte und der Sportelſchreiber noch
gerade an der Cabinetsthür ſtand.
etzt half's nichts; Kappler mußte mit der Sprache
s.

Der unglückliche Supplicant hustete erst ein Langes und ein Breites. Dann begann er in einem fabelhaft demüthigen und verwickelten Periodenbau sein Gesuch vorzubringen.

Kleinsimon vermochte gar nicht klug zu werden; als ihm aber der eigentliche Inhalt der Kappler'schen Perioden klar wurde, begann er zu rasen.

Ohne den neuen Vulkanausbruch völlig abzuwarten, hielt es der Sportelschreiber für das Gerathenste, unverzüglich die Flucht zu ergreifen. Während der Stadtrichter in seinem Käfig noch im eifrigsten Fulminiren begriffen war, saß Kappler, am ganzen Leibe zitternd, bereits wieder an seinem Pulte und lauschte, ob es im Nebenzimmer nicht wieder ruhig werden wollte.

Kleinsimon wollte sich aber ob der unerhörten Zumuthung nicht beruhigen. Er kam endlich aus seinem Cabinet hervor und theilte dem erstaunten Actuarius den widernatürlichen Fall mit, wobei er nicht unterließ, die anzüglichsten Redensarten gegen den vernichteten Kappler einfließen zu lassen.

Es war ein Glück für Kapplern, daß mehre Parteien erschienen und Kleinsimon einige Beklagte zu vernehmen hatte.

„Nun hab' ich doch dem Hofkammercommissair den Willen gethan," dachte er bei sich, „dieser Mann bringt mich noch um Amt und Brot. Es ist entsetzlich. So böse hab' ich den Herrn Stadtrichter im Leben nicht gesehen."

Als die Verhöre vorüber, konnte sich Kleinsimon noch immer nicht beruhigen und er kam von Neuem auf Kappler's Urlaubsgesuch zurück; das er geradezu als ein Attentat gegen Kirche und Staat bezeichnete. Je länger er darüber nachdachte, desto schwärzer und revolutionairer erschien ihm diese Petition. Ja im

len Amtseifer war er nicht übel gewillt, gegen
n eignen Sportelschreiber eine Untersuchung ob
agogie und Hochverrath zu instruiren.
„Ich weiß," sprach er, „es spukt wieder in den
en; böse Reden, die ich nicht wiederholen will,
en im Volke vernommen; selbst unter den löbli-
Stadtverordneten gibt's böswillige Neuerer, doch
ich nichts gesagt haben. Es wird Zeit, daß die
erung ernstlich einschreitet. Wenn sich Dinge in
m eignen Departement zutragen, wie wir heute
haben, so erfordert's das Staatswohl, daß man
achsames, ein polizeiliches Auge auf betref-
Subjecte richtet.
Aber ich weiß schon," fuhr er nach einer Pause
„wo die Wurzel des Uebels zu suchen ist (Klein-
gab hier auf verblümte Weise zu verstehen, daß
iemand anders als den Hofcommissair meine);
eiß auch, daß in unserm guten Neukirchen nicht
Ruhe und Sicherheit einkehrt, bevor nicht diese
Wurzel ausgerottet ist."
er Sportelschreiber, der diese anzüglichen Re-
lle mit anhören mußte, kam sich vor, als wenn
f einem glühenden Roste läge. Hatte er auch
Urlaubsgesuche eine sehr üble Aufnahme pro-
t, so war ihm doch im Traume nicht eingefal-
dadurch in den Geruch eines Demagogen und
rräthers zu kommen. Er begriff gar nicht, wie
ofkammercommissair, der doch sonst ein so men-
eundlicher Mann war, ihn so muthwilliger Weise
n's Unglück stürzen können.
ıdlich schlug die heißersehnte Befreiungsstunde.
ır Mittags zwölf Uhr. Der Stadtrichter ergriff
nd Stock und entfernte sich mit den verhängniß-
Worten: „Er werde seine Maaßregeln nehmen!"

Kaum hatte Kleinsimon die Expedition verlassen, als der Actuarius zu Kappler's Pulte trat, um dem Hartgeprüften gleichfalls einen nachdrücklichen Sermon zu halten.

„Sagen Sie mir, Kappler," begann er weisheitsvoll, „Sie muß wirklich der leibhaftige Satan geplagt haben, oder es kann nicht ganz richtig mit Ihnen sein, jetzt beim Stadtrichter, wo dieser überhaupt so übler Laune ist, mit einem so höchst unsinnigen Petitum einzukommen; wo Sie doch voraussehen und sich an allen zehn Fingern abzählen konnten, wie böse die Resolution ausfallen würde."

Kappler war so zerknirscht, daß er auf die ganze Rede des Actuar mit keiner Sylbe antwortete.

Der Actuar, welcher aus diesem Schweigen des Sportelschreibers schloß, er habe sich nicht deutlich und vorwurfsvoll genug ausgesprochen, begann gleichfalls eine energische Strafpredigt, daß Kappler schier aus der Haut zu fahren vermeinte. Er ward, als der Strafprediger gar kein Ende finden konnte, endlich ganz wuthig, sprang auf und rannte mit den Worten: „Ich konnte nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" davon.

Der Actuar sah dem Davoneilenden erschrocken und verwundert nach und verließ in der festen Ueberzeugung, daß es mit dem Sportelschreiber nicht ganz richtig sei, das Stadtgericht.

Als Kappler zu Hause angelangt war, warf er sich wie zerschlagen in seinen Sorgenstuhl. So schlimm, wie heute, war es ihm im Leben noch nicht ergangen. Ihm, dem loyalsten Manne, den es in Europa gab, wurden hochverrätherische Gedanken zugeschrieben. Es war weit gekommen.

Je länger er über die unseligen Vorfälle dieses

rmittags nachdachte, in deſto dunklerem Lichte er-
enen ſie ihm.

„Wenn mich der Stadtrichter," ſprach er zu ſich,
den Verdächtigen zählt, ſo iſt gar nicht denkbar,
ich länger Angeſtellter bleiben kann! Wer ſoll
trauen zu einem Demagogen faſſen, und wäre letz-
noch ſo unſchuldig. Kommt man einmal in's
ede, ſo iſt der gute Ruf dahin, man mag machen,
man will. Es gibt Beiſpiele."

Der gute Sportelſchreiber verirrte ſich immer mehr
as Labyrinth einer verzweiflungsvollen Contem-
ve.

„Wenn ich nur erſt herausbekommen ſollte," fuhr
rt, „was der Herr Stadtrichter mit den Worten:
werde meine Maßregeln nehmen" die er beim
nge verlautbar werden ließ, hat ſagen wollen.
„War es denn wirklich ein ſo großes Verbrechen,
ch um Urlaub bat? Ich gebe zu, es war un-
d, unſchicklich, rückſichtslos, unbeſcheiden, ja an-
nd — aber verbrecheriſch? — wo ſoll denn hier
tlich das große Verbrechen herkommen, aus wel-
der Herr Stadtrichter Hochverrath conſtruiren
"

Aber auch der Unglückliche und vom Schickſal
geprüfte iſt nie ganz ohne Troſt. So auch Kappler.
Es iſt nur gut," ſprach er, „daß ich nicht um
ltszulage eingekommen bin, wie der Hofkammer-
iſſair wollte; ich glaube, da dürfte ich dem Herrn
richter nicht mehr unter die Augen kommen. Mein
Engel hat mich bewahrt, dem ich wirklich nicht
danken kann."

Während ſich der Sportelſchreiber auf dieſe Weiſe
zuſprach, trug ſeine Wirthin das kärgliche Mit-
ot auf. Es beſtand aus einem dünnen Süpp-

lein, einer kleinen Schüssel Kartoffeln und einem halben Häringe.

Mit Wehmuth betrachtete Kappler diese Gaben Gottes. Er betete und dankte dem Herrn brünstiglich dafür.

„Wie lange wird's dauern," sprach er seufzend, „und mit solchen Herrlichkeiten, mit solchen Leckereien ist's zu Ende. Wenn ich das Unglück haben sollte, die Sportelschreiberei zu verlieren, dann heißt's, Kappler schränke dich ein, Hochmuth kommt vor dem Fall, hinweg mit dem Luxus, dem würzigen Süpplein und dem feisten Häringe; Kartoffel dir leb' ich, Kartoffel dir sterb' ich, Kartoffel dein bin ich, todt und lebendig, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen. Der Name des Herrn sei gelobt."

Nachdem der Sportelschreiber mit seiner Mahlzeit zu Ende, nahm er wieder auf dem Sorgenstuhle Platz und machte sich's so bequem wie möglich.

„Ach," seufzte er, indem er die Augen schloß, „wenn ich doch ein Wenig einnicken könnte, damit ich die bösen Gedanken los würde. Ach, wer doch schon im Grabe läge, der wäre der ganzen irdischen Trübsal überhoben. Möchte dann meinetwegen Sportelschreiber sein wer da wollte, mich sollt' es nicht kümmern."

„Ich wünschte der Herr Stadtrichter hielte ebenfalls ein Mittagschläfchen, ein recht sanftes, damit er seinen Zorn verschliefe und sanfter würde. Wenn der Spectakel den Nachmittag von Neuem losgeht, weiß ich nicht, wie das werden soll."

Wirklich sollte Kappler's bescheidener Wunsch nach ein wenig Schlaf erfüllt werden. Von der mannigfachen Aufregung während des Vormittags abgespannt, sank sein sorgenschweres Haupt auf die Brust und entschlummerte.

Das erquickende Mittagsschläfchen war so sanft,
es auf dem Rathhause bereits zwei Uhr schlug,
daß der Sportelschreiber an ein Aufhören dachte.
alte Wirthin, welcher diese ungewohnte Schlaf-
auffiel, trat endlich leise in's Zimmer.
„Sportelschreiber," sprach sie, den Schläfer rüt-
; „es hat schon zwei geschlagen."
„Um Himmelswillen, Frau," rief Kappler er-
ken, „warum läßt Sie mich in den Tag hinein-
en, ich sollte längst auf dem Stadtgerichte sein."
„Auch ist hier ein Brief abgegeben worden," fuhr
Wirthin fort, indem sie ihrem Hausgenossen ein
überreichte und wieder das Zimmer verließ.
„An mich ein Brief?" frug der Sportelschreiber
ich, den jeder ungewohnte Vorfall in Schrecken
Er schaute die Aufschrift, erkannte die Hand
Stadtrichters, die Knie knickten ihm zusammen,
rd schwarz vor seinen Augen; er sank vernichtet
n Stuhl zurück.
nge blieb er so liegen. Endlich erholte er sich
was.
„Also wirklich den Abschied," sprach er mit matter,
ender Stimme, „guter Vater im Himmel, wo-
b ich das verdient? Böser Hofkammercommissair,
er mich denn doch noch unglücklich gemacht.
„Also nicht mehr wohlbestallter Sportelschreiber zu
chen!" fuhr er fort und die Thränen träufelten
rmen auf den noch unerbrochenen Brief; „ach
euer klingt mir jetzt erst dieser Name, jetzt wo
nicht mehr bin."
ch Verlauf einer Viertelstunde, die unter lautem
rn verstrichen, hatte sich Kappler, der zu seiner
ng sein ganzes Christenthum zu Hülfe rief, in
t erholt, daß er das Schreiben des Stadtrich-

ters zu öffnen wagte, um sich von seiner Todesbotschaft mit eigenen Augen zu überzeugen.

Wenn Kappler sonst einen Brief empfing, so brach er nie das Siegel, wie das die meisten Leute zu thun pflegen, aus einander, sondern er schnitt, um den Abdruck nicht zu verletzen, sorgfältig mit der Papierscheere die Couvertflügel auf. Seine Ehrfurcht vor dem Stadtrichter, obschon dieser wie ein Barbar an ihm gehandelt, war gleichwohl noch so groß, daß er auch diesmal die Oblate nicht versehrte, sondern wie gewöhnlich die Scheere zu Hülfe nahm.

Endlich begann er mit Zittern und Zagen die verhängnißvolle Lectüre. Da standen gleich groß und leserlich über dem Texte die Worte: „Mein lieber Herr Sportelschreiber."

„Mein lieber Herr Sportelschreiber!" wiederholte sich Kappler mit großer Verwunderung. Seine Gesichtszüge wurden aber länger und seine Verwunderung größer, als er las wie folgt:

„Warum konnten Sie mir denn nicht gleich heute Morgen den Grund eröffnen, weshalb Sie einen zehn- bis zwölftägigen Urlaub wünschten; ich würde dann durchaus nichts dawider gehabt, ja mir es zum Vergnügen angerechnet haben, dadurch auch Seiner Excellenz dem Herrn General von Kirchner einen Gefallen zu erzeigen. Wollen Sie von der Gelegenheit des Herrn Hofcommissairs Gebrauch machen, so kann ich Ihnen nur dazu rathen. Auch Seine Excellenz scheinen es wegen der Kosten wünschenswerth zu finden. Zugleich ersuche ich Sie, wegen meiner heutigen Heftigkeit nicht ungehalten zu sein. Sie wissen selbst, man hat zuweilen den Kopf voll, wo man in der Regel nicht jedes Wort auf die Goldwaage legt. Die nothwendigsten Sachen, wo periculum in mora vor-

mag der Actuarius während Ihrer Abwesenheit
gen. Sie waren noch nie in Leipzig; Sie wer-
ich freuen; ich studirte daselbst. Wenn nur das
e Wetter aushält; doch hoffe ich das Beste; mein
meter ist fortwährend im Steigen. Genehmigen
die Versicherung der schuldigen Achtung

Ihres Ihnen wohlwollenden

Joh. Gottfr. Kleinsimon, Stadtrichter.

Der Sportelschreiber las vorstehendes Schreiben
weniger denn sieben Mal von Anfang bis Ende;
dann in die Kammer, steckte den Kopf in das
r gefüllte Waschbecken, zog ihn wieder heraus,
ete und rieb denselben aus Leibeskräften, denn
war ihm zu fabelhaft, als daß er nicht an einen
n Traum hätte glauben sollen; worauf er sich
züglich zum achten Male an die Lectüre des groß-
n Himmelsbriefes machte.

s war nicht anders. Das blieben die Schrift-
des Stadtrichters, die er nur zu gut kannte,
ar seine Unterschrift. Wie jedoch die ganze Sache
menhing, war ihm ein unauflösliches Räthsel.
ad nun gar Seine Excellenz der Herr General,
im der in den Brief? Was interessirte sich die-
oße Mann, den man nur den König von Neu-
nannte, für einen armseligen Sportelschreiber?
enn Kappler an den General dachte, da trieb's
n Neuem zum Waschbecken; da zweifelte er an
Augen und an seinem Verstande.

ideß, der General stand im Briefe, das war
u ändern, Kappler mochte sich Augen und Kopf
, so viel er wollte. Jetzt aber entstand die
Frage, was unter obwaltenden Umständen vor
Dingen zu thun sei.

ifangs wollte der Sportelschreiber spornstreichs

zum Stadtrichter laufen, und ihn fußfällig um Verzeihung bitten, daß er ihn in so schwerem Verdachte wegen der Absetzung gehabt; dann wollte er den Hofcommissair aufsuchen, und diesen um Aufklärung bitten, denn der Hofcommissair mußte um den Zusammenhang wissen, er kam ja selbst im Briefe vor. Es ging ihm mit einem Male so Vielerlei durch den Kopf, daß er eine Zeit lang ganz rathlos dastand.

„Ja," rief er einmal über das andre aus, „das ist der merkwürdigste Tag meines Lebens." Er vermochte die Ehre und die Freude, die ihm durch den Brief widerfahren, gar nicht zu fassen. Endlich beschloß er, schleunigst auf das Stadtgericht zu gehen, woselbst er seinen hochverehrten Chef anzutreffen hoffte.

Eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, trat die wachsame Christine herein. Die Alte war nämlich eben so besorgt, wie Kappler, daß er die Expeditionszeit nicht versäume.

„Aber Christens, Sportelschreiber," begann sie, „es wird gleich halb drei schlagen, wo denkt Ihr hin; soll denn heute das Stadtgericht zu Euch kommen?

„Ja, die liebe Jugend," fuhr sie seufzend fort, „denkt nicht an Gott und Obrigkeit; Herrendienst geht vor Gottesdienst; wo soll das hinaus mit Euch, Sportelschreiber; habt Ihr denn gehört, schon halb drei hat es geschlagen!"

Der glückselige Kappler fiel in seiner Herzensfreude ganz aus seiner gesetzten Rolle, die er gegen die Alte stets zu beobachten pflegte.

„Herzens-Christine, herrlichste der Frauen," rief er in Extase, die alte Wäscherin umarmend, „lasse Sie es doch in Gottes Namen sieben und siebzig geschlagen haben, was thut's, ich bin ein glücklicher Mensch; der Herr Stadtrichter hat an mich geschrie-

Es geht auf Reisen, weit in die Welt, der Herr
ieral, Seine Excellenz, will's auch. Hier, hier
's schwarz auf weiß, wenn Sie lesen könnte."
„Kappler, Weltkind," rief abwehrend die Alte,
gedachte dabei ihres Seidlitzers, den sie unter
drich dem Großen geliebt, und seit welcher Zeit
Niemand wieder umarmt hatte.
„Sportelschreiber," fuhr sie beschwörend fort, als
freudetrunkene Kappler noch immer sie in den
en hielt, „weicht nicht vom Pfade der Tugend,
Sünde Pfad ist verlockend, schont die Unschuld,
das Alter."
„Ja, das will ich," rief der Sportelschreiber, sich
nnend, und wieder eine gesetztere Positur an-
iend; „aber jetzt muß ich vor allen Dingen auf's
)tgericht."
„Wie ist mir doch," frug die Alte, „sprecht Ihr
von Verreisen? Wie, in die weite Welt wollt
Kappler! mich verlassen? Nein, Kappler, das
ich nicht zu!"
„Ich komme ja wieder," tröstete der Sportel-
ber.
„Kappler," fuhr Christine beschwörend fort, „bleibt
ande und nährt Euch redlich, in der Welt draußen
ı Satansstricke, da stolpert der Christ, er mag
n oder nicht. Kappler, nein, Ihr dürft mir
fort."
„Aber der General will's ja," erwiederte Kappler
bedeutsamer Stimme.
„Was da General," sprach die Alte, „da draußen,
ist nichts für Euch, Ihr seid zu unerfahren, die
der Welt sind bethörend, Kappler, bethörend, ich
Euch. Der Versucher geht umher wie ein brül-
r Löwe und sucht, welchen er verschlinge."

„Aber mein Gott," entgegnete der Sportelschreiber, „Sie hört ja, Seine Excellenz —"

„Was da Excellenz," fuhr die Alte in frommem Eifer fort, „das muß ich besser wissen. Ihr taugt nicht für die Welt."

„Die Reise ist blos auf acht, höchstens zwölf Tage berechnet."

„O Zeit genug," sprach Christine, „um an Leib und Seele zum Krüppel zu werden. Kappler, Ihr bleibt mir daheim."

„Ach, Sie redet, wie Sie es versteht," versetzte Kappler ärgerlich.

„Seht doch an," nickte die Alte, „gleich hoffärtig und oben hinaus. Nun, meinetwegen, wer nicht hört, mag fühlen; tragt Leib und Seele zum Verkauf, hab' so lange Jahre die Hände über Euch gehalten, nun geht mit einem Male Alles zu Grunde."

„Ich will mich schon halten," versprach der Sportelschreiber.

„Ja halten," erwiederte die Alte, „man müßte nicht wissen, wie's draußen hergeht; meinetwegen fahr' hin, fahr' hin in Nacht und Graus, Rabenkind, hab' wie eine Mutter gehandelt."

Die Stimme Christinens ward bei den letzten Worten immer weicher, Kappler tröstete und pochte auf seine festen Grundsätze. Die Alte wollte sich nicht beruhigen.

„Weiß Gott," schluchzte sie, die Schürze vor's Gesicht haltend, „eine Mutter kann nicht mehr thun. Aber das ist immer so gewesen. Undank ist der Welt Lohn. O Du Absolon!"

Dem sanftmüthigen Sportelschreiber ward weich um's Herz.

„Nun beruhige Sie sich nur, Mutter Christine,

nicht zu ändern, ist nicht zu ändern, und dies-
ziehen zehn Pferde kein Haar, ganz gewiß, zehn
de kein Haar."
Die Alte ward trotz aller Wehmuth jetzt neugierig.
„Was ist denn das für eine gottesläſterliche Reise,
rzählt doch," frug sie, sich fortwährend die Thrä-
trocknend.
Bei dieser Mahnung besann sich der Sportelschrei-
daß er auf's Stadtgericht müsse.
„Das ist eine höchst verwickelte Geschichte," erwie-
er, „aber jetzt hab' ich keine Zeit. Ich muß auf
Expedition."
Frau Christine ward hierdurch nur neugieriger.
„Nichts da," rief sie, „das muß ich wissen, wohin
gehen? Des Satans Wege sind breit, aber
n zur Hölle."
Kappler stand auf Kohlen.
„Später erzähl' ich's," sprach er, „jetzt ist peri-
n in mora, wie der Herr Stadtrichter zu sagen
. Pack' Sie unterdeß ein, Christine, morgen
3 fort."
„Werd' ich doch nicht," erwiederte die Alte, sich
Prise nehmend. „Ich rühr' nichts an. Wo der
n sein Spiel hat, meng' ich mich nicht darein."
„Die Frau," sprach Kappler, „ist doch in starrem
glauben versunken, die glaubt noch an den leib-
ten Teufel, obschon über diesen alle Aufgeklärten
im Klaren sind. Ich werde meine Noth haben,
e mich reisen läßt; aber wenn ich meinen Kopf
ze, richten zehn Christinen nichts aus."
Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen,
er sich nicht länger halten, sondern eilte davon.
Alte schrie Ach und Weh über den verlornen
, wie sie ihn nannte.

Der Sportelschreiber begab sich stracks nach dem Rathhause. Wie es aber dem Menschen zu gehen pflegt, ein unverhofftes großes Glück glaubt er nicht, und wenn er die vollgültigsten Beweise in den Händen hat; so erging's Kapplern. Trotz des offenkundigen Documents stiegen unterwegs allerhand Zweifel in seinem Kopfe empor. O Zweifel, unglückseligmachende, böse Genien der armen Menschheit, warum hat euch eine gütige Vorsehung geschaffen? Der Sportelschreiber zerarbeitete sein Gehirn mit allen denkbaren Möglichkeiten, daß die Sache sich doch anders verhalten könne, als sie der Brief des Stadtrichters besage.

„Wer weiß," dachte er bei sich, „Handschriften sind nachzuahmen, ganz täuschend, wie leicht kann sich Jemand einen Spaß mit mir gemacht haben. Der Stadtrichter weiß am Ende gar nichts; ist noch immer der zornige Mann von heute Morgen, und bringt mich am Ende in demagogische Untersuchung."

Dieser Gedanke war schrecklich für den Sportelschreiber, und erfüllte sein leicht erregbares Gemüth mit Zagen.

Nicht ohne leises Zittern stieg er die Rathhaustreppe empor, und trat mit beengtem Athem in die Expedition.

Hier trat ihm aber die alle Zweifel verscheuchende Sonne in der höchst eignen Person des Stadtrichters entgegen.

„Nichts für ungut, lieber Kappler," tönte es wie Harfenklang und Engelgesang an das Ohr des Sportelschreibers, „ich war heute Morgen etwas heftig. Sie haben doch meinen Brief erhalten?"

„Ei ja wohl, mein hochverehrtester Herr Stadtrichter," erwiederte Kappler verklärt.

„Das ist Recht," fuhr Kleinsimon fort, „daß einmal an die Luft kommen; ein kleiner Aus- erfrischt Herz und Gemüth. Ich wünscht', ich te mit."

Ach wie gern hätte der gute Sportelschreiber den verehrten Chef mitgenommen, wenn es einiger- en in seinen Kräften gestanden.

„Sind Sie im Besitze eines Mantelsacks?" erkun- e sich theilnehmend Kleinsimon.

Kappler mußte gestehen, daß er dieses so noth- digen Reiserequisits leider entbehre.

„Gut," erwiederte der Stadtrichter, „so können sich des meinigen bedienen. Er ist noch ziemlich ; Sie brauchen sich seiner nicht zu schämen."

„Oh, oh!" stammelte Kappler, von solcher Ehre berauscht.

Nachdem der humane Chef des Stadtgerichts als ister Mann seinem unerfahrenen Sportelschreiber mehrere gute Regeln in Betreff der bevorstehen- Weltfahrt ertheilt, jagte er ihn ordentlich nach se, damit er die nöthigen Vorbereitungen zur rt auf Morgen vorbereiten könne.

Der glückselige Sportelschreiber sprang über Hals Kopf, um dem Wunsche seines hohen Vorgesetz- so pünktlich wie möglich nachzukommen.

Achtes Kapitel.

neuschmidt's und Langschädel's Trübsale in Folge der Schatzgräberei wollen noch immer nicht enden.

ge hat nächst der adeligen Schlittenfahrt und des n Harmonieballes in dem Städtchen Neukirchen

ein Ereigniß nicht so großes Aufsehen erregt, als die Nachricht von der Gefangennehmung des Inspectors Sonnenschmidt und des Brückenzollgeldereinnehmers Langschädel durch das fürstliche Militair wegen Wilddiebstahls.

Madame Kliemann, die Kellerpachterin, hatte durch ihre Milchlieferantinnen aus der Gegend des Klosters bereits am frühen Morgen Kunde von der wunderbaren Historie und ließ sich's zum angelegentlichsten Geschäfte sein, jedem der Frühstücksgäste, einen nach dem andern, auf die Seite zu nehmen, und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die wichtige Entdeckung mitzutheilen.

„Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten," war ihre Rede, „ich mag nichts gesagt haben."

Obschon in Neukirchen allwöchentlich ein Localblatt die Bewohner von allen wichtigen Ereignissen in Kenntniß setzte, so war es doch, um irgend einen Vorfall unter die Leute zu bringen, weit zweckmäßiger, Madame Kliemann in's Vertrauen zu ziehen und als Organ zu gebrauchen. Dann konnte man versichert sein, daß das Geheimniß mit möglichster Schnelle herum kam.

So war es denn auch mit der Gefangennehmung Sonnenschmidt's und Langschädel's. Je unglaublicher die Sache schien, desto größeres Interesse erregte sie, desto schneller ward sie verbreitet.

„Wie?" hieß es, „Sonnenschmidt, der gottesfürchtige Mann; es ist nicht glaubbar; sollte er uns getäuscht haben und seine Frömmigkeit nur Maske gewesen sein? Oder sollte er einen scheinheiligen Mantel blos deshalb umgehangen haben, um darunter um so ungestörter seine bösen Gelüste ausführen zu können?"

Die Sache ward von Vielen in Zweifel gezogen;

man erinnerte ſich, daß Sonnenſchmidt nie ein
Schütze geweſen, noch die edle Waidmannskunſt
t oder getrieben habe. Wie ſollte er mit einem
unter die Wildſchützen gerathen ſein? Bei
chädeln lagen weniger Bedenken vor. Erſtens
e man deſſen Vorliebe für die Jagd; alsdann
: man auch weniger ſeiner Moralität und hielt
ei ſeiner mißlichen finanziellen Lage eher fähig,
eſetze zu übertreten.
ereits in den frühen Vormittagsſtunden zog eine
l Neugieriger zum Kloſterthore hinaus, um Nähe-
er die märchenhafte Geſchichte zu erfahren.
an war noch nicht allzuweit von der Stadt, als
mtsbote Fiſcher vom Kloſtergute im ſchnellſten
daher kam.
ſcher ward trotz ſeiner Eile von mehreren be-
n Neukirchnern in Beſchlag genommen, und
Rede ſtehen. Die Andern geſellten ſich den
n bei. Es entſtand ein allgemeiner Zuſammen-
deſſen Mittelpunkt der Amtsbote war. Fiſcher
iesmal die Centralſonne, um die ſich Alles
e und von der Belehrung und Erleuchtung aus-
Man beſtürmte Fiſchern mit Fragen.
ſt's denn wahr," rief man von allen Seiten,
s mit der Sprache, redet, Fiſcher!"
r Amtsbote nahm ſich mit wichtiger, geheim-
er Miene eine Priſe.
: iſt nicht anders," ſprach er, „ſie haben ſie,
eide; der Herr Amtmann iſt hinaus."
uch den Inſpector?"
Sonnenſchmidt und Langſchädeln, alle Beide,"
tete Fiſcher, „gebunden und geſchnürt liegen
alten Kloſter."
eſe Nachricht aus ſo officiellem Munde verfehlte

seine Wirkung nicht; die Zuschauer blieben einige Secunden stumm vor Erstaunen.

„Welche Strafe wird ihnen wohl werden?“ frug endlich eine Stimme.

Fischer zuckte mit den Achseln.

„Zehn Jahre Zuchthaus,“ meinte er, „drunter kaum.“

Einer der städtischen Zuhörer wollte sich noch immer nicht überzeugen und frug, ob der Inspector und Langschädel auch wirklich wegen Wilddiebstahls gefänglich eingezogen worden seien.

„Man hat die Rehe gefunden,“ erwiederte der Amtsfrohn und schlug hiermit allen etwaigen Zweifel zu Boden.

„Es ist entsetzlich,“ hieß es nun von verschiedenen Seiten, „solche Männer, wer hätte das geglaubt; der Superintendent, der wird Augen machen, da haben wir den frommen Mann, ein alter Sünder war's bei aller Heiligkeit; da läßt sich bei Tage gut fromm sein, wenn man des Nachts Wildpret stiehlt.“

„Sonnenschmidt,“ hieß es, „wird wohl das Zuchthaus bezahlen, er hat's; aber mit Langschädeln sieht's bös aus.“

„Das ist eigentlich eine rechte Ungerechtigkeit in unserm guten Lande,“ versetzte ein Anderer, „daß bei uns mit Geld Alles zu machen ist. Das sollte nicht sein.“

Mehrere pflichteten mehr aus Schadenfreude, denn aus Rechtsgefühl dieser Ansicht bei.

„Wilddiebstahl kann nicht bezahlt werden,“ erklärte der rechtskundige Amtsfrohn.

„So?“ erwiederte man; „es ist nur gut, daß Sonnenschmidt keine Familie hat; mich sollte Frau und Kind dauern.“

er kann brummen," sprach ein Dritter, bitter
„er hat Zeit dazu."
ui," strafte ein Vierter, „wer wird so sprechen."
r Albrecht wird sich freuen," versetzte ein Fünf-
r hat seit Jahren nach der Brückensteuer ge-

amsell Agnes kann nur auch sehen wo sie
meinte eine Nachbarin des Brückenzollgelder-
ers; „potz tausend, der neue Hut mit dem
Bande wird sich stattlich ausnehmen, wenn sie
rn Onkel im Zuchthause besucht."
e Worte brachten fast einstimmig Mißbilligung
Man nahm sich des gesitteten, anspruchlosen
s mit vieler Wärme an.
rend der neugierige Haufe sich auf diese und
Weise über das Schicksal von Sonnenschmid-
Langschädeln unterhielten, woraus hervorging,
die Genannten keineswegs der hohen Liebe
kirchner zu erfreuen hatten, befanden sich un-
den unglücklichen Schatzgräber in der mißlich-
e.

Inspector und Lieutnant, welche die Nacht
miserabelste Weise von der Welt in der kal-
une und in unerfreulicher Gesellschaft der ge-
Wildschützen zugebracht hatten, führten ein
erquickliches und unerbauliches Zwiegespräch.
ten sich mit beginnendem Tageslichte aus
in den äußersten Winkel des baufälligen Ge-
urückgezogen, wo sie unbelauscht mit einander
ten; während die übrigen Gefangenen zer-
f dem Boden lagen und unbekümmert um
ckfal in dumpfer Resignation. Der größte
lief, wie aus dem energischen Schnarchen her-

Was Sonnenschmidten und Langschädeln anbelangte, so hatte keiner von beiden die Nacht ein Auge zugethan. Jeder war viel zu sehr mit seinem schauerlichen Geschick beschäftigt, als daß er an Schlaf hätte denken sollen.

Der Inspector, sobald er sich unbelauscht glaubte, ergriff auf's Nachdrücklichste die Gelegenheit, den Lieutnant, welchem er die ganze Schuld der dermaligen Lage beimaß, mit Vorwürfen zu überhäufen, und ihn für allen bereits entstandenen und noch entstehenden Schaden verantwortlich zu machen.

„Sagen Sie mir nur," frug er mit stiller Wuth, „was Sie eigentlich geträumt haben? Ich glaube, der Teufel ist Ihnen in Person erschienen, und hat sich einen Spaß mit Ihnen gemacht; anders kann es nicht sein. Aber wie komme ich Beklagenswerther dazu, daß ich wegen Ihrer höchst einfältigen Traumgebilde so leiden soll? Wenn es der Traumgott ehrlich mit Ihnen gemeint hätte, müßten wir doch den Schatz gefunden haben. Dafür sind wir in's Unglück gestürzt worden. Ihre ganze Vision war Teufelsblendwerk und satanischer Betrug. Wird sich auch ein anständiger Genius mit Ihnen die Mühe nehmen; er müßte nichts Besseres zu thun haben."

Langschädel war dermaßen moralisch und physisch niedergebeugt, daß er auf diese so beleidigende Rede des Inspectors nur mit einem Seufzer antwortete.

„Was hilft Ihr Geseufze," fuhr Sonnenschmidt fort, „damit ist uns wenig geholfen, denken Sie lieber darüber nach, wie wir uns herausreden, wenn wir vor Gericht kommen."

Langschädel schauderte, als er an Verhör und Gerichtsstube dachte; er ein fürstlicher Angestellter, wohlbestallter Brückenzollgeldereinnehmer zu Neukirchen;

ine ganze Stellung konnte durch diesen Prozeß ge-
hrdet werden, selbst wenn er so unschuldig wie ein
ugeboren Kindlein aus der Untersuchung hervorging.
hon der Scandal, im Verdachte wegen Wilddieb-
hl zu stehen, wie nachtheilig mußte es auf seine
tliche Würde wirken. Er stimmte, wenn er dies
s überdachte, ebenfalls Sonnenschmidt's Ansicht
ichtlich einer teuflischen Einmischung bei, hütete sich
ch, dem Inspector diesen Verdacht mitzutheilen,
er befürchtete, seinen Unglücksgenossen noch mehr
arnisch zu bringen.

„Sie haben uns in's Verderben gestürzt," fuhr
Inspector fort, „es ist Ihre Pflicht und Schul-
it, uns heraus zu helfen. Strengen Sie Ihren
an und erdenken Sie eine möglichst scheinbare
ucht, die wir zu Protocoll geben, damit wir
mit den Wildschützen in eine Kategorie gewor-
erden. Mein Kopf ist schwer und wüst, und
iren war nie meine Sache."

ider war letzteres beim Lieutnant dasselbe der Fall.
einer Phantasie und Erfindungsgabe war es nicht
er. Indeß glaubte er, seinem eignen Wohle
be, des Inspectors Wunsch erfüllen zu müssen,
erließ sich eine Zeit lang dem angestrengtesten
ken.

un," erkundigte sich Sonnenschmidt nach eini-
, „wie steht's, haben Sie was gefunden? Die
age, die wir beantworten müssen, ist die, wie
htlicher Weile in das Klostergewölbe gekom-
?"

Blitz leuchtete durch Langschädel's Gehirn. Er
en Ausweg gefunden und athmete freier.

brauchen nur zu sagen," rieth er, „der Re-
uns in das Gewölbe getrieben."

„Was das für Redensarten sind," rügte ärgerlich Sonnenschmidt, „Sie sind doch ein Mensch ohne allen Kopf, Langschädel, wirklich ohne allen Kopf, wo hat es denn geregnet? Und da es nicht geregnet hat, wie kann uns der Regen um Mitternacht in das vertrackte Kloster treiben? Lieutnant, wenn Sie nichts Vernünftigeres ersinnen, thun Sie besser, Sie schweigen. Durch solche confuse, wahrheitwidrige Aussagen machen wir uns nur verdächtiger und die Sache schlimmer."

Langschädel sah ein, daß Sonnenschmidt so Unrecht nicht habe; er ertrug daher dessen mißbilligende Rede, ohne ein Wort zu erwiedern; war aber wegen eines zu gebenden guten Rathes kopfscheu geworden.

Der Inspector, als er einsah, daß sein Gefährte höchst unfruchtbar in glücklichen Einfällen sei, legte sich ebenfalls auf's Nachdenken. Da er jedoch nicht erfinderischer war als Langschädel, stieß ihn der frömmelnde Bock.

„Wenn man in einer Sache," sprach er, seine eigene Unfruchtbarkeit entschuldigend, „kein gut Gewissen hat, wird auch ein an sich heller Geist gedrückt, und die Gedanken wollen nicht fließen."

„Ja wohl," pflichtete der Lieutnant bei, „es ist dies eine recht beklagenswerthe Einrichtung der Natur."

„Es geht den gelehrtesten Leuten so," fuhr Sonnenschmidt fort.

„Und mir absonderlich," gestand Langschädel.

Der Inspector, welchen es verdroß, daß sich der Lieutnant seine Worte gleichfalls zu Nutzen machen wollte, erwiederte daher piquirt:

„Ja, aber deshalb würde ich Ihnen dennoch nicht rathen, sich unter die gelehrten und klugen Leute zu zählen."

Langschädel duldete wie Hiob die mannigfachen
zehässigen Insinuationen Sonnenschmidt's. Er er-
iederte auch auf diese letzte frappante Bemerkung
eine Sylbe.

„Fällt Ihnen denn gar nichts ein?“ frug Son-
nschmidt nach abermaliger Pause, nachdem er selbst
s Meer seiner Gedanken und Ideen wiederholt und
gebens durchschifft hatte. Er war zugleich aufrich-
genug, einzugestehen, daß er keinen Rath wüßte.

Durch die Unfruchtbarkeit des Sonnenschmidt'schen
istes von Neuem ermuthigt, setzte Langschädel seine
hforschungen fort, und schlug endlich vor, daß man
eben solle, von den Wildschützen auf offener Land-
ie überfallen, und nach dem bewußten Gewölbe
leppt worden zu sein.

„Hm,“ erwiederte der Inspector, „das ließe sich
t, aber wenn nun die Kerle selbst gefragt wer-
und die Wahrheit gestehen, wie da? Ist wohl
denken.“

Wenn sie die Wahrheit gestehen,“ meinte Lang-
pfiffig und logisch, „dann werden sie auch ge-
daß wir nicht zu ihnen gehören.“

Das ist wahr,“ gab Sonnenschmidt zu, „es wird
ipt das Beste sein, wenn wir dem Untersu-
ichter gleichfalls reinen Wein einschenken, und
stehen, wie die ganze Sache zusammenhängt.
chte fast, wir verirren uns in unsern eigenen
n.“

zschädel war, um mit einem Male aller Weit-
keiten überhoben zu sein, mit diesem Vor-
gar nicht unzufrieden, und eben im Begriff,
bedingte Zustimmung zu geben, als in dem
: neue Bedenklichkeiten aufstiegen.

r,“ frug er, „was soll eine hohe Geistlichkeit,

was die Welt von meiner Gottesfurcht denken, wenn ich, wie das Thier auf Raub, während der Nacht nach schnödem Mammon ausgehe. Nein, Langschädel, wir müssen sehen, daß wir die Sache des Schatzgrabens vertuschen."

„Ist fast unmöglich," gestand dieser, „bedenken Sie, daß das Loch, welches Sie gegraben, zu unserm Verräther wird."

„Sie haben Recht," erwiederte Sonnenschmidt erschrocken, „das verwünschte Loch, an welchem ich wie ein Schanzgräber gearbeitet, ist gar nicht hinweg zu leugnen. Langschädel, das war in der That ein guter Gedanke, den Sie da hatten, ich muß Sie loben; das verdammte Loch wär' mir nicht eingefallen."

Der Lieutnant fand sich durch das Lob des Inspectors sehr geschmeichelt; es war dies eine Rarität. Er erwiederte daher bescheiden:

„Der Gedanke an das Loch war bei mir nur ein simpler Einfall; indeß zeigt er uns den Weg, den wir einzuschlagen haben. Es bleibt uns jetzt nichts übrig, als den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß zu gestehen; ohne weiteres Kopfzerbrechen."

Seufzend fügte sich Sonnenschmidt in das Unvermeidliche, auf die Gefahr hin, seinen guten Ruf hinsichtlich seiner Frömmigkeit zu compromittiren.

Nächst den beiden Schatzgräbern hatte auch der Anführer der Wildschützen, der bereits oben erwähnte Spittelwirth Feurich, nicht geschlafen, sondern war lediglich fortwährend damit beschäftigt gewesen, aus seiner schlimmen Lage so viel Nutzen wie möglich zu ziehen. Aus der Gefangennehmung Sonnenschmidt's und Langschädel's schloß er, daß die Beiden unfehlbar gleichfalls nicht auf guten Wegen gewandelt. Er kroch daher, sobald es heller geworden, zu den in der

äußersten Ecke am Boden Liegenden hin, und that einige menschenfreundliche Vorschläge, die namentlich Sonnenschmidten wieder in recht schlimme Lage brachten.

„Inspector," raunte er leise, „was zahlt Ihr, wenn ich Euch nicht verrathe?"

Der Angeredete erschrak, als er den gefürchteten Wildschützen in so großer Nähe erblickte, und erwiederte so mild wie möglich: „Verrathen, lieber Feurich, was wollt Ihr denn verrathen?"

„Nun, daß Ihr sammt dem Lieutnant zu den Unsern gehört."

Sonnenschmidt bekümmerte sich in der Noth nie um seinen nächtlichen Genossen und sprach: „Ich zu den Euren? wie kommt Ihr darauf, lieber Feurich, und wer soll Euch das glauben?"

„Glauben?" lächelte der Spittelwirth, „sind nicht die Beweise in Händen?"

„Welche Beweise, lieber Feurich?"

„Nun, seid Ihr nicht mit uns zugleich attrapirt und gefahet worden? Mitgefangen, mitgehangen. Ihr kennt das Sprichwort."

„Allerdings," gegenredete Sonnenschmidt, „sind wir durch den sonderbarsten Zufall von der Welt in dem einen Klosterkeller angetroffen worden; aber das hat seine eigene Bewandtniß, lieber Feurich, die ich dem Herrn Amtmann später aus einander setzen werde."

„Schöne Bewandtniß," grinzte der verschmitzte Wildschütz, „habt Ihr denn den vortheilhaften Lieferungscontract so schnell vergessen?"

„Was denn für einen vortheilhaften Lieferungscontract?" frug Sonnenschmidt zagend, der schon ahnte, daß hier nichts Gutes herauskommen würde, „Ihr sprecht wirklich in Räthseln, lieber Feurich."

„Wie sich die liebe Unschuld verstellen kann," fuhr der Spittelwirth mit großer Ruhe fort. „Also ist es Euch so rein aus dem Gedächtnisse entschwunden, daß Ihr die Lieferung von zwölf Stück Rehen aus dem fürstlichen Reviere durch mich übernommen habt? Weshalb wäret Ihr denn sonst zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte so pünktlich eingetroffen?"

„Ihr seid ein recht launiger Mann," versetzte der Inspector, dem immer schlimmer zu Muthe ward, mit möglichster Unbefangenheit, „so hab' ich Euch noch gar nicht gekannt, lieber Feurich, wie Ihr die Worte hübsch zu setzen versteht, daß man glauben sollte, Ihr sprächet die Wahrheit."

„Nun," frug Feurich im Tone der Verwunderung, „ich spreche wohl nicht die Wahrheit, Inspector? Ich hoffe nicht, daß Ihr mich, Euren treusten Freund, verläugnen werdet. Haben wir nicht manch' Wildpretgeschäftchen mit einander gemacht? Habt Ihr nicht lediglich deshalb, wie ich aus Eurem eigenen Munde weiß, die Maske der Frömmigkeit nur darum angenommen, damit Ihr um so unverdächtiger erscheinet, und mein Roth- und Schwarz-Wildpret um so sicherer über die Grenze expediren könnet? Habt Ihr nicht lediglich deshalb den Brückenzollgeldereinnehmer mitgebracht, damit er sein Decem empfange, und die Beute undurchsucht und unversteuert das Brückenthor passiren lasse? Und seid Ihr nicht Beide mit uns in Gemeinschaft in unserer gewöhnlichen Vorrathskammer angetroffen und aufgegriffen worden?"

„Ihr Spaßvogel," zähneklapperte Sonnenschmidt, „es ist mir nicht zum Lachen; aber bei Euren lustigen Historien möchte man platzen."

„Da ist ja auch der Lieutnant," fuhr der Wildschütz fort, „der wird's gleichfalls bezeugen, daß ich

nichts als die Wahrheit gesprochen. Nicht wahr, Lieutnant?"

Langschädel, welcher ganz in der Nähe von Sonnenschmidt lag, hatte im Anfang mit wachsendem Erstaunen die sonderbare Rede des Spittelwirths vernommen, doch war er, so lange sie blos den Inspector betraf, wohlweislich ganz ruhig geblieben; als er aber am Schlusse selbst an die Reihe kam und auf eine Art seiner gedacht wurde, die sein Gewissen als Brückenzollgeldereinnehmer nicht wenig alterirte, ward er gleichfalls lebendig. Jetzt sollte er nun gar Zeugniß wider sich selbst ablegen, so Etwas war ihm auf seinem Lebenswege noch nicht vorgekommen. Er wollte sich einige schüchterne Gegenbemerkungen erlauben; aber der Mund blieb ihm geradezu offen stehen, er vermochte kein Wort hervorzubringen. Der Inspector fuhr daher in sanftem wohlwollenden Tone fort:

„Lieber Herr Feurich, es ist Euch sicher noch erinnerlich, daß Ihr mich friedlichen Mann, der kein Wasser trübt, vorige Nacht selbst für einen Lauscher und Verräther hieltet; Ihr selbst habt nicht verschmäht, mich mit höchsteigner werther Hand und höchsteigenem Hirschfänger an der Wade zu kitzeln und mir außerdem nicht wenig warm zu machen; gedenkt freundlichst zurück, lieber Herr Feurich, Ihr erfreut Euch, Eurer kräftigen Constitution nach, unfehlbar eines schätzbaren Gedächtnisses, und werdet wohl finden, daß ich nur lautre, heilige Wahrheit berichte."

„Und," frug gleichmüthig der Wildschütz, „der langen Rede kurzer Sinn, der ist?"

„Nun," versetzte Sonnenschmidt kleinmüthig und stockend, „daß ich nicht das Glück habe, mit Euch in Handelsverbindung zu stehen, wie Ihr vorhin scherzend äußertet."

„Wie Ihr schwatzt," erwiederte scheinbar gereizt der Spittelwirth, „ich sehe so gut wie Ihr, daß Euch unangenehm ist, mit mir gefänglich eingezogen zu sein. Ich will ja auch gar nicht zum Vermittler werden. Ich will Stein und Bein schwören, Euch nie gesehen, nie von Euch gehört zu haben. Will unsre Freundschaft im Meere versenken, wo es am Tiefsten."

„Wenn Ihr das könntet, edler Mann," sprach Sonnenschmidt.

„Von Können ist keine Rede;" erwiederte Feurich, „die Frage ist, ob ich will, und das hängt von Euch ab."

„Ei so wollt doch, in Gottes Namen," versetzte der Inspector angelegentlich, „ich kann ja gar nichts dawiderhaben; Ihr seid ein vollkommen freier Mann."

„Allerdings," meinte der Wildschütz, „aber umsonst ist der Tod, ich komme auf zehn Jahre auf's Zuchthaus, da werdet Ihr es nicht unbillig finden, wenn ich zuweilen nach einer kleinen Recreation Verlangen trage; schwere Arbeit, geringe Kost, Ihr begreift, Inspector."

Wirklich ging Sonnenschmidten jetzt ein Licht auf, wo der Wildschütz hinaus wollte. Er sah, daß er in einen sauern Apfel werde beißen müssen. Er gab seinem Herzen einen Stoß und sprach:

„Lieber Feurich, wenn Euch für den Anfang mit einem Thälerchen gedient ist; Ihr wißt, ich bin nicht so; gern thät' ich mehr, aber beim Himmel, die Zeiten sind darnach, Ihr glaubt nicht, lieber Feurich, ich weiß oft nicht, wie ich auskommen, und was noch werden soll. Wie gesagt, ein Thälerchen, alle Weihnachten einen Gulden; ich sollte meinen, das wäre eine recht hübsche Zubuße; Ihr dürft ja so im Zuchthause nicht depensiren."

„Hm, ein Thälerchen für den Anfang, und alle Weihnacht einen Gulden," versetzte der Wildschütz in trockenem Tone, „aller Ehren werth, ich erkenne Euren menschenfreundlichen Sinn; aber ich dächte, wir blieben da lieber Freunde, lieber unzertrennliche Freunde; kommt mit auf's Zuchthaus, Herzensinspector."

Der Inspector merkte aus diesen Worten, die ihm zu ironisch klangen, daß er dem Wildschützen nicht genug geboten und daß dieser ihn noch in Verlegenheit zu bringen trachte. Er beschloß daher, dem Spittelwirth vollends den Mund zu stopfen, indem er erwiederte:

„Ich thue das Möglichste, lieber Feurich, alle Jahrmarkt einen Häring und sechs Loth feinen Schnupftabak, denn rauchen ist im Zuchthause verboten, ächten St. Omer, das Pfund kostet unter Brüdern acht Groschen; wie gesagt, ein Vater kann nicht mehr thun."

„I nun, einen Häring und sechs Loth feinen St. Omer alle Jahrmarkte," meinte der Spittelwirth, „das ließe sich hören, Ihr handelt da wirklich wie ein Vater. Aber ein dankbarer Sohn soll sich von seinem Vater nicht trennen; darum kommt nur mit auf's Zuchthaus, wenn ich auch Jahrmarkts nichts zu schnupfen habe."

„Ihr seid ein rechter Nimmersatt," sprach der Inspector, dem es abermals klar wurde, daß Herr Feurich noch immer nicht zufrieden gestellt sei; „Ihr müßt doch bedenken, daß ich diese Opfer lediglich aus gutem Herzen bringe."

„Freilich," gestand der Wildschütz, „Euer gutes Herz will bedacht sein; aber ich sollte meinen, es gereichte meinem Herzen ebenfalls zu großer Zier, wenn

es sich von Euch nicht trennen will; zumal unsre Vereinigung so leicht zu bewerkstelligen ist. Es kostet mich ein Wort und alle meine Leute schwören das Blaue vom Himmel herunter, daß Ihr unser Hehler seid, die schwersten Verdachtgründe sind gegen Euch, zudem weiß die ganze Stadt, daß Ihr meine Schankwirthschaft häufig besucht habt. Vier Jahre müßt Ihr mir wenigstens väterliche Gesellschaft leisten."

Sonnenschmidt erkannte mit Grausen, in wie großer Gefahr er schwebe. Alle Umstände hatten sich dermaßen ungünstig wider ihn vereinigt, sein Einverständniß mit den Wildschützen lag durch die Schatzgräbergeschichte so unumstößlich am Tage, daß er sich selbst durch einen Eid von einer Verurtheilung nicht befreien konnte, sobald sämmtliche gefangene Wildschützen ebenfalls eidlich seine Mitwirkung am Wilddiebstahl constatirten. Denn selbst wenn er und Langschädel sich auf die Schatzgräberei berufen wollten, so klang eine solche, die auf einem bloßen Traume des Brückenzollgeldereinnehmers beruhte, weit märchenhafter, als die verbrecherische Gemeinschaft mit den Wildschützen.

Da Sonnenschmidt keinen andern Weg sah, mit dem intriguanten Spittelwirth aus einander zu kommen, als den der Güte, so frug er:

„Nun was verlangt Ihr denn, so Ihr mir keine weitern Unannehmlichkeiten in den Weg legt?"

„Unter fünfhundert Thalern kann ich's nicht thun," erwiederte Feurich mit großer Ruhe.

„Ei, seid Ihr heut ein Spaßvogel," sprach der Inspector, welcher in der That glaubte, der Spittelwirth scherze.

„Und wenn ein Pfennig daran fehlt, bring' ich Euch in's Zuchthaus," fuhr Feurich gelassen fort.

„Ach, spaßt doch nicht," meinte verdrießlich Sonnenschmidt, „es geht ja um mein und dein."

„Wer sagt denn, daß ich spaße?" frug der Wildschütz, „wenn binnen hier und vierundzwanzig Stunden die fünfhundert Thaler nicht in den Händen meiner Frau sind, und ich die Quittung habe, marschirt Ihr auf's Zuchthaus. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache. Ihr könnt wählen."

Der Inspector, nachdem er einsah, daß es dem Spittelwirth mit seiner horrenten Forderung wirklich Ernst sei, begann zu rasen; als er aber sah, daß sein Raptus nichts half, und der Wildschütz in seiner unerschütterlichen Ruhe und auf die fünfhundert Thaler beharrte, gab er klein zu, und machte Feurichen Vorstellungen. Da diese gleichfalls zu nichts führten, legte er sich auf Bitten, und endlich auf's Beschwören. Er fragte, ob der Spittelwirth seine ungerechte Forderung dereinst vor dem ewigen Richter verantworten könne?

„Das ist meine Sache," gab Feurich zur Antwort.

„Dieser ungerechte Mammon," fuhr der Inspector fort, der noch immer durch Beschwören sein Heil verhoffte, „wird Euch die ewige Seligkeit verbittern."

„Das ist wieder meine Sache," meinte der Spittelwirth, „vor allen Dingen hab' ich's mit dem Zuchthause zu thun, und dieses sollen mir die Fünfhundert nicht verbittern; darauf verlaßt Euch."

„Bedenkt Eure letzte Stunde," sprach der Inspector in feierlichem Tone, „ein ruhig Gewissen ist ein sanftes Sterbekissen. Wenn Ihr nicht ersterben könntet, lieber Feurich, es wäre entsetzlich."

„Allerdings," antwortete der Wildschütz, „aber das geht auch zunächst nur mich an; ich bitte, mengt Euch doch nicht in meine Angelegenheiten."

„Aber ich kann Euch nicht in's Verderben rennen sehen;“ fuhr Sonnenschmidt eifrig fort, „das verlangt meine Christenpflicht; wenn ich Euch auch die Fünfhundert zahle, sie gedeihen nicht, bringen keinen Segen, im Gegentheil, Heulen und Zähneklappern ist von ungerechtem Gut unzertrennlich; ich muß Euch warnen; mein Herz sagt mir, daß Ihr nur Unsegen, nur Schmerz und Herzeleid von dem Gelde haben werdet.“

„Wie doch die Herzen so verschieden sprechen können,“ entgegnete der Wildschütz, „mein Herz sagt mir gerade das Gegentheil; es sagt, daß mir die fünfhundert Thaler recht wohl bekommen würden. Welches hat nun Recht?“

„Unbestritten das meinige, lieber Feurich,“ fiel der Inspector lebhaft ein; „unbestritten das meinige!“

„Hm,“ brummte der Spittelwirth, „das wäre zu beweisen. Doch ich glaube kaum, daß wir mit unseren Herzen auf's Reine kommen; ein jeder wird immer bei der Behauptung stehen bleiben, das seine spreche die Wahrheit. Wir wollen daher die Sache auf sich beruhen lassen. Entschließt Euch lieber von wegen den fünfhundert Thalern, oder dem Zuchthause. Zahlt Ihr die genannte Summe, will ich noch ein Uebriges thun, und Euch beide aus aller Fatalität helfen. Ich will nicht untersuchen, wie Ihr in das Klostergewölbe gekommen seid, und was Ihr darin habt vornehmen wollen. Wir sagen dann einstimmig aus, wir hätten Euch Zwei zufällig auf der Straße getroffen, und Euch mit Gewalt an den Ort geschleppt, wo man uns gefunden. Wir hätten Euch da einen Eid abnehmen wollen, damit wir vor Eurem Verrathe sicher wären, Ihr aber, den Gesetzen treu ergeben, hättet mit aufopferndem Muthe Alles aufgeboten, uns von unserem Verbrechen zurückzubringen, Ihr hättet wie

Pastoren gesprochen und geeifert gegen unsere Frevelthaten. Es sei Euch auch wirklich beinahe gelungen gewesen, Euren lobenswerthen Zweck zu erreichen, da seien die Soldaten gekommen, und Eure segensreiche Beredtsamkeit sei auf bedauerliche Weise unterbrochen worden.

„Seht," fuhr der erfinderische Wildschütz zu Sonnenschmidten, dem, wie auch Langschädeln, dieses neue Evangelium wie Honig klang, gewendet fort, „so steigt Ihr aus aller Trübsal mit einem wahren Glorienscheine empor; aus dem Zuchthause zu den Sternen, werdet aus verabscheuungswürdigen Wilddieben verehrungswürdige Wohlthäter des Vaterlandes — und dies Alles um lumpige fünfhundert Thaler; wer kann mehr verlangen? Ich weiß, ich handle ohne Kopf, ein anderer wäre mit so viel Tausenden nicht zufrieden, aber ich bin einmal ein gutmüthiges Thier, und weil Ihr's seid, Sonnenschmidt, mag's darum sein."

Der Inspector war von der Aussicht, künftig als Wohlthäter des Vaterlandes, wie sich der Wildschütz ausgedrückt hatte, einherzuschreiten, wahrhaft ergriffen. Die Wahl wurde ihm diesmal sehr erleichtert; auf der einen Zuchthaus, auf der andern Ruhm. Was war da lange zu besinnen? Er beschloß mit Feurich in Unterhandlung zu treten. Vor allen Dingen wollte er von der Hauptsumme ein Erkleckliches abhandeln. Fünfhundert Thaler, das war ja entsetzlich, stach gewaltig gegen den Jahrmarkt-Häring und den St. Omer ab. Darum speculirte er folgendermaßen:

„Fünfhundert Thaler," rechnete er für sich, „eine ihre sündhafte Summe, daran muß Feurich wenigstens dreihundert nachlassen, verbleiben zweihundert: nimmt auf den Mann hundert; ich werde mich wohl hüten, für Langschädeln, der mich in's Unglück ge-

bracht hat, zu bezahlen und ihn mit meinem guten Gelde zu den Sternen zu verhelfen. Mögen die Wildschützen mit ihm machen, was sie wollen, mich kümmert's nicht."

Sonnenschmidt brachte vorerst sein Anliegen wegen Ermäßigung der Summe von Fünf- auf Zweihundert bei Feurich vor. Dieser aber stellte sich ganz empört ob solcher Zumuthung, und drohte die ganze Unterhandlung abzubrechen. Der Inspector erschrak ordentlich und klopfte nun leise an, ob der gute Herr Feurich wohl mit dreihundert sich begnügen wolle; es wäre ein schönes Geld. Da der Spittelwirth auf diese neue Proposition categorisch erklärte, daß er die Summe sofort um hundert Thaler erhöhen werde, wenn Sonnenschmidt nochmals wage, um die geringste Ermäßigung einzukommen, so hatte es endlich bei den fünfhundert Thalern sein Bewenden. Die ganze Debatte war für den Inspector ohne den geringsten Erfolg. Nicht einen Pfennig hatte er abzuhandeln vermocht. Mit einem ungeheuern Seufzer ergab er sich in das Unvermeidliche und rückte mit seinem zweiten Calcül vor, von wegen der Theilung in Betreff Langschädel's.

Sonnenschmidt sprach sich hier, um seinen Antrag zu motiviren, wieder lästerlich über seinen Leidensgefährten aus, welchen er gänzlich Preis gab. Dem armen Lieutnant, der sich gleichfalls im Geiste als „Wohlthäter des Vaterlandes" sah und schon freute, so wohlfeilen Kaufs aus Noth und Trübsal und zu nicht gewöhnlichem Ruhme zu gelangen, ward bei dem anderweitigen Antrage Sonnenschmidt's, welcher seine eigene werthe Person betraf, nicht wohl zu Muthe. Namentlich schlugen ihn die Worte des Inspectors: „Wenn der auch ein paar Jahre brummen muß, das

hat er an mir verdient," gänzlich darnieder. Der Spittelwirth, welcher in gewissen Dingen ein Mann von seinem Gefühl war, ärgerte sich über den gewissenlosen Inspector, welcher seinen Schicksalsbruder, ohne das Geringste für ihn zu thun, in das Verderben stürzen wollte. Er beschloß, den Geizhals dafür zu züchtigen.

„Mein lieber Inspector," begann er, „da bringt Ihr mich auf ein Kapitel, das ich fast ganz vergessen hätte."

„Nicht wahr?" frug Sonnenschmidt, „es war gut, daß ich die Sache zur Sprache brachte? Langschädel hätte sich nicht gerührt und wäre meiner Seel' mit durchgeschlüpft."

„Ich muß gestehen," fuhr der Wildschütz fort, „daß ich in meiner vorigen Berechnung an den Lieutnant nicht im Geringsten gedacht habe."

„Ich danke dem Himmel, der mir den guten Gedanken eingab," versetzte Sonnenschmidt erleichterten Herzens, welcher seine Speculation für gelungen hielt.

„Ich hatte blos Euch im Sinne," sprach Feurich weiter.

„Ja, ja," meinte der Inspector, „wenn's an Geben geht, da denkt man immer an mich zuerst. Es ist in Neukirchen auch so."

„Den Langschädel kann und darf ich so nicht durchlassen, was würden meine Leute sagen? Auch er muß sich auslösen."

„Versteht sich," nickte Sonnenschmidt, „und blecht er nicht, dann brumme er!"

„Aber in Betreff seiner finanziellen Umstände, die bekannt sind," fuhr der Wildschütz fort, „dürfen wir es nicht so genau mit ihm nehmen."

Der Inspector, welcher schon fürchtete, die fünf-

hundert Thaler würden nicht in gleiche Theile gehen, und auf seinen Theil die größere Hälfte kommen, versetzte daher schnell: „Nichts da! Was Einem recht ist, ist dem Andern billig.“

„Ich dächte,“ sprach mitleidig der Spittelwirth, „fünfzig Thälerchen, es wäre hinreichend.“

„Was?“ rief Sonnenschmidt eifervoll, „funfzig Thaler? Wo denkt Ihr hin, das ist ja nicht der Rede werth; ich dringe auf die reine Hälfte.“

„Nun wie wär's denn mit hundert,“ fuhr der Wildschütz fort, „ich sollte meinen —“

„Nichts da!“ beharrte Sonnenschmidt, „die reine ungeschmälerte Hälfte; ich bestehe darauf, ich habe hier auch Etwas darein zu reden.“

„Also die Hälfte von Fünfhundert, nicht wahr?“ frug Feurich.

„So ist's,“ bejahte der Inspector.

„Oder sollen wir ihm etwa dreihundert auferlegen? Was meint Ihr, Sonnenschmidt?“

Für den Inspector konnte es gar keine angenehmere Frage geben, als vorstehende. Er erwiederte daher schnell:

„Ei, je mehr, je lieber, mir ist's recht.“

„Oder dreihundertfunfzig, Inspector, was sagt Ihr?“

„Immer zu!“ munterte dieser auf, dem sich mit jeder neuen Frage eine Centnerlast vom Herzen wälzte, denn er lebte fortwährend in der Idee, er solle mit Langschädeln in Gemeinschaft die fünfhundert Thaler aufbringen. Je mehr nun Feurich dem Lieutnant aufbürdete, um so mehr glaubte sich Sonnenschmidt erleichtert.

„Nun, wenn Ihr denkt, Inspector,“ fuhr der Wildschütz fort, „so dächt' ich, sagten wir vierhundert.“

„Da bleiben für dich nur hundert," dachte Sonnenschmidt und erwiederte daher ganz gerührt: „Ach, Ihr seid zu gütig, lieber Herr Feurich; Ihr handelt diesmal wirklich als Freund und auch gerecht, denn ich will nur offen gestehen, verdient hat es Langschädel, daß er vierhundert trägt; ich sage da nicht zu viel."

„Könnt Ihr das beschwören?" frug der Wildschütz.

Sonnenschmidt streckte betheuernd die drei Finger der rechten Hand in die Höhe.

„Wir thun ihm also nicht zu viel, wenn wir ihn etwas hart mitnehmen?"

„Im Gegentheil," eiferte der Inspector, „er kann noch von Glück sagen, daß er nicht die gesammten fünfhundert zu tragen hat."

„Nun, uns kann's nur lieb sein," meinte Feurich, „wenn Ihr glaubt, daß es nicht zu viel ist, mag er fünfhundert Thaler bezahlen."

Wer war glücklicher als Sonnenschmidt!

„Diesmal wär' ich glücklich aus der großen Gefahr heraus," sprach er zu sich, „Langschädel mag sehen, wie er fährt; ich bedaure ihn nicht, warum träumt er so unvernünftig. Indeß, damit er sieht, daß ich nicht so bin, will ich fünf Thaler beisteuern."

Sonnenschmidt erklärte jetzt laut sein Liebeswerk, daß er bereit sei, fünf Thaler zu den Langschädel'schen fünfhundert beizusteuern.

„Ich thue hier mein Möglichstes," sprach er, „Niemand wirft mir nichts dir nichts fünf Thaler zum Fenster hinaus."

„Eure Großmuth sucht ihres Gleichen," lobte der Wildschütz, „zumal Ihr selbst für Euch noch zu zahlen habt."

„Wie so für mich?" frug Sonnenschmidt.

„Nun Eure fünfhundert Thaler," erwiederte gleichmüthig der Spittelwirth.

„Meine fünfhundert" — das Wort „Thaler" blieb dem Inspector auf der Zunge sitzen; „fangt Ihr schon wieder zu spaßen an, loser Mann?"

„Ach, hol' Euch der Satan mit Eurem ewigen Gespaße," donnerte Feurich, „wie viel Mal soll ich's noch sagen, daß ich nicht scherze, und am wenigsten mit Euch."

„Aber, Verehrtester —"

„Ruhe!" gebot der Wildschütz in zornigem Tone, „ich will weiter nichts hören. Die Sache ist abgemacht. Ihr zahlt versprochener Maßen Eure fünfhundert Thaler und fünf anderweitige Thaler für Langschädeln."

Der Sprecher wandte sich jetzt zum Lieutnant.

„Wie steht's aber mit Euch?" frug er, „auf Veranlassung und Aufmunterung des Inspectors hab' ich Euch auch mit fünfhundert Thalern belegt, werdet Ihr sie binnen vierundzwanzig Stunden schaffen können?"

„Nicht in vierundzwanzig Jahren," kamentirte Langschädel, „wo soll ich fünfhundert Thaler herbekommen?"

„Das ist freilich eine schlimme Sache," meinte der Wildschütz; „aber, Sonnenschmidt, warum konntet Ihr mich dermaßen encouragiren, daß ich den Lieutnant so hoch brandschatzte; nun ist's aber einmal beschlossen und ich nehme mein Wort nicht zurück."

Der Inspector konnte vor Schreck über die unglückliche Wendung, welche die Angelegenheiten genommen hatten, noch gar nicht zu sich selbst kommen. Er saß starr und steif da und vermochte kein Wort zu erwiedern.

„Ich glaubte," stotterte er endlich auf Feurich's

wiederholte Frage, „wir zwei sollten die Summe in Gemeinschaft aufbringen.“

„Warum nicht gar?“ lachte der Spittelwirth, „wie ich bereits gesagt, mit Euren Fünfhundert hat's sein Bewenden; aber jetzt rathet, wie es mit der Zahlung Langschädel's werden soll. Ihr habt mir erst keine Ruhe gelassen, damit ich ihn so hoch wie möglich besteure, nun werdet Ihr hoffentlich auch Sorge tragen, daß ich die Summe, je eher je lieber, erhalte.“

Feurich wandte sich wieder zum Lieutnant.

„Langschädel,“ frug er, „ist's Euch denn wirklich nicht möglich, diese Summe aufzubringen? Sprecht offen und frei.“

„Nicht fünfhundert Heller,“ gestand der Gefragte im kläglichen Tone.

„Bedenkt wohl,“ fuhr Feurich fort, „daß es keine Kleinigkeit ist, wovon Ihr Euch loskauft. Ihr seid lebenslänglich ruinirt, wenn ich Euch als Wilddieb denuncire. Als öffentlicher Beamter wird das Gericht um so strenger mit Euch verfahren, und wovon wollt Ihr leben nach überstandener Zuchthausstrafe; an eine anderweitige Anstellung ist nicht zu gedenken.“

Der unglückliche Langschädel beharrte bei seiner Aussage, daß dermalen nicht fünfhundert Heller zu seiner Disposition stünden.

„Wohlan, so fragt doch bei Eurem Freunde Sonnenschmidt an,“ meinte der Wildschütz, „er ist ein edler Mann, er wird Euch nicht in's Unglück stürzen und gern die Summe ohne Zinsen leihen.“

„Wie steht's, Inspector,“ wandte sich Feurich an denselben, „nicht wahr, Ihr schießt dem Lieutnant die fünfhundert Thaler als unverzinsbares Kapital vor?“

„Ich?!“ rief Sonnenschmidt in einem Tone, der

ziemlich den verzweifelten Zustand seines Innern verrieth, „nun da wäre ich doch nicht werth, daß mir ein Mühlstein an den Hals gehängt und ich ersäuft würde im Meere, wo es am Tiefsten. Nicht zehn Kreuzer leihe ich dem Menschen. Er hat so viel Schulden wie Haare auf dem Kopfe, und ich büße unfehlbar so an ihm ein."

„Aber Ihr konntet ihn ja vorhin," entgegnete der Wildschütz, „nicht hoch genug besteuern?"

„Ach!" knirschte der getäuschte Sonnenschmidt, „das hatte seine Gründe."

„Ja, da begreife ich aber nicht," meinte Feurich, „wie das werden soll. Wenn Langschädel nicht Zahlung leisten kann, muß ich ihn als Wilddieb denunciren, er verliert Amt und Brod, Würde und Reputation, wird zur Verzweiflung gebracht und ist dann im Stande, Euch, Sonnenschmidt, als Mitgenosse anzugeben; dann habt Ihr Eure fünfhundert Thaler vergebens weggeworfen. In der Verzweiflung weiß der Mensch nicht, was er thut. Nicht wahr, Langschädel, dann seid Ihr zu Allem fähig?"

„Wenn ich auf's Zuchthaus muß," erwiederte der Lieutnant in dumpfem Tone, „dann zeige ich den Inspector als größten Hehler und Partirer, als Wilddieb und Sclavenhändler an; dann muß er mit in den Abgrund, er hat zu schändlich an mir gehandelt. Mir ist dann Alles egal."

„Nun, da hört Ihr's," sprach Feurich zu Sonnenschmidten, „dann ist ihm Alles egal, Ihr habt's gehört. Er will Euch sogar als Sclavenhändler angeben, und Sclavenhandel ist meines Wissens eines der größten Verbrechen unter der Sonne und wird mit beispielloser Härte bestraft, weit schlimmer als simpler Wilddiebstahl. Also bringt Langschädeln nicht

zur Verzweiflung, ich rathe es Euch zu Eurem eigenen Wohle. Entschlagt Euch aller weitern Ausflüchte und zahlt die tausend Thaler Preußisch; eine nur mäßige Summe für Eure Vermögensumstände."

Als der Inspector von tausend Thalern hörte, ward es ihm Nacht vor den Augen und er gerieth zu Feurich's Verdrusse ebenfalls in eine Art von resignirender Wuth.

„Meinetwegen sperrt mich in's Zuchthaus," rief er erbost, „aber tausend Thaler zahle ich nicht. Darauf verlaßt Euch. Ich war schon ein Esel, daß ich mich zu fünfhundert verstand."

Der Wildschütz sah jetzt ein, daß er bei Sonnenschmidt's Geize und Desperation nicht weiter gehen dürfe. Mit der Langschädel'schen Auslösung war es ihm auch gar nicht Ernst gewesen. Er wußte, daß der arme Teufel nichts besaß und wollte blos Sonnenschmidten für seine Hartherzigkeit bestrafen. Letzteres war ihm gelungen. Er lenkte daher ein und sprach:

„Wohlan, in Betracht der Zahlungsunfähigkeit des Lieutnants und damit nicht seine Desperation Sonnenschmidten noch zu Schaden gereicht, will ich ein Auge zudrücken und mit des Inspectors fünfhundert Thalern für Beide zufrieden sein. Demnach erkläre ich hiermit Beide für Märtyrer einer guten Sache und werde mit all' meinen Leuten die Sache vor Gericht beschwören, sobald, wie gesagt, die bewußte Summe binnen vierundzwanzig Stunden sich in den Händen meiner Frau befindet. Sonnenschmidt mag daher unverzüglich Sorge tragen, daß die Zahlung erfolgt, denn außerdem seid Ihr Beide meine Mitschuldigen und meine Gefährten im Zuchthaus. Darauf mein heiliger Schwur. Ich habe bei der Sache nichts zu wagen und zu verlieren, und kann nur gewinnen."

„So soll ich doch noch für diesen Menschen, der nur zu meinem Schaden in der Welt herumläuft, bezahlen," sprach Sonnenschmidt höchst mißverstimmt.

„Und ohne daß es ihm einen Pfennig kostet," fuhr er nach einer Pause ingrimmig fort, „kommt er durch mein gutes Geld aus aller Trübsal, die er selbst herbeigeführt hat, und zu hohen Ehren. Ist denn alle Gerechtigkeit von der Erde geschwunden? Es ist gräulich, ich will lieber gar nicht daran denken."

Obschon sich der Inspector alle Mühe gab, die fatale Geschichte aus seinem Gedächtnisse zu verdrängen, so concentrirten sich demungeachtet seine Gedanken fortwährend auf den Gegenstand seines Aergers.

„Fünfhundert Thaler," fuhr er mit sich sprechend fort, „es ist zum Rasendwerden. Diese Schatzgräberei ist ein Nagel zu meinem Sarge. Erst in's Wasser gefallen, dann die Madeiraflasche verloren, dann vergebens nach dem verfluchten Schatze geschaufelt, wer weiß, wo der liegt; dann ein Stich in die Wade, die Wunde thut mir noch weh, dann in Gefahr, lebendigen Leibes abgeschlachtet zu werden. Dann wieder in Gefahr, ein paar Jahre auf's Zuchthaus zu spazieren; endlich gar fünfhundert Thaler, um nur als ehrlicher Mann aus allen diesen beispiellosen Malheurs hervorzugehen. Und dieser Langschädel, dieser elende Mensch, der mir seit Jahren schuldet, der mich erst verlockt hat durch seinen scheußlichen, gotteslästerlichen Traum, der kommt davon, ohne Stich und ohne daß es ihm einen Heller kostet, und verdient sich auf meine Kosten, für mein schönes, gutes Geld noch Glorienschein als Wohlthäter des Vaterlandes. Es ist wirklich gottserbärmlich. Wenn ich allein die Ehre davon trüge, wollt' ich noch nichts sagen, ich habe sie bezahlt mit fünfhundert Thalern, aber daß ich sie mit

diesem Schlingel, mit diesem erbärmlichen Kerl, dessen Renommée schon längst dahin ist, theilen soll, das bringt mich um."

Je länger Sonnenschmidt über sein Mißgeschick und über die zu leistenden fünfhundert Thaler nachdachte, desto ergrimmiger ward er. Nächst Langschädeln traf seine Wuth zunächst den Genius, der dem Lieutnant den ominösen Traum eingegeben hatte.

„Langschädel!" rief er nach einer Pause.

„Inspector?" scholl es zur Antwort aus des Lieutnants Munde.

„Ich erkläre," fuhr Sonnenschmidt fort, „Ihren Genius, oder wer es sonst gewesen ist, der Ihnen den Schatz vorgemalt hat, für einen Schuft."

„Wo denken Sie hin, Inspector," rügte der Lieutnant.

„Unbedingt für einen Schuft," platzte Sonnenschmidt leidenschaftlich heraus, „er kann es hören, der Urian, ich scher' mich den Teufel d'rum. Ein solcher Kerl kann mir gestohlen werden."

„Sie frevelu, Inspector!" strafte Langschädel.

„Was?" rief Sonnenschmidt erbost, „für meine fünfhundert Thaler Preußisch, um die mich Ihr nichtsnutziger Gnome, oder wie er sich sonst benamset, bringt, soll ich mich nicht einmal ereifern dürfen? Das fehlte. Kurz und gut, er ist ein Schuft, und wenn er Ihnen noch einmal erscheint, so sagen Sie ihm das; sagen Sie nur, ich hätt' es gesagt; es wäre meine unumstößliche Meinung. Uebrigens heiße ich Sonnenschmidt und wohne zu Neukirchen, im Friedbergischen Hause, eine Treppe hoch, vorn heraus."

„Ei, wo denken Sie hin," versetzte Langschädel, „ich glaube, wenn ich Ihre Lästerungen rapportirte, er drehte mir den Kopf um.

„Mag er drehen, mir gleich," versetzte der Inspector.

„Aber mir nicht," erwiederte Langschädel, „nein, da soll mich der Himmel bewahren, zu meinem Elend noch die Rache eines zürnenden Geistes auf mich zu laden."

„Elend?" frug Sonnenschmidt, „wenn Sie doch nicht von Elend reden wollten. Blicken Sie auf mich, und schweigen Sie."

Während der Inspector und der Lieutnant diesen erbaulichen Dialog mit einander führten, war der Spittelwirth Feurich aufgestanden und nahm mit seinen gefangenen Genossen Rücksprache. Er prägte jedem seine Aussage ein, die er in Betreff der beiden Schatzgräber vor Gericht vorzubringen habe, und versprach eine gute Belohnung.

Unterdeß war es immer lichter geworden. Sonnenschmidt stand und schaute durch eine kleine Maueröffnung nach dem grünen Kiefernwalde.

„Nun fehlt nur," sprach der Inspector, in welchem noch immer der innere Grimm tobte, „daß wir vom Amtsfrohne zum allgemeinen Scandal nach der Stadt transportirt werden."

„Das wolle der Himmel nicht," seufzte Langschädel, der sich gleichfalls erhoben hatte, „ich ertrüg' es nicht.

„Mein Gott!" fuhr er gleich darauf klagend fort, „da fällt mir ein, daß heute Markttag ist, da sollt' ich längst an meinem Brückenfenster sitzen."

„Ich weiß gar nicht," fuhr Sonnenschmidt den klagenden Gefährten an, „was Sie fortwährend lamentiren. Sie sind doch ein wahres altes Weib. Wie müßte ich thun? Fünfhundert Thaler! Gerechter Himmel! Ihre lumpigen Brückendreier, lassen Sie sich doch nicht auslachen!"

„Sie wissen nicht," versetzte der Lieutnant, „was es mit einem wohlbestallten Geldereinnehmer auf sich hat. Die geringste Pflichtverletzung — Sie haben gut reden, sind ein freier Mann."

„Nun, das haben Sie Alles Ihrem liebenswürdigen Traumapostel zu danken," sprach Sonnenschmidt, „o dieser Belial!"

Der Spittelwirth trat jetzt wieder zum Inspector.

„Unsere Sache," sprach er, „ist in Ordnung; ich habe meine Leute für alle Fälle instruirt. Jetzt haltet Wort und sorgt für das bewußte Geld, sonst dreh' ich den Spieß um, und Ihr möchtet Eure Knickerei zu spät bereuen."

„Knickerei!" rügte Sonnenschmidt, „was das für Redensarten sind, fünfhundert Thaler, da hat sich etwas zu knickern."

„Der Herr Amtmann kommt," rief eine Stimme von Außen. Ein Wagen fuhr vor. Gewehre klirrten; das Thor ward hastig geöffnet und der Herr Amtmann Löffler von Neukirchen trat in Begleitung seines ersten Actuars und des Amtsfrohns unter die Gefangenen.

Neuntes Kapitel.

Kappler's Heimkehr und was sich sonst noch Wunderbares ereignet.

Der Sportelschreiber Kappler war von seiner großen Weltfahrt mit dem Hofcommissair glücklich und wohl-

behalten in Neukirchen wieder eingetroffen. Er hatte, wie der edle Odysseus, viele Städte gesehen und vieler Menschen Sitte erkundet, und that sich als gereifter Mann nicht wenig zu Gute, wenn er von allen den außerordentlichen Dingen, so er gehört und gesehen, und von den vielen Abenteuern, so er bestanden, seiner Haushälterin, der alten Christine, in traulicher Abendstunde erzählte.

„Glaube Sie mir, gute Christine," pflegte er zu sagen, „hinter unsern Bergen ist die Welt lange nicht alle; im Gegentheil, da geht sie erst recht an, wie ich aus eigner Anschauung in Erfahrung gebracht habe."

Den meisten Genuß auf dieser Reise hatte aber unstreitig der Hofcommissair gehabt, dem fortwährend Gelegenheit ward, den schüchternen, noch nicht aus dem Weichbilde seines Geburtsstädtchens herausgekommenen Sportelschreiber in der fremden Welt zu beobachten. Keine Stunde verging, wo nicht komische Auftritte mit Kapplern vorfielen; wo nicht Eccarius Etwas zu lachen bekam. Dies war auch wohl allein der Grund, warum der Hofcommissair sich den Sportelschreiber zum Begleiter auserwählt hatte.

Um Kapplern Urlaub auszuwirken, mußte sich der General Kirchner in's Mittel schlagen, welchen der Hofcommissair deshalb angegangen war. Ein leiser Wunsch Seiner Excellenz galt aber dem Stadtrichter, welcher demselben ebenfalls verpflichtet war, indem ihm Kirchner die erforderliche Caution zur Stadtrichterei gegen äußerst billige Zinsen vorgestreckt hatte, für Befehl. Hieraus erklärt sich denn die schnelle Willensveränderung Kleinsimon's in Betreff des Kappler'schen Urlaubsgesuchs.

Es würde hier zu weit führen, die mancherlei Fata und Abenteuer mitzutheilen, welche der weltun-

kundige Sportelschreiber während seiner zwölftägigen Abwesenheit von Neukirchen zu bestehen hatte. Der Hofcommissair gestand nach seiner Rückkehr dem General offenherzig, daß er in dem ganzen Jahre nicht so viel gelacht habe, als in den zwölf Tagen über seinen Reisegefährten, und er sei überzeugt, daß ihm dieser kurze Zeitraum für seine Gesundheit zuträglicher gewesen, als der längste Aufenthalt in irgend einem Bade.

Nur eins der Kappler'schen Reiseabenteuer möge seiner Originalität halber hier einen Platz finden.

Der Sportelschreiber und der Hofcommissair waren glücklich in der berühmten Handelsstadt Leipzig angekommen, und auf der Petersstraße im Hotel de Baviere abgestiegen. Sie bewohnten zusammen das Zimmer Nummer einunddreißig. Kappler, von der Reise und den mannigfachen Abenteuern des vorigen Tages ganz abgemattet und zum Tode ermüdet, schlief den folgenden Morgen so zu sagen in den Tag hinein. Der Hofcommissair war längst aufgestanden, und hatte sich angekleidet, als der Sportelschreiber noch immer nicht aufwachte. Der am vorigen Abende genossene Wein, welchen Kappler nicht gewohnt war, mochte auch das Seine zu dieser Schlafsucht beigetragen haben. Es that dem Hofcommissair leid, den so sanft Schlummernden aufzuwecken. Er dachte bei sich, die gute Haut, sie hat sich diese Tage her genug abgeäschert, mag sie ausschlafen, so lange es ihr gefällt. Ich will sie nicht stören, und gehen, und ein paar Besuche abstatten. Wenn ich zurückkomme, wird er wohl aufgewacht sein. Eccarius entfernte sich daher so leise wie möglich.

Ein höchst origineller Zufall wollte es aber, daß in dem Zimmer Nummer neununddreißig ebenfalls ein

Fremder einlogirt war, welcher bettlägrig war. Derselbe litt an Obstructionen, und sein Arzt hatte ihm ein kräftiges Lavement verordnet. Der Famulus des Arztes, welcher die heilbringende Operation zu verrichten hatte, erschien und erkundigte sich bei einem der Kellner nach dem Zimmer des hülfsbedürftigen Fremden. Der Gefragte nennt Nummer neunnunddreißig, der Aesculap aber versteht unglücklicher Weise Nummer einunddreißig. Er steigt daher die Stiegen aufwärts, und klopft leise an Kappler's Zimmer, über dessen Thüre die Nummer einunddreißig in unverkennbarer Deutlichkeit prangt. Da auf sein Klopfen kein Herein erfolgt, denn der Sportelschreiber lag fortwährend im Todtenschlafe, öffnet endlich der Aesculap leise die Thür und schaut in's Gemach.

„Du kannst nicht irren," denkt er, nachdem er sich ein wenig orientirt hat, „ein gesunder Mensch legt sich nicht Vormittags neun Uhr an einem so schönen Tage in's Bette."

Er tritt also vollends in's Zimmer, und bemerkt, daß sein Patient zwar schläft, aber zufällig eine Position eingenommen hat, die seiner vorzunehmenden Operation durchaus kein Hinderniß in den Weg legt. Der Schläfer nämlich, den der ungewohnte Château la rose sehr warm gemacht, hat das Deckbett hinweggestrampelt, und bietet mit demjenigen Theile seines Körpers, der für ein Lavement von unerläßlicher Wichtigkeit ist, allem bevorstehenden Ungemach kühn die Stirn.

Der Famulus spricht für sich: „was sollst du ihn erst wecken, er kann wachend nicht bequemer liegen; es ist ein alt Sprüchwort, wem der Himmel wohl will, dem giebt er's im Schlafe."

Nach dieser menschenfreundlichen Bemerkung bringt

er seine Präparate in Ordnung, und langt die verhängnißvolle Spritze hervor. Er läßt sie von dem wohlthätigen Fluidum sich vollsaugen, und also bewaffnet nähert er sich mit möglichster Vorsicht, um den Schläfer nicht aufzuwecken, dem Lager des Sportelschreibers. Dieser träumt so eben unfehlbar einen höchst beglückenden Traum, er lächelt süß. Wahrscheinlich schwebt Langschädel's Nichte in verklärter Lichtgestalt dem entzückten Geiste vorüber. Der unglückliche Kappler ahnt nicht, wie nahe ihm bereits die gefährliche Schlange, die seinem rosenfarbenen Traume einen so niederträchtigen Untergang bereiten soll.

Der Famulus, ganz erfüllt von dem Bewußtsein seines segensreichen Berufs, ist endlich an dem Orte angelangt, wo er sein wohlthätiges Instrument in Wirksamkeit setzen kann, nur das Gewand hat er ein wenig zu lüften; nichts steht seinem Unternehmen mehr im Wege. Er avancirt mit Kennerblick, setzt ganz leise an und drückt los. Das Instrument entladet sich vollkräftig, und der Sportelschreiber fährt mit einem Zetermordio aus seinem Traume empor.

So etwas ist ihm im Leben noch nicht widerfahren. Solch ein wundersames Gefühl hat er noch nie empfunden. Die Operation ist ihm durch und durch gegangen. Sein ganzer Magen ist davon in Alarm gesetzt. Kappler hält im ersten Schrecken den Famulus für einen Mörder, und fleht in herzzerreißenden Tönen um sein Leben.

„Verhalten Sie sich nur ganz ruhig," tröstete der Aesculap, „Sie werden alsbald Linderung verspüren. Oder soll ich noch einmal ansetzen?"

„Um Gottes Willen," schreit der entsetzte Sportelschreiber mit emporgesträubtem Haar, und ist vor allen Dingen bemüht, das bedrohte Glied vor der ver-

zweifelten Spritze in Sicherheit zu bringen, indem er es gegen die Wand kehrt. Vergebens suchen seine Blicke nach dem Hofcommissair. Er sieht sich mutterseelenallein in die Gewalt des unheimlichen Menschen gegeben.

Der Famulus, der die außerordentliche Aversion Kappler's vor seiner Spritze sich gar nicht zu enträthseln vermag, erwiedert nun im ernsten Tone, daß ein Lavement für den gnädigen Herren, und auf Verordnung des Arztes, er nennt hiermit den Namen eines in Leipzig bekannten Doctors, erfolgt sei.

Diese Worte bringen den noch am ganzen Leibe zitternden Kappler vollends in Verwirrung. Er erklärt, daß er der Sportelschreiber aus Neukirchen sei, wobei er sich auf das Zeugniß des Herrn Hofcommissairs Eccarius beruft.

„Sie litten an Obstructionen?" versetzt der Famulus.

Nicht ohne Schamgefühl bekämpft der Sportelschreiber diese eben so unästhetische wie irrige Ansicht.

Gleichwohl bleibt der Aesculap bei seiner Behauptung, daß er von seinem Doctor expreß hierher geschickt worden, um eine Handlung zu verrichten, wovon Kappler bereits eine leise Wirkung verspürt.

Während die Beiden über anberegten Gegenstand noch mit vieler Höflichkeit und Humanität ihre entgegengesetzten Ansichten zu behaupten bemüht sind, tritt der Hofcommissair, von seinen Besuchen zurückkehrend, in's Zimmer. Er glaubt nicht seinen Augen zu trauen, als er den Famulus mit der Klystierspritze in der Gegend des Kappler'schen Bettes erblickt, und wie der Sportelschreiber, noch immer mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, zwischen den Bettlacken hervorprotestirt.

Anfänglich befürchtet er wirklich, Kappler sei un-
hl geworden, als er aber bald den wahren Grund
d Hergang der Sache erfährt, und ihm der Arzt die
ern Details über die vorgenommene Operation mit-
ilt, vermag er nicht länger stehen zu bleiben; er
ß sich auf's Sopha legen, denn der Lachkrampf,
er zu bestehen hat, ist furchtbar. —
Wir kehren nach Mittheilung dieses Kappler'schen
seabenteuers wieder zu den Neukirchner Zuständen
ück.
Mutter Christine, wie sehr sie Anfangs gegen des
ortelschreibers Reisesucht geeifert, und während
ppler's Abwesenheit, die ihr eine Ewigkeit dünkte,
geseufzt, und mit schweren Sorgen zu Bette ge-
gen in der beständigen Furcht, ihrem Pflegkinge
ne irgend ein Uebel zustoßen, oder er in Satans
icke, wie sie sich ausdrückte, fallen, war über alle
ßen erfreut, als sie ihn ganzbeinig wiedererblickte,
söhnte sich mit seiner Weltfahrt vollkommen aus,
er mit wichtiger Miene sein Ränzlein auspackte,
zu Christinens freudigem Schreck nicht nur zwei
ir wollene Strümpfe mit rothen Kanten und Zwi-
t, sondern auch eine großblumige Schürze hervor-
welche Herrlichkeiten er seiner Wirthin als Prä-
überreichte. Anfangs wollte er ihr einen Gürtel
einer bronzirten Schnalle kaufen, und er stand
alb mit einem marktschreierischen Tabuletkrämer
its in Unterhandlung, welcher ihm den Gürtel
ein äußerst zartes und empfehlungswerthes Frauen-
enk anpries; als der Hofcommissair ihn bedeutete,
ein Gürtel nur eine Gabe für Mädchen sei und
für alte Frauen, wie seine Wirthin. So ver-
es bei den Strümpfen und der Schürze.
Bei diesen Einkäufen für Christinen war ein gro-
Gedanke in Kapplern aufgedämmert.

„Wie wär's," dachte er, „wenn du auch für Demoiselle Agnes Etwas einkaufteſt; aber das müßte was ganz Zartes und Feines ſein." Er ſann hin und wieder. Den Hofcommiſſair wagte er natürlich nicht, in dieſer Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.

Die Auswahl unter den vielen kleinen Luxusartikeln ward ihm ausnehmend ſchwer; von den meiſten ſah er nicht einmal den Zweck und Nutzen ein, und er war viel zu ſchüchtern und zu beſcheiden, als daß er es gewagt hätte, um nähere Auskunft zu bitten. Sein Auge war geblendet von den reichen Bazars. Auch erſchienen ihm dieſe eleganten Sächelchen alle ſo glänzend, daß er ſie gar nicht bezahlen zu können glaubte, obſchon er wegen Agnes ein großes Opfer nicht geſcheut haben würde.

„Es ſoll nicht ſein," ſprach er für ſich, als ſeine zweifelvollen Blicke rathlos in den Sellier'ſchen Reichthümern am Leipziger Markte verſtohlen hin und wieder irrten. „Auch iſt es, bei Lichte beſehen, doch zu vermeſſen, vielleicht ſelbſt unſittlich, wenn ein Junggeſelle einer Jungfrau Geſchenke von der Reiſe mitbringt; die Welt denkt gleich Arges; zudem, wie wollte ich ihr die Gabe zuſtellen?"

Alle dieſe Bedenklichkeiten erhielten aber einen harten Stoß, als Eccarius auf der Heimreiſe zufällig Kapplern fragte: „Nun, Regiſtrator, was haben Sie denn Ihrer Herzallerliebſten, Demoiſelle Langſchädel, zum Andenken mitgebracht?"

Der Hofcommiſſair nahm dieſen Einkauf als eine ſo ausgemachte Sache an, daß der Sportelſchreiber ordentlich in Verlegenheit gerieth. Er glaubte ſich entſchuldigen zu müſſen und führte eine große Anzahl von Bedenklichkeiten auf, die ihm von dem Einkaufe abgehalten hätten.

Eccarius gab jedoch auf alle die angeführten Entuldigungsgründe Nichts. „Sie sind ein Geizhamel," sprach er, „Sie werden auf solche Weise es in hrer Liebe nicht weit bringen. Wissen Sie nicht, ß man ohne Geschenke so leicht kein Mädchenherz obert?"

Das war wieder etwas ganz Neues für Kapplern d schlug ihn sehr darnieder, obschon er an die Ererung des Herzens von Agnes im Entferntesten cht gedacht hatte. Außerdem war es ihm auch höchst merzlich, daß ihn Eccarius einen Geizhammel gennt hatte, wiewohl es mit dieser Benennung dem fcommissair keineswegs Ernst war. Kappler hatte o nichts Angelegentlicheres zu thun, als seinem hochstellten Gönner und Freunde in aller Ehrfurcht den weis so einleuchtend wie möglich aus einander zu zen, daß er von dem Laster, so man Geiz nenne, i zu sprechen sein dürfe.

Dergleichen seltsame Insinuationen des Hofcommissairs hatte der Sportelschreiber während der Reise erhaupt sehr viele zu bekämpfen. Bald sollte er t staatsgefährlichen Ideen schwanger gehen, bald eder zog Eccarius sein Christenthum in Zweifel, ld sollte er zu verliebt in's schöne Geschlecht sein d bald wieder die Heiligkeit des Ehestandes angetet haben. Der Hofcommissair, ein geistreicher und vandter Dialectiker, stellte in der Regel schlagende weise für seine Behauptungen auf, daß Kappler ordentlich über Verbrechen erschrak, die ihm wirk) vorkamen, als habe er sie begangen, und an welu er so unschuldig war, wie ein neugebornes Kind. r Hofcommissair liebte es, seinen Schützling durch fängliche Fragen in die Enge zu treiben, und erst nn der gequälte Kappler weder aus noch ein wußte

und stille Verzweiflung über ihn kam, reichte Eccarius lächelnd die Hand und brachte Geist und Gemüth wieder zur Ruhe, indem er selbst die gefährlichen Sophismen vernunftgemäß aus einander legte und ihre Nichtigkeit darthat.

Nach allen diesen überstandenen Leiden, Abenteuern und Aengsten saß Kappler wieder wohlgemuth an seinem Pulte und war im Begriffe, einige Reste aufzuarbeiten, die sich während seiner Abwesenheit angehäuft hatten, als ganz unvermuthet ein neues Ereigniß hereinbrach, das den friedlichen Mann mehr als alle anderen zeitherigen Mißgeschicke erschütterte und ihn aus aller Fassung brachte.

Das Stadtgericht erhielt den Auftrag, eine bei dem Brückenzollgeldereinnehmer Langschädel ausgeklagte Schuld executorisch beizutreiben. Die Summe belief sich netto auf siebenundfunfzig Thaler achtzehn Groschen. Die Gestundungstermine waren erfolglos verstrichen und der Gläubiger drang auf sofortige Auspfändung.

Die pecuniären Beängstigungen des Lieutnants hatten sich von Woche zu Woche verschlimmert; seine Mittel und sein Credit waren erschöpft und darum vermochte er auch nicht, den drohenden Sturm, der selbst seine amtliche Stellung nicht wenig in Gefahr zu bringen drohte, zu beschwören. Obschon Langschädel durch seinen tapfern Widerstand gegen die Wildschützen (letztere hatten nämlich, von den fünfhundert Thalern Sonnenschmidt's bestochen, wirklich vor Gericht die Befehle Feurich's befolgt, so daß Sonnenschmidt wie auch Langschädel als Märtyrer aus dem Schatzgräberabenteuer hervorgegangen waren) manches Lob eingeerntet, so kehrten sich doch seine unerbittlichen Gläubiger darum wenig und bedrängten ihn

n Tage zu Tage hartnäckiger. Mit Sonnenschmidten
ır er in Folge des unglücklichen Schatzgrabens total
:fallen; er durfte diesem nicht mehr unter die Au-
n kommen. Der Inspector, der die fünfhundert
jaler durchaus nicht verschmerzen konnte, hatte Stein
d Bein geschworen, dem Langschädel alle Knochen
zertrümmern, so er sich's wieder gelüsten lasse, über
ne Schwelle zu kommen. Demnach war auch diese
ldquelle, wie äußerst spärlich sie geflossen, versiegt.
t dem Hofcommissair war dasselbe der Fall. Nach-
n Eccarius erkannt hatte, daß der Lieutnant trotz
r Warnungen von seiner leichtsinnigen Lebensweise
jt ablasse, und daß ihm bei dem besten Willen nicht
helfen und das Geld nur weggeworfen sei, eröffnete
ihm bei dem letzten Darlehn seine Meinung auf
e Art, daß Langschädel wohl einsah, hier dürfe er
ıt wieder anklopfen. Ueberdies hatte der Lieutnant
Hofcommissair wahrhaft gebrandschatzet, so daß die
mme, welche er ihm schuldete, eine sehr bedeutende
je erreicht hatte, deren Wiederbezahlung ganz außer-
) seiner Kräfte lag.

Daß bei diesen zerrütteten Vermögensumständen
Lieutnants seine Nichte den schwersten Stand hatte,
ırf kaum einer Erwähnung. Das kleine Capital-
, welches sie von ihren Eltern ererbt, hatte der
issenlose Oheim längst herauszulocken gewußt und
han. Auf gleiche Weise waren die paar Thaler,
sie sich durch mühsamen Fleiß erworben, aufge-
zen. Um den kleinen Hausstand nur dürftig zu
rhalten, war das arme Mädchen gezwungen, vom
esten Tageslichte bis in die späte Nacht für fremde
e kunstreiche weibliche Arbeit zu fertigen, worin
große Geschicklichkeit besaß. Von einem Wirth-
tsgelde, wie sie wohl ehedem erhalten, war schon
e keine Rede mehr.

Trotz all' diesem häuslichen Ungemach, denn sie war in der letztern Zeit der stets üblen Laune des Onkels mehr denn je ausgesetzt, hatte sie ihre heitere Laune immer zu bewahren gewußt. Nur die Nachricht von der bald bevorstehenden Auspfändung schlug ihren lang bewahrten Muth darnieder. Vergebens bot sie ihren ganzen Scharfsinn auf, um ein Mittel ausfindig zu machen, der drohenden Gefahr, welche sie als das schrecklichste Ereigniß ihres Lebens betrachtete, vorzubeugen; aber sie mochte sinnen, wie sie wollte, es bot sich keins dar. Es war ihr zwar wiederholt gelungen, wie schwer ihr ein solcher Schritt ankam, bei dem hartherzigen Gläubiger Gestundung auszuwirken; doch die Geduld des Letztern, da er kein Geld erhielt, war endlich erschöpft, und Agnes wagte nicht, den rauhen Mann nochmals um Nachsicht anzuflehen. Schon das letzte Mal, als sie die rührendsten Bitten an sein Herz legte, hatte sie eine Behandlung erdulden müssen, die ihr Zartgefühl blutend verletzte.

Langschädel selbst kümmerte sich wenig um die angesagte Execution; er war allmälig durch das ununterbrochene Mahnen und Drängen seiner Gläubiger so abgestumpft und indolent geworden, daß ihm die Zukunft und sein einstiges Schicksal ziemlich gleichgültig ließ. Tauchte ja von Zeit zu Zeit ein mahnender Gedanke auf, so suchte er ihn durch spirituöse Getränke zu verscheuchen.

Der verhängnißvolle Tag der Auspfändung rückte indeß immer näher. Täglich lag die angsterfüllte Agnes in heißem Gebete auf den Knieen und flehte zum Allerbarmer, daß er nur diesen Kelch von ihr nehmen möge; nichts war ihr entsetzlicher, als solch' öffentliches Einschreiten der Gerichte. Hier in ihrem kleinen stillen Heiligthume, in ihrem freundlichen, ob-

ohl dürftigen Stübchen nach den Werlabergen hin-
is, sollten in wenig Tagen die rauhen Hände der
erichtsdiener ihr unheiliges Wesen treiben. Hier
eses kleine Nußbaumtischchen am Fenster, das ihr so
eb geworden, und an welchem sie oft ihren stillen
räumen nachgehangen, sollte eine Beute der uner-
ttlichen Gläubiger werden.

Tiefe Schwermuth hatte das hübsche Gesicht des
nst so freundlichen Mädchen umzogen und angstvoll
pfte ihr Herz, wenn sie der verhängnißvollen Stunde
dachte, die in Kurzem bevorstand.

Ach, die Prüfung der Dulderin war hart; wie
r sie auch zu Gott flehte, er half nicht, keine Ret-
ng wollte erscheinen. Langschädel, dem es allmälig,
näher die Execution heranrückte, ebenfalls unheim-
zwischen seinen vier Wänden wurde, verließ häu-
schon in den Vormittagsstunden das Haus, und
eb sich bis in die späte Nacht in den Schänken und
irthshäusern umher, während die unaufschieblichsten
schäfte seinem Schreiber oblagen.

So war der Vorabend des Executionstages her-
gekommen und noch immer keine Hülfe erschienen.
e morgende Auspfändung stand unwiderruflich be-
. Langschädel war wie gewöhnlich schon am Vor-
tage davon gerannt. Ein wunderschöner Sommer-
nd lag duftend über Berg und Thal; die letzten
rahlen der Sonne schienen mit besonderer Liebe
reizende Landschaft zu vergolden. Kein Lüftchen
te sich, und weit hinaus über Stadt und Land
angen die frommen Töne des Chorals von den
nen der alten Klosterkirche, welche einem alten
nen Gebrauch nach in den Frühlings- und Som-
monaten die scheidende Sonne zur Ruhe brachten.

Aber die Stille und der Frieden, welcher über

der ganzen Natur ausgebreitet war, wohnte nicht in der Bruſt der unglücklichen Agnes. Vergebens klang ihr Lieblingschoral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ vom Thurme; die ſchöne Abendlandſchaft, von der ſie ehedem ſo erfreut wurde, lächelte vergebens. Angſt und Unruhe zitterten in ihrem Herzen, und als die Schatten des Abends tiefer herabgeſunken, ſetzte ſie ſich in einem dunkeln Winkel der Stube, welche nach der Straße hinaus ging und weinte bitterlich. Unter Thränen hatte ſie ſchon ihre Balſaminen und Levkoien und Reſeda begoſſen, die freundlich vor ihrem offenen Fenſter blühten, an welchem ſie zu ſitzen pflegte, und die dankbar mit ihren Düften die weinende Pflegerin zu tröſten ſuchten.

Es ward immer dunkler. Noch immer ſaß die Verlaſſene in ihrer Ecke, die Hände krampfhaft zum Gebet gefaltet.

„Gott!“ weinte ſie leiſe, „wie wird es Morgen um dieſe Zeit hier ausſehen und was ſoll aus uns werden?“

Sie weinte heftiger; Verzweiflung nagte in ihrem Innern. Dann rief ſie im tiefſten Schmerze: „Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!“

Kaum waren dieſe Worte ihren Lippen entbebt, als durch das offene Fenſter über die Levkoien und Balſaminen ein dunkler Gegenſtand geflogen kam und mit einigem Geräuſch in die Stube fiel.

Agnes erſchrak und ſprang auf. Sie wußte ſich die ſeltſame Erſcheinung nicht zu erklären; es ward ihr unheimlich in dem immer dunkler werdenden Zimmer. Sie eilte in die Kammer, um Licht anzuzünden. Nicht ohne Bangen kehrte ſie mit dem Lichte zurück. Sie beſorgte, es ſei eine Fledermaus

gewesen, die sich in das Zimmer verirrt habe. Vorsichtig leuchtete sie umher; da lag zu ihrer nicht geringen Verwunderung ein großes Papierpacket in der Stube. Mit einer verzeihlichen Neugier beleuchtete Agnes das Packet von allen Seiten; aber es währte eine Zeit lang, ehe sie es anzurühren wagte. Endlich siegte dennoch die weibliche Neugier; aber wer beschreibt ihre Verwunderung, als sie auf der Adresse die Worte las:

Ihro Hochedelgeboren,
der wohlehrbaren Demoiselle Agnes Langschädel.

Das erstaunte Mädchen blieb lange unentschlossen, ob sie das Packet, welches von einiger Schwere war, erbrechen sollte oder nicht. Sie studirte unzählige Male die Adresse. Diese war allerdings an Niemand anders als an sie gerichtet, gleichwohl kam der Empfang dem Mädchen so sonderbar und unheimlich vor, daß sie wiederholt die Hand vom Erbrechen der Oblate zurückzog. Sie legte die geheimnißvolle Depesche auf den Tisch und wollte erwarten, bis der Onkel nach Hause käme. Sie schaute verstohlen durch's Fenster, durch welches der Brief gekommen war; aber auf der Straße war Alles still und Niemand zu erblicken.

Agnes wartete eine geraume Zeit, immer von Neuem betrachtete sie das Packet von allen Seiten, bemühte sich die Oblate zu studiren, ob darauf nicht ein Schriftzeichen zu entdecken sei; vergebens, sie waren blos mit der Hand aufgedrückt.

Wieder verging eine Zeit; der Onkel wollte noch immer nicht kommen, da faßte sich das Mädchen ein Herz und machte sich an das Oeffnen des Briefes.

„Es ist kein Verbrechen," meinte sie, sich selbst Muth einsprechend, „wenn ich einen an mich adressirten Brief erbreche, obschon derselbe nicht auf die übliche Art und Weise mir übergeben worden ist. Wahrscheinlich enthält er ein Muster und einen Auftrag von einem meiner Kunden, und der Ueberbringer hat sich einen Scherz gemacht und mich erschrecken wollen. Die bestellte Arbeit ist vielleicht dringend und darum wäre es Unrecht, wenn ich zögern wollte, das Schreiben zu eröffnen und zu lesen."

Nach solchen und ähnlichen Reflexionen war es dem Mädchen gelungen, das Siegel zu lösen; aber — neues Erstaunen, das in Entzücken und Himmelsfreude überging, bemächtigte sich ihrer, als sie freudezitternd die Worte las, welche auf einem Papier standen, das oben auf lag:

„Die beiliegenden sieben und funfzig Thaler, achtzehn Groschen Convention überschickt Ihnen, hochachtbare Demoiselle, ein reicher Mann und ein Freund der Tugend, damit Sie die ausgeklagte Schuld tilgen. Wenn der Gläubiger diese Summe morgen in der Frühe erhält und ein wohllöbliches Stadtgericht von der Tilgung der Schuld in Kenntniß gesetzt wird, so ist ein executorisches Einschreiten nicht denkbar. Möge dieser Brief glücklich in Ihre Hände gelangen, hochachtbare Demoiselle. Dies bittet zu Gott der sich mit größter Hochachtung unterzeichnende

reiche Mann und Freund der Tugend."

Dieses Schreiben war begleitet von einem funfzigthälerigen, dreiprocentigen sächsischen Kammer-Creditkassenscheine, von drei vergilbten sächsischen einthälerigen Kassenanweisungen, ferner einem alten

ronthaler mit der Jahreszahl 1643, einem dito ganz alten Species, mehren alterthümlichen Guldenstücken, und der Rest bestand aus Conventionszweiroschenstücken, worunter sich zwei gehenkelte befanden.

Sämmtliche Geldstücke, obschon von sehr altem Gepräge, waren gleichwohl äußerst reinlich gehalten, und es schien fast, als wenn sie vorher eigends mit Zuckerpulver abgerieben worden seien.

Wer vermochte den Zustand des glücklichen Mädchens zu beschreiben! Sie fiel auf die Knie und betete lang unter heißen Dankeszähren. Dann aber arbeitete sie vergeblich ihr Denkvermögen nach Erforschung des segenvollen Gebers. Ihr frommer Glaube ließ sie fast vermuthen, daß ein Engel dieses Geschenk ihr übermacht habe; wenigstens war der Empfang wunderbar genug.

„Ach!“ sprach sie wonnetrunken, „wenn es auch kein Engel vom Himmel war, so muß es ein Engel von hienieden gewesen sein.

„So gäbe es doch menschliche Engel,“ fuhr sie nach einer Pause im Nachsinnen versunken und stiller Erhebung fort; „o wie gut, daß ich mich in diesem schönen Glauben nie irre machen ließ. Ja, es giebt auch Engel hienieden und ein solcher lebt ganz in meiner Nähe. O du mein guter Vater im Himmel, hilf mir, daß ich ihn kennen lerne, daß ich ihm den Dank meines Herzens bringen kann.“

„Und dieser Engel ist zugleich ein reicher Mann?“ sprang sie, „und ein Freund der Tugend; wie seltsam findet man doch Reichthum und Tugend nicht immer beisammen.“

Es war ihr indeß lieb, daß ihr Retter reich war, wie er selbst bekannte, sie konnte da ja die Gabe mit leichterm Herzen in Empfang nehmen; hätte er von

seinem Reichthume in dem Briefe nichts verlauten lassen, so blieb sie immer in Ungewißheit, ob die Liebesgabe nicht zugleich ein schweres Opfer von der andern Seite sei, und dies würde sie außerordentlich geschmerzt und beunruhigt haben.

Ihre Gedanken fielen nur auf eine Person der Neukirchener Bewohner, nämlich auf den reichen General Kirchner. Das war allerdings der Mann, der eine so bedeutende Summe, wie sie eben erhalten, eher als jeder andere verschmerzen konnte, und zugleich war er ein edler Mann, dem die Leute nur Gutes nachsagten. Aber wie kam dieser hochgestellte Herr zu so genauer Kenntniß ihrer häuslichen Verhältnisse?

Was sie in ihrem Glauben, Seine Excellenz könne der segensreiche Geber nicht sein, noch mehr bestärkte, war der Gedanke, daß ihr Onkel nie sehr freundlich auf den General zu sprechen war, und also zu ihm in keinem guten Verhältnisse stand.

Wer war also dieser reiche und edle Mann von Neukirchen, der zu ihrer und ihres Onkels Rettung die so bedeutende Summe von fast achtundfunfzig Thalern opferte?

Wenn sie nicht Alles trog, so waren die Schriftzüge in dem Brief mit verstellter Hand geschrieben; ein Beweis, daß der Geber auf jede Weise unerkannt bleiben wollte. Für letzteres sprach überhaupt auch die sonderbare Art, wie sie den Brief erhalten hatte. War er nicht gleichsam vom Himmel über die Blumen, im Dunkel und in der Stille des Abends in das Zimmer geflogen?

Die Worte in dem Briefe: „Wenn der Gläubiger diese Summe morgen in der Frühe erhält, so ist ein executorisches Einschreiten nicht denkbar," lie-

ien Agnes aber auch keine Ruhe mehr. Sie fürch-
ete schon, morgen früh könne es zu spät sein, und
ie beschloß, noch heute den Gläubiger zu befriedigen,
amit ihre Wohnung um so gewisser von der Exe-
ution verschont bleibe.

„Gott vergelte Dir's, Du Edelster," sprach sie
ie im Gebet, indem sie die Summe zu sich steckte,
ja, Du mußt ein Engel sein, o daß ich Dich be-
ohnen könnte, wie es mein Herz verlangt!"

Mit diesen Worten setzte sie eilfertig ihren Hut
uf, warf ein Tuch um, und war bald in der Dun-
elheit verschwunden.

Während wir aber dem kleinen Himmelsfeste im
nnern der Brückenzollgeldereinnahme beiwohnten,
ug sich außerhalb eine andere Scene vor, die wir
leichfalls der Kenntniß unserer Leser nicht vorent-
alten dürfen.

Zu derselben Zeit nämlich, als Agnes noch in
efster Betrübniß in ihrer Ecke saß, und sich von
Gott verlassen glaubte, ging der Hofcommissair Ec-
arius, welcher von den Waldbergen heimkehrte, über
ie Brücke. Er bemerkte in der Dunkelheit, wie
ne kleine Gestalt auf etwas verdächtige Weise um
as Brückenhaus schlich. Dies fiel ihm auf, und
m besser beobachten zu können, drückte er sich in
ne Vertiefung der Brückenmauer. Da gewahrte er,
ie die Gestalt sich den Fenstern des Zollhauses be-
utsam näherte, plötzlich etwas über die Blumenstöcke
i die Stube warf, und eiligst davon lief.

„Hier hat sich unbestritten ein Muthwilliger ei-
n Schabernak erlaubt," sprach Eccarius für sich,
der ihm nicht ungestraft hingehen soll."

Er eilte also in schnellen Schritten der Gestalt
ach, die er auch bald eingeholt hatte, denn so wie

sie die Promenade erreicht, verlangsamte sie die Schritte.

Eccarius erkannte jetzt, daß es ein Knabe sei.

„Guten Abend, mein Söhnchen," redete der Hofcommissair den Kleinen an, „wie heißt Du denn?"

Der Knabe, etwas stutzig gemacht ob der unerwarteten Frage, die überdies von einem Herrn kam, in welchem er den allgefürchteten Hofcommissair entdeckte, erwiederte schüchtern:

„Ich heiße Beier."

„Wer ist denn Dein Vater?" frug Eccarius theilnehmend weiter.

„Ein Schuhmacher."

„Wo wohnt Ihr denn?"

„Auf der Hintergasse bei Siebdrath's."

„So," fuhr der Hofcommissair fort, „was hatest Du denn bei dem Brückeneinnehmer zu schaffen, Du warfst ja etwas durch das Fenster in die Stube."

„Ich?!" frug erschrocken, sich verrathen zu sehen, der Knabe, „ich bin's nicht gewesen."

„Du mußt nicht lügen, mein Sohn," rügte Eccarius, „ich hab' es gesehen; was hast Du denn bei Langschädel's in die Stube geworfen?"

„Ich habe nicht geworfen," tönte es immer ängstlicher.

„Wenn Du es nicht gestehst," meinte der Hofcommissair ruhig, „so muß ich Dich einstecken lassen. Also verschlimmere Deine Sache nicht, und erzähle die Wahrheit. Gewiß hast Du wollen dem Herrn Lieutnant einen Possen spielen."

„O nein, nein!" stammelte der Knabe, welchen große Angst befiel, als er von Einstecken hörte.

„Also was hast Du in das Zimmer geworfen?" frug Eccarius in strengem Tone.

„Einen Brief."

„Einen Brief? Wer hat Dir denn den Brief gegeben?"

Hier stockte der Kleine, unfehlbar war ihm vom Briefschreiber unverbrüchliches Schweigen auferlegt.

„Fürchte Dich nicht," munterte der Hofcommissair auf, „von wem war der Brief?"

„Vom Herrn —"

„Nun, immer heraus, ich werde nichts verrathen."

Durch diese Verheißung ermuthigt, erwiederte der kleine Briefträger: „Aber nicht wahr, Sie verrathen den guten Herrn nicht?"

„Ich habe Dir schon gesagt, mein Sohn, daß ich das nicht thun werde. Wer ist aber dieser gute Herr?"

„Der Herr — Sportelschreiber."

Eccarius stutzte. „Ist's möglich," sprach er für sich, „mein Kappler, die Unschuld, schreibt heimlich Briefe, und läßt sie in abendlichem Dunkel durch's Fenster in die Stube der Brückeneinnahme werfen? Das ist ja etwas ganz Neues."

Ohne sich sein Erstaunen im Geringsten merken zu lassen, fuhr er fragend fort: „Kennst Du denn den Herrn Sportelschreiber?"

„Ob ich ihn kenne?" erwiederte eifrig der Knabe, „ei, den guten Herrn Sportelschreiber kenne ich gar wohl, er giebt mir ja wöchentlich dreimal Schreibstunde."

„Bezahlt ihn denn Dein Vater für seine Mühe?"

„Nein, der gute Herr Sportelschreiber nimmt nichts, weil wir so arm sind. Mein Vater hatte ihm ein paar Schuhe schenken wollen, aber die hat er gleich bezahlt."

„Sieh 'mal an!"

„O Sie glauben gar nicht, wie gut der Herr Sportelschreiber ist," fuhr der Kleine vertrauender

fort, „wenn ich recht gut geſchrieben habe, ſchenkt er mir manchmal einen Pfennig, oder auch Kirſchen; und für meine kranke Schweſter hat er im vergangenen Frühjahr ſogar die Apothekerrechnung bezahlt, ohne daß wir etwas darum wußten.“

„Gute Seele,“ dachte der Hofcommiſſair, „hat ſelber kaum das liebe Leben, und theilt das Wenige im Stillen gern mit Andern. O wie beſchämt dieſer Arme ſo manchen, der als großer Tugendheld glänzt.“

Laut fuhr Eccarius fort:

„Das iſt ja recht ſchön von dem guten Herrn Kappler, daß er ſo viel für Dich thut, ſei Du aber auch recht dankbar dafür.“

„O gewiß,“ betheuerte der Knabe, „wir laufen Alle durch's Feuer für ihn.“

„Aber um wieder auf den Brief zu kommen, den Du durch's Fenſter warfſt,“ ſprach der Hofcommiſſair weiter, „kannſt Du mir wohl ſagen, an wen er gerichtet war?“

„Ei ja wohl,“ antwortete der Schreibſchüler Kappler's, der jetzt weniger zurückhaltend war, „an die Mamſell Langſchädel.“

„Alſo doch,“ ſprach Eccarius für ſich.

„Aber was in dem Briefe geſtanden,“ fuhr er fort, „weißt Du gewiß nicht?“

„Warum denn nicht?“ erwiederte der Knabe, „ich habe ja ſelbſt zuweilen einige Worte mit hineinſchreiben müſſen, damit die Mamſell nicht errathen ſollte, von wem das Geld komme.“

Der Hofcommiſſair ward bei dieſen letzten Worten immer verwunderter.

„War denn Geld in dem Briefe?“

„Ei freilich,“ erwiederte der Knabe mit Wichtigkeit, „und wie viel! Siebenundfunfzig Thaler achtzehn Groſchen ſächſiſch.“

Das Erstaunen des Hofcommissairs erreichte den höchsten Grad.

„Tausend, das ist ja eine recht große Summe," sprach er, „und das Alles bekam Demoiselle Langschädel?"

„Ja wohl," fuhr der Kleine fort, „damit der guten Mamsell morgen nicht die Hülfe angethan wird. Nun kann sie die böse Schuld bezahlen."

Die Sache kam Eccarius zu unwahrscheinlich vor. Er frug daher weiter: „Da muß aber Herr Kappler sich in sehr guten Umständen befinden, wenn er so viel Geld schicken kann?"

„Ach nein," versetzte wehmüthig der Knabe, „glauben Sie das nicht. Was der Herr Sportelschreiber der Mamsell schickte, war sein ganzes Erspartes von vielen Jahren. Sie hätten nur sehen sollen, wie ihm die Thränen herabrollten, als er das Geld einpackte. „Nun geht mit einem Male Alles fort, Karl," sagte er zu mir, „wer hätte das gedacht!" Ich mußte auch weinen, als ich den guten Herrn Sportelschreiber so traurig sah. Er tröstete mich aber und sprach: „Wozu hätte mir denn der liebe Gott den Segen gegeben, wenn ich ihn nicht anwenden wollte, um einen seiner Engel damit zu retten." Unter dem Engel verstand er wahrscheinlich die Demoiselle Langschädel."

„Gewiß," versetzte der Hofcommissair, dem jetzt gleichfalls unwillkürlich eine Thräne in die Augen trat.

„Und dann schrieb er den Brief?" frug er weiter.

„Ja," erwiederte der Kleine, „und mit ganz verstellter Hand, damit es nicht an den Tag käme, als habe er ihn geschrieben."

„Da hat er also auch seinen Namen nicht darunter gesetzt?"

„Ei bewahre," meinte der kleine Briefträger, „sonst

würde ja die Mamsell gleich gewußt haben, von wem das Geld komme."

„Hat er denn gar keine Unterschrift beigefügt?"

„O ja, er hat sich unterschrieben: Der reiche Mann und Freund der Tugend."

„Der reiche Mann?"

„Ja, auch im Brief giebt er sich für einen reichen Mann aus, damit die Mamsell kein Bedenken trägt, das Geld anzunehmen. Denn wenn sie wüßte, daß es vom Sportelschreiber käme, und daß dieser selbst so arm wäre, würde sie es nicht annehmen, sagte mir Herr Kappler."

„Ja, Du Edler," sprach der Hofcommissair mit tiefer Rührung für sich, „Du sagst keine Lüge, wenn Du Dich einen Freund der Tugend nennst. Niemand hat gerechtern Anspruch auf diesen schönen Titel, als Du; doch es ist Zeit, daß Dir geholfen werde, und Deinem Lebenshorizonte ein freundlicherer Stern aufgehe."

Karl erzählte jetzt noch, wie ihn der Sportelschreiber instruirt, „den Geldbrief in die Langschädel'sche Wohnung zu bringen. Anfangs habe er selbst die Besorgung übernehmen wollen; aber bald seien Bedenklichkeiten in ihm aufgestiegen, wie leicht konnte er verrathen werden, so er in Person erschiene.

„Nach langem Hin- und Herſinnen," fuhr Karl fort, „hielt er für's Beste, wenn ich den Brief im Dunkeln so unbemerkt wie möglich durch das Fenster in das Wohnzimmer würfe. Auch mußte ich theuer geloben, gegen Jedermann von dem Briefe sowohl, wie von dem Gelde zu schweigen. Da Sie aber einmal mich entdeckten, und mir versprochen haben, den guten Herrn Sportelschreiber nicht zu verrathen, so glaubte ich, es wäre besser, wenn ich gleich die ganze Wahrheit sagte."

„Du hast Recht, mein Sohn, aber jetzt mußt Du auch mir versprechen, Niemandem von der ganzen Sache zu erzählen, selbst Herrn Kapplern nicht, daß Du mit mir gesprochen hast, hörst Du wohl, es könnte Euch sonst Beiden zu großem Nachtheile gereichen. Ich werde Dich genau beobachten lassen; wenn Du hingegen ganz kurze Zeit schweigen kannst, sollst Du und die Deinigen eine sehr schöne Belohnung erhalten. Also versprich mir ja, gegen Jedermann, er sei wer er wolle, und wenn es Deine Mutter oder Dein Vater wäre, reinen Mund zu halten."

Der Knabe gelobte das unverbrüchlichste Schweigen gegen Jedermann.

„Zugleich, mein Sohn," fuhr der Hofcommissair fort, „muß ich Dich auf eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit aufmerksam machen. Du hast den werthvollen Brief in die Stube geworfen; wenn er nun, man weiß oft nicht, wie das Schicksal spielt, in unrechte Hände kommt? Dann wäre das ganze große Opfer, welches der Herr Sportelschreiber gebracht hat, umsonst."

Karl erschrak auf's Heftigste. An eine solche Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht.

„Es ist daher höchst nothwendig, daß wir so schleunig wie möglich, ehe es vielleicht zu spät ist, nach dem Brückenhause zurückkehren. Ich werde dann selbst dafür sorgen, daß das Schreiben an Demoiselle Langschädel gelangt."

„O wie gut sind Sie!" rief freudig der Knabe.

Die Beiden wanderten schnellen Schrittes nach Langschädel's Wohnung zurück. In der Stube, in welche Karl den Brief geworfen, brannte Licht. Eccarius schlich sich ganz dicht unter den Fenstern vorüber und konnte Alles genau wahrnehmen, was in

dem Zimmer vorging. Er hatte gerade den Augenblick getroffen, wo Agnes den Brief eröffnet und in freudiger Verwunderung die alten Münzen betrachtete.

Schnell kehrte der Hofcommissair von seiner Recognoscirung zurück. „Sie hat ihn gefunden," sprach er zu Karln, „jetzt komme und melde dies dem Herrn Sportelschreiber. Aber wie gesagt, daß Du ihm vor der Hand ja verschweigst, mit mir gesprochen zu haben; es würde ihm große Unruhe machen, wenn er erführe, daß außer Dir noch Jemand um sein Geheimniß wüßte."

„Ich werde mich wohl hüten," erwiederte der Knabe, „dem Herrn Sportelschreiber Etwas mitzutheilen, das ihm Unruhe machen könnte."

„Weißt Du denn, wer ich bin?" frug schließlich Eccarius.

„O ja, der Herr Hofcommissair," sprach Karl.

„Nun gut, da besuche mich Morgen Nachmittag," fuhr Eccarius fort, „mein Haus wird Dir bekannt sein."

Der Knabe versprach dies freudig, empfahl sich und eilte in die Stadt zurück, um Kapplern die frohe Kunde zu bringen, daß sich Brief und Geld glücklich in den Händen der Demoiselle Langschädel befänden, während der Hofcommissair noch ganz aufgeregt von dem seltenen Edelsinne des Sportelschreibers, seinen Spaziergang längs der Promenade fortsetzte.

Auf den schönen Sonnenuntergang folgte der prachtvollste Sternenhimmel. Kappler schaute zagenden Herzens aus dem Fenster und begriff gar nicht, wo sein getreuer Pamphylio, Karl Beier, bleibe, welchen er mit seinem ganzen Vermögen nach dem Brückenhause gesandt hatte.

Tausend unheilvolle Gedanken durchkreuzten des

Sportelschreibers Innere. „Gott weiß, in welches Fenster Beier den Schatz geschleudert hat," sprach er für sich, „es ist dunkel, jeder Mensch kann irren. Karl, nachdem er seinen Irrthum eingesehen, traut sich nun nicht wieder zurück; denn wo sollte er außerdem so lange bleiben? Wär' ich nur selbst gegangen! Wenn sie das Geld nicht erhält, dann bin ich der unglücklichste Mensch, der auf dieser Erde lebt. Wer weiß, in welchen unheiligen Händen sich bereits mein liebes Scheinchen, das ich immer wie meinen Augapfel gehütet habe, und die ehrwürdige Krone und der herrliche Species, die einzigen Andenken an meine guten seligen Eltern, befinden.

„Mein Gott! wär' ich nur selbst gegangen," fuhr er nach einer Pause, in dem Stübchen unruhig auf- und niederschreitend, fort; „selber ist der Mann, das ist ein altes Sprichwort; am Ende haben sie Beiern gefangen. Er wird examinirt; Alles kommt zu Protokoll. Es wär' mein Letztes."

Vergebens leuchteten die Sterne, die Kappler sonst mit so inniger Freude betrachtete, heute in ganz besonderem Scheine; der Sportelschreiber war in Gedanken viel zu sehr mit seinem kleinen Missionär beschäftigt, als daß er zur Astronomie aufgelegt gewesen wäre.

Er trat wieder an's Fenster.

„Eine herrliche Nacht," sprach er, „ich habe den Himmelswagen lange nicht so in reinem Glanze schimmern gesehen; aber kann man der himmlischen Herrlichkeiten froh werden, wenn Beier nicht kommt?"

Der Sportelschreiber lag noch geraume Zeit auf der Folter der ängstlichsten Erwartung. Endlich polterte es auf der Treppe.

„Das ist er," rief Kappler und eilte seinem kleinen Postboten entgegen.

„Nun?“ frug er mit ängstlicher Hast.

„Sie hat ihn!“ keuchte Beier noch ganz erschöpft vom schnellen Treppensteigen.

„Wirklich? Den Brief?“

„Mit sammt dem Gelde. Die machte einmal Augen, Herr Sportelschreiber, die hätten Sie sehen sollen.“

„Hast Du sie denn gesehen?“

„Freilich, die Mamsell zündete später Licht an; ich guckte durch's Fenster und konnte Alles sehen.“

Obschon Kappler solche Neugier nicht billigen konnte, mußte Karl gleichwohl Alles ausführlich erzählen, was er gesehen hatte.

Nachdem der Sportelschreiber die Gewißheit erhalten, daß sich sein Brief in ihren Händen befinde, trat er in stiller Dankbarkeit zu Gott an's Fenster.

Ha! wie wundervoll leuchteten jetzt die Sterne.

„Wie dank' ich dir, o mein Vater!“ sprach er mit gefalteten Händen, zum Dome der Nacht emporschauend, „daß du mein Werk gelingen ließest. O, ich will dir auch stets recht dankbar dafür sein.“

Hierauf wandte er sich zu seinem Chargé d'Affaires:

„Beier, willst Du einmal Braunbier trinken? Du wirst auch schachmatt sein; ich habe mir in der Angst über Dein langes Ausbleiben ein Töpfchen voll vom Keller holen lassen; es ist delicat.“

Der durstige Knabe ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er trank und entschuldigte dann sein langes Außenbleiben damit, daß er doch hätte wissen müssen, ob der Brief auch in die Hände der Mamsell gekommen sei.

„Wenn ich nicht noch eine Zeit lang im Dunkeln gestanden und gewartet hätte, wüßten Sie ja

noch immer nicht, woran Sie wären." Von der Unterredung mit dem Hofcommissair schwieg er weislich.

„Du hast Recht," erwiederte Kappler, „ich säße noch immer in der Ungewißheit, die mir große Unruhe bereiten würde. Aber jetzt, Beier, mach', daß Du fortkommst, sonst zankt Dein Vater, es wird spät; willst Du noch einmal trinken? fall' mir auf der Stiege nicht, halte Dich fest an den Stricken zur Rechten; vor allen Dingen schweige gegen Jedermann von der Geldsendung. Ich war das Geld Langschädel's schon seit lange her schuldig und mag es nicht gerne Jemand wissen lassen, daß ich so drinnen stak; verstehst Du? Nun, grüß' mir Deinen Vater und Deine Mutter und fall' mir ja nicht, Du bist etwas fahrig; und morgen stell' Dich hübsch pünktlich zur Schreibstunde ein. Wir kommen zur kleinen Fractur, ich habe die Federn schon geschnitten."

Carl wünschte gute Nacht und polterte die Stiege hinab. Kappler hätte gern geleuchtet, aber er hatte weder Licht noch Oel zu Hause.

„So ein Junge," sprach er, als er wieder allein war, „ist doch etwas Schönes auf der Welt. Er läuft überall hin, wohin man es haben will, und ist mir sehr nützlich. Wenn ich ihn heut nicht gehabt hätte, stand es in der That schlimm."

Der Sportelschreiber legte sich noch ein Weilchen in's Fenster und erfreute sich des schönen Sternenhimmels. Dann betete er seinen Abendsegen, welchen er auswendig konnte, und suchte im Finstern sein dürftiges Lager.

Unter fortwährendem Dankgefühle zu Gott schlief er ein. Er war zwar nun wieder ganz arm; aber der Gedanke, Ihr eine frohe Stunde bereitet zu haben, machte ihn unaussprechlich glücklich.

Was vermag nicht die Liebe!

Unglücklicher Kappler, du schlummerst so sanft und ahnest nicht, welch' ein neues Ungewitter, schwerer als alle zeitherigen, über deinem Haupte sich zusammenzieht.

Elftes Kapitel.

Die Versuchung.

Der Sportelschreiber saß bei seinem frugalen Mittagsmahle, das aus einem Gerichte Linsen und einem mäßigen Stücklein Wurst bestand, als nach einem desperaten Gepolter auf der Treppe die Thüre aufsprang, und der Lieutnant mit ziemlich verstörtem Gesicht in's Zimmer trat.

Kappler erstaunte ob des unerwarteten Besuchs, und erschrak, als er die Physiognomie des Eingetretenen näher besichtigte.

„Sportelschreiber," begann Langschädel, indem er sich verzweifelt auf einen Stuhl warf, „wissen Sie es schon?"

„Kein Wort, mein verehrter Herr Lieutnant," gestand Kappler.

„Ich bin verloren!" tönte es dumpf.

„Heiliger Himmel," rief zitternd der Sportelschreiber, „warum denn verloren?"

„Verloren," fuhr der Brückenzollgeldereinnehmer fort, „wenn Sie mich nicht retten!"

„Ich?" frug Kappler zagend, und es ward ihm

ganz unheimlich, daß von ihm die Rettung Langschädel's abhängen sollte.

„Sie müssen mir heute noch achtzig Thaler schaffen," sprach der Lieutnant, „oder ich komme um Amt und Brod und springe in's Wasser."

„Allmächtiger Gott, achtzig Thaler!" jammerte der Sportelschreiber, „wo soll ich diese ungeheure Summe hernehmen?"

„Es ist eine bloße Gefälligkeit von Ihnen, die ich als Freund von Ihnen verlangen kann."

„Bloße Gefälligkeit —!" stammelte Kappler.

„Nichts weiter," fuhr Langschädel fort, „Sie brauchen das Geld nur aus Ihrer Sportelkasse zu nehmen. Bis morgen Mittag haben Sie es von Heller zu Pfennig wieder; der Kreisinspector ist angekommen und wird bei mir Kassenrevision halten. Es fehlen mir circa achtzig Thaler; wenn ich diese nicht auf ein paar Stunden auftreiben kann, werde ich abgesetzt und laufe in's Wasser. Sie sehen, wie die Sachen stehen, und daß hier nicht zu spaßen ist. Also werden Sie mir den kleinen Freundschaftsdienst nicht verweigern."

Für den gewissenhaften Kappler gab es in dieser Welt kein größeres Verbrechen, als sich an vertrautem Gute zu vergreifen. Der Gedanke, daß dem Lieutnant in seiner Brückengeldkasse achtzig Thaler fehlten, erregte ihm ein wahrhaftes Grausen, und er begriff gar nicht, warum Langschädel unter solchen Umständen sich nicht bereits ersäuft habe. Jetzt nun muthete ihm dieser dasselbe Verbrechen zu, ihm, dem gewissenhaftesten und redlichsten Manne unter der Sonne.

„Wie gesagt, ein bloßer Freundschaftsdienst," sprach der Lieutnant leichtsinnig, „den jeder Kassenbeamte dem andern gern erweist; solche Fälle kommen täglich

vor. Ich helfe Ihnen auch wieder, wenn an Ihrer Sportelkasse einmal etwas fehlen sollte."

„Daß mich Gott, der Allerbarmer, vor solchem Unglück gnädiglichst bewahre," rief Kappler mit gefalteten Händen. „Es wäre mein gewisser Tod."

„Einfalt, man darf nicht gleich den Kopf verlieren," meinte der Brückenzollgeldereinnehmer, „so lange man noch auf gute Freunde rechnen kann, ist nichts verloren. Ich lege mein Geschick, mein Leben in Ihre Hände, achtzig Thaler nur auf vier und zwanzig, nur auf zwölf Stunden."

Der Sportelschreiber, in dessen Händen nach Langschädel's eigener Aussage dessen Geschick und Leben liegen sollte, gerieth darüber in eine unbeschreibliche Angst. Er bereute jetzt, gestern sein ganzes Vermögen an des Lieutnants Nichte geschickt zu haben; vielleicht wäre Langschädel heute damit zu retten gewesen. Auspfändung war nach seiner Ansicht lange nicht so schlimm als schimpfliche Absetzung und Verzweiflungstod in den Wellen. Aber die ihm anvertraute Kasse anzugreifen, nimmermehr!

„Aber, verehrtester Herr Lieutnant," rief Kappler mit über dem Kopfe zusammengeschlagenen Händen, „was kann ich Unglückseliger für Sie thun, wenn die Sachen schon so böse stehen?"

„Nichts ist verloren, wenn Sie Ihre Hand nicht abziehen," sprach der Brückenzollgeldereinnehmer.

„Aber ich kann Ihnen nicht helfen, und wenn ich mein Blut lassen wollte."

„Nach Ihrem Blute verlang' ich nicht," versetzte der Lieutnant, „Sie sollen mir nur auf wenige Stunden achtzig Thaler vorschießen."

„Aber wenn ich Ihnen nun hoch und theuer gelobe, hochgeehrter Herr Lieutnant, daß ich dermalen

nicht über zwei Thaler Preußisch zu gebieten habe; eine unvorhergesehene Ausgabe —"

„Von Ihrem Gelde will ich ja gar nichts; ich weiß, daß Sie in bedrängten Verhältnissen leben, es wäre dies ein Verlangen, das ich mir nie verzeihen könnte; nein, nur die Gefälligkeit sollen Sie mir erzeigen und die bewußte Summe aus Ihrer Sportelkasse vorstrecken."

„Aber anvertraute Gelder, hochgeehrter Herr Lieutnant, ich bitte Sie im Namen Himmels und der Erde!"

„Aber, Kappler, so begreifen Sie doch. Ist es denn ein so großes Verbrechen, ob die achtzig Thaler ein paar Stunden in Ihrer Sportelkasse oder in meinem Pulte liegen? He! zumal wenn es sich um die Reputation und das Leben eines Mannes handelt, dessen Verdienste um das Vaterland während des Freiheitskriegs gar nicht in Abrede zu stellen sind?"

„Aber, geehrtester Herr Lieutnant, Sie könnten ja doch von einem Andern, der nicht so heilige Rücksichten zu nehmen —"

„Allerdings," versetzte Langschädel, „es bedürfte eines Wortes beim Hofcommissair oder bei Sonnenschmidten, eines Wortes, wie gesagt, und das Geld läg' aufgezählt da; aber die Sache ist zu delicat, ich kann mich nicht Jedem bloßstellen. Hier bedarf's eines discreten, eines höchst verschwiegenen Mannes, und Sie wissen selbst, weder Eccarius noch Sonnenschmidt haben das Schweigen gelernt. Zu Ihnen, lieber Kappler, hab' ich ein unbegrenztes Vertrauen; Gott straf' mich, Ihnen könnte ich die geheimste Falte meines Herzens öffnen."

„Mir höchst schätzbar," entgegnete der Sportel-

schreiber, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete, „höchst schmeichelhaft, aber —“

„Oder,“ fuhr Langschädel, der selbst in der bedrängtesten Lage das Lügen und Aufschneiden nicht lassen konnte, fort, „denken Sie vielleicht, ich hätte nicht über andere bedeutende Gönner zu verfügen, die sich's zum höchsten Vergnügen machen würden, mir die lumpigen achtzig Thaler vorzustrecken?“

„Wer wollte dies bezweifeln,“ versetzte Kappler.

„Und Gönner, hochmögende Gönner,“ sprach der Aufschneider weiter, „die mich wie gute Genien fortwährend umschweben. Da kann ich gleich von gestern ein Beispiel erzählen, wobei Sie Mund und Nase aufsperren werden. Ihr hochlöbliches Stadtgericht hatte mir gedroht, mich auspfänden zu lassen wegen einer Bagatellschuld, ich glaube, es waren an die neunzig Thaler; ich lachte und sah dem Tage der Execution ruhig entgegen, weil ich schon voraus wußte, daß mich ein unsichtbarer Gönner nicht würde sitzen lassen. Wie gedacht, so geschehen, kaum dunkelt der Abend, kommt eine Rolle mit hundert Louisd'oren in meine Stube geflogen; was sagen Sie?“ —

„Hundert Louisd'ore,“ dachte Kappler nicht ohne Wehmuth, „lieber Gott, da muß sich dein Kammerkreditkassenscheinchen und die Krone und der Species freilich verstecken. Der Herr Lieutnant haben doch außerordentliches Glück, bei ihm kommt Alles durch's Fenster geflogen. Freilich, wo solche unsichtbare Gönner wachen, hätte es meiner Hülfe nicht bedurft.“

„Ein schönes Sümmchen,“ sprach er laut.

„Und wie delicat, wie fein, wie nobel,“ fuhr der Lieutnant fort, „das Geld durch's Fenster in's Zimmer zu werfen während meiner Abwesenheit. Allerdings, man kennt mein Zartgefühl und weiß, daß

man mich nur beleidigen würde, so man mir das Geld geradezu einhändigte."

Der Sportelschreiber erlaubte sich jetzt die schüchterne Bemerkung, ob der Herr Lieutnant nicht einen Theil der Louisd'ore dazu verwenden wollte, die bewußten achtzig Thaler zu decken?

„Wo denken Sie hin," fällte Langschädel vor, „die hundert Louisd'ore langten gerade, meine fälligen Einzahlungen bei der englischen Nordbahn zu bestreiten. Sie glauben nicht, was so vierzig Stück Actien für Geld fressen. Freilich hätt' ich ahnen können, daß der Teufel den Kreisinspector so unverhofft nach Neukirchen führen würde, mochten meinetwegen ein halb Dutzend Actien zum Guckuck gehen."

„Es ist doch ein höchst sonderbarer Mann, dieser Herr Lieutnant," dachte Kappler, „speculirt enorm in Actien und läßt es wegen sieben und funfzig Thalern und achtzehn Groschen auf die Auspfändung ankommen."

„Sie sehen hieraus," fuhr der Lieutnant fort, „daß es mit meinen Finanzen keineswegs so übel steht, wie der hiesige Pöbel meint. Wenn ich die Schuld, wegen welcher ich exequirt werden sollte, nicht schon längst abtrug, so geschah dies aus keinem andern Grunde, als um meinen geldgierigen Gläubiger zu ärgern. Etwas Anderes ist es mit dem Kassendeficit, dieses würde mich in der That compromittiren und den Leuten viel zu reden geben. Sie wissen, wie es in solchen Dingen in unserm guten Neukirchen hergeht. Darum, lieber Kappler, verschaffen Sie mir nur bis heute Abend das Geld, welches morgen um diese Zeit wieder in Ihren Händen ist."

Kappler begann von Neuem zu schwitzen. Der Gedanke, an der ihm anvertrauten Kasse sich zu vergreifen, widerstrebte so seinem ganzen Wesen, daß er

als Antwort die Worte hervorpreßte: „Beim besten Willen, mein hochgeehrtester Herr Lieutnant, ist es mir unmöglich.“

„Wie?“ frug Langschädel mit ziemlich tragischer Betonung, „Also Sie wollen meinen Untergang — Tod?“ —

Der Sportelschreiber schauderte.

„Ei mein hochverehrtester Herr Lieutnant, das sei fern von mir, daß ich Ihren Untergang oder gar Ihr werthes Ableben herbeiwünschen sollte. Ein solch' sündhafter Wunsch wird nie in meinem Innern aufkommen.“

„Aber wie soll ich mir Ihre Ungefälligkeit anders erklären?“

„Bedenken Sie, meine Pflicht.“

„Was da, Pflicht, so es das Wohl und das Leben eines Mitmenschen gilt, kann dieser engbegrenzte Begriff nicht ausreichen.“

„Ich bin auf Handgelöbniß verpflichtet.“

„Ganz recht, Nichts zu veruntreuen. Aber, frag' ich Sie, veruntreuen Sie denn einen Pfennig, wenn das Geld binnen wenigen Stunden wieder an Ort und Stelle liegt?“

Der pflichtgetreue Kappler schüttelte noch immer unentschieden das Haupt. Langschädel war unermüdlich, ihn vom rechten Wege zu locken.

„Bedenken Sie denn nicht,“ sprach er, „welch' eine furchtbare Verantwortung Sie auf sich laden, wenn ich Ihretwegen untergehe. Durch eine kleine Gefälligkeit können Sie mich retten. Jeder Andere würde nicht den geringsten Anstand nehmen, sich keinen Augenblick bedenken und mir den kleinen Freundschaftsdienst erweisen.“

Bei dem Sportelschreiber geriethen durch diese

Rede Herz und Pflichtgefühl in Conflict. Gleichwohl siegte das letztere und er wiederholte mit gepreßter Stimme: „Gott ist mein Zeuge, es geht nicht."

Der Lieutnant, welcher bemerkte, daß seine vorigen Worte ihren Eindruck auf den sanften Kappler nicht verfehlt hatten, glaubte stärkere Belagerungswerkzeuge hervorsuchen zu müssen.

„Und wenn mein entstellter Leichnam," sprach er, „nach drei Tagen von den Wellen an's Ufer geworfen wird, werden Sie nicht schaudern, Kappler?"

„Allerdings," gestand offenherzig der Sportelschreiber, „diese Nachricht würde mir durch und durch gehen."

„Dann sagen Sie zu sich selbst," fuhr der Lieutnant im Grabestone fort: „Registrator, das ist dein Werk."

Kappler, obschon mit höchster Anstrengung, widerstand auch diesem Sturme.

„Ja," seufzte er herzbrechend, „so werde ich sprechen müssen."

„Und wenn mein Leichnam gerichtlich aufgehoben," sprach Langschädel weiter, „und nach der Stadt gebracht wird, und Sie sehen mich, der ich jetzt gesund und lebensfrisch vor Ihnen stehe, als leblose Masse vor sich."

„Gott möge mich stärken, diesen scheußlichen Anblick zu ertragen," erwiederte der Sportelschreiber, „aber ich hoffe, man wird Sie an Ort und Stelle beerdigen."

„Gehen Sie, Sie sind ein Unmensch, ein Barbar," rief der Lieutnant, erbost, daß der Sportelschreiber, trotz der tragischen Redensarten, seiner Pflicht nicht abwendig zu machen war, „in Ihrer Brust schlägt kein Herz, in Ihren Adern rollt kein Blut."

Kappler ließ diese harten Beschuldigungen schweigend über sich ergehen. Er litt unaussprechlich.

Der Brückenzollgeldereinnehmer feuerte jetzt sein letztes Belagerungsgeschütz auf den Sportelschreiber ab.

„Wohlan," sprach er, „wenn auch meine Ehre, mein Leben Ihnen nichts gilt, so bedenken Sie wenigstens meine Nichte. Dieses eben so unschuldige wie unglückliche Mädchen verliert in mir ihren einzigen Schutz und Schirm, ihren Ernährer. Mein Unglück reißt auch sie in den Abgrund. Sie wird meine Schande und meinen Tod nicht überleben und mir in die Wellen folgen. Das bejammernswerthe Kind, das immer so liebevoll von Ihnen sprach und stets so große Stücke auf Sie hielt. Durch eine unbedeutende Gefälligkeit konnten Sie uns retten. Sie haben es nicht gewollt. Wohlan, unser Blut über Sie, Herzloser!"

Das war zu viel. Der Sportelschreiber sank vernichtet auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Zwölftes Kapitel.

Der verhängnißvollste Tag im Leben des Sportelschreibers Kappler.

Der Sportelschreiber war endlich der Versuchung unterlegen und hatte, wie sehr sich auch sein Gewissen dagegen sträubte, die achtzig Thaler aus der ihm anvertrauten Kasse entnommen und sie Langschädeln

überantwortet. Doch kaum war dieses Geld aus seinen Händen, als ihn eine Angst ergriff, wie er solche noch nie in seinem Leben empfunden hatte. Ruhlos und in halber Verzweiflung rannte er noch in später Abendstunde in's Freie, um den bösen Gedanken, die ihn unablässig verfolgten, zu entfliehen. Wiederholt stand er im Begriff, zu Langschädeln zu eilen und denselben bei der Barmherzigkeit des Himmels zu beschwören, die Geldsumme wieder herauszugeben, weil sein Gewissen ihm keine Ruhe lasse. Einmal war er wirklich nach dem Brückenhause unterwegs und schon in die Nähe desselben gekommen, als der Zufall wollte, daß ihm Langschädel, welcher unterdeß die achtzig Thaler nach Hause getragen und nur einen Theil der Summe zu sich gesteckt hatte, um gewissenlos genug mit dem fremden Gelde sein Glück auf der Spielbank von Neuem zu versuchen, entgegen kam. Die Zwei rannten, da es bereits dunkel war, an einander, denn Beide hatten den Kopf voll und große Eile, Kappler, um das Brückenhaus, und Langschädel, um die Spielbank so schnell wie möglich zu erreichen.

So wie der Sportelschreiber den Lieutnant erkannte, begann er sogleich mit Beschwörungen Himmels und der Erde, daß Langschädel ihm nur die einzige Gnade erzeige und das Geld wiedergebe.

„Es läßt mir nirgends Ruhe," betheuerte Kappler voller Angst, „es ist mir zu Muthe, als habe ich einen Todtschlag begangen."

„Einbildungen," erwiederte der Lieutnant, „Phantasieblasen; das kommt vom Magen, Sie sitzen zu viel, machen sich zu wenig Bewegung; trinken Sie ein Glas Wasser, da wird Ihnen besser werden."

„Vier Meßkannen, geehrter Herr Lieutnant, hab' ich schon hinunter," versicherte der Sportelschreiber, „aber es hilft nichts."

„Sie müssen einmal zur Ader lassen," rieth Langschädel und wollte fort, Kappler aber faßte ihn krampfhaft am Arme.

„Das soll Alles geschehen," rief er, „später; aber geben Sie mir das Geld her."

„Seien Sie kein Thor, Kappler," erwiederte ungehalten der Lieutnant, „Sie haben es mir kaum vor einer Stunde geliehen. Morgen um diese Zeit soll die ganze Summe in Ihren Händen sein."

Den Sportelschreiber faßte Verzweiflung; er klammerte sich noch fester an den Lieutnant.

„Das Geld muß ich haben," wiederholte er in höchster Angst, „ich stehe sonst nicht dafür, daß ich mir ein Leids thue."

„Ach, lassen Sie mich, zum Satan," rief der Lieutnant wild, riß sich los und war in der Dunkelheit verschwunden. Der unglückliche Kappler ward von dem energischen Rucke Langschädel's einige Schritte in die Straße geschleudert. Als er wieder zum Stehen kam, war keine Spur von dem Lieutnant zu entdecken.

Der Sportelschreiber schwankte, Verzweiflung im Herzen, durch einige Gassen, dann trat er den Heimweg an.

Die Nacht, welche diesem Abende folgte, war die schrecklichste im Leben unsers Kappler. Kein Schlaf kam in seine Augen; von den heftigsten Gewissensbissen gepeinigt, wälzte er sich ruhlos auf dem Lager. Ein solches Verbrechen hatte sich der gewissenhafte Mann im Leben nicht zu Schulden kommen lassen. Er begriff gar nicht, wie er sich durch den Lieutnant, in dem er jetzt seinen wahren bösen Feind erkannte, zu der unerhörten That, die ihm anvertraute Kasse anzugreifen, habe können verleiten lassen. Sein gu-

Engel mußte ganz von ihm gewichen sein, als er allerdings zitternde Hand nach den Geldrollen der ortelkasse ausstreckte. Er begriff nicht, wie er den ſten Morgen dem Herrn Stadtrichter unter die jen treten wollte, ohne von dem bösen Gewissen eich verrathen zu werden. Ihm ahnete für den tigen Tag das entsetzlichste Unglück, was nur einen ıſchen treffen könne.

Nach endlos qualvollen Stunden brach der verznißvolle Tag an. Der Sportelschreiber war wie hlagen, als er sich von seinem schmerzvollen Lager b; sein Gesicht glich dem eines Todten. Er hatte ganze Nacht kein Auge zugethan. Selten ward ein Beamteter wegen übertretener Pflicht durch eigene Bewußtsein in solchem Grade bestraft.

Als die Stunde erschien, wo er auf's Stadtgericht n sollte, getraute er sich kaum über die Straße. ı böses Gewissen flüsterte ihm zu, daß um sein rechen bereits die ganze Stadt wisse. Er wagte einem der Begegnenden aufzublicken.

Unter der Rathhausthür stand Kellerröschen.

„Mein Gott, Herr Kappler," rief Röschen, als es Sportelschreibers ansichtig wurde, „wie sehen denn aus, bleich wie der Tod; ist Ihnen nicht ?"

Die Donnerschläge des ewigen Gerichts tönten Worte an Kappler's Ohr. Er raffte sich mit ılt zusammen, um so unbefangen wie möglich zu inen.

Mir ist ganz vortrefflich zu Muthe, mein liebes)en," stotterte er, „ein bischen Erkältung, leichfröſteln mit etwas Herzklopfen, sonst thut mir Finger weh."

Nehmen Sie sich in Acht," ertheilte Röschen den

guten Rath, „es ist jetzt ungesund Wetter, es liegen viele Leute."

„Will mich schon halten," tröstete der Sportelschreiber und stieg halbtodt die Rathhaustreppe empor nach dem Stadtgericht.

Als er die Expedition betrat, war Kapplern, wie er später gestand, accurat zu Muthe, als solle er geköpft werden. Er nahm unter Fieberfrost seinen gewohnten Platz und wagte kaum einen Blick nach dem Actuarius zu werfen, welcher bereits schreibend am Pulte saß.

Endlich erschien der Stadtrichter; er ging gewohnter Weise mit einem kurzen Gruße beim Sportelschreiber vorüber. Kappler fuhr grüßend von seinem Stuhle empor. Kleinsimon fand in der desperaten Devotion des Sportelschreibers nichts Ungewöhnliches; er bemerkte daher auch dessen aufgeregten Zustand nicht.

Eine tödtliche Stunde verstrich. Obschon sonst der Actuar wie der Stadtrichter oft bei Kapplern bald nach diesem, bald nach jenem sich zu erkundigen pflegten, so fiel doch diesmal zufällig nichts vor, was einer Anfrage bedurft hätte. Der Sportelschreiber, welcher dies für ein höchst böses Zeichen hielt, glaubte sich schon verrathen. Zugleich pries er jedoch auch sein Glück, daß er mit Nachfragen verschont blieb; denn dem Frager mußte sein fieberhafter Zustand sogleich klar werden.

Es erschienen einige Parteien, welche bald die Thätigkeit Kleinsimon's, bald die des Actuars in Anspruch nahmen. Kappler wünschte, ganz Neukirchen läge heut mit einander in Prozeß und verhandle seine Sache auf dem Stadtgericht.

So war der verhängnißvolle Vormittag bis auf

iderthalb Stunden verstrichen. Sobald auch diese erstanden waren, hoffte der Sportelschreiber, daß er rettet sei. Denn sogleich nach Tische brachte Langädel die achtzig Thaler und Kappler konnte sie unmerkt der Sportelkasse wieder einverleiben.

Schon athmete Kappler etwas leichter, da eine iertelstunde nach der andern verstrich und ihn der rlösung näher brachte. Auf dem Rathhausthurme lug es bereits eilf Uhr; wenn die Verhandlungen t den Parteien nur noch ein Stündchen währten, ır er gerettet. Noch nie in seinem Leben hatte der portelschreiber so oft nach seiner Taschenuhr gesehen e heute, und noch nie war ihm der Zeiger so langm vorgerückt wie diesmal. Er stand wie angenalt, so daß Kappler wiederholt die Uhr an's Ohr elt, um sich zu überzeugen, ob sie noch gehe.

Er war eben im Begriff, seinen corpulenten Zeitsser in das ihm bestimmte Futteral zu versenken, s der Stadtrichter erschien und aus seinem Munde gende verhängnißvolle Worte vernehmbar wurden:

„Bald hätt ich's vergessen, Kappler, der Steuerınehmer hat mir geschrieben, er braucht diesen Vorttag noch zweihundertfunfzig Thaler; säumen Sie ht, diese Summe sogleich zurecht zu machen."

Kleinsimon eilte nach dieser Rede zu den Parteien rück. Kappler aber saß eine Zeit lang wie vom chlage gerührt.

So war denn sein Unglück für diese Welt entieden. Trotz dem, daß er durch seine beängstigenı Ahnungen auf diesen Himmelseinsturz gefaßt gesen, so war doch die Gewißheit, die nicht die geıgste Hoffnung mehr zuließ, fürchterlicher denn Alles. oeihundertfunfzig Thaler! Wie wollte er diese Summe den fehlenden achtig Thalern, die er Langschädeln

überantwortet hatte, zusammenbringen? Die ganze Sportelkasse betrug keine dreihundert Thaler. Wenn doch nur der Steuereinnehmer wenigstens bis Nachmittags gewartet hätte. Da hatte Langschädel bezahlt, und Alles war in Ordnung. So mußte aber alles Unglück über dem Haupte des unglücklichen Sportelschreibers zusammenbrechen.

„Allgerechter," stammelte er, vernichtet auf seinen Sessel zurücksinkend, „du strafst den Missethäter gerecht, aber hart." Der Unglückliche war so ergriffen, daß er kaum ein Glied zu rühren vermochte. Kein Ausweg, kein Rettungsstrahl zeigte sich in dem unbeschreiblichen Unglück.

So saß der Sportelschreiber, einem Steinbilde nicht unähnlich, eine geraume Zeit starr und unbeweglich, als, um das Maaß seiner Leiden vollzumachen, der Steuereinnehmer erschien, unfehlbar, um die zweihundertfunfzig Thaler in Empfang zu nehmen.

Doch, wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten, ein eben so altes als wahres Sprichwort. Der Steuereinnehmer erklärte, daß er die bewußte Summe erst heute Nachmittag durch seinen Expedienten werde abholen lassen. Zugleich bat er, wenn es möglich wäre, um gute Münzsorten. Kappler war gerettet. So nahe am Abgrunde hatte ihn eine gütige Vorsehung zurückgezogen. Als sich der Steuereinnehmer, nachdem er dem Sportelschreiber wegen dessen bleichen Aussehens noch einige diätetische Regeln ertheilt, wieder entfernt hatte, rollten ob der unverhofften Rettung stille Thränen über Kappler's Wangen. Er dankte Gott inbrünstiglich für die Prüfung, war sie auch noch so herbe gewesen. Er hielt sie für die gerechte Strafe seiner Pflichtverletzung. Sie sollte ihm zugleich eine Warnung sein,

i er von Gottes Wegen künftig nicht einen Finger
it abweiche.

Der gute Sportelschreiber eilte, als die Rathhaus-
die Stunde der Befreiung geschlagen, wie ein
ger Gott nach Hause, flehte zum Himmel, daß er
wie alle Menschen, vor einer ähnlichen Prüfung
ahren möge, und verzehrte sein frugales Mittags-
unter dankenden Gebeten.

Indeß sollte trotzdem die Prüfung des guten Kappler
nicht ihr Ende erreicht haben, er sollte wegen
r Unvorsichtigkeit, dem Lieutnant eine bedeutende
nme geliehen zu haben, noch härter bestraft werden.

Der Sportelschreiber hatte abgetafelt und hoffte
Minute zu Minute, Langschädeln mit den acht-
Thalern in's Zimmer treten zu sehen. Wer aber
erschien, war der Herr Lieutnant. Kappler,
dem fast eine halbe Stunde über den Termin der
zahlung verstrichen, ward unruhig; er wartete
eine halbe Stunde, und als auch da der Brücken-
eldereinnehmer nicht erschien, ward der Sportel-
ber sehr ärgerlich.

„Diese Nachlässigkeit des Herrn Lieutnants,"
h er, „grenzt fast an Gewissenlosigkeit. Punkt
Eins sollte ich das Geld wieder haben, und jetzt
s halb zwei geschlagen und ich warte noch immer.
hat man davon, wenn man gefällig ist. Wenn
Geld mein wäre, wollte ich nichts sagen, so aber
anvertrautes Gut. Der Herr Lieutnant sollte
wissen, was es damit auf sich hat."

lls der Herr Lieutnant trotz dieser sehr richtigen
rkungen nichts von sich hören ließ, gerieth der
telschreiber in immer größere Unruhe und Besorgniß.
Es ist wahrhaftig nicht auszuhalten," sprach er,
steckt nur Langschädel? Binnen einer kleinen

Stunde muß ich auf's Stadtgericht und brauche das Geld."

Endlich schlug es drei Viertel auf zwei. Jetzt blieb dem geplagten Sportelschreiber nichts übrig, als selbst sich zu Langschädeln zu begeben und das Darlehn zu holen. Voller Angst machte er sich auf den Weg nach der Brückenzollgeldereinnahme. In einer weniger ängstlichen Angelegenheit würde ihm dieser Gang sehr süß vorgekommen sein, denn er führte ihn ja in die größte Nähe der angebeteten Nichte. Heute ward ihm aber dieser Rosenpfad verbittert.

Kappler war nicht allzuweit von dem Ziele seiner Wanderung, als ihm in großer Hast Langschädel in den Weg lief.

„Gott sei Dank," sprach Kappler, sich den Angstschweiß von der Stirn trocknend, „daß ich Sie endlich treffe; wie auf Kohlen habe ich gesessen. Sie wollen gewiß zu mir?"

„Mein charmanter Freund," erwiederte Langschädel mit unsicherer Stimme, „ich muß Ihnen ein offenherziges Geständniß thun —"

„Nun, nun," drängte der Sportelschreiber, „hat Ihre Kasse bei der Revision nicht vollkommen gestimmt? Ja, das ist eine böse Sache, die einem schwer im Kopfe herumgeht, oft wegen weniger Groschen."

„Ach, mit meiner Kasse möchte es sein," erwiederte der Lieutnant, „die Untersuchungsbehörde ist bereits wieder abgereist, ohne nachgefragt zu haben, aber ich kann Ihnen Ihre achtzig Thaler für den Augenblick nicht wiedergeben."

Kappler glaubte nicht recht gehört zu haben und frug blos: „Wie meinen Sie?"

„Ich ließ mich vom Teufel blenden," fuhr der gewissenlose Langschädel fort, „und wollte mein Glück im Pharao versuchen, da ging das Geld bis auf we-

: Thaler verloren, so daß ich für den Augenblick
l außer Stande bin, es Ihnen zurückzuzahlen;
ß sollen Sie nicht zu lange zu warten brauchen;
hoffe auf Summen aus dem Süden."
Der Sportelschreiber ward todtenbleich, seine Knie
innen zu wanken und er mußte sich an dem neben
befindlichen Zaune anhalten, um nicht umzusin-
Er war im ersten Augenblicke nicht vermögend,
Wort hervorzubringen.
„Was sind achtzig Thaler in Ihrer Kasse," trö-
der Lieutnant, „die werden so bald nicht vermißt."
„Aber ich brauche sie heut' Nachmittag," stam-
e der unglückselige Kassenverwalter.
„So müssen Sie sich auf irgend eine Ausflucht
nen," erwiederte Langschädel, „ein kleines Deficit
it oft vor, so etwas fällt nicht auf."
Kleines Deficit —" sprach Kappler ersterbend.
Noth macht erfinderisch," fuhr der Lieutnant
„Sie werden schon etwas aussinnen. Ich habe
fünf Thaler von dem Gelde, damit will ich so
noch einmal mein Glück versuchen; wenn mir
es wohl will, kann ich in Kurzem die achtzig
r wiedergewinnen und noch ein paar Mal achtzig
Aber ich muß eilen, sonst finde ich keinen gu-
Platz am Pharaotische."
Mit diesen Worten eilte er so schnell, als ihn
Füße tragen wollten, davon, und ließ den Spor-
eiber in einem Zustande zurück, der kaum zu
iben ist.
aß die Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit bei
Menschen einen so hohen Grad erreichen könnten,
sie jetzt am Lieutnant kennen gelernt, davon
der unschuldige Kappler freilich nie eine Ahnung
. Das größte Unglück, gepaart mit Verzweif-

lung an der Menschheit, brach dermaßen über den armen Mann herein, daß er am ganzen Körper wie gelähmt war und nur mit Mühe Schritt für Schritt sich langsam vorwärts zu bewegen vermochte. Er schlich den Tod im Herzen ein Stück die Promenade entlang, aber war so schwach, daß er sich endlich auf eine Bank setzen mußte. Er redete sich ein, geträumt zu haben, und daß die Erscheinung Langschädel's ein Trugbild der Hölle gewesen, aber dieser Selbstbetrug hielt nicht lange wieder. Der Gedanke, als Kassendefraudant in Untersuchung zu kommen und vor Gericht gestellt zu werden, seine Ehre, sein Amt, sein Brod mit einem Schlage zu verlieren, trat immer lebhafter vor sein erschüttertes, verzweifeltes Gemüth, und war mehr, als der ängstliche, gewissenhafte Mann zu ertragen vermochte. Obschon einige Gewissensscrupel in seinem frommen, christlichen Gemüthe aufstiegen, so war und blieb der Tod in den Wellen der Werla sein einziger Retter und Befreier von seinen namenlosen Leiden.

Ja, der unglückliche Kappler, wie sehr er früher gegen den Selbstmord mit unantastbaren Gründen und vieler Würde geeifert, fühlte in sich nicht die erforderliche moralische Kraft, so außerordentlichem Unglück kühn die Spitze zu bieten. Der Selbstmord blieb bei ihm fest beschlossen.

Auf den Thürmen der Stadt hatte es bereits die zweite Stunde des Nachmittags geschlagen, welche ihn auf die Expedition rief; aber an das Stadtgericht dachte er mit Entsetzen.

„Gott möge mir vergeben," sprach der Unglückliche, „wenn ich vielleicht ein paar Jahre früher komme, als mir beschieden; aber als ehrloser Mann kann ich nicht länger leben. Das wird mir auch keine christliche Seele verdenken. Es ist ein bitterer Kelch;

er kommt von Gott, auch mein Heiland hat ihn
ken müſſen; er ſei mein Troſt, und der Name des
ren ſei gelobt."
Der Sportelſchreiber fand ſich durch dieſe religiö-
Gedanken in ſo weit geſtärkt, daß er wenigſtens
er auf ſeinen eigenen Füßen ſtehen konnte. Er
wirklich im Begriff, ſeinen Weg nach den Ufern
Werla einzuſchlagen, um ſeinem Leben, das jetzt
n Werth mehr für ihn hatte, ein Ende zu machen,
der Hofcommiſſair unter den ſchattigen Linden
Promenade ziemlich eilfertig daher kam.
Kappler, mit Todesgedanken beſchäftigt, hatte
wahre Menſchenſcheu bekommen. Er ſah den
ommiſſair zwar daher kommen, erkannte ihn
nicht, und um der Menſchengeſtalt nicht in den
zu gerathen, wollte er einen Fußpfad einſchla-
der von der Lindenallee abwärts nach dem Werla-
führte, als er mit Entſetzen die Stimme des
mmiſſairs hörte, die ihm ſchon von ferne zurief,
zu bleiben.
Das wird wohl deine letzte Prüfung hienieden
Kappler," ſprach der Sportelſchreiber ſeufzend
ſelber, „wär'ſt du nur ſchon todt."
r war ſtehen geblieben und harrte geduldig, was
eben in der Perſon des Hofcommiſſairs noch
m wolle. Seine Stimmung, durch das allzugroße
k niedergebeugt, war ſchon reſignirend geworden.
carius kam ſchnellen Schrittes auf den Spor-
iber zu, und nahm ihn, ohne daß er deſſen
ifelten Zuſtand bemerkt hätte, vertraulich un-
Arm.
s iſt gut, daß ich Sie treffe," ſprach er ange-
ich, „ich würde Sie ſonſt in Ihrem Quartier
cht haben; ſagen Sie mir vor allen Dingen,
r, haben Sie nicht Luſt zu heirathen?"

„Heirathen!“ seufzte der Sportelschreiber, und glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Es ist mein voller Ernst,“ fuhr Eccarius, dem die Sache sehr am Herzen zu liegen schien, fort, „ich wüßte eine scharmante Partie; was meinen Sie, Kappler?“

Der Sportelschreiber seufzte abermals. Wenn man im Begriffe steht, in's Wasser zu gehen; hat man gewiß nicht die entfernteste Neigung zu heirathen.

Der Hofcommissair war unermüdlich, Kapplern die Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens, so wie die Vorzüge des Mädchens aus einander zu setzen, welche er ihm zur Lebensgefährtin bestimmt hatte.

Als der Sportelschreiber, welcher mit der Welt schon abgeschlossen hatte, und ganz in Todesgedanken vertieft war, auf des Hofcommissairs Heirathsinsinuationen nur mit dumpfen Seufzern antwortete, so fiel diese an Kapplern völlig ungewohnte Weise dem Eccarius endlich auf; er betrachtete sich den Sportelschreiber genauer und erschrak wahrhaft ob dessen bleichen Aussehens.

„Kappler, was ist Ihnen,“ frug er nicht ohne Besorgniß, „ist Ihnen nicht wohl?“

Der Sportelschreiber wandte sein Gesicht ab und stieß einen herzergreifenden Seufzer aus.

„Heraus mit der Sprache,“ drängte Eccarius, „Ihnen muß etwas Außergewöhnliches passirt sein.“

„Lassen Sie mich, hochgeehrter Herr Hofcommissair,“ erwiederte Kappler mit gepreßter Stimme, „ich habe auf dieser Welt nichts mehr zu suchen.“

„Hoh hoh!“ meinte Eccarius, „ich habe für Sie das liebenswürdigste Mädchen zur Gattin ausgesucht, nun wollen Sie von der Welt nichts mehr wissen.“

Der Sportelschreiber verharrte in seiner grabesdüstern Stimmung.

Eccarius ward immer begieriger, welches wohl der

rund zu Kappler's Todesgedanken sein möchte. Er
ß nicht nach; und wie schwer es auch dem Spor-
schreiber ankam, so sah er sich endlich gezwungen,
ganze unselige Geschichte mit Langschädel dem
fcommissair mitzutheilen.

Als er zu Ende war, blieb letzterer stehen und
hm eine sehr ernste Haltung an.

„Wie?" frug er in strengem, rügendem Tone,
t das ein Benehmen eines religiösen Mannes, wie
e sein wollen? hat Ihnen Ihre Religion so wenig
rtrauen zu Gott und so wenig Kraft verliehen,
i Sie ob eines irdischen Mißgeschicks, einer irdi-
n Prüfung sogleich verzweifeln, und ein Vergehen
ch ein Verbrechen sühnen wollen? Hatten Sie so
ig Vertrauen zu den Menschen und namentlich
mir, daß Sie sich in Ihrer Noth nicht zu ent-
en wagten? Ei ei, mein guter Kappler, auf welch'
immen Wegen wandeln Sie? Der wahre Christ,
treu am Glauben auf Gottes Liebe und Barm-
igkeit hält, wird nicht gleich in dem Grade ver-
ifeln, daß er den Kopf verliert. Da können Sie
n, wie der beste Mensch in Gefahr läuft zu
ucheln, sobald das Mißgeschick einigermaßen schwer
ihn hereinbricht. Kommen Sie mit zu mir;
werde Ihnen die achtzig Thaler so lange vor-
ßen, bis Ihnen Langschädel diese Summe zurück-
t. Sie verdienten, daß ich Ihnen noch tüchtig
derb den Text läse, weniger weil Sie so schwach
en, dem Lieutnant von anvertrauten Geldern zu
en, sondern weil Sie so wenig Vertrauen zu mir
en, gleich den Kopf verloren und gar im Begriff
den, ein Verbrechen zu begehen, das auf Erden
t wieder gut zu machen ist. Zugleich ersehen Sie
us, indem ich Ihnen gerade jetzt begegnete, wie
sichtig die Vorsehung mit ihren Kindern umgeht,

und Alles gern zu unserer Rettung thut, wenn wir derselben einigermaßen werth sind."

Auf diese Weise hatte Kappler den Hofcommissair nie mit sich reden hören. Er war von dem überraschenden Schicksalswechsel so angegriffen, daß er sich wieder auf die Bank setzen mußte. Eccarius nahm neben ihm Platz und sprach, den Zustand Kappler's berücksichtigend, sanft und liebreich zu ihm. Der Sportelschreiber sah endlich sein Unrecht ein, und weinte wie ein Kind. Er gelobte heilig und theuer Besserung und umarmte in höchster Bewegung seinen Retter einmal über das andere.

Nachdem er sich in so weit erholt hatte, um wieder gehen zu können, folgte er dem Hofcommissair nach seiner Wohnung, wo er unter strömenden Thränen die achtzig Thaler in Empfang nahm.

„Ich erkläre nochmals," versetzte Eccarius, „daß ich das Geld nicht eher zurückverlange, bis Sie von Langschädeln die geliehene Summe zurückerstattet erhalten. Also machen Sie sich wegen der Rückzahlung nicht die geringste Sorge, und nach der Expeditionszeit besuchen Sie mich auf ein frugales Abendbrod, ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu sprechen."

Der glückselige Sportelschreiber eilte neugeboren nach dem Stadtgerichte.

Dreizehntes Kapitel.

Post nubila Phoebus.

Der Sportelschreiber fand sich nach abgelaufener Expeditionszeit pünktlich beim Hofkommissair, in dem er jetzt seinen guten Engel verehrte, ein.

Man nahm an dem sauber gedeckten Tischchen

Platz. Eccarius schenkte die Gläser voll und brachte das Gespräch wieder auf's Heirathen.

„Kappler," sprach er, „es ist nicht gut, wenn der Mensch allein ist, das müssen Sie als Bibelkenner wissen, warum thun Sie nicht dazu und heirathen nicht? Sie werden nicht jünger, kommen in die Jahre, wo weibliche Pflege Noth thut, bedenken Sie das."

„Ich habe über die vorzüglichen Eigenschaften des Heirathens," wagte der Sportelschreiber zu erwiedern, „reiflich nachgedacht, und die Wahrheit derselben in aller Hinsicht bestätigt gefunden."

„Also, was zaudern Sie?" frug der Hofcommissair, „Sie sehen die Vorzüge des ehelichen Lebens ein."

„Allerdings, mein hochverehrtester Herr Hofkammercommissair, jedoch in Erwägung —"

„Was ist da zu erwägen, frisch geheirathet!"

„In Erwägung meiner nur für meine Person hinreichenden Einkünfte," gab Kappler zu bedenken.

„Da kommen wir auf mein früheres Kapitel," sprach der Hofcommissair, „warum halten Sie nicht um Gehaltzulage an?"

„Das möchte sich denn doch wohl nicht gut in Ausführung bringen lassen."

„Wohlan," fuhr Eccarius fort, „so legen Sie die Sportelei nieder, geben Sie Ihre Stelle beim Stadtgericht auf, ein Mann wie Sie kommt überall fort."

Kappler entsetzte sich ob dieser Zumuthung; außerhalb der Sportelschreiberei kam ihm Alles öde und grau vor.

„Getrauten Sie sich wohl," frug der Hofcommissair, „bei einer jährlichen fixen Einnahme von vierhundert Thalern mit einer höchst wirthschaftlichen Frau auszukommen?"

„Schätze sammeln, Schätze sammeln, geehrtester Herr Hofcommissair!" rief der Sportelschreiber.

„Wenn auch dieſe nicht," lächelte Eccarius, „aber ich glaube auch, daß Sie bei guter Wirthſchaft und erwähnter Einnahme in Neukirchen nicht Noth zu leiden brauchen. Nun ſehen Sie, ich wüßte eine ſolche Stelle für Sie; der zeitherige Rechnungsführer in meiner Fabrik tritt in Staatsdienſt. Unter der Bedingung, daß Sie heirathen, ſollen Sie dieſe Stelle haben."

Kappler glaubte vom Stuhle zu fallen; aber zugleich bedachte er auch, daß der Hofcommiſſair nur ſpaße.

„Es iſt mein vollkommener Ernſt," fuhr Eccarius ruhig fort, „aber, wie geſagt, — heirathen, das iſt die Hauptbedingung."

„Ja, wenn mich nun aber keine mag," ſtammelte endlich der Sportelſchreiber kleinmüthig.

„Es wird Sie ſchon eine mögen," verſetzte der Hofcommiſſair. „In der Hoffnung, daß Sie nichts dawider haben, bin ich ſo frei geweſen, in Ihrem Namen bei einem wahrhaft liebenswürdigen Mädchen um Dero Hand zu bitten und habe keine — abſchlägliche Antwort erhalten."

Dem Sportelſchreiber ward es jetzt außerm Spaße; er faltete die Hände und ſprach Gott ergeben: „Mein Leben ſteht in Ihrer Hand, hochverehrteſter Herr Hofkammercommiſſair."

„Wohlan," fuhr Eccarius ernſt fort, „ich will Sie, lieber Kappler, nicht länger auf die Folter der Neugier ſpannen. Ziehen Sie morgen Ihr ſonntäglich Kleid an und halten Sie in Perſon um die liebenswürdige Agnes Langſchädel an. Ich gebe Ihnen mein Wort als Ehrenmann, Sie werden keinen Korb erhalten. Ich habe bereits Alles in Ordnung gebracht, das Mädchen war Ihnen von jeher nicht ungewogen, durch Ihre ſo wahrhaft edelherzige Handlung aber, indem Sie unbekannter Weiſe Ihre ſämmtlichen ſauer erſparten paar Thaler zum Opfer brachten, haben Sie

des Mädchens Herz gänzlich gewonnen. Sie haben hier, Kappler, ich sage es Ihnen ohne Schmeichelei, eine That vollbracht, um die Sie jeder Edelherzige nur beneiden, und die Ihnen nie ganz belohnt werden kann. Zudem bedarf Agnes eines Versorgers, denn Freund Langschädel ist sicher am längsten Brückenzollgeldereinnehmer gewesen."

Wer vermöchte Kappler's Zustand nach diesen Worten des Hofcommissairs zu beschreiben. Er dachte im ersten Augenblicke, es sei entweder mit ihm oder mit dem Hofcommissair nicht richtig. Eccarius mußte erst ganz umständlich werden, seine Einmischung in die Heirathsangelegenheit mit der angebeteten Agnes ganz ausführlich auseinander setzen und motiviren, ehe der Sportelschreiber dahin gebracht werden konnte, diese unerhörte Himmelfahrt nur oberflächlich zu fassen.

Der Hofcommissair sprach noch ein Langes und Breites und so war's und blieb's nicht anders. Kappler war so gut wie Bräutigam der liebenswürdigen Agnes und Rechnungsführer mit vierhundert Thalern fixen Gehalt.

Wie der Sportelschreiber diese Nacht nach Hause gekommen, wußte er nicht; fortwährend aber klangen ihm die letzten Worte von Eccarius in den Ohren: „Die Hochzeit werde ich ausrichten!"

Der Hofcommissair hielt in Allem, was er versprochen, redlich Wort. Kappler mußte seinen Abschied als Stadtsportelschreiber einreichen und ward Rechnungsführer in der Fabrik von Eccarius. Desgleichen mußte er persönlich um die Hand von Langschädel's Nichte anhalten, ein Unternehmen, das für ihn mit den außerordentlichsten Schwierigkeiten verbunden war und wozu er sich nimmermehr verstanden haben würde, wenn ihm nicht der Hofcommissair thatkräftig zur Seite gestanden.

Agnes war durch das seltene Opfer, das Kappler, um die Auspfändung zu verhindern, ihr gebracht, dermaßen in des Sportelschreibers engelgutes Herz verliebt, daß sie seine übrigen kleinbürgerlichen Seltsamkeiten gern übersah. Sie war überzeugt, daß sie mit solch einer edlen Seele nicht unglücklich werden könne. Zudem erhielt sie ihr gutes Auskommen, und auf eine anderweite Partie konnte sie bei ihrer Mittellosigkeit nicht rechnen; auch stand sie bereits in den Jahren, wo die Mädchen weniger eigensinnig zu werden pflegen in der Wahl eines Lebensgefährten.

Der überselige Kappler ward also erhört. Was er sich nie hätte träumen lassen, war in Erfüllung gegangen. Vierhundert Thaler Gehalt und den Abgott seiner Seele zur Frau. So belohnt oft der Himmel gute Thaten schon hienieden.

Die Hochzeit, welche acht Wochen später der Hofcommissair ausrichtete, war äußerst splendid. Selbst Seine Excellenz der General Kirchner, der fortwährende Freund von Eccarius, beehrte sie mit seiner Gegenwart und hatte seine wahre Freude an dem ehrlichen Kappler, den glücklichsten Bräutigam, den es wohl je gegeben hat. Die Jungfer Braut machte sich ganz allerliebst und versprach, die liebenswürdigste Frau zu werden.

Auch für Langschädel war der Hochzeittag seiner Nichte ein Tag des Segens. Der General und Eccarius hatten zusammengelegt, seine Schulden bezahlt und ihn vom Untergange diesmal gerettet, jedoch unter der unwiderruflichen Bedingung, daß, sobald man wieder von einem Hazardspiele höre, dem er sich hingegeben, er sofort abgesetzt und in's Landarbeitshaus gebracht werden sollte. Sein Schicksal lag gänzlich in den Händen der beiden genannten Männer; denn sie allein hatten Kenntniß, daß der

gewissenlose Brückenzollgeldereinnehmer die eigene ihm anvertraute Kasse angegriffen hatte.

Obgleich der Inspector Sonnenschmidt die dem Wildschützen Feurich gezahlten fünfhundert Thaler noch lange nicht verschmerzt und wiederholt geschworen, mit Langschädeln nie wieder in Gesellschaft zu kommen, so hatte er doch die Einladung des gefürchteten Hofcommissairs nicht ausgeschlagen und war zu Kappler's Hochzeit erschienen. Der gute Wein übte bald seine wohlthätige Macht; der Inspector vergaß auf kurze Zeit den erlittenen Verlust und tanzte zu nicht geringer Ergötzlichkeit des Hochzeitausrichters nicht nur die Polonaise, sondern trotz seiner schwerfälligen Corpulenz sogar einige Walzer.

Den Hofcommissair selbst aber hat man lange nicht so vergnügt gesehen, als bei diesem Hochzeitfeste des ehrlichen Kappler.

Vierzehntes Kapitel.

Was aus den vier Pickwickiern endlich geworden.

Mehrere Jahre waren dahingegangen. Carl Willer war nach glänzend bestandenem Universitäts- und Staatsexamen als Advocat in's bürgerliche Leben getreten und hatte sich durch mehre glücklich geführte Prozesse, so wie durch einige sehr geistreich geschriebene Dissertationen über streitige Rechtsfälle bereits einen solchen Namen erworben, daß selbst das Justizministerium auf den jungen Mann aufmerksam geworden und ihm von mehren Seiten ehrenvolle Anträge geschahen, um den geistreichen Juristen für den Staatsdienst zu gewinnen. Willer liebte indeß, seinen alten Grundsätzen getreu, viel zu sehr die Unabhängigkeit, als daß er sich hätte entschließen können, von diesen Anträgen Gebrauch zu machen.

Der Hofcommissair Eccarius in Neukirchen, so wie der General Kirchner daselbst, freuten sich nicht wenig, daß ihr junger Freund in der Residenz seine Laufbahn so glänzend und vielversprechend begonnen. Ersterer kam daher auch von seiner frühern Lieblingsidee, daß sich Willer in Neukirchen niederlassen möchte, zurück, wie schmerzlich er dessen liebenswürdigen Umgang vermißte. Er erkannte wohl, daß das Städtchen Neukirchen für einen so ausgezeichneten Kopf, wie Willer, kein günstiges Terrain darbiete. Der Inspector Sonnenschmidt fühlte sich seinerseits hochgeehrt durch die beneidenswerthe Stellung seines Neffen in der Residenz; er vergab ihm sogar, daß er seinen Acceß beim Amtmanne Löffler zu machen verabsäumt hatte.

Trotz dem, daß mehre Jahre vergangen und Willer diese Zeit, größtentheils von Geschäften überhäuft, in der geräuschvollen und Zerstreuung aller Artd arbietenden Residenz verbracht hatte, war das Bild der holdseligen Clara von Löwenstern nicht in seinem Innern erloschen. Wie in den ersten Tagen der Bekanntschaft mit dem Fräulein, ruhte es wie eine heilige Fata morgana, wie ein stiller Segen in seiner Brust, so daß die Frauen und Mädchen der Residenz fast unbeachtet an seinen Blicken vorübergingen. Wiederholt hatte er während des mehrjährigen Zeitraums theils auf Neukirchner Harmoniebällen, theils in Soiréen beim General Kirchner Gelegenheit gehabt, Clara zu sehen und zu sprechen. Er war nach einem jedesmaligen Zusammentreffen mit dem Lieblinge seiner Seele stets für lange Zeit beseligt.

Bei Clara war dasselbe der Fall; sie liebte den jungen schönen Mann mit aller Macht ihres Herzens, verschloß jedoch diese Liebe mit solcher Sorgsamkeit in tiefinnerster Brust, daß außer Madame Chignon,

welche noch im Löwenstern'schen Hause lebte, Niemand eine Ahnung davon hatte. Dieser Liebe zu Gefallen hatte Clara bereits mehre standesgemäße und nicht unvortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewiesen. Wie viele junge adelige Herren das Mädchen in den paar Jahren daher Gelegenheit gehabt kennen zu lernen, so war Keiner im Stande gewesen, das Bild des bürgerlichen Geliebten im Geringsten zu verdunkeln und ihr Herz abwendig zu machen. Obschon Willer in neuerer Zeit recht gut im Stande gewesen, einer Gattin ein höchst anständiges Auskommen zu bieten, so war der Abstand zwischen einem Fräulein von Löwenstern und einem bürgerlichen Advocaten, nach den Ansichten, wie sie auf Ehrenberg herrschten, zu abgrundtief, als daß Willer und Clara nicht hätten den entferntesten Gedanken an eine dereinstige Verbindung aufgeben sollen. Eine Schwermuth, deren Grund man sich vergebens zu enträthseln bemüht war, hielt daher bereits seit längerer Zeit die schöne Stirn des sonst so heitern Mädchens umzogen. Der Entschluß, keinem Manne ihre Hand zu bieten, da sie dieselbe demjenigen nicht reichen durfte, welchem ihr ganzes Herz gehörte, stand in ihr unwiderruflich fest; ja sie gefiel sich sogar zuweilen in dem schwärmerischen Gedanken, ihre künftige Lebenszeit in der Abgeschiedenheit eines Klosters zu verbringen.

So standen die Sachen, als der bereits oben erwähnte Prozeß, welchen die Familie von Löwenstern mit einem deutschen Fürstenhause führte, sich seinem Ende nahte; dessen Ausgang jedoch keineswegs zu Gunsten der genannten Familie auszufallen schien. Mit dem Verluste dieses eben so langwierigen als kostspieligen Rechtsstreites war aber der Concurs des Barons entschieden, denn alsdann vermochte selbst der

reiche General Kirchner diese traurige Katastrophe nicht mehr abwendig zu machen.

Bereits waren die Endurtheile zweier Instanzen zum entschiedenen Nachtheile der Löwenstern'schen Partei ausgefallen, und schon zweifelte man nicht mehr, daß auch das entscheidende letzte Urtheil gegen sie ausfallen werde, womit der Ruin Löwenstern's entschieden war.

Voller Verzweiflung theilte der Baron dem General Kirchner diese traurigen Aussichten mit. Dieser vermochte jetzt auch nicht mehr zu helfen.

„Der einzige Rath, den ich Ihnen noch zu ertheilen vermag," sprach Seine Excellenz zu Löwenstern, „besteht darin, daß Sie den jungen Willer zu Ihrem Advocaten annehmen; ist ein Anwalt vermögend, Ihre Sache zu einem glücklichen Ende zu führen, so ist es dieser geniale Kopf."

Löwenstern schüttelte trüb' und zweifelsvoll den Kopf; sein Vertrauen zu den Advocaten überhaupt war in Folge seines langwierigen Prozesses sehr gesunken.

„Wohlan," erwiederte er endlich nach langem Schweigen, „greift ja der Ertrinkende nach einem Strohhalm; Ihr Rath soll befolgt werden."

Bereits nach wenigen Tagen saß Carl Willer im Archive des Schlosses zu Ehrenberg, ganz vergraben unter Acten des Jahre langen Rechtsstreites.

Noch keinen Prozeß hatte der junge Advocat mit solcher Liebe übernommen, mit solchem Eifer und solcher Energie angegriffen, als den der Löwenstern'schen Familie. Den Beweggrund hierzu wird sich der Leser erklären. Tag und Nacht arbeitete Willer mit wahrhaft riesenhafter Beharrlichkeit. Er bot die ganze Schärfe seines Geistes, den ganzen Schatz seiner juristischen Wissenschaft auf, um ein glückliches Resultat zu erzielen.

Nach Verlauf zweier Wochen war der Unermüdliche bereits so weit, dem Baron von Löwenstern er-

klären zu können, daß er ſich getraue, binnen Jahresfriſt den — Prozeß zu gewinnen.

Der Baron, welcher bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte und in der letztern Zeit in einen wahrhaften Trübſinn verfallen war, wollte dieſen Worten wenig Glauben beimeſſen.

Willer ſetzte ſein begonnenes Werk mit eiſernem Fleiße und bewundernswürdiger Geſchicklichkeit fort. Die Führung des Prozeſſes brachte es mit ſich, daß er oft längere Zeit in den Archiven von Ehrenberg zu arbeiten hatte. Bei ſeinem jedesmaligen Aufenthalte auf dem Schloſſe ward er ſtets zur Mittags- und Abendtafel gezogen, und keine noch ſo kleine Familienfeſtlichkeit gab es, wo er nicht zugegen war. Seine Liebenswürdigkeit im geſelligen Umgange fand man eben ſo intereſſant und angenehm, wie man ſeine Thätigkeit und Umſicht als Rechtsanwalt bewundern mußte.

Trotz der ſchwierigſten Arbeiten, die ihm im Archive oblagen und die Körper wie Geiſt in gleichem Grade abmatteten, ſo zählte er doch dieſe Tage auf Ehrenberg zu den ſeligſten ſeines Lebens. Täglich erquickte ihn das holdſelige Antlitz und der himmelvolle Umgang der Geliebten. Er würde der außerordentlichen Anſtrengung unterlegen haben, hätte ihm nicht der Gedanke, daß er zugleich für Clara arbeite, wunderbare Kraft gegeben.

Bereits nach zwei Monaten zeigten ſich die erſten glücklichen Ergebniſſe der Willer'ſchen Thätigkeit. Es erfolgte in einer Nebenpartie des Prozeſſes von Seiten des Obergerichts eine ſo günſtige Entſcheidung, daß die Hoffnung zu einem glücklichen Hauptausgange der ſtreitigen Angelegenheit immer feſtern Fuß gewann. Selbſt der Baron begann neu aufzuathmen.

In der Familie Löwenstern ward Willer als ein guter Genius verehrt.

Während der junge Advocat auf Ehrenberg arbeitete, lief von Seiten der Landesregierung seine Ernennung zum fürstlichen Rathe ein. Willer hatte im Auftrage des Justizministers eine Sache mit so viel Geschick und Glück geführt, daß ihm der Minister durch diese Ernennung seine hohe Zufriedenheit an den Tag legte.

Dieses freudige Ereigniß gab in der Familie Löwenstern Veranlassung zu einem kleinen Familienfeste, zu welchem der General Kirchner und selbst, was man sich noch vor Kurzem gewiß nicht hätte träumen lassen, der — Hofcommissair Eccarius, als intimer Freund des Generals und ehemaliger Wohlthäter Willer's, geladen war.

Der Lauf des Prozesses gewann allmälig eine immer günstigere Wendung und je näher man dem ersehnten Ziele kam, desto höher stieg die Achtung und Liebe für den thätigen Anwalt auf dem Schlosse zu Ehrenberg.

Noch war kein Jahr dahin, als Willer's wahrhaft beispiellose physische und geistige Anstrengung, welche zugleich von hohem Glück begünstigt ward, durch den entschiedensten Erfolg gekrönt werden sollte. Fast zu derselben Zeit, als der junge Mann vor einem Jahre den schon fast verlorenen Prozeß übernommen, traf das Endurtheil der höchsten Instanz auf Ehrenberg ein, wodurch der große Rechtsstreit auf das Glänzendste für die Löwenstern'sche Familie gewonnen ward, so daß letztere in den Besitz von einer halben Million Gulden gelangte.

Wer beschreibt den Jubel auf dem Schlosse. Der Baron umarmte, Thränen in den Augen, den glücklichen Anwalt, und das Fest, welches Letzterm zu Ehren gegeben ward, übertraf alle frühern an Glanz

und Fröhlichkeit. Clara selbst mußte dem freudezitternden Willer den Kranz des Verdienstes auf die schönen Locken drücken.

Als aber der erste Freudenrausch vorüber und der junge Rath vom Schlosse scheiden wollte und Löwenstern in ihn drang, die Honorarsumme zu nennen, erwiederte Willer mit dem ihm angeborenen Freimuthe, daß er diesen Prozeß nicht für Geld geführt habe; er verlange entweder einen himmlischen Lohn, oder keinen. Zugleich erklärte er offen seine Jahre lang gehegte Liebe zu Fräulein Clara, und daß er sich schmeichle, seine Neigung nicht unerwiedert zu finden; worauf er geraden Wegs um die Hand der Geliebten bat.

Dies hatte Löwenstern allerdings nicht erwartet. Der alte Stolz siegte über die wahrhafte Zuneigung, die er für den jungen Mann in seinem Herzen fühlte, und er antwortete daher ziemlich kühl, daß, wenn er von diesem Preise eine Ahnung gehabt, er auf den rechtlichen Beistand des Herrn Raths allerdings hätte verzichten müssen.

Ein eben so sonderbarer, wie für Willern glücklicher Zufall wollte es, daß während dieser verhängnißvollen Unterredung der General Kirchner in's Gemach trat. Als mehrmaliger Retter der Familie Löwenstern, wie als vertrautester Freund desselben, konnte ihm der Grund der Mißstimmung, die er bei seinen beiderseitigen Freunden wahrnahm, nicht lange verborgen bleiben. Er fand die Bitte Willer's gar nicht so außer der Ordnung, wie es bei dem Baron der Fall war, und durch sein Ansehen, wie seine kräftige Vermittelung, brachte er es wenigstens dahin, daß Löwenstern den Heirathsantrag nicht geradezu abwies, sondern sich wenigstens Bedenkzeit und Rücksprache mit seiner Familie vorbehielt. So verließ der

glückliche Advocat doch nicht ohne alle Hoffnung das Schloß Ehrenberg.

Willer sah recht wohl ein, daß der adelstolze Löwenstern niemals würde zu bewegen sein, seine Tochter einem bloßen Advocaten zu geben. Er beschloß daher, seiner Liebe auch das Opfer einer größern Unabhängigkeit zu bringen, nahm das Erbieten des Ministers an und trat in den Staatsdienst. Hier ward ihm Gelegenheit, mit dem regierenden Fürsten wiederholt persönlich zusammenzutreffen; der Einfluß des General Kirchner hatte hauptsächlich dieses Zusammentreffen zu bewirken gewußt. Der Fürst fand bald Gefallen an dem jungen geist- und gemüthreichen Manne. Nach Verlauf weniger Monate erhielt Willer das eben so wichtige wie ehrenvolle Amt eines Erziehers des Erbprinzen, welches zeither noch nie einem Bürgerlichen war übertragen worden. So füllte sich die Kluft des Standesunterschiedes zwischen dem liebenden Paare immer mehr. Der alte General betrieb außerdem die Sache seines Lieblings mit einem Eifer und einer Ausdauer, als wenn es den Sturm einer feindlichen Festung gelte. Dieser Beharrlichkeit, so wie den glücklichen Successen des jungen Willer's in der Residenz, gelang es endlich, die noch obwaltenden Bedenklichkeiten in der Familie Löwenstern niederzuschlagen. Willer erhielt nach Verlauf einiger Monate zur Feier von Clara's Geburtstage ein äußerst schmeichelhaftes Einladeschreiben von dem Herrn Baron und dessen Gemahlin. Man kann sich denken, daß der glückliche Willer keinen Augenblick zögerte, davon Gebrauch zu machen, und sich pünktlich einzufinden.

Clara's ein und zwanzigster Geburtstag wurde festlich begangen. Als aber Alles beim fröhlichen Mahle beisammensaß, erhob sich plötzlich der Herr Baron von Löwenstern und brachte ein Hoch auf den

fürſtlichen Rath Herrn Willer und ſeine Tochter Clara, welche er zugleich als Verlobte erklärte.

Unter Paukenwirbel, unter Schmettern der Trompeten und Donner der im Schloßparke aufgeſtellten Böller empfing das glückliche Brautpaar die Glückwünſche der zahlreich verſammelten Gäſte und vor Allen des alten Generals Kirchner und des Hofcommiſſair Eccarius.

Die Hochzeit ward auf den glücklichen Tag angeſetzt, an welchem vor einem Jahre die Nachricht von dem gewonnenen Prozeſſe eingelaufen war.

So ſah denn Willer den kühnſten ſeiner Erdenwünſche erfüllt und lieferte zugleich den Beweis, wie heutzutage das Talent ſein Glück machen kann, ohne durch hohe Geburt begünſtigt zu ſein, und ohne ſeinen Freimuth verleugnen zu dürfen.

Der glückliche Gatte lebte ſeit ſeiner Vermählung wieder in der Reſidenz an der Seite ſeines angebeteten Weibes, in treuer Erfüllung ſeines eben ſo ehrenvollen wie ſegensreichen Berufes ziemlich entfernt vom Geräuſche der großen Welt, ſeine wahre Zufriedenheit nur in ſtiller Häuslichkeit und im Vereine weniger gleichgeſtimmter Freunde ſuchend und findend.

Die Familie Löwenſtern, um der geliebten, einzigen Tochter ſo nahe wie möglich zu ſein, hat ſich ſpäter gleichfalls nach der Hauptſtadt übergeſiedelt.

Ungefähr ein Jahr nach Willer's Vermählung ſtarb zum Bedauern Aller, die ihn kannten, ſein treuer Freund, der alte, wackere General Kirchner, welchem das Glück des jungen Paares ſeine letzten Lebensjahre wahrhaft erfreut hatte. Er ward eines Morgens ſanft entſchlafen in ſeinem Bette gefunden.

Der Hofcommiſſair, welcher die Hoffnung längſt aufgegeben hatte, Willer'n als Advocaten in Neukirchen prakticiren zu ſehen, und dem es namentlich nach des Generals Tode wahrhaft einſam in dem Werla-

städtchen geworden, gab endlich den vielfachen Bitten und Beschwörungen Willer's nach, und zog gleichfalls nach der Residenz, wo er noch jetzt in höchst angenehmen Verhältnissen und namentlich mit Willer's auf innig befreundetem Fuße lebt.

Ehe er Neukirchen verließ, sorgte er noch auf's Wohlwollendste für seinen getreuen Kappler. Da er die Fabrik, wo ihm der ehemalige Sportelschreiber als Rechnungsführer auf das Gewissenhafteste gedient, verkaufte, so wollte er die Zukunft seines alten Freundes für immer sicherstellen und verschaffte ihm daher vermittelst seiner einflußreichen Verbindung die einträgliche Stelle eines Rendanten im fürstlichen Steueramte zu Neukirchen, welche zugleich mit Pension verbunden war.

Wer zählt die Dankesthränen des guten Kappler's, als ihm diese neue Wohlthat des Hofcommissairs eröffnet wurde. Nun war auch sein höchster Erdenwunsch in Erfüllung gegangen. Er konnte heiter und sorgenfrei der Zukunft entgegen schauen.

Was eine gute und kluge Frau über einen Mann vermag, davon lieferte unser ehemaliger Sportelschreiber einen sprechenden Beweis. Es war der liebenswürdigen Agnes gelungen, in dem äußern Menschen Kappler's eine merkwürdige Veränderung hervorzubringen. Nicht nur, daß er sich weniger sonderbar kleidet, hat auch seine übergroße Schüchternheit sichtbar nachgelassen und er sich der Gesellschaft und Geselligkeit mehr acclimatisirt. Obschon er immer noch der seelengute, gottesfürchtige, freundliche, höfliche, dienstbeflissene und zuvorkommende Mann ist, so weiß er sich doch einigermaßen freier und gelenker zu benehmen.

In seiner Häuslichkeit kann Kappler als das Muster eines liebevollen Ehemanns und zärtlichen Vaters gelten. Nichts ist rührender anzusehen, als wenn er

mit seinem dreijährigen Traugott, einem höchst drolligen Jungen, spielt, oder ihm gute Lehren ertheilt.

In neuester Zeit ist Kappler selbst zu dem in Neukirchen bestehenden Kegelvereine getreten, denn Kegel schiebt er schon seiner Gesundheit wegen für's Leben gern. Da kann ihn der Leser in den schönen Frühlings- und Sommernachmittagen wöchentlich mehrmals nach beendeter Expeditionszeit auf der Amalienhöhe, ein Vergnügungsort ganz nahe bei Neukirchen gelegen, erblicken, wie er, in der einen Ecke des Kegelhäuschens stehend, den Spielern weise, durch lange Erfahrung geprüfte Lehren über das Auflegen der Kugel, über Kantiren, den Schnitt und dergleichen ertheilt. Daß ihn jedoch trotz seiner Verheirathung und trotz des wohlthätigen Einflusses seiner Frau noch nicht alle Sonderbarkeiten verlassen haben, davon giebt die höchst verwickelte Rechnung, welche bereits geraume Zeit seinen angestrengten Fleiß in Anspruch nimmt, einen Beleg; nämlich die Berechnung aller denkbaren Arten, wie die Kegel fallen können, und wo die Kugel antreffen und welche Kegel sie berühren muß, wenn sie alle neun oder acht um den König umwerfen soll. Der möglichen Chancen hierbei sind so viele, daß der gute Kappler gar nicht begreift, wie das ein Ende nehmen soll. Die beigefügten sehr sauber ausgeführten Zeichnungen, welche die Rechnung veranschaulichen, belaufen sich allein auf etliche achtzig.

Sinkt der Abend nieder, dann erscheint nicht selten die gute Madame Kappler, Traugottchen an der Hand, und holt ihren Mann von der Kegelbahn ab. Dann wandelt das glückliche Paar noch eine Strecke in dem schönen Thale dahin und kehrt mit einbrechender Dunkelheit zu dem unfriedeten Herde.

Nichts stört den Seelenfrieden dieser Glücklichen; sie sind vielleicht die Einzigen in ganz Neukirchen,

die in ihrer großen Bescheidenheit keinen Feind haben; und so wird ihnen die so seltene Gabe des Himmels zu Theil, daß sie den Lohn ihrer Tugend bereits hienieden genießen.

Weniger Erfreuliches ist vom Inspector Sonnenschmidt zu vermelden. Durch die glänzende Laufbahn seines Neffen, die er lediglich seinem Einflusse zuschrieb, hatte er nach und nach einen solchen Hochmuth erlangt, daß fast kein Auskommen mehr mit ihm war. In gleichem Grade mit diesem Hochmuthe stieg auch sein Geiz, so daß er eines Tages bei der Nachricht von dem Fallimente einer Fabrik, bei der er mit einigen tausend Thalern betheiligt war, vom Schlage getroffen wurde und auf der Stelle todt niederfiel. Willer gelangte hierdurch als Universalerbe in den Besitz eines höchst beträchtlichen Vermögens.

Auch an dem Brückenzollgeldereinnehmer Langschädel erlebte die Welt wenig Freude. Vergebens hatten weder Eccarius noch der General Geld und Mühe gescheut, ihn vom Untergange zu retten. Das böse Prinzip hatte zu sehr die Oberhand bei ihm gewonnen. Er konnte seine Stellung nicht behaupten und starb einige Jahre nach seiner Entlassung in einer Versorgungsanstalt.

Dies ist die Geschichte der vier Männer, von denen sich im deutschen Leben manche Aehnlichkeit vorfinden dürfte. Auch sind die Neukirchner gesellschaftlichen Zustände zum großen Theile dem Leben nacherzählt. Die Farben sind hier und da etwas stark aufgetragen, doch kommen sie der Wahrheit immer näher als der Dichtung.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neunter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Je länger je lieber.

Phantasiestücke und Erzählungen

von

Ferdinand Stolle.

Leipzig,
Ernst Keil.
1853.

Inhalt.

	Seite
Der Thürmer	1
Der Sophienducaten. Erzählung.	31
Der Todtenwalzer. Phantasiestück.	49
Engelberta. Erzählung eines Arztes.	63
Der Mohr von Venedig. Ein Scherz.	89

Der Thürmer.

Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß mein Vetter eine so wichtige Person wäre. Ja, wer säh' es dem kleinen, freundlichen Manne an in der grauen Pikesche, der verblichenen Weste und dem schwarzen Sammetkäppchen auf den grauen Locken. Aber seit ich gestern in dem alten, grauen Thurme hinaufgeklettert nach seinem Adlerneste und mit ihm durchlebt die lärmenden Stunden des Tages und die stillen der Nacht, und herabgeschaut durch seinen trefflichen Dollond in das Leben der Menschen, ist mir seine Macht klar geworden. Was ist der König in seiner Gewalt und Herrlichkeit gegen ihn? Er mit seinem Hammer ist der Herrscher über unsere Freuden, unsere Leiden, der Gewaltige über Leben und Tod. Mit Ehrfurcht und Grauen hab' ich den verhängnißvollen Hammer geschaut, mit welchem mein Vetter die wechselnden Stunden verkündet an der alten, dumpfen Glocke und den Takt schlägt in dem rollenden Rade der Zeit. Er ist nicht groß und liegt auf dem kleinen Tischchen neben der Wanduhr.

Wenn mein Vetter seine Memoiren schreiben wollte über sein Thürmerleben, könnte einem durch patriotische Aufopferungen ruinirten Buchhändler wieder auf die Beine geholfen werden. Stunden lang hab' ich da oben in dem alten Großvaterstuhle des Thurmstübchens gesessen und zugehört, wie der Vetter er-

zählte von dem Lerchenjubel, wenn er am blauen Frühlingsmorgen den alten Thurm umtönt; wie die ersten Schwalben ausruhen auf dem Wetterfähnchen da oben von der langen Reise, und die goldenen, sanften Lüfte die letzten finsteren Wintergräume aus den steinernen Falten des fünfhundertjährigen Greises kosen. Da sollen — mein Vetter läßt sich's nicht nehmen — uralte Erinnerungen in dem Thurme wach werden, Erinnerungen an die Lerchengesänge vor fünfhundert Jahren; und was die thörigen Menschen da unten für Thau halten, der an seinen Wänden hinabsickert, das sind nur die Thränen, die der Urgreis der Erinnerung seiner Jugend weint. Geht's uns doch auch nicht besser, denken wir an sie zurück, und meinem Vetter dazu. Er wird auch wieder mit jung und schwingt freudiger den Hammer, und die alte Glocke freut sich mit und sendet ihre Stimme noch einmal so rein und melodisch hinaus über die Stadt und das duftende Land, den Menschen dort unten den Frühling zu verkünden.

Aber weniger erbaulich ist es anzuhören, wenn mein Vetter von der Juli-Sonne erzählt und diese auf das metallene Kreuz herabglüht, daß der Athem stockt vor erstickender Hitze, und wenn dann des Nachmittags die Gewitterberge heraufziehen schwarz und nächtig. Lautlos und bangend liegt da unten die Stadt, Alles hat sich geflüchtet, nur die Schwalben durchfahren zwitschernd den stillen Luftkreis, aber ruhig und ernst streckt der Veteran sein Haupt in die Wolkennacht. Ist es doch nicht das erste Gewitter, das um seinen grauen Scheitel tobt, nicht der erste Sturm, der in seinen steinernen Locken wühlt. Aber geschieht dann zuweilen ein Schlag, daß die Grundfesten der Erde erzittern und Alles zusammenzustürzen

droht und der jüngste Tag meinem Vetter klar vor Augen steht, dann greift der alte Mann nach der Bibel und schlägt sie auf, recht oder verkehrt, es hat allemal geholfen, und das Gewitter zog gnädig vorüber. — Wie schön und golden bricht das Abendroth hinter den zerrissenen Himmelsdecken hervor, die erquickte Gegend himmlisch erleuchtend, wie wölbt sich der Regenbogen über sanftem Abendlauten, o diese Aussicht vom Thurme! — Mein Vetter ist kein Dichter, weiß den Teufel von Poetik und Aesthetik, kennt von Schiller nur den ersten Vers von „Freude schöner Götterfunken" und von Göthe ebenfalls den ersten Vers vom „Lande, wo die Citronen blühen," aber die Thränen sind mir hervorgetreten, als er erzählte von der Aussicht vom Thurm nach dem Gewitter. — Wirbelt aber der Spätherbst das Laub der Lindenbäume bis in die heilige Höhe des Thurmstübchens, werden die Abende länger, träumen die Mädchen da unten bereits von den Bällen und die Kinder vom nahenden heiligen Christ, da greift sich nach dem Abendlauten der ehrsame Calcante des Sprengels, den Meißner Kopf in der Tasche, die finstere Thurmtreppe hinauf nach dem Himmelreiche meines Vetters; da buttelt alsbald das edle Braunbier milchschäumend in dem mächtigen zinnernen Kruge, worin zur größten Delice des Calcanten ein paar gedörrte, Muscatnuß-geriebene Brodrinden schwimmen, da kräuseln die blauen Wölkchen aus dem aristokratischen Meißener und aus meines Vetters thönernem Kopfe, da wirft die Lampe ihren vertraulich-stillen Schein und im Oefchen knistert gemüthlich das dürre Reißig, da fließt behaglich die Wechselrede der beiden Alten, da rückt man sich näher über das beliebte Thema der in der Ferne winkenden Neujahr- und Gratulation-Einnahme, da entdeckt man

sich die Hoffnungen, Befürchtungen und Berechnungen, während dessen der Novembersturm immer schauerlicher draußen am Thurme rüttelt und die Wetterfahne ununterbrochen ihr einsames Lied schrillt. Dort unten tief in der Nacht liegt die Stadt, kaum daß das Lichtlein einer einsamen Laterne zuweilen schwach heraufblickt.

Romantisches Futter. Ein Novellist könnte sich hier ordentlich auf die Mast legen, und ich rathe es Jedem, einmal ein paar Püffe nicht anzusehen und dem Calcanten nachzufahren im Thurmschlott. Es müßte eine Pracht-Novelle werden und der Almanach könnte sich gratuliren, der sie bekäme. Ich glaube, mein Vetter schaffte sich selbst ein Exemplar an und der Calcante desgleichen, denn es liest sich gern Jedermann gedruckt.

Eines Abends aber hat sich Letzterer verspätet und ist später hinabgefahren nach der Unterwelt und mein Vetter hat es verschlafen am andern Morgen, so daß, als er erwachte, der Winter gekommen war im weißen Kleide. Dann sitzt der Thürmer mehre Monden wie der Matrose im Mastkorbe. Rings, so weit der Blick reicht, nichts als Himmel und Schnee. Doch ich will ja nicht die Biographie meines Vetters schreiben, sondern meine eigenen Beobachtungen, die ich auf dem Thurme in wenig Stunden gemacht, um meines Vetters Macht den Ungläubigen vor Augen zu führen.

Die Dämmerung rang mit der Morgenröthe, als ich, meinem Versprechen gemäß, aufwärts kletterte. Ein herzlicher guter Morgen, ein biederer Händedruck und ein würziger Kaffee erwartete und stärkte mich. Ruhig lag die Stadt zu unseren Füßen. „Guck' dort hin!" — sprach mein Vetter, und ich richtete das Fernglas nach der bezeichneten Stelle. Das letzte

Flackern einer Lampe erleuchtete schwach das schauerliche Gefängniß und die wilden Züge des gefesselten Verbrechers. Böse Träume schienen den Schlummernden zu beunruhigen, krampfhaft zuckte es zuweilen über das finstere Antlitz. Allmälig aber senkte sich Frieden auf ihn herab und die Mienen erheiterten sich sichtbar. Es ist sein letzter Schlaf, — sprach mein Vetter in dumpfem Tone und griff zum Hammer. — „O weck' ihn nicht!" rief ich, aber der Thürmer ging hinaus und verkündete die fünfte Stunde des Morgens. Dumpf wie Grabesruf dröhnte die Glocke hinaus über die Stadt in fünf fürchterlichen Schlägen. Das Blut gerann in meinen Adern. Der letzte Schlag erreichte das Ohr des Gefangenen. Dahin war der Schlaf. Wild fuhr der Unglückliche vom Lager auf, die Ketten rasselten, geisterhaft starrten seine Augen, das Haar begann sich zu sträuben und herein trat der Geistliche, ihn zum Richtplatze zu begleiten.

Vernichtet legte ich den Dollond hinweg, der Vetter kehrte zurück, aber nicht als der freundliche, liebe Mann, — er erschien mir als Todesbote. Ich schaute in das keimende Morgenroth. Eine Thräne trat in meine Augen. O diese Morgenfrische, dieses erwachende Leben und — Tod — Tod — keine Rettung! Die Stunde entfloh.

„Guck' dort hin!" gebot wiederum mein Vetter, und ich gehorchte.

Rosig stahl sich das junge Morgenlicht durch die grünseidenen Vorhänge und küßte das Engelgesicht des süß träumenden siebzehnjährigen Kindes. In reizender Widerspenstigkeit hatten sich üppige dunkle Locken aus der Haft des niedlichen Spitzenhäubchens befrei't und ringelten sich träumerisch am blendenden

Halse herab. Das eine Händchen hatte die Bürde der Daunen von der sanft athmenden Lilienbrust gedrängt und auf dem andern schlummerte das süße Haupt dem holdesten Erwachen entgegen.

„Ich will sie zu ihrem schönsten Tage erwecken!“ sprach mein Vetter, ging hinaus und verkündete die sechste Stunde.

Beim sechsten Schlage erwachte die liebliche Schläferin. Zwei Veilchen blühten freundlich auf und sie strich sich die ungehorsamen Locken aus dem Gesicht. Da trat die Mutter herein und setzte sich zu ihr an's Bett. Weinend sanken sich die Liebenden in die Arme. Es war der Hochzeittag Paulinens.

„Guck' dort hin!“ sprach nach einer Stunde mein Vetter.

Die Morgensonne stand bereits eine Hand breit über den Bergen. Aus dem nahen Dorfe kam eine ganze Familie, Alt und Jung, Männer und Frauen. Es waren Landleute. Inmitten schritt ein junger schlanker Bursche, einen Wanderstab in der Hand, ein Ränzlein auf dem Rücken und stellte sich heiter und wohlgemuth; aber die Begleiter waren gar traurig und die Begleiterinnen weinten. Man gelangte zu dem einzeln stehenden Gasthause unweit des Dorfes. Hier hielt der Zug und nahm Platz an dem Tische im Grünen. Die Aufwärter brachten Wein und Speisen. Es ward oft angestoßen, aber manche Thräne fiel in die Gläser. Nach einer Weile sprach mein Vetter: „was hilft das lange Bechern und Jammern, geschieden muß sein. Ohne Trennung kein Wiedersehen.“ Er ging hinaus und schlug an die Glocke. Kaum klangen die sieben Schläge hinaus — da brach die Gesellschaft auf und der Jammer erreichte den höchsten Grad und die Thränen flossen reichlicher.

Jetzt glänzten sie auch in den Augen des jungen Rekruten. Es war ja das erste Mal, daß er das Vaterhaus, das liebe Dörfchen und die heimathlichen Fluren verlassen sollte. Bald wanderte er einsam dem finstern Stadtthore zu und die Aeltern und die Schwestern und die Brüder und Vettern und Muhmen kehrten de- und wehmüthig zum Dorfe zurück.

Die achte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Die festlich geschmückte Schulstube wimmelte von Knaben und Mädchen, allesammt in Sonntagskleidung. Es war ein Geflüster und die freudigste Erwartung lag auf allen Gesichtern. Wie oft guckten die Kleinen herauf zum Thurm! Wollte es denn auch gar nicht acht Uhr schlagen, daß der Lehrer herabkäme und sie hinausführte zu seinem Geburtstage in die blühende Schöpfung, auf's grüne Land, worauf sie sich gefreut das ganze Jahr? Wie lockend schien die herrliche Morgensonne, welch' himmlischer Festtag stand bevor, weit, fern von der Stadt sich herumtummeln zu dürfen bis an den Abend. Mein Vetter hatte seine Freude an der lieben Ungeduld. „Lieber Vetter," sprach ich, „auf ein paar Minuten ab und zu kommt's ja nicht an, pauken Sie doch los, damit der Präceptor erscheine." — Aber mein Vetter ist in seinem Berufe hart wie sein Hammer. Er antwortete nicht, ging aber nach einer Weile unaufgefordert hinaus und verkündete die achte Stunde. O dieser Jubel in der Kinderwelt bei diesen himmlischen Klängen, und wie der Lehrer hereintrat in seiner Feiertracht mit der festlichen und freundlichen Miene, und wie er überschüttet ward mit Gedichten, Reden und Blumen. Aber bald ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben und der Schwarm jubelte hinaus mit seinem fröhlichen Herzen.

„Da möchte ich schon mit," sagte ich zu meinem Vetter und stellte das Fernrohr in eine Ecke. Dieser aber hatte unterdeß ein gar nicht übles Frühstück aufgetafelt und sich mir zu Ehren wirklich angegriffen. Mein Vetter geht nämlich von dem herrlichen Gesichtspunkte aus, daß ein Dichter so gut einen Magen hat und Appetit verspürt wie ein anderer Mensch und vom Morgenroth und Mondschein nicht satt wird. Darum war das Frühstück kräftig und schmackhaft und ein Fläschchen guter Medoc war auch dabei, sogar für Cigarren hatte er gesorgt; dazu die herrliche Aussicht und der schöne Morgen. Ich ließ mich nicht lange nöthigen und sagte: „Vetterchen, es soll Sie nicht gereuen, es wird Alles gedruckt. Vivat, alle Thürmer sollen leben, und alle Poeten von Hiob bis auf den Ritter A. von Tschabuschnigg, der unlängst seine Gedichte bei Arnold herausgegeben hat. Aber Vetter, sind Sie mit Ihrem Hammer ein gewaltiger, gebietender Mann; das geht ja da unten Alles danach!" Der Vetter meinte, was ich gesehen, wäre noch nichts, ich sollte nur aushalten.

Die neunte Stunde nahete.

Eine Zorn- und Flammenglut auf dem Gesichte, führte die dicke Bäckerin Frau Bretzel eine Wahnsinnscene aus einem noch ungedruckten Trauerspiele auf ihrem eigenen Zimmer auf. Ich und mein Vetter bekamen die Vorstellung gratis und hatten gut Zusehen. Wir waren auch das einzige zuschauende Publikum; denn vor den ergreifenden Actionen und Declamationen der Bäckerin war Alles geflüchtet. Kein Dienstmädchen getraute sich mehr in's Zimmer. Besonders wenn der Blick der Actrice auf die Stutzuhr fiel, gab es tief gefühlte, ergreifende Momente.

„Vetter, was rumort die Frau?" fragte ich.

„Ich möchte er nicht sein," — entgegnete gelassen der Vetter.

„Wer?"

„Der Friseur."

„Wie so?"

Der Vetter erklärte: „'s ist eine Gevatterschaft beim reichen Lachshändler. Die Bretzel will brilliren, die Mitgevatterin vernichten, die Freßgevatterinnen oben drein. Nun holt der Teufel den Lafleur. Schon um acht Uhr sollte er da sein. Halb zehn ist die Bescheerung."

Bereits war die ganze Bäckerwerkstatt ausgeleert und fungirte als galoppirende Staffetten nach dem Haarkräusler. Der Cabinetbefehl lautete dictatorisch: todt oder lebendig! Frau Bretzel im obern Gestock, ein zweiter Philipp, auf- und absteigend, achtete keinen Vertrag der Nationen mehr. Durch solche außerordentliche Maßregeln war es auch endlich gelungen, des Lafleur habhaft zu werden. Zwei blaue Bäckergesellen escortirten ihn so eben zum großherrlichen Palast. Der Friseur wehrte sich verzweifelt. Er mochte als freier Pariser von einer Escorte durchaus nichts wissen und focht mit dem Brenneisen meisterhaft gegen die mehlstäubenden Blauärmel, um sie in respectvoller Entfernung zu halten.

Wie jedem schweren Gewitter eine drückende Stille vorhergeht, so auch diesem. — In der Bretzel kochte es, aber sie schwieg; Lafleur auch und brachte seine Präparate in Ordnung. Nach wenig Minuten war das Unwetter da. Lafleur ertrug es als Mann. Er arbeitete wie ein Faschinenfechter mit kühlem Blute mitten im Feuer. Als das Toben nicht nachließ, so erkannte der Haarkräusler, daß der immer weiter rückende Zeiger der Stutzuhr, auf welchen die Blicke

der Bäckerin gerichtet waren, der eigentliche Zündschwamm und Todtenwecker sei, der die Meisterin allarmire. Lafleur stellte sich daher als Mond zwischen die Frau und den Stutz. So ward Ruhe und die Obeliske und Triumphbogen stiegen dans le dernier goût de Paris auf dem Himmelsglobus der Bäckerin empor.

Auf meinen Vetter kam wieder erstaunlich viel an, schlug er los, so war ein neuer Vulkanausbruch unvermeidlich und der ganze Babelthurm stürzte zusammen. Lafleur fürchtete dies auch. Er warf zuweilen einen Blick nach dem verhängnißvollen Zeiger, gewahrte mit Schaudern, wie die Katastrophe immer näher rückte und sengte und brennte mit Todesverachtung in den Flechten und Zöpfen.

Jetzt fehlten nur noch zwei Minuten an neun Uhr. Mir ward bange um Lafleur. Der sanguinischen Meisterin war Alles zuzutrauen. Außer dem Zusammensturze des Babelthurms war auch der linke Backen des Friseurs durch die unbeschäftigte kampflustige Rechte der Bäckerin bedeutend bedroht. Lafleur, der meine Gedanken theilen mochte, ergriff daher seine Vorkehrungen. Er ließ sich von dem anwesenden Kammermädchen zwei der längsten goldenen Haarnadeln und ein neues glühendes Brenneisen reichen, womit er die gefährliche Rechte seiner Gegnerin in Schach hielt; der Linken gab er eine Flechte zu halten und machte sie so kampfunfähig. Zugleich commandirte er das Mädchen mit einem Spiegel vor, wo sich die Bäckerin die erstandenen Schanzkörbe und Belagerungswerkzeuge selbst inspiciren konnte und ergoß sich nun in eine bis jetzt sorgfältig aufgesparte Apotheose des vortrefflichen Lockenhauptes der Frau Meisterin, wobei er nicht unterließ, höchst absprechende

Urtheile über die Haartouren befreundeter Nachbarinnen einfließen zu laſſen.

Nach ſolch wohlberechnetem Manöver erwartete er ruhig den Stundenſchlag. Mein Vetter ſchlug los — die Kataſtrophe ging glücklich vorüber. Nur ein kleiner Ruck erfolgte und die ſcheltende Klappermühle des Mundes gerieth eine Zeit lang in Bewegung.

„Der Laſſeur iſt ein Tauſendſaſa!“ ſprach ich; der Vetter aber machte mich nach einer Stunde auf ein kleines dürftiges Stübchen in einer Gaſſe der Vorſtadt aufmerkſam, das mit Blumen und Laubguirlanden reichlich geſchmückt war.

Ich richtete den Dollond nach dem vom Vetter angedeuteten Stübchen. Mehre Knaben und Mädchen liefen in froher, haſtiger Erwartung durch einander und guckten fortwährend mit freudeſtrahlenden und ſehnenden Blicken herauf zum Thurm; bald eilten ſie wieder zur Mutter, die mit gefalteten Händen, wie betend, auf einem Seſſel ſaß, und herzten und küßten dieſelbe.

„Aber, beſtes Vetterchen, was iſt denn das für ein kleines Himmelsfeſt da unten? Die guten Kinderchen lauern wohl auf die Zehn?“

Der Vetter nickte und ſprach: „Mit dem zehnten Glockenſchlage erhalten die Waiſen ihren Vater und die Wittwe ihren Gatten wieder, der drei Monate lang unverſchuldeter Weiſe im Gefängniß ſchmachtete. Geſtern ward er auf das Ehrenvollſte vom Gericht freigeſprochen und ſobald ich losſchlage, öffnet ſich die Kerkerthür und wir feiern ein kleines Auferſtehungsfeſt.“ — Bei dieſen Worten faßte ich convulſiviſch den Hammer und wollte hinaus. — Der Vetter aber hielt mich kräftig am Arme und ſchalt und ſtellte ſich ſo erboſt als möglich. Ich wäre ein leichtſinniger Bur-

ſche, ich würde ihn noch um den Dienſt bringen, — wenn es nach mir ginge, fiele die ganze Zeit zuſammen, — ob ich nicht ſähe, daß noch ganze ſechs und eine halbe Minute fehlten am Stutz?

Ich ließ mich belehren und replizirte nichts, zog aber mein weißes Taſchentuch hervor und wedelte zum Thurmfenſter hinaus, den Guten dort unten meinen Mitjubel zu verkünden.

Dieſe Wedelei war dem Vetter wieder nicht recht. Das liefe gegen die Thurmordnung, meinte er. Ich würde es doch wohl erwarten können. — Ich zankte auf die Thurmordnung und legte mich nun auf's Bitten. „Vetter, himmliſches Vetterchen, ſo ſchließt doch in's Teufels Namen den Himmel auf für die Engel dort unten in der Quergaſſe. Jeden Augenblick kann ja mich oder Euch der Schlag rühren und da verpaßt man die ganze Herrlichkeit."

Der gute Alte lächelte und ging hinaus. Noch einen Augenblick Ruhe. Die Pulſe ſtockten mir — Himmel, da erklangen die Freiheitglocken aus himmliſcher Höhe — die ganze Familie dort unten aber ſank auf ihre Kniee, laut betend und weinend.

Ich ſchaute verklärt in das Auferſtehungsfeſt. — Der Thürmer aber war neben mich getreten, hielt fromm ſein Käppchen in der gefalteten Hand und konnte ſich nicht ſatt ſehen an der Freude, die er diesmal angerichtet. —

Die eilfte Stunde nahte. — „Guck' dort hin!" ſprach mein Vetter.

Mit ſchlotterndem Knie, zähnklappernd, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen, ſtieg ein junger Mann die breite ſteinerne Treppe hinauf, die zum Audienzgemache des Cult-Miniſters führte. Es war der arme Candidat der Theologie, der ſeit zehn lan-

gen Jahren nach einer dürftigen Unterpfarrstelle gelechzt, aber stets von Glücklicheren überflügelt worden war. Es war die treuste Seele, in der Dogmen- und Kirchengeschichte, in der Exegese ganz sattelfest, ein guter Prediger, sein Herz voll Liebe aber fremd in der Welt und ihrem schnöden Treiben, und der Fluch der allzu großen Schüchternheit und Unbehülflichkeit ruhte auf ihm. Darum waren minder Verdiente, die aber ihr Licht nicht aus allzu großer Bescheidenheit unter den Scheffel stellten, immer vorgezogen worden. Endlich, durch allzu große Noth getrieben, hatte er sich ein Herz gefaßt und in einem rührenden Promemoria sein Leben und seine Leiden dem Cult-Minister an's Herz gelegt. Heute war der große Tag, die eilfte Stunde die verhängnißvolle, die über Leben und Tod, Sein oder Nichtsein des Candidaten entscheiden sollte. — Der Vorsaal des Audienz-Zimmers war angefüllt mit Supplikanten. Wie ein Schmiedehammer arbeitete das Herz unter dem Fracke des Armen. Er sah Alles doppelt. Eine Todtenstille herrschte. Zuweilen vernahm man die strenge, rügende Stimme des Ministers. „Seine Excellenz scheinen heut' nicht bei Laune," flüsterte der neben Friedlein postirte Supplikant einem Dritten in's Ohr. — Nicht bei Laune! keine vernichtenderen Worte hätten den Candidaten treffen können. Nicht bei Laune und mein Promemoria! Jetzt schien Alles um ihn her zu rauchen und — nur wenig Minuten fehlten an der Eilf.

„Vetter," rief ich in der Angst meines Herzens „wenn Ihr nicht sogleich losschlagt, stehe ich nicht für Friedlein."

„Es kann dem Narren nichts schaden!" meinte der Vetter, „er ist danach."

„O wär' ich doch," jammerte Friedlein, „weit von hier; säß' ich in meinem Stübchen hinter den ehrwürdigen Kirchenvätern oder draußen im Walde, mein Frühstückbrodchen auf gewohnte Weise mit den lieben Vöglein theilend." — Zugleich suchte er sich Trost einzureden. „Stranguliren kann er dich doch nicht in unseren aufgeklärten Zeiten, oder des Hochverraths anklagen beim Gesammt-Ministerio wegen des unschuldigen Promemoria?" — Da schlug mein Vetter los. Es waren für Friedlein die Posaunenstöße des ewigen Gerichts, und kaum verhallte der letzte Schlag, da rief eine Stimme: „Herr Candidat Fürchtegott Friedlein!" So viel konnte ich noch gewahren, wie sich die schwarze Gestalt des Candidaten in Bewegung setzte und auch glücklich die Thür, die sich sogleich wieder hinter ihm schloß, erreichte. Ob sein Promemoria gefruchtet oder nicht, hab' ich leider nicht erfahren können. Indessen wollen wir das Beste hoffen.

Die Sonne rückte dem Meridian immer näher, immer glühender brannten ihre Strahlen. Die zwölfte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Es war eine gedrängt volle Schulklasse. Eine drückende Schwüle lag über der Versammlung. Der Conrector exponirte Ovid's Metamorphosen und war über die Hitze wie über die schlechte Präparation gleich aufgebracht. Bereits waren funfzig Verse — eine Seltenheit — übersetzt, und der Conrector dachte an kein Aufhören. Neben dem gegenwärtigen Uebersetzer aber saß ein armes, bleiches Sündergesicht. Man sah's ihm an, daß er soweit an keine Präparation gedacht. Kam er daran, so war er geliefert, und die miserabelste Censur zur bevorstehenden Prüfung

ntging ihm nicht. Er war kein Held in den alten Classikern und der Conrector ihm in specie nicht grün. Seine Zähne wirbelten Generalmarsch. Es war Alles zu fürchten — es stand Alles auf dem Spiele. Jetzt las der Vordermann bis zum nächsten Punktum. Der folgende Satz war ihm beschieden. Er suchte sich zu fassen, sich vorzubereiten, aber die Buchstaben liefen wie Ameisen durch einander. Dazu ward der Conrector immer wilder. Der unglückliche Expectant sah aller Augenblicke verstohlen nach seiner Taschenuhr. Es konnte gar nicht viel fehlen am Schlage, aber obgleich Alles um ihn herumtanzte, der Zeiger seiner Uhr nicht, der stand wie angenagelt. Jetzt stand sein Vordermann beim letzten Verse. Nur eine etwas verwickelte Construction machte noch zu schaffen. Jetzt schien sich auch diese zu lösen. Wehe, sie kam zu Stande. Schon setzte sich der Nachbar, schon faßte das arme Sündergesicht convulsivisch nach dem Ovid, schon setzten sich seine Kniemuskeln in Bewegung zum Aufstehen, schon öffnete sich die zitternde Lippe zum Lesen — himmlischer Vetter, da paukte st Du los und eine Centnerlast wälzte sich von des Armen Brust. — „Das nächste Mal weiter!“ decretirte der Conrector und schlug den Ovid zu. Der befreite Tertianer aber holte tief, tief Athem, dankte dem Himmel und allen Heiligen und vor Allem meinem Vetter, und lärmend polterte die Conrectur-lose Klasse über Tische und Bänke.

Ich aber wünschte meinem Vetter eine gesegnete Mahlzeit und polterte ebenfalls die Thurmtreppe hinab mit dem heiligen Versprechen, mich vor fünf Uhr pünktlich wieder einzustellen. Es gäbe noch Manches, meinte der Thürmer. Ich aber war noch ganz betäubt von alle dem Geschauten und rief ein über

das andere Mal: „Welch mächtiger Mann ist mein Vetter!“ —

Es war gerade zwölf Stunden später als heute Morgen, als ich mich im Thurmschlott wieder hinaufgriff, um die Macht meines Vetters auch in den Abendstunden kennen zu lernen, wie ich sie in denen des Morgens kennen gelernt hatte. Es war ein heiterer stiller Nachmittag, die Sonne lag mit ruhender Liebe auf den Fluren. Fröhliche Gruppen wandelten hinaus vor's Thor in die duftende Landschaft. Mein Vetter brauete Kaffee. Ich putzte an den Gläsern des Dollond. Die fünfte Stunde nahte. „Guck' dort hin!“ sprach mein Vetter.

Der Examinand trat in's Examenzimmer. In fünf Minuten sollten die Examinatoren hereintreten und der Teufel losgehen. Da saß er denn, ein lebendiges Corpus juris, mit klopfendem Herzen, des Augenblickes gewärtig, wo die Examinatoren ihm nachschlügen. Aber wo? Das war die Frage. Wo hineinfahren, daran hing Tod und Leben. Es gab viele leere und unleserliche Stellen. Das wußte der Examinand in seiner Angst nur zu wohl. Da keilte mein Vetter los. Eisig rieselte es dem Candidat durch Mark und Bein — die Thüre öffnete sich und schwarz, mit ernsten feierlichen Gesichtern traten die Fakultisten in's Zimmer. — Meinem Vetter war die Schwulität des Examinanden nicht recht begreiflich. Da war ich an meinem Platze und ertheilte ihm ein kleines Privatissimum über die edle juris prudentia, wie die Leute nach römischem, longobardischem, kanonischem, feudalistischem, germanischem Rechte sich heiratheten, daß ihm alsbald der Kopf zu wirbeln begann und er gestand, nicht in der Haut des armen Examinanden stecken zu mögen.

„Was kommt nun Merkwürdiges?“ fragte ich, als es ſtark auf ſechs Uhr ging. Der Vetter erwiederte, daß mir diesmal der Dollond nichts helfen könne, daß ich mich blos auf meine Phantaſie verlaſſen müſſe, da die Scene in einer Loge des Theaters ſpiele. Er wollte mir nur bemerklich machen, daß um ſechs Uhr die Ouverture zur neuen Oper beginne, welche heut als das erſte Opus meines Freundes Eberhard zur Aufführung komme. Ich ſchlug mich vor die Stirne und ärgerte mich, das Theater verpaßt zu haben, konnte mir aber die Lage meines Freundes wohl vergegenwärtigen und beſchrieb ſie meinem Vetter folgendermaßen:

„Es iſt dreiviertel vorüber, Parterre und Logen ſind gedrängt voll. Kein Apfel kann zur Erde. Die Lampen flammen, die Muſiker beginnen die Inſtrumente zu ſtimmen. In der dunkelſten Ecke der Loge Nr. 9 ſitzt Freund Eberhard. Sein Herz pulſirt immer erwartungsvoller. Er verwendet keinen Blick vom Orcheſter. Er ſieht, wie die Stimmen, die er in Himmelsbegeiſterung niedergeſchrieben, vertheilt werden. Hier und da hört er ſeinen Namen flüſtern. Er drückt ſich tiefer in die Ecke — da — da, lieber Vetter, ſchlägſt Du los. (Ich war ſo in meine Declamation vertieft, daß ich nicht vernommen, wie ſich mein Vetter davon geſchlichen und jetzt wirklich losſchlug.) Da tritt der Kapellmeiſter herein, nimmt Platz auf ſeinem erhöhten Sitze vor dem Pianoforte. Eine Todtenſtille ruht über dem Publikum. Er ergreift den papiernen Commandoſtab, überblickt noch ein Mal ſein kampfbereites Heer und losbricht die prachtvolle Ouverture in donnernden gewaltigen Accorden. Mein Vetter, der jetzt zurückkehrte, meinte, er glaube, daß es wohl ſo hergegangen ſein möge,

in der Oper, wie ich ihm vordeclamirt. Ich aber ergriff Gelegenheit, ihm bemerkbar zu machen, wie innig mich sein Thürmerleben interessire, da ich sogar die erste Aufführung von meines Freundes erster Oper deshalb versäumt habe."

Die siebente Stunde nahte.

„Guck' dort hin!" sprach mein Vetter. Vor einer hellerleuchteten Buchhandlung rannte ein junger Mann auf und nieder. Es war Niemand anders als der Dichter des dickleibigen Manuscripts, das drinnen im Cabinet des reichen Buchhändlers lag und noch keines Blickes von diesem gewürdigt worden war. Adelmar, der pseudonyme Verfasser, der draußen auf- und abrannte, ahnte freilich nichts von dem trostlosen Schicksale seines Romans. Punkt sieben war er heut zur Resolution bestellt worden, die er vom Buchhändler hinsichtlich des Manuscripts erhalten sollte. Wer beschreibt die Unruhe des jungen Autors?! Die siebente Stunde war es, die verhängnißvolle, die über seinen Dichterruhm, über sein Glück, über sein Unglück entscheiden sollte. „Vetter," sagte ich, „das ist auch ein kritischer Moment, ich bin dabei gewesen. Schlagt doch los, damit der Arme aus seiner Ungewißheit kommt." Der Vetter wartete noch ein Weilchen, dann ging er hinaus und verkündete die siebente Stunde, ach, und zugleich die Unglücksstunde des jungen Autors! denn ich gewahrte noch deutlich, wie der Buchhändler ihm das Manuscript mit kalter Höflichkeit zurückgab und der Verfasser, sein Opus unterm Arm, verzweiflungsvoll in die Nacht hinausstürzte.

Acht Uhr kam; „wir wollen doch sehen," meinte der Vetter, „wie es mit dem Examinänden steht," und ich wandte den Dollond wieder nach der Marterkammer des schwitzenden Juristen. Die alten Hähne, die

Examinatoren hatten sich in den drei Stunden das lebendige Corpus wie einen Butterbaum an unzähligen Stellen angebohrt und angezapft, um zu sehen, ob die edle, in dem Triennio einfiltrirte Doctrina fließe auf die rechte Weise. Es war wohl manchmal eine kleine Stockung eingetreten, aber die Hähne waren Menschen und hatten eher nachgeholfen als verstopft. Da zuletzt kam noch der alte Feudalist Mukker daran, der Capidschi-Baschi aller Examinanden, der es alle Mal schnurstracks auf den Nickfang abgesehen hatte. Er fuhr wie ein böser Geist, wie ein diabolischer Kater, der ein Stück brennenden Schwamm unterm Schwanze verspürt, in haarsträubenden Sätzen im ganzen Jus herum und pflegte nicht selten den gehetzten Candidatus als todt abzuliefern an das censursprechende Collegium. — Wenn er nur nicht in die successio feudalis springt, dachte der Examinand und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirne, da sieht's miserabel, trostlos, öde aus, da bin ich geliefert. Mukker besaß indeß die satanische Clairvoyance, die Gedanken seiner vis à vis aus deren Mienen zu lesen. Ein markerschütterndes Lächeln zuckte über sein gelbes Bocksgesicht, die Augen funkelten vor heimlicher Wollust und er fuhr mit einem Satze richtig in die Lehnerbfolge, in die Lineal-, Gradual- und gemischte Erbfolge. Die diabolische Strategorie Mukker's ließ keinen Zweifel, der Examinand war in ganz kurzer Zeit vernichtet. Er sah schon nichts mehr. Seine Augen starrten geisterhaft, seine Antworten wurden immer bornirter und ließen an seinem gesunden Menschenverstande irre werden. „Vetter," rief ich in Todesangst, „wenn Ihr diesmal nicht auf der Stelle lospaukt, ist der Teufel um einen Braten reicher." Mukker schaute jetzt nach seiner Uhr; es schien gerade

noch Zeit genug, sein diabolisches Lächeln verrieth es, um den Examinanden als ausgemachten stupidus, wenn nicht als Furiosus dem Censurcollegio zu überliefern. — Aber dem Himmel sei Dank, diesmal machte mein Vetter einen Strich durch die Rechnung. Wiewohl fast noch fünf Minuten fehlten, paukte er los und der Unglückliche war gerettet. Wie ein Blitz aus heiterer Luft traf der dumpfe Glockenton das Ohr des Examinators. Wie Kolikpein durchzuckte es alle seine Muskeln; er mußte den im höllischen Feuer gebratenen Candidaten fahren lassen und grimmig murmelte er: sufficiat! Der Examinand kam mit einem blauen Auge und leidlicher Censur davon. — Mukker hat später meinen Vetter gerichtlich belangt wegen des zu frühen Anschlages, aber mein Vetter ist in derlei Angelegenheiten nicht auf den Kopf gefallen und stellt seinen Mann. Der böse Jurist konnte mit all' seinen Kniffen und Argumenten nichts ausrichten gegen meinen braven Vetter.

Die neunte Stunde nahte. „Guck' dort hin!" sprach mein Vetter.

Am Ende der Pappel-Allee, auf einer Bank saß ein verliebtes Pärchen. Sie schwuren sich Treue und ewige Liebe und seufzten und schmachteten und riefen die Sterne zu Zeugen ihres ewigen Bundes. Es war der Oberkanonier und das Kammerkätzchen einer gnädigen, aber gestrengen Herrschaft. Beider Urlaub war bereits halb neun Uhr um, aber sie hatten als selige Geister in überirdischen Sphären schwebend, die prosaische kleine Seigerschelle des Rathhauses nicht vernommen. Jetzt flehte der Oberkanonier noch um einen Kuß, schamhaft zögerte die Geliebte. — „Zierafe!" brummte mein Vetter und schlug an die Glocke. Erschrocken fuhr das Pärchen auf. Der Kuß ward

jetzt nicht länger verweigert und die Glücklichen flogen aus einander. Immer stiller ward es auf den Straßen. Mein Vetter kochte Thee und fragte, ob ich schläfrig sei? Gut, sprach er, als ich verneinte, bis Mitternacht müßte ausgehalten werden. Dann ginge er auch zu Neste und der Vicar käme daran.

Es ging stark auf zehn Uhr. Vor einem kleinen Gärtchen, an welches ein Wohnhaus grenzte, ging schon seit geraumer Zeit eine Gestalt, tief in den Mantel gehüllt, ungeduldig auf und ab. Schon wieder etwas Verliebtes, sprach ich — ja es darf nur finster werden, geht der Teufel los.

Ich machte es nicht anders, meinte der Vetter. Ich wollte mich verantworten, aber die dunkle Gestalt zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war mir, als könnte ich ihre Worte vernehmen durch die stille Nacht: Und so lebe ich wirklich und denke? Und es ist Wahrheit? Und will kommen, wirklich kommen, der Gedanke meiner Tage, meiner Nächte? — Nein, es ist kein Traum, Sterne, Sterne, es ist kein Traum, das sind die lieben, theueren Züge. — Er drückte ein Briefchen mit Inbrunst an seine Brust. Harre meiner mit dem zehnten Schlage der Genoveva-Glocke. — Das war ja niemand anders als die große Trommel meines Vetters. Der Graumantel streckte seine Arme nach uns herauf. Er wollte wahrscheinlich meinen Vetter beschwören, loszuorgeln. Und als dieser nicht sogleich Anstalt traf, war mir es wieder, als vernähme ich die Stimme des Verliebten: O, daß der Erdball in meiner Hand ruhte und ich den Lauf der trägen Stunden beflügeln könnte. Rollendes Zeitrad, daß ich in deine Speichen greifen und dich beeilen könnte zum ersehnten Ziel! — „Das wäre mir!“ brummte mein Vetter, der diese Worte,

welche ich laut nachsprach, vernommen. Indeß griff er zum Hammer. Immer sehnsüchtiger schaute der Graumantel nach dem Hause am Garten. Da schlug es laut durch die Nacht zehn gewaltige Schläge, dem Verliebten die schönste Stunde seines Lebens verkündend. Es war sein erstes Rendezvous. Und kaum war der letzte Schlag verklungen, da knisterte leis' die Thüre des Hauses und heraus schlüpfte eine weibliche Gestalt.

Ich wollte noch weiter observiren, aber der Vetter zog am Rockschoße. „Verliebte soll man nicht belauschen; komm' zum Thee!" — Der Thee war vortrefflich, ich schonte weder des Arrak noch der Sahne. Mein Vetter hatte für beides gesorgt. Unten im Städtchen war es still geworden und immer mehr erloschen die einzelnen Lichtlein in den Häusern. Nachteulen flogen um den Thurm und schlugen von Zeit zu Zeit an die Fenster. „So hoch hab' ich auch noch nicht Thee getrunken," sprach ich, „Vetter, Ihr seid wirklich ein Gesegneter des Herrn. Seinem Himmel so nahe und erhaben über die Sünden-geschwängerte Atmosphäre, in blauen, reinen Lüften, in heiliger Höhe gleicht Euer Leben dem reinen Klange Euerer Glocke.

„Wo aber jetzt hin?" fuhr ich nach einer Pause fort, als die eilfte Stunde nahete. — „Es ist Alles todt und finster rings umher!" — Der Vetter bezeichnete mir eine Richtung, und bald entdeckte ich in einem sehr versteckten Hintergebäude ein erleuchtetes Fenster. Ich konnte die Personen im Zimmer deutlich erkennen. Es befand sich eine zahlreiche Gesellschaft daselbst, die theils sitzend, theils stehend um eine grüne Tafel gruppirt war, worauf ein großer Gold- und Silberhaufen lag. — „Der schöne blasse

Mann dort am Ende des grünen Tiſches," begann mein Vetter, der ebenfalls mit ſeinem Fernrohr neben mich getreten war, „iſt ein Huſaren-Rittmeiſter, welcher ſich, von falſchen Freunden verlockt, der Furie des Spiels hingegeben. Bereits iſt ſeine Baarſchaft von der Bank verſchlungen und der Unglückliche hat die ihm anvertrauten Compagnie-Gelder angegriffen. Nur bis eilf Uhr erlaubt ihm die Ordre zu verweilen, dann muß er zu ſeinem Regimente, das einige Meilen von hier im Cantonnement liegt. Hat er bis dahin die Summe des ihm anvertrauten Geldes nicht wieder gewonnen, ſo iſt er verloren." Ich betrachtete mir die Geſtalt jetzt genauer. Es war ein kräftiger, ſchlankgebauter Mann in den dreißiger Jahren. Majeſtätiſch ruhte der ſchöne Kopf auf dem energiſchen Halſe, aber um die Ruhe des ſchönen Geſichts rang die Verzweiflung mit der kalten Etikette. Ein fieberhaftes Lächeln zitterte um die Mundwinkel bei jedem abſchlagenden Satze. Nur ein Drittel des anvertrauten Gutes war noch ſein. Jetzt galt es Tod und Leben und zwar ſchleunigſt, denn immer näher rückte der Stundenweiſer der verhängnißvollen Eilf. Aber noch immer wollte die treuloſe Fortuna nicht lächeln und immer geringer ward der ihm verbleibende Reſt. Jetzt waren nur noch funfzig Louisd'or geblieben. — Nur zwei Minuten fehlten, eine neue Taille begann — da entwich der letzte Blutstropfen aus dem Geſicht des Rittmeiſters, convulſiviſch zuckte ſeine Hand nach der letzten Rolle. — Er hatte ja ſein Lebelang ſo viel Glück bei den Damen gehabt — ſollten ſie ihn jetzt in dem fürchterlichſten Augenblicke ſeines Lebens untreu werden? — Er ſetzte den letzten Reſt auf die Coeur-Dame. Das ſchreckliche eintönige „Tout va!" begann von Neuem.

Tod und Leben ſtand auf dem Spiele, — vor jedem Abzuge der Verluſtkarte ſtockten ſeine Pulſe, vor jeder Gewinnkarte pochte das Herz in ängſtlicher Erwartung. So dauerte die Höllenfolter faſt die halbe Taille. Die Dame wollte nicht erſcheinen.

„Ich kann darauf nicht warten!“ ſprach mein Vetter und griff zum Hammer. — Dumpf tönten die eilf Schläge in die Nacht hinaus. Grabesfroſt ſchlug durch die Gebeine des Rittmeiſters. Er mußte fort binnen wenig Minuten. Gewann die Dame und das gedrückte six et le va, ſo war er gerettet. Der König und die Neun, — fuhr der Sprecher über Leben und Tod fort — die Sechs und das As — die Zwei und der Bube — das As und die Drei — die Dame — und die Neun! Ruhig harkte der Croupier die 50 Louisd'or zur Bank — der Rittmeiſter aber legte ſein Buch ſtill auf die Tafel und räumte dem neben ihm ſtehenden Spieler ſeinen bequemeren Platz. Gedankenlos ſchaute er noch einigen Abzügen zu, dann trat er an's Fenſter, um freie Luft zu ſchöpfen — ſtürzte aber im Augenblicke mit zerſchmettertem Kopfe zu Boden.

Vor Entſetzen hätt' ich bald das Fernrohr zum Thurmfenſter hinausfallen laſſen. Ich war außer mir. Mein Vetter aber trat wie ein heiliger Greis vor mich und meinte, nicht vergebens habe er mich auf die ſchreckliche Scene aufmerkſam gemacht; er hätte vorhergeſehen, daß es ſo kommen würde. Ich mußte ihm noch zu ſelbiger Stunde einen feierlichen Schwur in ſeine Hand legen, nie mich dem Hazardſpiele hinzugeben. Kaum daß ich wagte, noch einen Blick nach dem fluchwürdigen Tempel der ſchändlichſten aller Leidenſchaften zu werfen — aber da war bereits Alles todt und finſter.

Die Geisterstunde nahete. Noch immer stand der Rittmeister mit dem zerschmetterten Kopfe vor mir. „Gott sei seiner Seele gnädig!“ sprach ich erschüttert. „Aber es ist doch die größte Missethat, die schöne Himmelskugel der Seele so schändlich zu zertrümmern.“

„Laß uns nicht mit Todten rechten,“ sprach sanft der Vetter, „Gott ist sein Richter. Die letzte Stunde hab' ich zu verkünden, darum banne die blutige Scene. Komm, der Himmel winkt wieder.“

Mechanisch ergriff ich zum letzten Mal den Dollond. Matt erleuchtete Lampenschimmer ein dürftiges Stübchen. Ein Mädchen lag auf den Knieen im heißen, innigen Gebet, die Händchen über der mit Verzweiflung kämpfenden Brust gefaltet. Denn dort in der dunkeln Ecke des Zimmers, wo ein Bett stand, lag der arme kranke Vater auf den Tod. Jeden Augenblick konnte er verlöschen, jeden Augenblick das treue, liebende Auge für ewig brechen. Wenn Ihr Vater den zwölften Glockenschlag erlebt, ist er gerettet! Mit diesen Worten hatte sich der Arzt heute Abend entfernt, und Maria war nun allein und verlassen. Nur der kranke Vater und Gott waren bei ihr. Zu ihm aber, dem Allbarmherzigen, flehte das verlassene Kind mit aller Inbrunst seines frommen kindlichen Herzens. Fieberisch zitterten die thränenbenetzten gefalteten Händchen, wenn die wirre Phantasie des Kranken das Schlimmerwerden der Krankheit verkündete und heißer ward das Gebet des weinenden Kindes. O wer zählt die unzähligen Male, wo Maria in beflügelter Angst zur Wanduhr schaute und wieder betete zu Gott, nur dies Mal, nur dies einzige Mal die zwölfte Stunde gesegnet vorübergehen zu lassen. Bereits war es dreiviertel, aber immer unruhiger ward der Kranke, immer krampfhafter

seine Bewegungen, immer schwerer, immer leiser der Athem; noch ein Seufzer und — Todtenstille. — „Gott, Gott, mein Vater im Himmel, schütze mich!“ rief außer sich Maria, „Er ist nicht mehr!“ — Sie sank fast bewußtlos zusammen — doch ihre Lippen bewegten sich, sie betete fort, sie ließ nicht von Gott. Während des Gebetes aber rückte der Zeiger leise vorwärts. Da tönten vom Thurme die Glocken der Mitternacht; — der kranke Vater aber fragte vernehmbar: „Maria, schlug das zwölf Uhr?“ — Die Krisis war vorüber, die Krankheit gebrochen und Engel führten Marien in die Arme ihres genesenden Vaters. — „Gott verläßt ja die Seinen nimmer!“ — Ich aber umarmte weinend meinen Vetter. O es war ein seliger Augenblick meines Lebens! Die Sterne flammten in heiliger Mitternacht — da unten die tausend schlummernden Herzen. Mariens Verklärung und durch die große, heilige Nacht Gottes ewige Liebe. „Vetter, es giebt eine Unsterblichkeit, o, daß ich diese Gewißheit, wie sie in diesem Augenblicke in meinem Herzen flammt, in jede Menschenbrust graben könnte. Es giebt eine Unsterblichkeit, ja! Gott ist die Liebe!“ Thränen traten dem alten Manne in die Augen. Er weinte selten. Er sah mich lange wie verwundert an. Dann drückte er mich heftig an seine Brust und küßte mich. „Hör' einmal,“ begann er, „Du bist ein herrlicher Junge, daß mir's ordentlich leid thut, Dich morgen wieder hinabfahren zu sehen. Aber, Hand her, daß mir der alte Vetter auf dem Thurme nicht ganz vergessen bleibt — so unterhandsweilen ein Stündchen, he?“

Der gute Vetter hätte mein Leben verlangen können, ich hätt' es gegeben. Ich wußte in der Schnelle nicht gleich, wie ich ihm so recht bündig versichern

ſollte, daß er an meiner baldigſten Wiederkehr nicht zu zweifeln habe. „Vetterchen," ſprach ich, „das göttliche Thurmneſt will ich nicht umſonſt ausſpeculirt haben, das brauch' ich wenigſtens alle Wochen einmal ganz nothwendig für meine ſchriftſtelleriſchen Leiden und Freuden, und wenn Ihr mir einmal den Schlott verſtopft, führ' ich Klage beim wohllöblichen Rathe. Gewiß, ſo reich iſt mir noch kein Tag geworden wie der heutige, wo ich Eure Macht habe kennen lernen, Vetter."

„Nicht die meine," erwiederte ernſt und mild der Greis, „ſondern die eines Andern." — Er zeigte nach den Sternen. — „Der Name des Herrn ſei gelobt!" — Da ſtieg der Mond herauf, ſtill und klar und beleuchtete weithin die nächtliche Gegend. Mein Vetter betete ſeinen Abendſegen. Ich ſchaute in das Silberlicht des Mondes. Eine ſelige Ruhe floß in unſere Herzen. Da polterte der Vicar die Thurmtreppe herauf; uns aber nahm nach vollbrachtem Tagwerk die weiche, wohlige Lagerſtätte auf — und bald ſanken die Wolken des Schlafes auf uns Glückliche hernieder.

Der Sophienducaten.

Erzählung.

Auf dem Golde ruht Segen und Fluch; doch wohl dem Sterblichen, der dem verlockenden Glanze zu widerstehen vermag.

Herward, der Beamtete aus einer kleinen deutschen Stadt, war auf einer Berufsreise nach dem schön gelegenen und zahlreich besuchten Badeort N... gekommen. Er hatte daselbst im Auftrage seines Chefs die Summe von Fünfhundert Thalern zu erheben. Wider Erwarten wurde ihm das Geld sogleich ausgezahlt und er beschloß, die paar Tage, welche ihm noch vergönnt waren, als kleine Ferienzeit zu benutzen und sich das bunte Badeleben in aller Muße in Augenschein zu nehmen. Man kann sich wohl denken, daß Herward die Zeit in N... nicht lang wurde. Dieses bunte Menschengewühl, aus allen Gegenden Europa's zusammengeströmt, diese glänzenden Equipagen und Livreen, diese reichen Toiletten des Luxus und der Fashion mußten für den mäßig Besoldeten, der in seinem Leben nicht zehn Meilen über den Grenzstein seiner Vaterstadt hinausgekommen war, von besonderem Interesse sein.

Herward, welcher sich ein ganzes halbes Jahr auf diese Reise gefreut hatte, versäumte daher nicht, an alle den weniger kostspieligen Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, welche das Badeleben darbot. Noch nie hatte er ein so trefflich zusammengespieltes Orchester gehört, noch nie eine so vollendete Schauspielertruppe

geſehen, gegen welche die ambulanten Hiſtrionen, welche alljährlich nach dem Kartoffelmarkte ſeine Vaterſtadt auf ein paar Wochen heimſuchten, allerdings nicht in Vergleich kommen konnten. Freilich geſtand ſich Herward oft, wenn er in dem prachtvollen, kerzenerhellten Salon beſcheiden in eine Ecke gedrückt ſaß, daß ihm alle dargebotenen Vergnügungen erſt dann den wahren Genuß bereiten würden, ſo er ſie mit ſeinem geliebten Weibe und ſeinem holdaufblühenden Töchterlein Marie theilen könne. Bei ihnen, den Geliebten in der Heimath, waren ſeine Gedanken, ſo oft er des Abends einſam durch die blühenden und mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Kurgartens ſchritt und die Sterne der Heimath über ſeinem Haupte leuchteten.

Ohne Aufwand zu machen, lebte doch Herward in Vergleich mit zu Hauſe auf großem Fuße; er ſah einen Groſchen weniger an, als es wohl ſonſt der Fall war; denn er ging von dem nicht unrichtigen Grundſatze aus, daß man ſich eine Erholungsreiſe, wozu ſich die Gelegenheit vielleicht nie wieder ſo bot, nicht durch allzuängſtliche Oeconomie verbittern dürfe. Um dies ausführen zu können, hatte er bereits ſeit einem halben Jahre durch Extraverdienſt ein paar Thaler zurückgelegt; auch hatte ihm beim Abſchiede ſeine Emilie mit einem Kuſſe einen erſparten Louisd'or in die Hand gedrückt. Feſt ſtand es aber bei Herward, dieſe Gabe der treuen Liebe nicht anzugreifen; im Gegentheil ſann er hin und her, was er wohl aus den reichen Bazars der Galanterieläden ſeiner Gattin und Tochter mitbringen ſolle. Bei der Maſſe der glänzenden Artikel war die Auswahl ſehr ſchwer.

Herward, nachdem er alle freundlich gelegenen Ort-

schaften der Umgegend besucht und all' die geschmackvollen Kunstanlagen in Augenschein genommen hatte, wurde an einem trüben Regentage, wo er nicht in's Freie konnte, theils aus Langeweile, theils aus Neugier nach der berüchtigten und privilegirten Raubhöhle des Badeortes dem — Spielsalon geführt.

Wie sich im Leben die Gegensätze oft berühren, so auch in den Spielhäusern in Bädern. Hier, wo alle Anstalten getroffen sind, für das Wohl des Körpers zu sorgen, die zerrüttete physische Gesundheit wieder herzustellen, erlaubt man, die Gesundheit der Seele zu untergraben; neben dem Heiltranke, welchen sprudelnd eine gütige Natur spendet, wird von erbarmungslosen Menschen Gift gereicht.

Mit unwillkürlichem Schauer trat Herward in die unheiligen Hallen, wo sich um die grünen Tische ein gewinnsüchtiges Publikum gruppirt hatte. Trotz der zahlreichen Versammlung herrschte ein Todtenschweigen und man vernahm nur das Klirren des Goldes, das theils von den Bankhaltern eingestrichen, theils ausgezahlt wurde, und das einförmige dumpfe Ansagen der Verlust- und Gewinnkarten. Mit verhaltenem Athem, geisterbleichem Antlitz, saß hier und da ein Pointeur, der seine sämmtliche Baarschaft bereits verloren, und sein letztes Geld auf eine Karte gesetzt hatte. Convulsivisch waren die Hände geballt und der Blick starr auf den Abzug des Bankiers gerichtet, an dessen Abzug Tod und Leben hing. Der große Goldhaufen, der inmitten der ovalförmigen Tafel lag, war die Centralsonne, welche die Goldstücke der Spieler mit magnetischer Kraft nach und nach anzog. Wie mancher der Letztern verließ als ruinirter Mann diesen Tempel des Fluchs.

Herward sah, wie der vor ihm sitzende Pointeur

nach und nach eine große Geldrolle verlor, ohne daß der Verluſt den Spieler ſehr zu bekümmern ſchien. „Ach," dachte er, „wie glücklich wärſt du, nur zwei oder drei ſolcher Goldſtücke zu beſitzen, die hier zu hunderten in die Bank ſtrömen, welche außerordentliche Freude könnteſt du Emilien und Marien dadurch bereiten."

Nachdem Herward noch eine Zeit lang dem Spiele zugeſchaut, verließ er den unheimlichen Ort und eilte wieder in's Freie. Der Himmel hatte ſich aufgeklärt und die vom Regen erfriſchte Landſchaft lag in prachtvoller Beleuchtung der Abendſonne. Welch ein Contraſt, dieſe reine Luft, dieſes Arom der Blumen- und Pflanzenwelt, dieſer Frieden und dieſe Liebe der Natur gegen die ſchwüle fluch- und ſeufzergeſchwängerte Atmoſphäre des Spielzimmers.

„Welch ſchreckliche Leidenſchaft," ſprach Herward für ſich, während er in dem blüthenreichen Thale dahinwandelte; „nein, nimmer ſoll es einem böſen Genius gelingen, mich zum Hazardſpiele zu verlocken. Warnend für mein ganzes Leben werden jene bleichen, verzerrten Geſichtszüge vor mir ſtehen, welche ich heute im Spielhauſe erblickte. Der Goldhaufen in der Mitte, auf welchen die Blicke lüſtern und mit Gier gerichtet waren, ſchien eine wahre magnetiſche, ja eine infernaliſche Gewalt auszuüben. Sollte denn das Gold wirklich eine ſolche unwiderſtehliche Anziehungskraft beſitzen?"

Herward hatte die letztere Frage etwas laut geſprochen.

„Warum nicht?" antwortete eine Stimme, „betrachten Sie zum Beiſpiel dieſe zierlich gearbeitete Damenuhr, die Sie mir gewiß abkaufen werden."

Der dieſe Worte ſprach, war ein Tabulettenkrä-

mer, der plötzlich hinter einem blühenden Flieder-strauch hervortrat und dem erschrockenen Herward eine herrlich funkelnde goldene Damenuhr hinhielt.

Die Blicke unseres Freundes hafteten einen Augenblick auf der Uhr, welche so augenblendend blitzte, daß sie ihn bis in's Herz hineinleuchtete.

„Nicht mehr als fünf Louisd'or," fuhr der Verkäufer fort, indem er das goldene Deckblatt zurückschlug und eine reizende Emaillearbeit sehen ließ, „ein Lumpengeld."

„Fünf Louisd'or," dachte Herward, „das ist eine Summe, die meine Kräfte bei weitem übersteigt, wiewohl ich mir keine größere Seligkeit denken könnte, als dieses Prachtstück meiner Emilie mitzubringen. War eine so niedlich gearbeitete Uhr nicht lange schon der Wunsch ihres Herzens? Aber fünf Louisd'or? Nein, Herward, schlag' dir diesen Gedanken aus dem Sinne."

„Fünf Louisd'or," wiederholte der Tabulettenkrämer, „ein Pappenstiel, den sie mit einem einzigen preußischen Thaler im Pharao wieder gewinnen können."

Herward warf noch einen verlangenden Blick nach der Uhr, dann aber enteilte er mit einem: „Ich danke, mein Freund, ich kaufe nicht!" dem Versucher. Indeß, je weiter er das Thal entlang schritt, desto verlockender malte ihm seine Phantasie die geschaute Uhr und desto vernehmlicher klangen in seinem Innern die Worte wieder: „Ein Pappenstiel, den Sie mit einem einzigen preußischen Thaler im Pharao wieder gewinnen können!"

„Allerdings," sprach Herward für sich, „ein preußischer Thaler mehr oder weniger würde mich nicht zu Grunde richten, und die Hoffnung allein, Emilien eine hohe Freude zu bereiten, wäre billig genug erkauft."

Eine andere Stimme in ihm rief wieder: „Laß dich nicht verlocken; es ist ein altes Sprichwort: Hat dich der Teufel bei einem Haar, so hat er dich bald ganz und gar. Hast du nicht gesehen die geisterbleichen Gesichter im Spielhaus? Sie haben gewiß auch nur im Kleinen begonnen.

„Aber wenn ich zum Beispiel," fuhr Herward in seinem Selbstgespräche fort, „heute und morgen nicht in die Komödie und in das Concert ginge, wäre da nicht der Thaler wieder eingebracht, und bin ich nicht Emilien dieses kleine Opfer schuldig?"

So kämpfte er lange mit sich. Die Sonne sank prachtvoll hinter die fernen Gebirge, die ganze Abendlandschaft war himmlisch erleuchtet; unter stillem Glockenlauten thaute der duftende Abend hernieder; einsame Sterne traten hervor, im nahen Buchenhaine schlug eine Nachtigall — Herward vernahm von alledem Nichts, der Gedanke an die goldne Uhr, und die Begierde, sie zu besitzen, hatten sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Er vergegenwärtigte sich im Geiste die selige Scene, wenn er dies werthvolle Geschenk Emilien überreichen würde; und all dies Glück, das er sich so reizend ausmalte, konnte er in der Wirklichkeit genießen, wenn er ein oder höchstens zwei Thaler daran wagte.

Herward war von seiner Promenade nach dem Badeort zurückgekehrt; wieder wandelte er die mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Kurgartens auf und ab, fortwährend mit sich selbst kämpfend, ob er das Spiel versuchen solle oder nicht; da trat plötzlich der Tabulettenkrämer aus einer dunklen Laube und die goldene Uhr, welche von einem in der Nähe befindlichen Gascandelabre zauberhaft beleuchtet wurde, Herwarden hinhaltend, sprach er wieder: „Fünf Louisd'or, ein Pappenstiel."

„Hinweg, Verſucher!“ rief Herward, dem die Geſtalt des Tabulettenkrämers immer unheimlicher vorkam, und eilte nach den belebtern Salons, wo er ſich durch ein Glas Punſch auf andere Gedanken zu bringen und die Verſuchung zu unterdrücken hoffte. Er genoß ein, zwei, drei Glas; aber dieſer Trank wirkte nicht beruhigend, im Gegentheil verurſachte er, daß endlich nach langem harten Kampfe die Leidenſchaft den Sieg davon trug und Herward mit den Worten: „Es geſchieht ja nur einzig Dir zu Liebe, meine theure Emilie; Dir eine unſchuldige Freude zu machen, kann ja gewiß nichts Unrechtes ſein,“ mit klopfendem Herzen nach dem Spielzimmer ſchlich.

Herward ſtand lange klopfenden Herzens hinter dem einen der Pointeure, bevor er einen Satz wagte. Da er nicht den Muth hatte, ein Livret zu verlangen, ſo bat er endlich ſeinen Vordermann, ob er ihm wohl erlauben wolle, einen Thaler auf ſeine Karte mit zu ſetzen. Der Pointeur hatte nichts dawider und Herward ſchob mit etwas zitternder Hand ſein Geldſtück auf die Karte. Gleich beim nächſten Abzug ſchlug dieſe Karte für den Bankier. Herward erblaßte.

„Das iſt ein gutes Zeichen,“ flüſterte der Nebenmann Herward in's Ohr, „wenn man gleich das erſte Mal verliert; ſetzen Sie eine neue Karte, ich wette, Sie haben Glück, aber Sie müſſen auf ſelbſt gezogene Blätter ſetzen; darf ich Ihnen mein Buch anbieten? Ich ſpiele nicht mehr.“

Mit dieſen Worten ſchob er dem Neulinge im Pharao, der ſich über ſeinen urplötzlichen Verluſt noch immer nicht zu tröſten vermochte, die dreizehn Karten in die Hand.

Herward ließ ſich endlich verleiten, zog ſelbſt eine

Karte und wagte einen zweiten Thaler. Diesmal wollte ihm das Glück wohler; der Piquekönig, welchen er beſetzt hatte, gewann.

„Laſſen Sie ſich den Gewinn nicht auszahlen,“ flüſterte der Nebenmann von Neuem, „drücken Sie ein Ohr, dann erhalten Sie den Satz dreifach ausgezahlt.“

Herward hätte vor's Leben gern den zurückgewonnenen Thaler eingeſtrichen, und nur mit Widerſtreben befolgte er den Rath des Nebenmannes.

Die Karte gewann abermals.

„Immer fortgebogen,“ flüſterte der Verſucher, „die Coeur-Zehn muß noch einmal für Sie ſchlagen.“

Der Prophet hatte wahr geſprochen. Noch war die Taille nicht zu Ende, Herward hatte ſechs Thaler gewonnen. Wer war glücklicher. Dieſelbe Karte aber, die ihm den ſechsfachen Satz eingetragen, hatte unmittelbar zuvor den vor ihm ſitzenden Pointeur den letzten Louisd'or geraubt. Mit einem leiſen Fluche erhob ſich dieſer und verließ das Spielzimmer. Herward, von ſeinem Nebenmanne gedrängt, nahm den leergewordenen Stuhl ein. Er ſpielte jetzt ſchon mit größerer Zuverſicht; die ihm zeither unbekannte Leidenſchaft des Spiels umkrallte ihn leiſe und leiſer — nach Verlauf einer Stunde, die ihm wie ein paar Minuten entflohen, hatte er bereits mehrere Louisd'or gewonnen. Er wollte mehre Male aufhören und ſich mit dem für ihn außerordentlichen Gewinne hinwegbegeben; aber immer ſtand der unbekannte Rathgeber hinter ihm, der es verhinderte.

„Sie ſind im Glück,“ flüſterte er unaufhörlich, „es wäre unklug, aufhören zu wollen; Sie können die bedeutendſten Summen gewinnen.“

Herward ſpielte weiter, gewann, verlor, verlor

abermals, ward hitziger, dem Verluſte beizukommen, ſeine Augen begannen endlich zu ſtarren, ſeine Züge verzerrten ſich. — Gegen Mitternacht erhob ſich der Unglückliche geiſterbleich; er hatte nicht nur ſeinen ſämmtlichen Gewinn, ſondern auch ſeine ganze Baarſchaft und ſelbſt den Louisd'or, den er von ſeiner Gattin erhalten und den er ſtets bei ſich trug, verloren. Als er aufſtand und ſich umblickte, war der unbekannte Rathgeber, der ihn in's Verderben gelockt, verſchwunden.

Wer vermöchte Herward's Zuſtand zu beſchreiben! Halb bewußtlos ſchwankte er aus dem Spielzimmer, wie von Furien gepeitſcht eilte er nach Hauſe, wo er ſich in höchſter Verzweiflung auf's Sopha warf. Von ſeinem ganzen Reiſegelde war ihm kaum ein Louisd'or verblieben, der zur Bezahlung der Zimmermiethe nicht einmal ausreichte. Wüſte Fieberphantaſien durchzuckten ſein Gehirn; böſe, unheimliche Gedanken umſchwirrten wie Geſpenſter ſein glühendes Haupt. Einen ſolchen höllenvollen Zuſtand hatte er nie gekannt. Plötzlich ſprang er auf, griff wie wahnſinnig nach ſeinen letzten paar Thalern und rannte damit nach dem Spielhauſe. In wenig Minuten war auch dieſe letzte kleine Summe von der golddürſtigen Bank verſchlungen, und Herward hatte Alles verloren. —

Wir erſparen uns, dem Leſer die Tortur auszumalen, auf welche der unglückſelige Herward von ſeinem Gewiſſen geſpannt wurde: wir erwähnen nur, wie er durch die dunkle, ſtürmiſche, regenſchwangere Nacht von böſen Geiſtern gepeitſcht wurde; wie er erſt gegen Morgen ſeine Wohnung wieder erreichte, wo er vernichtet niederſank und in einen dumpfen, ſchlafähnlichen Zuſtand verfiel.

Welch' ein Erwachen, als die Morgensonne nach der sturmreichen Nacht freundlich durch die Fenster leuchtete. Es war der schrecklichste Tag in Herward's Leben; als aber der Abend nahte, da zog es ihn wieder mit tausend Armen zur Spielbank. Hatte er nicht über fünfhundert Thaler zu gebieten? Konnte er durch einige glückliche Sätze nicht seinem ganzen Verluste wieder beikommen? Aber anvertraute Gelder angreifen! Herward schauderte bei dem Gedanken. Es entstand ein neuer furchtbarer Kampf seines guten und seines bösen Engels. Gewinne nur so viel, flüsterte letztrer, um die Wirthshausrechnung zu bezahlen und nothdürftig die Heimath erreichen zu können; wie willst du von hier fortkommen?

Das böse Princip behielt die Oberhand — kaum hatte das Spiel begonnen, saß auch Herward vor den unglückseligen Karten. Aber das einmal treulos gewordene Glück wollte nicht wiederkehren und je leidenschaftlicher der Unglückliche pointirte, desto schadenfroher zog sich die launenhafte Fortuna zurück. Mehrmals mußte Herward nach Hause, um neues Spielgeld von den fünfhundert Thalern zu holen. Der bis zum gestrigen Tage auf dem Wege der Pflicht und Tugend wandelnde Mann, dessen Ruf und Rechtschaffenheit zeither makellos dagestanden, war gänzlich den Mächten der Unterwelt anheimgefallen.

Herward spielte die ganze Nacht, verlor ununterbrochen, und pointirte immer leidenschaftlicher. Als der Morgen kam — war von den fünfhundert Thalern kein Groschen mehr sein!

Wir finden den unglücklichen Spieler auf seinem Zimmer wieder, wo er kaum mehr kenntlich auf dem Sopha liegt. Er kann sein Unglück, seine Schande nicht ertragen — der Selbstmord ist bei ihm fest be-

ſchloſſen. Er kämpft mit ſich nur darüber, ob er ſeine Gattin mit der Urſache ſeines Unterganges bekannt machen ſolle oder nicht.

Eine geraume Zeit währt dieſer todtenähnliche Zuſtand, während alle Furien der Hölle ſein Innerſtes durchwüthen — da klopft es an die Thür. Herward iſt nicht im Stande, Herein zu rufen — die Thüre öffnet ſich, ein Briefträger erſcheint und bringt einen Brief von Emilien. Die liebende Gattin ſchreibt in den zärtlichſten Ausdrücken, ſie wünſcht dem Gatten die froheſten Tage, doch verhehlt ſie auch nicht, mit welcher Sehnſucht er in der Heimath erwartet werde. Doch ſoll er ſich deshalb nicht beeilen, ſo es ihm im Bade gefalle. In dem Briefe der Mutter iſt noch ein zweites Brieflein Mariens eingeſchloſſen, worin die gute Tochter dem Vater einen — Sophienducaten mit der Bitte ſchenkt, ſich damit ein paar vergnügte Stunden im Badeorte zu verſchaffen. Sie wüßte wohl, ſchreibt das Mädchen mit kindlicher Naivetät, daß Reiſen viel Geld koſte und daß ſich der gute Vater ja nichts abgehen laſſen ſolle. Zwei volle Monden hatte Marie mit kunſtreicher Hand für fremde Leute gearbeitet, um dieſen Schatz zu erringen. Endlich war es ihr gelungen und mit himmliſcher Freude bot ſie dem Vater die Liebesgabe.

War Herward's Zuſtand zeither ſchon ein verzweiflungsvoller geweſen, ſo füllten die beiden Briefe der Liebe den Giftbecher zum Ueberlaufen. Mit Haſt riß er Mariens Brief auf, da entgleitete ihm der Sophienducaten und rollte das Zimmer entlang. Herward ſprang auf, um denſelben zu ſuchen; aber ſeine ſtieren Blicke vermochten das Goldſtück nicht wieder zu entdecken; wie ſehr er ſich auch anſtrengte und ſorgſam alle Winkel durchſuchte — der Ducaten war und blieb verſchwunden.

Herward erkannte jetzt, daß er zum Untergange vom Schicksale auserkoren sei, da mit diesem Ducaten auch der letzte Hoffnungsschimmer verblichen war. Nochmals warf er sich auf die Erde und kroch auf Händen und Füßen nach dem Goldstücke umher; abermals vergebens — da klopfte es zum zweiten Male an die Thür, und der Tabulettenkrämer trat in's Zimmer, die goldene Damenuhr in der Hand.

„Wie steht's, lieber Herr?" frug er, „noch keine Lust zum Handel? Fünf Louisd'or, ein Pappenstiel." —

Herward war aufgesprungen. Sein geisterhafter Blick starrte den Händler, der an ihm zum Versucher geworden war, unheimlich an.

„Zurück!" schrie der verzweifelte Spieler, „oder ich erdroßle Dich, Verruchter!"

„Hoh, hoh," sprach der Tabulettenkrämer, welcher Herward's Wort für Scherz hielt, „warum so ungehalten, wenn das Gold auf der Erde umher liegt?"

„Wo, wo?!" rief Herward außer sich.

„Nun, da blinkt's ja, am Löwenfuße des Bureaus," antwortete der Händler, „wahrscheinlich ein vollwichtiger Cremnitzer."

Herward stürzte nach der bezeichneten Stelle und hielt bald das schöne Goldstück, das bekanntlich die fromme Aufschrift trägt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" krampfhaft in seiner Hand.

Der Tabulettenkrämer, welcher bald erkannte, daß hier schwerlich ein Geschäft zu machen sei, entfernte sich mit einem kurzen: „Wünsche wohl zu leben," während Herward seine Blicke von der glänzenden Liebesgabe seines Kindes nicht loszureißen vermochte. Aber je länger er auf das Goldstück schaute, desto größrer Frieden sank in sein zerrüttetes Gemüth; es

war als wenn ein ſtiller Segen auf dem Sophien-ducaten ruhte; neue Hoffnung keimte in der Bruſt des Unglücklichen und tief ergriffen brach er in die Worte aus:

„Wohl dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebt!“

Als der Abend dämmerte, ſah man Herward, die Bruſt voll freudiger Ahnung, abermals nach dem Spiel-hauſe ſchleichen. Als es Mitternacht ſchlug, ſtarrten ſeine Taſchen von Golde. Er ſtand auf, ging nach Hauſe und kniete betend nieder.

Am andern Morgen zählte er die fünfhundert Thaler ab, ferner den Louisd'or ſeiner Gattin, und die nicht bedeutende Summe, die er von ſeinem Ei-genthume verloren hatte; es verblieb ihm nach die-ſem Abzuge noch ein höchſt anſehnlicher Gewinn. Dieſen füllte er in einen Beutel, ſteckte dieſen zu ſich und ging nach dem Barmherzigkeitsſtifte für Noth-leidende. Unterwegs begegnete ihm der Tabuletten-krämer, welcher wieder die verhängnißvolle goldne Uhr zum Kaufe darbot; Herward ging aber lächelnd vorüber.

Als er in dem Barmherzigkeitsſtifte angelangt war, ließ er die gewonnenen Goldſtücke ſo unbemerkt als möglich in den eiſernen Almoſenſtock gleiten.

„Mögen die Leiden,“ ſprach er für ſich, „die ihr in dieſem Hauſe zu ſtillen beſtimmt ſeid, mir bei dem himmliſchen Vater Verzeihung für das ſchwere Ver-gehen erwirken, das ich mir euretwegen zu Schulden kommen ließ.“

Still, wie er gekommen, entfernte er ſich wieder; dem Inſpector der Anſtalt aber war die Erſcheinung des ſchlicht gekleideten Mannes gleichwohl aufgefallen. Er ward neugierig und ließ den Almoſenſtock öffnen. Aber wie erſtaunte er ob der reichen Gabe, die er

darin vorfand. Er ließ sich nach Herward erkundigen und glaubte eine heilige Pflicht zu erfüllen, wenn er den Chef dieses Beamten von dem außerordentlichen Wohlthätigkeitssinne seines Untergebenen in Kenntniß setze.

Bereits nach wenigen Tagen befand sich Herward wieder im Schooße seiner Familie; wer schildert die Freude des Wiedersehens dieser glücklichen Menschen! Doch wie erschrak Herward, als ihn sein Vorgesetzter, der Rechnungsrath, plötzlich nach der Ursache fragte, warum er sich in dem Bade N... so wohlthätig erwiesen?

Herward wußte in dem ersten Augenblicke nicht, was er antworten und ob er den wahren Grund eingestehen sollte. Er zögerte.

„Wohlan," sprach der humane Obere, „ich dringe nicht weiter in Sie; Sie haben sich barmherzig erwiesen, das ist mir genug; ich kann Ihr Thun, der Grund sei, welcher er wolle, nur edelmüthig und lobenswerth finden."

Auf diese Worte konnte Herward nicht länger schweigen. Er kannte seinen Chef als einen menschenfreundlichen, liebreichen Mann; und der Gedanke, daß dieser nur einen Schatten von Mißtrauen gegen ihn hegen könnte, war ihm unerträglich. So erzählte er denn offen und wahrheitsgetreu sein ganzes furchtbares Abenteuer von Anfang bis zum Ende, seine Qualen, seine Verzweiflung, sein Vergehen und wie sich Gott endlich wieder seiner angenommen durch die Liebe seines Kindes.

Der Rath hatte die erschütternden Mittheilungen schweigend mit angehört. Dann trat er auf den Erzähler zu und erfaßte mit ernster Würde, doch auch nicht ohne Milde, Herward's beide Hände.

„Sie waren auf böſen, ſehr böſen Wegen," ſprach er, „doch Gott reichte Ihnen noch ſeine Hand, bevor Sie in den Abgrund ſtürzten; beten Sie, Herward, beten Sie täglich zu ihm, daß er ähnliche Verſuchungen von Ihnen gnädig abwende. Sie haben ſchwer gefehlt und ſchwer gebüßt. Daß Sie das gewonnene Geld freiwillig wieder hingaben, iſt mir ein troſtreicher Beweis für Ihre wahrhafte Reue und wahrhafte Beſſerung. Was Sie mir erzählt haben, haben Sie mir, wohl verſtanden, nicht als amtlich Untergebener, das haben Sie mir als Privatmann, als — Freund erzählt, und als ſolcher werde ich Ihre Mittheilung zu würdigen wiſſen."

Obſchon Herward weder Frau noch Tochter ein Geſchenk aus dem Bade mitgebracht hatte, ſo blieb doch der Segen nicht aus. Denn als man nach längerer Zeit ſeinen Geburtstag im ſtillen Familienkreiſe feierte, erſchien plötzlich und unverhofft der Rechnungsrath und erfreute den Geburtstägler mit einer Beſoldungszulage, Emilien mit einer zierlichen goldnen Uhr und Marien mit Stoff zu einem neuen Kleide, welches letztere ſchon längſt der Wunſch ihres Herzens geweſen war.

Den Sophienducaten hatte Herward henkeln laſſen und bewahrte ihn als heiliges Palladium; ſo oft aber ſein Blick auf der ſchönen Münze ruhte, gedachte er der großen Wahrheit:

„Auf dem Golde ruht Segen und Fluch; doch glücklich der Sterbliche, der dem verlockenden Glanze zu widerſtehen vermag."

Der Todtenwalzer.

Phantasiestück.

1.

Der glänzende Ball im Hotel de Pologne, seit vier Wochen das A und das O aller tanzlustigen Mädchen von L., war glücklich zu Stande gekommen. Hell leuchteten die hohen Saalfenster in die kalte Februarnacht hinaus, und deutlich vernahm man das süße Wogen der Mädchen-verklärenden Ballmelodien eines Strauß und Lanner. Selbst das alte Inventarium des Hotels, der emeritirte Hausknecht hatte, wiewohl es bereits sehr spät war, sein Lager noch nicht finden können und hörte, nachdem er die große Lampe der Hausflur nochmals mit Oel versorgt, in seinen polnischen Pelz gehüllt, an die Wand gelehnt, nicht ohne Behaglichkeit den bezaubernden Geigenstrichen zu. Er mochte eine gute Weile so dagestanden haben, als sich leise das Hausthor öffnete und eine schwarze Gestalt, wie auf den Zehen, kaum hörbar daher geschritten kam. Heinrich, so hieß das Inventarium, drehte seinen Kopf und begann sich den späten Gast genauer zu betrachten. Es war ein langer schmächtiger Herr in sauberster Ballkleidung, worüber ein prachtvoller Carbonaro geworfen. Das Gesicht konnte Heinrich nicht zu schauen bekommen, da es vom Hute ganz beschattet ward. Der Schwarze schritt bis zu der Stelle der Hausflur, von wo man die erleuchteten Ballfenster übersehen konnte. Er zog eine goldene Uhr hervor und ließ sie repetiren. Es schlug halb ein Uhr.

Da endlich gelang es Heinrich, des Gesichts ansichtig zu werden. Doch kaum hatte er hingesehen, als es ihn wie das kalte Fieber schüttelte und er mit einem leisen Fluche nach der Kümmelflasche griff, um den Schreck und Fieberanfall zugleich hinunter zu spülen. Denn das Gesicht des Schwarzen war wie das eines Todten und weiß wie die Wäsche, die er unter dem Fracke trug.

Zwei Haupteigenschaften in Heinrich's Charakter waren Furcht und Neugier. Beide gaben ihm den Rath, mit dem Schwarzen wo möglich ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen. Er that also einen herzhaften Zug aus der Flasche und begann:

„Ist schon lange angegangen der Ball."

Keine Antwort. Heinrich that einen neuen Schluck und sprach:

„Sie haben sich gewiß verspätet?"

Keine Antwort. Lange Pause. Bei Heinrich begann sich allmälig das Haar zu sträuben. Er setzte verzweiflungsvoll die Flasche zum dritten Male an und fragte stotternd:

„Sie warten gewiß auf Jemanden?"

„Auf meine Braut," tönte es wie Grabesstimme.

Das war Heinrichen schon Recht. Ihm fiel bei dieser Antwort ein großer Stein vom Herzen. Er wußte wenigstens so viel, daß der Schwarze nicht taubstumm sei, und der Kümmel machte ihn sogar verwegen. Er fragte zutraulich:

„Die springt wohl auch oben mit herum?"

Wiewohl auf diese Frage abermals keine Antwort erfolgte, so ließ sich das Heinrich weiter nicht anfechten. Er war einmal im Zuge und begann seine Philosophie zu entfalten:

„Aber, lieber Herr! das wäre nun nicht meine

Paſſion, meine Braut ſo mutterſeel allein dort oben herumgaloppiren zu laſſen unter den jungen Gelbſchnäbeln, und derweilen hier unten zu ſtehen in der Kälte und zu klappern. Man weiß manchmal nicht, wenn Unglück ſein ſoll und der Teufel ſein Spiel treibt. Man hat Exempel. Wie wär's," fuhr er zutraulich fort, „wenn Sie ſelbſt ein wenig hinaufſtiegen und ein paar Mal mit herum machten."

Als der Schwarze auch hierauf im Schweigen verharrte, hielt's endlich Heinrich für Beleidigung. Erſt ſchimpfte er ganz leiſe vor ſich hin, und als der Schwarze nichts erwiederte, allmälig lauter, endlich ganz laut. Der Kümmel that das Seine und unter Schelten und Toben ſuchte Heinrich ſein Lager; denn er traute dem Schwarzen nicht über den Weg.

2.

Noch eine geraume Zeit lauſchte der unheimliche Gaſt der herabtönenden Ballmuſik. Aber das Tempo ſchien ihm viel zu langſam. „Preſto, Preſto!" rief er leiſe, und markirte mit dem Fuße den Tact. Da kam die hellerleuchtete Treppe ein Muſiker herab, der dem Chore angehörte, welches ſo eben durch ein anderes abgelöſt worden war. Er ſtieg ſogleich auf den Schwarzen zu und rief ſchon von Weitem:

„Beſter Herr Capellmeiſter, ein Glück, daß ich Sie finde, habe Sie ſchon auf allen Ecken und Enden geſucht. Alles brennt oben auf den verſprochenen Wiener, und ein kleines Pröbchen im hintern Zimmer müſſen wir doch erſt halten."

„Hier iſt er," ſprach der Schwarzrock und überreichte ein ſchwarz geſchriebenes Notenblatt.

„Ah, brillante Musik!“ schmunzelte der Musikus, einen Blick in das Blatt werfend.

„Was sind für Tänze gespielt worden?“ frug der Capellmeister.

„Wie Hochdieselben zu befehlen geruhten. Die verwünschten Tanzvorsteher stellten uns zwar immer ein Bein. Der Tact war ihnen stets zu rasch. Aber wir haben uns nicht daran gekehrt. Was da, Leben muß sein auf dem Balle! Und kommt nur unser Chor wieder d'ran; das sind Teufelskerle. Wir wollen ihnen die Seele aus dem Leibe geigen. Die Vorsteher sind dann fort bis auf den tauben Lämmermeier, der schon drei Stunden beim Whisttische sitzt. Die alten Pasteten sind auch fort. Blos junges unverwüstliches Volk. Muß aber Alles todtgemacht werden heute.“

Ein beifälliges Lächeln floh bei diesen Worten über das Todtengesicht des Capellmeisters. „Ich werde sehen wie Ihr Euere Sache macht. Hier ist etwas für Euern Eifer.“ Er drückte dem Ueberseligen ein Goldstück in die Hand.

„Oh, oh, oh!“ lallte dieser, „großmüthigster Herr Capellmeister —“

„Was macht Angeline?“ fiel der Schwarze unterbrechend ein.

„Ja, werthgeschätzter Herr Capellmeister, unter uns, das Mädchen dauert mich ordentlich, es ist ein gar zu liebes Ding; aber die holt sich heute den Knax, so wahr ich Jacob Lambert heiße. Natürlich, ist kaum vom Lande herein, war ihr Lebelang auf keinem Balle. Der junge Graf Victor, man sagt ihr Bräutigam, ein Teufelstänzer, läßt sie nicht zu Verstande; und die Extratouren, na, die Extratouren. Apropos, der Herr Graf absonderlich freut sich auf

Ihren Walzer; ich hab' ihm viel vorgeschwatzt davon. Aber es wird Zeit, daß wir daran gehen." Unter nochmaligem Danke empfahl sich der glückliche Musiker und taumelte überselig die Treppe wieder hinauf. Nach einiger Zeit folgte der Schwarze leise auf demselben Wege.

3.

Die Kronleuchter flammten. Tausendfach warfen die krystallenen Spiegelwände das Lichtmeer zurück. Die Tonwellen rauschten und selig wogten Tänzer und Tänzerinnen in den langen unabsehbaren Guirlanden des Cotillon; angeführt von dem jungen und schönen Grafen Victor und der Königin des Balles, der wunderschönen Angeline. Was nur Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie aufzubieten vermag, war auf wundervolle Weise wie ein Blumenregen, über dieses beneidenswerthe Paar ausgegossen. So wogten sie dahin in seliger harmonischer Lust. Aber bald genügte dem feurigen Victor der bisherige schöne, gemäßigte Dreivierteltact nicht mehr. Er winkte zum Orchester und die Melodie ward feuriger, das Tempo schneller und ging endlich in rauschenden Zweivierteltact über. Da flohen die Paare dahin in wahnsinniger Eile, da perlten die krystallenen Tropfen, da wogten die Busen, und die Lungen pulsirten in tödtlicher Hast; da floh scheu die Göttin der Anmuth und Grazie den bacchantischen Wirbel; dichter füllte der Staub die glühende Atmosphäre, düsterer brannten die Kerzen, aber immer wilder wirbelten die Paare in vernichtender, unseliger Lust, und zu einem kleinen Fenster in der Thür des Nebengemachs schaute das Todtengesicht des Capellmeisters.

Mehr todt, als lebendig sanken endlich die Tanzenden auf die sammtnen Ruhekissen, mit Tüchern und Fächern sich Kühlung zuwehend. Bald eilten die Herren zum Büffet und kehrten mit süßem Eis und Limonade zurück zu den glühenden Schönen. Auch Victor präsentirte Angelinen das tödtliche Glas. Doch kaum hatte das Mädchen die Limonade an die Purpurlippe gebracht, als sie bleich, sprachlos und zitternd das Glas zurückgab und dem Umsinken nahe, winkte, den Saal zu verlassen. Bestürzt führte sie der Graf in ein Seitengemach. Alle geisterweckenden Mittel wurden angewandt, und als Angeline wieder zur Besinnung gebracht und sie nach dem Unfalle näher befragt wurde, so erzählte sie, daß, wie sie das Limonadenglas an den Mund gesetzt, habe durch die Nebenthür ein bleiches, weißes Gesicht mit schrecklichem Lächeln sie angeblickt; und wie ein Eisstrom sei es ihr dabei durch alle Glieder gerieselt. Man sah sich überall nach dem Todtengesichte um, und da man nirgends eins erblickte und die Vision keine ernsthaften Folgen gehabt, so ward ein Scherz aus der ganzen Sache gemacht; und der Graf forderte seine Braut zum letzten Walzer auf. Vergebens bat und sträubte sich Angeline vor diesem Tanze. Victor ließ nicht ab. Er bat mit so süßen Schmeichelworten, er flehte, er sank auf ein Knie — und das Opferlamm folgte in den Ballsaal.

Nach einer kurzen brillanten Cadenz begann der letzte Walzer. Ein himmelvolles Allegro halb zitternd, halb wogend mit einer wunderseligen Melodie elektrisirte auch den Todmüdesten und rief Alles zum letzten Male auf den Tanzplatz. Der Graf, von Angelinen befragt, frug zum Orchester hinauf: „Wie heißt der Walzer?“

„Der Todtenwalzer," tönte es herab.

„Der Name thut nichts zur Sache," lachte Victor und eröffnete mit seiner Braut den Reigen. Aber das gemäßigte Allegro ging allmälig kaum bemerkbar in Allegro Molto über und schwoll endlich immer höher zum wildesten Presto. Gleichwohl ließ die himmlische Melodie und der befeuernde Hebetact die Tänzer an kein Aufhören denken. Und immer schneller ward das Tempo. Wieder perlten die krystallenen Tropfen, wieder wogten die Busen und die Lungen pulsirten in tödtlicher Hast; wieder verdunkelte Staub die glühende Atmosphäre und immer düsterer brannten die Kerzen; da fiel das Orchester Prestissimo ein. Schon konnten einzelne Instrumente nicht mehr fort, nur einzelne Posaunenstöße und die schneidende Pickelflöte markirte noch die fürchterliche Schnelle. Hier und da sanken die Paare athemlos und glühend auf die Ruhebänke. Immer kleiner ward das Häuflein. Victor und Angeline immer voran.

„Wir machen sie Alle todt," flüsterte Ersterer, und abermals floh man den Saal hinunter. Jetzt konnte selbst die Posaune nicht mehr fort und der Pickelflötist schnappte nach Luft. Jetzt walzten nur noch drei Paar. Aber zwei sanken bald dahin und dem letzten Paare — Victor und Angelinen blieb der Sieg. Noch einmal flohen sie triumphirend durch den weiten Saal und folgten dann dem Beispiel der übrigen.

Der letzte Ton verstummte. Mehrere Kerzen waren erloschen, die übrigen brannten düster. Immer dunkler ward es im Saale. Tänzer und Tänzerinnen ruhten halbentseelt rings umher zerstreut. Todtenstille. Nur das tiefe Athemholen und das Luftfächeln vernahm man. — Da sprang mit einem Male ein Fensterflügel auf. Ein schneidender Luftzug pfiff

mit Grabeskälte durch den Saal — und durch eine Thür trat der Capellmeiſter. Langſam, die Hände auf dem Rücken, wandelte er den Saal entlang und überblickte mit Wohlgefallen die zerſtreuten Gruppen; worauf er durch die hintere Saalthür wieder verſchwand. Ein kaltes Grauſen überkam das Ballpublicum und die Kellner flogen, den aufgeſprungenen Fenſterflügel zu ſchließen.

4.

Angelinens Tante war aus ihrem Thee- und Klatſchclub in den Tanzſaal zurückgekehrt und mahnte zum Aufbruch. Der Wagen war vorgefahren und Victor begleitete die Damen die Treppe hinab. Aber plötzlich wandelte ein zweiter Begleiter an Angelinens anderer Seite. Es war der Capellmeiſter. Victor warf dem ungebetenen Begleiter nicht die freundlichſten Blicke zu; aber dieſer ſchien ſich nicht daran zu kehren. Zitternd preßte ſich Angeline, die ihren Nebenmann gar nicht zu bemerken ſchien, an den Arm der Tante. So gelangten ſie auf die Hausflur. Zwei Kellner leuchteten voran. Der Capellmeiſter war immer an des Mädchens Seite; Victor ebenfalls zitternd, aber vor Wuth und Eiferſucht, an der Seite der Tante. Und immer näher kamen ſie dem Hausthor. Da mit einem Male erhob der Capellmeiſter die Hand. Wie vom Sturme gebrochen flogen die Hausthorflügel auseinander. Eiſige Februarnacht, mit Schnee vermiſcht, ſchlug herein. Die Lichter der Kellner erloſchen. Klirrend flog die große Glaslampe, vom Sturme abgeriſſen, herab. Es war völlige Nacht.

„Herr Jeſus!“ riefen Angeline und die Tante aus einem Munde und Erſtere begann zu wanken.

Victor, der es zu ahnen schien, wollte hinzuspringen, aber bereits war das Mädchen in die Arme des Capellmeisters gesunken, der sie zum Wagen mehr trug als führte und — selbst mit hineinstieg. Victor, mehr todt als lebendig, half nun der Tante einsteigen. Kaum daß er sich mit ein paar Worten nach Angelinen erkundigen könnte. Vergebens irrten seine Blicke in der Finsterniß des Wagens nach dem zudringlichen Nebenbuhler. Er überredete sich, sich getäuscht zu haben. Der Kutschenschlag ward zugeschlagen und der Wagen rollte dahin. Victor forschte ängstlich überall nach dem Schwarzen. Er war nirgends zu erblicken. Da packte ihn wieder mit Riesengewalt die Furie der Eifersucht. Wüthend stürzte er die Treppe hinauf nach der Garderobe, warf seinen Mantel um und stürzte in toller Hast dem Wagen nach. Bald vernahm er dessen dumpfes Rollen auf dem hartgefrorenen Boden und erreichte ihn unfern von Angelinens Wohnung. Leise schlich er sich an den kalten Häuserreihen dahin, um die Aussteigenden genau beobachten zu können. Der Wagen hielt, der Schlag ward geöffnet, die Tante stieg aus. Hierauf der Schwarze, der Angelinen heraushob. In der ersten Wuth wollte Victor hervorspringen und den nächtlichen Brauträuber packen; aber es hielt ihn wie mit unsichtbaren Fesseln zurück. Jetzt öffnete sich die Hausthür. Die drei Gäste traten ein. Die Thüre ward geschlossen und der Wagen rollte dumpf die Straße entlang.

Da stand der unglückliche Bräutigam wie vernichtet an die Mauer gelehnt, knirschend vor Eifersucht und Ingrimm, klappernd vor Kälte in der schaurigen Februarnacht; Himmel und Hölle und Angelinen verwünschend. Noch nie befand sich ein Liebhaber in

peinlicherer Lage. Indeß ſchneiete es fort und Victor mußte endlich den troſtloſen Heimweg antreten. Noch einmal warf er einen Blick nach der verhängnißvollen Hausthür, die ſein Glück wie ſein Unglück verſchloß, als ſich dieſe öffnete, und der Capellmeiſter leiſe heraustrat und die Straße hinabwandelte. Da erwachte aller Ingrimm von Neuem in Victor's Bruſt, er eilte der Geſtalt ſchnellen Fußes nach. Doch wie ſchnell er dahin ſchritt und welch' gewöhnlichen Schritt der Schwarze wandelte, ſo konnte er dieſen nicht einholen. Endlich, nachdem ſie mehrere Straßen durchwandert und bereits vor's Thor gelangt waren, erreichte ihn Victor an einem Gartenthore. Er packte ihn ſogleich und verlangte Genugthuung für das Betragen gegen Angelinen.

„Wer iſt Angeline?“ frug ruhig die Geſtalt.

„Meine Braut, Bube!“ donnerte Victor.

„Du irrſt, Freund,“ entgegnete der Capellmeiſter im vorigen Tone. „Es iſt meine Braut, Du nur mein Brautführer.“

Dieſe frechen höhnenden Worte ließen den Grafen alle Rückſicht vergeſſen. Er ſtürmte auf die Geſtalt ein, und war im Begriff, ſie gegen die Mauer zu ſchleudern, als er nur den langen weiten Mantel in der Hand behielt und ein Todtengerippe vor ihm ſtand.

Voller Entſetzen taumelte Victor zurück.

„Kennſt Du mich nun? Kennſt Du dieſe Mauer?“ lachte das Geſpenſt und wandelte langſam gegen das Kirchhofthor, welches ſich öffnete. Hier blieb es nochmals ſtehen und ſprach: „Nicht die erſte Braut war es, die Du mir zugeführt, es iſt nicht die letzte. Darum lebe. Noch hab' ich keinen Theil an Dir. Lebe und gedenke des Todtenwalzers.“ Klirrend

ſchlugen die Thorflügel hinter dem Gerippe zuſammen. Sturm brauſ'te daher und in der Ferne verkündete die Thurmuhr der Hoſpitalkirche die Stunde des Morgens.

Victor war beſinnungslos zu Boden geſunken. Ein Nachtwächter, den ſein Weg an der Kirchhofmauer vorbei führt, fand den Erſtarrten und brachte ihn auf die nächſte Thorwacht. So wie er zum Bewußtſein gelangte, bezeichnete er ſeine Wohnung, in welche er noch dieſelbe Nacht gebracht wurde.

5.

Es waren noch keine vierundzwanzig Stunden vergangen, da ſtand vor der Vorhausthür zu Angelinens Wohnung ein Tiſchchen, worauf ein weißer Bogen Papier lag, mit dieſer Inſchrift:

„Unſere innigſt geliebte Nichte, Fräulein Angeline v. P. iſt in Folge einer heftigen Erkältung und eines darauf erfolgten Lungenſchlags dieſen Morgen ſchmerzlos und ſanft verſchieden.

Die trauernde Familie v. Z."

Ein heraustretender Mann in Bediententracht, der die zahlreich eingelaufenen Condolenzkarten zuſammenlas, ſchluchzte heftig und ſprach: „das verfluchte Rutſchen — ich ſag's immer — nun haben wir die Beſcheerung — o Linchen, Linchen, wärſt du doch auf deinem Lande geblieben."

Der Todtenwalzer hat ſeit Angelinens Tode zwar einen anderen, freundlicheren und wohlklingenderen Namen erhalten: der Walzer ſelbſt aber iſt geblieben. Er hat eine lange Zeit bei dem tanzliebenden Publi-

cum das außerordentlichſte Glück gemacht, dem Compoſiteur aber unſtreitig das ſüßeſte Honorar eingetragen, indem er manche reizende Braut in ſeine Arme geführt. Wie die Sage geht, ſoll, trotz der Lection an der Kirchhofmauer, trotz eines dreiwöchentlichen hitzigen Fiebers der unverwüſtliche Graf Victor ſein Möglichſtes dazu beigetragen haben.

Engelberta.

Erzählung eines Arztes.

reizende Lage vor all' den zeither durchwanderten auszeichnete. Baum- und wasserreich, fleißig bebaut, im Schmucke des Frühlings, glich es einem irdischen Paradiese. Die einzelnen blüthenumflorten Dörfer lagen wie anmuthige Idyllen rings umher zerstreut, und am Ausgange des Thals, wo das Reich der segensvollen Demeter in ernstre Waldung überging, thronte auf gigantischem Felsenvorsprung ein Schloß in so bezaubernder Schöne, wie es sich die Phantasie des Romanschreibers nicht reizender zu malen vermag.

Aber je weiter ich vorwärts schritt, desto mehr mußte mir die seltsame Stille auffallen, welche rings über das blühende Eden ausgebreitet war. Obschon der Kalender von einem Sonn- oder Feiertage nichts wußte, vermißte ich doch gänzlich jenes rührige Leben und Treiben des Landmanns auf Fluren und Feldern. Alles war still, erstorben, und so weit meine Blicke reichten, kein menschliches Wesen zu erblicken. Die ganze Natur athmete eine unbeschreibbare Beklommenheit. Gleichsam als sei es ihm verboten, pinkte nur ganz leise der Finke im tiefen Gebüsch, und der Ton einer Lerche, der aus weiter Ferne daher klang, schien aus einem Himmel zu kommen, der nicht der Himmel dieses Thals war. Diese lautlose Ruhe war nicht die Stille der sanft athmenden Zufriedenheit, nicht die heilige Stille, wie sie auf Gräbern ruht; es war die Stille eines Gerichtssaals, wo der Athem stockt und der Stab gebrochen wird über Leben und Tod.

Endlich gelangte ich an ein einzeln stehendes Haus. Der Kranz über der Thür deutete an, daß es ein Wirthshaus sei. Ich trat in die Gaststube. Da saßen in der Ecke ein paar Landleute bei einem Kruge Dünnbier. Der Wirth, gar nicht von dem Schlage

der behaglichen, beleibten deutschen Wirthe, war eine lange hagere Gestalt mit eingefallenem Gesicht und scheuem unstäten Blicke.

Ich bestellte einen Schoppen Wein; aber so wie ich mich setzte, bemerkte ich, daß die zwei Gäste ihre Krüge mit sichtbarer Hast leerten, und durch eine Hinterthüre, welche nach dem Garten hinausging, leise davon schlichen.

„Ist denn bei Euch ein Feiertag?“ war meine erste Frage, als der Wirth den verlangten Schoppen vor mich hingestellt hatte.

„Bewahre, lieber Herr,“ war die ziemlich tonlose Antwort.

„Aber zum Kuckuck, Eure Fluren und Aecker sind ja wie ausgestorben!“

Der Wirth warf einen mißtrauischen Blick auf mich, und erwiederte eintönig: „der Herr wird ja doch wohl wissen?“

„Was soll ich wissen, ich komme aus weiter Ferne.“

Der sonderbare Gastgeber räumte die beiden geleerten Krüge der Landleute hinweg und sprach nach einer Pause: „Nun, die junge Gräfin der gnädigen Herrschaft ist urplötzlich gestorben und da haben wir Trauer auf acht Tage.“

„Wie hängt aber diese Trauer mit der Arbeit des Landmanns zusammen?„

„Nur zu sehr, die Trauerzeit muß begangen werden wie der Charfreitag.“

„Aber Mann,“ rief ich, „jetzt wo das Land der arbeitsamen Hände so bedürftig, es ist nicht möglich.“

Der Wirth blickte wieder scheu auf mich. Da er aber in meinem Blicke ein wahrhaft zürnendes Erstaunen las, ward er etwas vertrauender.

„Leider ist es so,“ hub er mit gedämpfter Stimme

an, „die Gemeinden sind flehentlichst eingekommen, die Trauerzeit nur um ein paar Tage zu kürzen wegen der unaufschiebbarsten Geschäfte, aber es ist nicht gestattet worden."

„Nun, das muß ich gestehen, lebt Ihr unter Türken oder Christen?"

Dem armen Manne mocht' es wohlthun, sich einmal aussprechen zu dürfen, wie ihm um's Herz war, und so erhielt ich ein so schaudererregendes Bild von dem Feudalismus, den diese gräfliche Familie über die Landbewohnerschaft ausübte, daß ich einmal über das andere ausrief: „Und das ertragt Ihr geduldig? Gibt es keine Gerechtigkeit hier zu Lande?"

Bei einem jedesmaligen zornigen Ausrufe meinerseits blickte der Erzähler scheu um sich, damit Niemand die gefährlichen Worte vernehme. Mir aber fielen dabei die beiden Landleute ein, nach deren plötzlicher Entfernung ich mich erkundigte.

„Es gibt so viele böse Aufpasser hierorts," erklärte der Gefragte, „die Alles dem Gerichtsverwalter hinterbringen. An den Wochentagen ist das Wirthshausgehen streng verboten. Man kannte Sie nicht und traute nicht. Auch gingen die Leute nicht durch die Vorderthür, sondern durch den Garten, um allen Verdacht zu vermeiden, als seien sie bei mir gewesen."

Endlich ward meine ärztliche Neugier rege und ich erkundigte mich, woran die junge Gräfin so schnell verstorben sei?

„Das ist eine seltsame Geschichte," erwiederte der hagere Mann, „man gibt ihren Tod einer armen Bauerndirne Schuld, die auch bereits hart und fest sitzt im Criminale."

Ich horchte verwundert, und der Erzähler fuhr fort: „Der Vater jener Dirne sitzt wegen schuldiger

Gefälle bereits sechs Wochen im Thurme; die zahlreiche Familie ist dem Hungertode nahe. Da wagte die älteste Tochter, ein sanftes, liebes Kind, die Verzweiflung gab ihr den Muth, einen Fußfall vor der jungen Gräfin, als diese gerade von der Jagd heimkehrte, die sie leidenschaftlich liebte. Das Mädchen fiel auf offener Landstraße vor dem stolzen Fräulein nieder, erfaßte die gnädige Hand, die sie mit Küssen und Thränen bedeckte, und flehte um die Losgebung ihres Vaters. Weiß der Himmel, war es der Schrecken über die unerwartete Scene, oder, was ich bei dem Adelstolze und reizbaren Temperamente des Fräuleins eher glaube, die Aversion, von einer Bauerndirne angefaßt und geküßt worden zu sein, kurz sie schwankt zum Schlosse und stirbt am selbigen Tage."

„War denn kein Arzt zur Hand?"

„Allerdings," entgegnete der Wirth, „Herr von Blumauer ward sogleich gerufen; aber er erklärte, daß alle Hülfe vergebens."

„Ist denn der Arzt von Adel?"

„Das will ich meinen; in der nächsten Umgebung der gnädigen Herrschaft darf kein bürgerlicher Athem wehen; auch die Kammerfräulein sind zwar arm, aber alle von gutem Adel."

Trauerglocken, die durch die stille Frühlingsluft vom Schlosse daher tönten, unterbrachen unser Gespräch.

„Die Gestorbene wird jetzt ausgestellt in der Todtenhalle," erklärte der Wirth, „worauf die Beisetzung in die Familiengruft erfolgt."

„Kann man sich denn die Sache mit ansehen?"

Der Gefragte zuckte die Achseln, „unser einem," sprach er, „wollt' ich nicht rathen, nur den Schloßhof zu betreten."

„Erbärmliches Kastenthum! Fürsten und Könige

hab' ich auf dem Paradebette gesehen; ich will doch sehen, ob es nicht erlaubt ist, ein todtes armseliges Grafenfräulein in Augenschein zu nehmen."

Meine Toilette war schnell gemacht; der Wirth zeigte mir den Weg und bald befand ich mich am Thore des Schloßhofes. Mehre Trauer-Equipagen mit adeligen Wappen waren vorgefahren. Schwarzgekleidete Herren und Damen, von Dienerschaft umgeben, stiegen aus und gingen den Vorhof entlang. Unfern des einen Thors wandelte eine schwarze Gestalt, eine florumwundene Hellebarde tragend, schweigend auf und ab.

„Der schwarze Kerl," sprach ich zu mir, „wird dir wahrscheinlich ein Bein stellen," aber ich riskirte es und trat in den aristokratischen Vorhof. Richtig, die vor mir wandelnde Noblesse ließ der schwarze Moloch ruhig passiren, in mir erkannte er sogleich den illegitimen Eindringling und kam so hastig, als es seine Gravität zuließ, auf mich zu.

„Sollte hier nächst der Menschenwürde auch das Metall seinen Werth verloren haben?" fragte ich mich, und drückte dem Ankömmling ein Geldstück in die Hand, worauf er sich abwendete, als ob er nichts gesehen habe. So gelangte ich in die sogenannte Todtenhalle. Es war dies ein gewölbter, ziemlich geräumiger Saal, überall mit schwarzem Tuch ausgeschlagen. Die dicht umhangenen Fenster ließen nicht das geringste Tageslicht herein, dagegen brannten zahlreiche weiße Wachskerzen. Inmitten aber von Blumen, in einem glorienhaften Lichtmeer schlief Engelberta. Doch wo nehm' ich Worte her, einen Engel zu beschreiben? wo Bilder, ein Meisterstück der Schöpfung würdig zu schildern? Ich hatte schon manche schöne Blumenleiche gesehen, aber solch' überirdische

Schönheit war mir noch nicht vorgekommen. Wunderbar ergriffen faltete ich unwillkürlich die Hände und eine Thräne trat mir unwillkürlich in die Augen.

„Sie haben Recht," sprach ich zu mir im ersten poetischen Schmerze, „daß sie weit und breit Trauer anlegen acht Tage lang, und wie wenig ist dies, es können Jahrzehnte dahingehen, ehe solch' ein Engel wieder die Erde betritt."

Eine Todtenstille herrschte im Gewölbe; kein Laut, kein leises Flüstern war vernehmbar in der ganzen zahlreichen Versammlung. Sie alle schienen zu beten am Sarge dieser Himmelsgebornen.

Da that sich leiskniſternd eine Tapetenthür auf. Eine ältliche Dame in tiefer Trauer trat heraus, unterstützt von einem gleichfalls bejahrten, in Trauer gekleideten Herrn. Ein silbergestickter Stern blitzte auf seiner Brust. Lange und thränenlos weilten die Blicke der ersteren auf der Gestorbenen. Das fühlbare Zurückpressen des Mutterschmerzes in den gemessenen Zwang der Etiquette war deutlich auf dem bleichen Antlitz zu lesen. Der Begleiter trocknete sich kaum bemerkbar eine herabrollende Thräne. Er schien die Gräfin fast zu halten und seine Blicke waren besorgt auf sie gerichtet. Noch lange blickte die Mutter unverwandt nach ihrem todten Kinde; endlich zogen sich die Beiden still und leis, wie sie gekommen, zurück. Ein Säuseln ob dieser stummen ergreifenden Scene wehte wie Geisterhauch über die Versammlung.

Es währte nicht lange, als sich die am weitesten voranstehenden Adeligen ebenfalls durch einen Seitengang kaum hörbar entfernten. Eines nach dem andern folgte und bald befand ich mich nur mit wenigen Männern, die theils dem bürgerlichen Gerichtsperſonale, theils dem Leichenconduct angehörten, allein.

Die Zeit der Ausstellung war abgelaufen; aber noch immer konnt' ich mich von dem engelhaften Wesen im Sarge nicht losreißen. Wie festgebannt ruhten voll heiliger Wehmuth meine Blicke auf dem süßen Gliederbau, auf den dunkeln Locken, die träumerisch zu Seiten des himmelvollen Antlitzes herabflossen; — da nahten zwei Männer mit dem schweren kostbaren Sargdeckel. Dieses Wunderbild sollte für ewig von dem holden Lichte scheiden, und in jene ernste Nacht herabsinken, aus der noch Niemand wiedergekehrt ist. Schon schwebte der furchtbare Deckel über Engelberta, als mein Innerstes eine nie gefühlte Angst ergriff. Mein ärztliches Gewissen erwachte, die Worte eines weisen Lehrers, „nie zugegeben, daß Jemand begraben werde, ohne von dessen Tode überzeugt zu sein," brannten in Flammenlettern vor mir; und so riß ich einen kleinen Hohlspiegel, den ich zur Aufnahme von Landschaften immer bei mir trug, aus der Tasche, und ohne die Etiquette im Geringsten zu beachten, rief ich den beiden Männern ein kräftiges Halt zu, trat ganz nahe an die Leiche, und hielt das Krystall über die geschlossenen Lippen. Alle Anwesenden erstarrten über solche in diesem Schlosse nie erhörte Frechheit und wußten im ersten Schrecken nicht, was sie beginnen sollten. Ich hielt unterdeß ununterbrochen den Spiegel über das Antlitz der Verstorbenen.

Ein leises Murmeln verkündete den herannahenden Sturm; da zog ich behutsam das Glas hinweg und hielt es gegen die flammenden Kerzen. O unvergeßlicher Augenblick! wie ein ferner, ferner Morgennebel hatte sich ein kaum sichtbarer Thau über das Krystall gelegt, der bei der Wärme der Kerzen jedoch sogleich verflog. Meine Hand zitterte, Thränen brachen mir hervor; „zurück!" rief ich den schwarzen

Grabgeſtalten zu, die noch immer mit dem Sargdeckel dicht neben mir ſtanden, „die Gräfin iſt nicht todt, ſie liegt nur im Starrkrampf, man rufe den Arzt und bringe ſie zu Bett.“

Ich mußte dieſe Worte doch mit zu feſter Ueberzeugung geſprochen haben, denn mehre der Anweſenden ſtürzten ſogleich davon; die Uebrigen umſtanden mich in wortloſem Erſtaunen. Ich allein war der Selige und begriff nicht, daß nicht Alles in Jubel ausbrach; aber die unerwartete Freudenbotſchaft hatte ſie gelähmt und ein bejahrter Mann trat auf mich zu mit den Worten: „Mein Herr, was ſoll das? Wiſſen Sie, welcher Verantwortung Sie ſich ausſetzen durch ſolch' thörichtes Beginnen?“

„Das Leben eines Menſchen zu retten, werd' ich ſtets verantworten, doch was ſag' ich eines Menſchen, eines Engels!“

Bei dieſen Worten ſahen mich die Umſtehenden mit ſeltſamen Blicken an. Die Gefühlloſen wollten ſich noch immer nicht freuen. Unbeſtritten hielten ſie meine Worte für Irrſinn.

Unterdeß erſchollen eilende Tritte in dem Seitengange. Ein Herr von höflichem Aeußern, aber ſchlechtverhehltem Verdruß auf dem Geſichte, trat in die Halle, ſchritt zum Sarge, warf einen Blick auf Engelberta, und fragte zu mir gewendet: „Sind Sie wahnſinnig? Ueberhaupt wer ſind Sie? Wie kommen Sie hierher?“

Ich erkannte in dem ſaubern Patron ſogleich den hochwohlgebornen Hausarzt, ärgerte mich über ſolche Impertinenzen und replicirte mit möglichſter Ruhe: „Solche Fragen ſind jetzt überflüſſig; ſorgen Sie, mein Herr, für die Wiederbelebung dieſer Scheinleiche.“

Der Arzt würdigte dieſen Worten keiner weitern Beachtung, winkte dem Gerichtsperſonale, wahrſcheinlich meine Transportation betreffend und befahl den zwei Männern, den Sarg zu ſchließen. Jetzt ergrimmte ich im Innerſten, und rief dem Elenden zu: „Sie erfüllen Ihre Pflicht als Hausarzt oder ich klage Sie des Mordes an, den ich beweiſen werde.“

Der Mann erblaßte, denn ſo eben trat der Graf in die Halle. Alles machte ehrfurchtsvoll Platz. Der Alte mit dem Sterne kam auf mich zu und fragte ebenfalls: „Wer ſind Sie?“

„Gnädiger Herr,“ entgegnete ich, „augenblicklich ſteh' ich Rede, aber zuvor beſchwöre ich Sie, daß die Todtgeglaubte zu Bett gebracht werde, und man Belebungs-Verſuche anſtelle, bevor es zu ſpät wird. So wahr Gott im Himmel lebt, das Fräulein iſt keine Leiche, noch iſt Leben in ihr.“

Der Graf ſchien ergriffen und winkte, daß man meinen Worten Folge leiſte. Jetzt legte der Arzt und faſt alle Anweſenden Hand an, den Sarg von dem Trauergerüſte herabzuheben. Ich wollte gleichfalls mit Beiſtand leiſten; der Graf aber winkte mir: „Laſſen Sie,“ ſprach er, „Herr v. Blumauer wird das Nöthige beſorgen.“

Man ſchaffte den Sarg mit dem köſtlichen Inhalte mit möglichſter Vorſicht aus der Todtenhalle. Der Graf ſprach noch ein paar Worte zu einem der ihm zunächſt Stehenden, machte eine gnädige Handbewegung gegen mich, und folgte dem ſeltſamen Leichenzuge. Der Herr aber, zu dem er die Worte geſprochen, trat zu mir und erſuchte mich, ihm zu folgen.

Die Wanderung ging durch lange Gänge und wir erreichten endlich eine einfache, aber nicht unfreundlich möblirte Eckſtube in dem einen Flügel des

Schlosses. Auf einem Tische am Fenster befand sich Schreibzeug und Papier. Mein sehr einsilbiger Begleiter ersuchte mich jetzt, meinen Namen, Herkunft, Heimath, nebst dem Zwecke meines Hierseins aufzuschreiben, und entfernte sich mit der Bemerkung, bald zurückzukehren, und das Begehrte in Empfang zu nehmen.

Ich war von dem Erlebten noch zu sehr ergriffen, als daß ich auf diese ziemlich seltsame Inquisition sonderlich hätte achten sollen. Das Verlangte stand bald mit wenigen Worten auf dem Papier, worauf ich mich an ein Fenster stellte, welches eine prachtvolle Aussicht über das große reizende Thal gewährte: „Freut euch, ihr guten Landbewohner," rief ich, „morgen könnt ihr euch wieder fleißig tummeln auf euren gesegneten Auen."

Der wortkarge Cicerone stellte sich wieder ein und nahm das beschriebene Blatt in Empfang. „Wie geht es mit dem Fräulein?" fragte ich sogleich.

„Der Herr v. Blumauer," war die Antwort, „hat in Gegenwart des hohen Elternpaars Belebungs-Versuche angestellt, die kein ungünstiges Resultat zu versprechen scheinen."

„Natürlich, aber welchem gewissenlosen Arzte vertraut Euer Graf sich und die Seinen an?"

„Der Herr von Blumauer ist von gutem Adel."

„Zum Henker, was hilft hier der Adel! Wo soll aber die Reise jetzt hingehen?"

„Dahin, wo wir herkamen."

Sofort ward ich von dem unheimlichen Menschen wieder bis zu dem äußern Schloßthore gebracht. „Der gnädige Graf," sprach er hier, „wird Ihnen den Lohn für geleistete Dienste im Gasthause zustellen lassen."

„Wozu? Versichern Sie dem gnädigen Grafen,

daß ich seines Lohnes nicht bedarf." Nun verneigte sich der Schwarzrock und kehrte zum Schlosse zurück.

„O Adelstolz, o Kastenthum!" murmelte ich ingrimmig, „das die heiligsten Herzensregungen in den Zaum erbärmlicher Etiquette zwängt." Wiewohl Engelberta's Bild wie ein stiller Segen in mir ruhte, so hatte doch die Art, wie man mit mir verfuhr, sehr widerwärtig auf mich gewirkt, und ziemlich mißverstimmt kehrte ich zum Gasthause zurück.

Der ehrliche Wirth kam eine gute Strecke entgegen und schlug freudig die Hände über den Kopf. „O Sie Glückskind," rief er, und führte mich mit wichtiger, geheimnißvoller Miene auf mein Zimmer; hier stand ein zierlich gedecktes Tischchen und darauf ein Stück Torte und eine Flasche Wein.

„Was soll das?" fragte ich verwundert. „Es ist noch zu früh zum Abendessen."

„Vom gnädigen Herrn Grafen selbst," erklärte der Wirth, „eine Auszeichnung, wie ich mich nie entsinne, daß sie einen Durchreisenden zu Theil geworden wäre. Und sollte dem Herrn Doctor etwas aus der gräflichen Küche belieben —"

„Sehr obligirt, will mich der Graf traktiren, so könnte ich diese Ehre, falls ich sie nicht zurückwiese, nur auf seinem Schlosse annehmen. Schickt daher diese Kostbarkeiten mit meinem gerührtesten Danke zurück."

„Um's Himmels willen", rief erschrocken der Wirth, „wo denken Sie hin, eine solche Verantwortung — Man könnte glauben, ich habe —"

„So traktirt einen andern damit," entschied ich. „Uebrigens hole der Kuckuck Eure hohe Herrschaft, mit Ausnahme Engelberta's; ich bin belohnt genug, diesen Engel gerettet zu haben. Uebrigens könnt Ihr Euch freuen, morgen ist wieder Arbeitstag."

Kaum war ich am andern Morgen aufgestanden, als mir ein Diener vom Schlosse ein Billet überbrachte. Der gräfliche Haushofmeister dankte mir darin für die Genesung der Gräfin Engelberta. Dabei lag ein Kremnitzer Passir-Ducaten. Empört über solche Behandlung packte ich sofort das Goldstück in einen Papierfetzen, den ich unmittelbar an den Grafen addressirte und worin ich diesen Nabob für seine zarten Aufmerksamkeiten ziemlich grob bediente. Meine Habseligkeiten befanden sich bald im Tornister, und ich beeilte mich, eine Gegend zu verlassen, welche, vom Himmel so gesegnet, durch den starrsten Feudalismus zu einem Kirchhofe ward.

Ich war nicht lange gegangen, als mir die seltsame Stille rings umher von Neuem auffiel. Es war so öd und unheimlich wie gestern. „Nun, das muß ich gestehen, das Fräulein lebt, und die unglücklichen Unterthanen dürfen sich noch immer nicht regen.“ Ein des Wegs daher kommender Landmann belehrte mich. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß zur Feier der Genesung des gnädigen Fräuleins Engelberta auf fünf Tage alle Arbeiten streng untersagt wären.

Jetzt begann ich zu galoppiren, um so bald als möglich aus dieser Luft zu kommen. Unfern vom Schlosse drang aus dem Hofraum eines großen finstern Gebäudes ein markdurchdringendes Wehgeschrei. Unwillkürlich ergriffen blieb ich stehen. Die Wehklage ward immer kreischender, bis sie nach einigen Minuten plötzlich verstummte. Ein Mann, der in einer Entfernung scheu und verstohlen den Jammertönen zuhörte, ging, so wie er sich bemerkt sah, sogleich demüthig grüßend an mir vorüber. Von ihm erhielt ich die Auskunft: daß so eben das junge Mädchen,

welches dem gnädigen Fräulein auf der Straße entgegen getreten und daſſelbe zum Tode erſchreckt, ihre Strafe, den doppelten Staupenſchlag, erhalten habe. Die Execution ſei deshalb ſo ſchnell vollzogen worden, weil Engelberta unmittelbar nach ihrem Erwachen auf ſchleunige exemplariſche Beſtrafung der Bauerndirne gedrungen habe.

Da packte mich's wie Furien, und erſt, als mir das unglückſelige Thal ein großes Stück im Rücken lag, athmete ich freier.

Es mochte ungefähr zwei Jahre ſpäter ſein, als mich eine Geſchäftsreiſe abermals durch das bewußte Thal führte. Der Wirth, bei dem ich wieder einſprach, war noch vieles magrer und menſchenfeindlicher geworden. „Ach, lieber Herr Doctor," ſeufzte er, mir beim Abſchied krampfhaft die Hand drückend, „hätten Sie doch vor zwei Jahren das gnäd'ge Fräulein in Gottes Namen ſchlafen laſſen für alle Ewigkeit, wir armen Leute würden es Ihnen nur Dank wiſſen. Engelberta iſt ſeit ihrem Wiedererwachen zehnmal ſchlimmer geworden als vorher, und hauſt in unſerm Thale ärger als ihre Ahnen. Und der Himmel bewahre uns gnädiglich, wenn der alte Graf einmal die Augen zuthut und das Fräulein unbeſchränkte Beſitzerin wird. Ich tröſtete, ſo gut es gehen wollte, und befand mich bald wieder unterwegs.

Während mein Wagen ein Stück vorausfuhr, wanderte ich zu Fuß durch die reizende Gegend. So eben kam ich an einer kleinen höchſt freundlichen Maierei vorüber. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen, wie hier auf dem Feld und in dem allerliebſten Gärtchen alles

so trefflich bebaut ward und fruchtbar gedieh. Aus jedem Ackerstücke, aus jedem Gartenbeete sprach der unermüdliche und kunstreiche Fleiß des Bebauers.

Wie glücklich können diese Leute leben, waren meine Gedanken, wenn ihnen der Fleiß ihrer Hände wirklich zu Gute käme; aber so erliegen die Armen unter Steuern und Abgaben, welche eine gnäd'ge Gutsherrschaft unsinnigerweise verschwendet. So bleibt den Unglücklichen kaum das dürftige Leben.

Meine Gedanken wurden plötzlich durch eine höchst reizende Erscheinung unterbrochen. So eben sprengte auf milchweißem Zelter eine grazienschlanke Frauengestalt aus dem Walde hervor. Ja sie war es, es war Engelberta, das reizende Engelbild. Eine Rudel klaffender Doggen umsprang freudig die schöne Jägerin. Aber bald ward mein Wohlgefallen durch eine Scene verdrängt, wie sie wohl nur zu oft in dieser beklagenswerthen Landschaft vorkommen mochte. Engelberta, deren grüner Schleier malerisch in den blauen Lüften wehte, hielt mit Einemmale ihr Roß an und blickte nach dem Walde zurück, aus dem ein junger schöner Mann hervorsprengte.

„Nachzügler!" rief eine Glockenstimme, „auf, folgen Sie mir!" Und mitten durch das Aehrenfeld sprengte das Grafenkind, gefolgt von den Hunden. Der Begleiter besann sich nicht lange, dieselbe Bahn einzuschlagen.

Die verheerende Cavalcade nahm ihre Richtung grade nach dem freundlichen Gärtchen, das mich durch seine Lieblichkeit und durch die sorgfältige und mühevolle Bebauung so angesprochen hatte.

„Was gilt's, Herr Ritter," rief Engelberta, die immer ein Stück voraus war, „der Zaun ist nicht hoch —"

„Um Gotteswillen, Gräfin!“ beschwor dieser, durch das hohe Korn heransprengend, „Sie werden nicht —“

Aber schon hatte die verwegene Reiterin die Gerte geschwungen und setzte über die bedeutend hohe Vermachung in den Garten. Drinnen angelangt, tummelte sie ihr Roß inmitten der Blumenbeete und wollte sich todt lachen, als der Begleiter mit ziemlich bedenklicher Miene sich die Zaunstelle aussuchte, über welche er der Tollkühnen folgen sollte. Endlich war auch ihm der Beireitersprung gelungen und die hohe Noblesse befand sich im Garten, während die Hunde unter lautem Geheul von außen an der Umzäunung in die Höhe strebten.

„Aber wo hinaus? das ist die Frage,“ scherzte Engelberta, auf und nieder reitend und die entgegengesetzte Vermachung recognoscirend.

„Ich dächte, es wäre der Halsbrechereien genug, Gräfin,“ bemerkte der Cavalier. Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als Engelberta auch schon glücklich und wohlbehalten über dem zweiten Zaun hinaus war.

„Teufel!“ brummte der Zurückgebliebene, nahm den Rest seines Muths zusammen und folgte der Gräfin auf dem gefährlichen Wege. Von nun an ging's in gestrecktem Galopp querfeldein und im gradesten Wege dem Schlosse zu.

„Ei, daß ihr den Hals gebrochen,“ rief ich ergrimmt den Dahinfliegenden nach und aus einem Gartenhäuschen traten die armen Gärtnersleute und umstanden mit gerungenen Händen und thränenden Augen die Verwüstung. Ich hörte da unter andern auch einen gewissen Doctor verwünschen, welcher vor zwei Jahren das Fräulein vom Tode auferweckt habe;

und ich ward nach dem so eben Erlebten immer ungewisser, ob es nicht besser gewesen wäre, ich hätte den Sargdeckel ungestört über das Engelbild herabsinken lassen.

Manches Jahr war dahin gegangen, in Frankreich hatte bereits die Revolutionsglocke allen vom Feudalismus Bedrückten die Stunde der Erlösung verkündet, als mich mein Weg zum dritten Male durch das bekannte Thal führte. Das ehemals Erlebte stand wie ein dunkler Traum vor mir.

Ob sie wohl noch lebt, die schöne, stolze Engelberta, die ich im Tode lieben, im Leben hassen lernte; ob sie sich durch jenes Hochgericht, das in Frankreich über den Adel gehalten wird, in ihren feudalistischen Grillen ein wenig hat einschüchtern lassen und barmherziger geworden ist gegen ihre Unterthanen? Diese Gedanken beschäftigten mich, als der Schwager, der an der letzten Station das Commando der Extrapost übernommen, und in hiesiger Gegend ziemlich bekannt schien, ganz unaufgefordert also zu erzählen begann:

„Die Herrschaft, in die wir so eben einfahren, ist fast die gottserbärmlichste im ganzen Lande, und daran ist Niemand anders als eine Frau Schuld, welche wie ein Kobold, wie ein böser Geist über dieses fruchtbare und ehedem so blühende Land gebietet. Diese Frau war zwar von Kindesbeinen an ein leibhaftiger Teufel; aber seit vor Kurzem die Pariser Einige von ihrer Sippe geköpft, ist vollends kein Auskommen. Sie ist seit der Zeit ordentlich wahnsinnig und ihre Unterthanen sollen auffessen, was der Herr Robespierre einbrockt. Ihr Haß gegen jedes Geschöpf, wenn's nicht „von" ist, grenzt an Wuth, und in jedem Bürgers- und Bauers-Mann sieht sie einen Scharf-

richter, der ihr an die Kehle will. Wenn doch der liebe Gott oder vielmehr der liebe Schwarze das böse Weib recht bald abholen wollte; denn geht ihr Regiment noch lange fort, so werden bei der unsinnigen Verschwendung alle hiesigen Bewohner zu Bettelleuten. Weiß der Satan, die Frau ist schon einmal mausetodt gewesen und hat sollen zu allgemeiner Erbauung begraben werden; ja prosit! Unkraut verdirbt nicht, kommt da ein Teufelskerl, ein Schwarzkünstler mit einem Hexenbrennglase und macht sie zum Schrecken aller Leute wieder lebendig."

Man kann denken, welche Empfindungen bei dieser Relation in mir rege wurden. Ich schwieg gern gegen den ehrlichen Schwager und der Wagen rollte in das Thal hinab. Aber bald bemerkte ich hier, wie die einstige Fruchtbarkeit von diesen Fluren gewichen war. Dünn und dürftig schwankten die leichten, sprossenden Halme, vom Frühlingswinde leis hin und her bewegt; mancher Acker lag ganz wüste und auch die einst so zahlreichen Obstbäume hatten sich sichtbar vermindert.

„Ja," fuhr der redselige Wagenlenker fort, „zu Lebzeiten des seligen Grafen sah's freilich hier anders aus. Das war wohl auch ein strenger, stolzer Herr; aber nicht auf so methodischen Ruin des Landes bedacht, wie die Kobold-Tochter. Mancher, der sich unter dem Grafen noch recht leidlich befunden, ist in der letzten Zeit verdorben und gestorben; Andere sind gar ausgewandert. Ich verdenke es den Leuten nicht, Mensch bleibt Mensch."

Das gräfliche Schloß ward jetzt im Hintergrunde der Landschaft sichtbar. Es nahm sich noch immer stolz und stattlich aus. Nur etwas altergrauer war es geworden.

Der Schwager wußte noch viel von den Leiden und Drangsalen der hiesigen Bewohner zu erzählen, als mit Einemmale auf der gegenüber liegenden Anhöhe, über welche die Straße führte, eine vierspännige Caroſſe erſchien und im geſtreckten Galopp in's Thal herabbrauſte.

„Da ſehen Sie das wilde Weſen," ſprach mein Cicerone, mit der Peitſche auf das herandonnernde Viergeſpann zeigend. „Iſt das eine Art, auf dieſem Mordwege? Ich verſtehe meinen Trapp wie Einer, aber das heißt Gott verſuchen. Freilich," fuhr er fort, „die bricht den Hals nicht und wirft auch nicht um, denn das hätte ſchon tauſend Mal geſchehen müſſen, wenn's mit rechten Dingen zuginge."

Unterdeß kam die gräfliche Equipage näher; ſchon ſignaliſirte der Vorreiter dem Schwager, daß er ausweiche: „Nun, nun," brummte Dieſer, „Ihr werdet's erwarten können;" mir aber ward ob dieſer dritten Begegnung Engelberta's wunderlich zu Muthe.

Ich bedauerte wirklich, daß ſie ſo ſchnell daher flog; denn ich geſtehe es, gern hätt' ich meinen ehemaligen Engel einmal mit Muße in der Nähe betrachtet. Der gräfliche Wagen hatte jetzt eine kleine Brücke zu paſſiren, die über einen von abſchüſſigen Uferwänden umgebenen Bach führte, als mit Einemmale die Vorderpferde hoch aufbäumten und rechts ſchwenkten. Vergebens riß der darauf ſitzende Stallknecht das wildgewordene Geſpann zurück; der Wagen gerieth aus dem Gleiſe, rannte mit gewaltiger Kraft an eine Brückenmauer, brach unter Gekrach zuſammen und ſtürzte in die Tiefe.

„Nun, wenn ſie diesmal nicht genug hat," ſprach mit großer Ruhe der Schwager, „ſo muß Seine Herrlichkeit der Herr Satan ſelbſt mit drinnen ſitzen im

Kasten; ich aber sprang aus dem Wagen und eilte nach dem Unglücksplatze. Zum Glück war von der Dienerschaft Niemand verletzt; wie es jedoch mit der Gräfin stand, welche allein im Wagen gesessen hatte, mochte Gott wissen. Ich legte sogleich Hand an den übel zugerichteten Wagen um die Unglückliche herauszuheben. War es aber der Schrecken, welcher der Dienerschaft in die Glieder gefahren, oder Lieblosigkeit, sie zeigte sich ziemlich theilnahmlos, und erst auf meinen wiederholten Zuruf leisteten Einige Beistand.

Engelberta lag in tiefer Ohnmacht und trug am Kopfe bedeutende Verletzung. Ach, sie war noch immer das reizendste Weib, das ich je gesehen. Die sylphenhafte Jungfrau hatte sich zur üppigen Schönheit entfaltet. Ich erkannte die Gefahr, in welcher sich die Ohnmächtige befand. Nur schleuniger Aderlaß konnte retten. Auf meinen Befehl trug man die reizende Bürde in ein nahe gelegenes Bauernhaus.

So wie ich mit der Lanzette den aderöffnenden Schnitt in den Alabaster-Arm gethan, erwachte die Gräfin aus ihrer Ohnmacht. Sie riß den Arm, aus dem ein Purpurquell sprang, entsetzt zurück und schrie nach Hülfe. Ich bat und beschwor, so ihr das Leben lieb, sich ruhig zu verhalten. Aber alle Bitten und Beschwörungen waren vergebens. Das Weib, außer sich, in einer Bauernstube zu athmen und von einem Unbekannten, in dem ihr Instinct sogleich den Bürgerlichen erkannte, sich ärztlich behandelt zu sehen, stieß die gemeinsten Schmähworte aus und verlangte nach ihrem Leibarzte. Eine neue Ohnmacht machte ihrem Wüthen ein Ende. Ich benutzte den günstigen Augenblick, den Verband umzulegen, denn ein größerer Blutverlust konnte todtbringend werden. Aber kaum hatte ich das Geschäft vollendet, als die Ohn-

mächtige wieder zum Leben und zur Besinnung gelangte. Sie riß die Armwunde auf; auch den Verband vom Kopfe riß sie zornig herab und warf ihn mit Abscheu von sich. „Hinweg, infame Kreatur!“ kreischte sie und stieß mit dem Fuße nach mir, und zu der Dienerschaft gewendet: „bei eurer Seligkeit, dieser Mensch soll mich nicht mehr anrühren!“ Mit Einemmale aber ward die Stimme leiser. Aus allen Wunden strömte das Blut. Nochmals versuchte ich, meinen Beruf als Arzt zu erfüllen; aber die Dienerschaft hielt mich mit Gewalt zurück. Da empörte sich mein Innerstes gegen diese adelstolze Frevlerin, die selbst am Grabesrande mit stolzer Seele dem Uebermuthe ihrer Kaste fröhnte, und ich sprach mit giftiger Resignation: „So fließe denn, du adeliges Blut!“

Und es floß, reichlich, unaufgehalten, und das himmelschöne Antlitz ward bleich und bleicher; schon stellten sich jene bedenklichen Zuckungen ein, mit welchen der Tod nach seiner Beute harkt; schon sanken schwarze Schleier über die einst so blühenden Augen — da riß ich mich mit Gewalt los und wollte retten. Die Gräfin, über welche der Tod immer dunklere Schatten geworfen hatte, bemerkte es dennoch. Zum Letztenmale malte sich ihr Abscheu vor dem Bürgerthum auf dem sterbenden Antlitz; mit letzter Kraft preßte sie ein verächtliches „Hinweg!“ hervor. — Zwei tiefe Athemzüge — das Haupt sank auf die Brust — Engelberta war nicht mehr. Mit jener aristocratischen Energie, von welcher sie im Leben so oft Beweise gegeben, war sie auch gestorben. Sie blieb sich gleich im Leben wie im Tode; wie ihr ganzes Dasein hienieden, war ihr letzter Sterbeseufzer eine — Protestation gegen das Bürgerthum.

Da die Gräfin Engelberta unverehelicht gestorben, fiel die Besitzung an einen entfernten Seitenverwandten, der, von Schulden gedrückt, nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als die sehr herabgekommene Herrschaft für den bestmöglichsten Preis loszuschlagen. Ein reicher Privatmann und Freund von mir kaufte sie unter billigen Bedingungen. So kam das alte Schloß, welches mehre Jahrhunderte der Stammsitz einer der adelstolzesten Familien gewesen war — in bürgerliche Hände. Der neue Besitzer, ein Mann von trefflichen Geistes- und Herzens-Gaben, that alles Mögliche, den verarmten Landleuten ihre langjährigen Leiden vergessen zu machen, und der Himmel segnete sein Bemühen. Bereits nach wenigen Jahren blühte das Ländchen wieder wie ein kleines Paradies; und wo ehedem Furcht, Mißtrauen, Mißmuth und Verzweiflung geherrscht, da wohnten jetzt Glück, Zufriedenheit und Freude.

Mehrmals ward mir das Glück, meinen würdigen Freund, der wie ein Vater über seiner blühenden Schöpfung waltete, zu besuchen. Ich verlebte meine frohesten Tage daselbst, und oft mußten meine seltsamen Begebnisse mit der Gräfin Engelberta, deren wohlgetroffenes Bildniß den altergrauen Ahnensaal des Schlosses schmückte, den Stoff zum Gespräch geben.

Eines Tages, als ich mich gleichfalls auf Besuch befand, traf ich bei einer Wanderung durch den Schloßgarten auf ein paar Maurer, welche beschäftigt waren, den Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe zu vermauern. Es war das ehemalige gräfliche Erbbegräbniß. Ich zündete eine Leuchte an und stieg hinab in das Reich der Todten. Da ruhte in langen Reihen von Särgen das ganze einst so mächtige und stolze Grafengeschlecht. In dem letzten

Sarge der letzten Sargreihe schlief — Engelberta. Die Scene ihres Todes trat mir lebhaft vor die Augen und ich mußte gestehen, daß sie als die Letzte ihres Geschlechts diesem würdig und als ächte Repräsentantin jener blutdunkeln Tage gestorben war, die wir oft thörichter Weise mit dem Namen „der guten alten Zeit" bezeichnen.

„Bleibe auf ewig versargt, du gute alte Zeit, und kehre nie wieder," rief ich heraufsteigend aus der dumpfen dunkeln Todesgruft und wartete, bis der letzte Stein eingekalkt war, der gleichsam auf immer die finstere Vergangenheit von der lichtvollen freundlichen Gegenwart schied.

Man hat sich später noch oft Mühe gegeben und giebt sich dieselbe heutigen Tags noch, jene vermoderte und vermauerte Zeit wieder herauf zu beschwören; aber wie mächtige Herren dabei auch im Spiele waren und es noch sind, es ist nicht gelungen und wird nicht gelingen. Der liebe Gott selbst hat zu getreue Wächter an die Gruft gestellt: sie heißen Licht, Vernunft, Gerechtigkeit und Humanität. Dies sind die vier Evangelisten und Zionswächter der neuen Zeit, und so wird Engelberta, wenn auch nicht die Letzte, doch gewiß eine der Letzten ihres Geschlechts gewesen sein.

Der Mohr von Venedig.

Ein Scherz.

Neuerungen taugen nichts! Die Wahrheit dieſer Worte hatte ſich Herrn Sebaſtian Corvinus, Bürgermeiſter von Zuckelhauſen, einer kleinen deutſchen Stadt, während einer fünfundzwanzigjährigen Praxis ſo unabweisbar herausgeſtellt, daß er ſie zum Lebensmotto gewählt hatte. Was helfen indeß die ſolideſten Grundſätze, Menſch bleibt Menſch, und hat ſeine ſchwachen Stunden. Demnach war es in einer der letzteren der Zuckelhauſener liberalen Propaganda gelungen, dem ehrenfeſten Sebaſtian eine Conceſſion der Neuzeit abzuringen, die dem guten Manne, wie wir ſehen werden, ſehr ſchlimme Früchte bringen ſollte.

Seit mehren Jahren ſchon hatte die Propaganda intriguirt und gebohrt, um in Zuckelhauſen die in größeren Städten übliche Sitte einzuführen, ſich dem Neujahrstage nicht durch zeitraubende Viſiten, ſondern durch Karten zu begratuliren; aber Sebaſtian war dieſer afterdeutſchen Mode zeither determinirt auf den Kopf getreten. Wie ein Fels hatte er die revolutionären Wogen und Wallungen über ſein Haupt dahin gehen laſſen, ohne ein Haar nachzugeben. So lange er Bürgermeiſter von Zuckelhauſen, waren ſeine Worte geweſen, ſolle dieſe Pariſer Neuerung nicht Wurzel faſſen. Mit Paris ſtand er überhaupt auf geſpann-

tem Fuße; und unſer Sebaſtian war weit entfernt, der Julidynaſtie diejenigen Zugeſtändniſſe zukommen zu laſſen, welche Louis Philipp von den Großmächten zu erwarten berechtigt iſt.

Eine Hauptmacht, welche dem Bürgermeiſter bei ſeinem Kampfe gegen die Neujahrkarten zur Seite ſtand, war die Preſſe, dieſe Pallas Athene der öffentlichen Meinung. Man wird den Kopf ſchütteln, und gleichwohl war es nicht anders. Sebaſtian beherrſchte dieſelbe, und zwar mit einer Energie, gegen welche ſich die Cenſuredicte Napoleon's verſtecken mußten; und was das Kopfſchütteln des geneigten Leſers bedeutend vermehren wird, dies geſchah trotz einer unbeſchränkten — Preßfreiheit. Ja, vernehmt es, ſechsunddreißig Millionen Deutſche, trotz Bundestag, Karlsbader Beſchlüſſen und allen deutſchen Codexen zum Hohne, genoß das kleine Zuckelhauſen — Preßfreiheit. Die Sache ging einfach zu. Das einzige Organ der Preſſe für die genannte kleine Stadt war das alle Sonnabende erſcheinende Wochenblatt, das allerdings unter Cenſuroberherrlichkeit des Herrn Bürgermeiſters ſtand. Letzterer war zugleich Herausgeber und Verleger; da er aber kein Freund der weitverbreiteten Sitte war, die Spalten eines Lokalblattes mit fremden Federn zu ſchmücken, brachte er lauter Originalartikel, die keuſch, wie ſie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen, abgedruckt wurden, ohne vorher anderswo unter dem Preßbengel geſeufzt zu haben. Die Mitarbeiter zu honoriren, hielt Sebaſtian für eine unverzeihliche Zumuthung; daher dachte er, ſelber iſt der Mann, und darum ſchrieb er ſein Wochenblatt ſelber und ließ die Artikel ohne Imprimatur drucken; wodurch ſich das Räthſel von wegen der Zuckelhauſener freien Preſſe löſ't.

In seinem kleinen Moniteur kämpfte Sebastian ritterlich gegen die Revolution, und da der Propaganda kein anderweites Journal zu Gebote stand, behielt er stets das letzte Wort; was den Redacteur mit vielem Selbstgefühl erfüllte.

Indeß der Weltgeist geht seinen Gang, und hat er sich einen Plan ersonnen, führt er ihn aus, trotz Preßzwang und Preßfreiheit. Sebastian sollte die Wahrheit an sich verspüren wie Karl der Zehnte, auf den er Stücke hielt. —

Ein junger Baron, welcher ein in der Nähe von Zuckelhausen gelegenes Rittergut käuflich an sich gebracht hatte, feierte seinen Einzugsschmaus, wozu er die Notabilitäten von Zuckelhausen, den Bürgermeister an der Spitze, eingeladen hatte, und zwar durch sauber gestochene — Karten. Sebastian wollte Anfangs, seinem Principe getreu, und um am eigenen Wochenblatte nicht zum Renegaten zu werden, die in Kupfer gestochene Einladung ausschlagen, ward aber von dem nach den Fleischtöpfen Aegyptens lungernden Rathscollegio, welches einen Tag vor dem Schmause sich selbst zu einem außerordentlichen Fasten verurtheilt hatte, in seinem Entschlusse wankend gemacht. — Sämmtliche Senatoren waren zu Bauchrednern geworden, denn sie sprachen mehr zu Gunsten ihres Bauches als ihrer Ueberzeugung zum Bürgermeister. Dergleichen Naturstimmen vermag selten ein Mensch für die Dauer zu widerstehen; so ward auch unser Sebastian, nachdem er lange mit Römermuthe pro aris et focis gekämpft, in den Strudel der Revolution hinabgezogen.

Die Propaganda in Zuckelhausen jubelte auf, als der besiegte Sebastian mit seinem leerbäuchigen Collegium hinaus zog zum Baron. Hier zeigte sich's

aber bald, wie reißend schnell die Sünde den ganzen Menschen ergreift, sobald er ihr einen Finger gereicht hat.

Sebastian in seinem antigallischen Rigorismus hätte sich nie träumen lassen, daß man in Folge eines so kleinen Papierstreifs, den er mit wahrer Berserkerwuth bekämpft hatte, so viel zu essen und zu trinken bekomme. Bei der ersten Flasche hatte sich sein Groll noch nicht ganz verloren; die zweite spülte ihn vollkommen hinunter; bei der dritten ward er beredt, bei der vierten zum Enthusiasten für die Visitenkarten. Sein Senat, der vollkommen frequens war, und bei jedem Gange mehr anschwoll, wie die Riesenschlange, so daß er späterhin zu Hause gefahren werden mußte, stimmte mit seltener Einhelligkeit bei. Kurz, die Kartenfrage war entschieden. Die Propaganda triumphirte, die Kartenwuth griff mit einer Vehemenz um sich, daß man sich selbst Karten schickte bei den unpassendsten Gelegenheiten. Sebastian's conservatives System war gestürzt. Der böse Geist der Neuerungen hatte in dem Jahrhunderte lang umfriedeten Zuckelhausen die tricolore Flagge aufgezogen; — aber die Strafe für den Bürgermeister, den Verräther an dem so lange gehegten und gepflegten Stabilitätsprincipe sollte nicht ausbleiben.

Es war am Neujahrstage in den Vormittagsstunden, als Herr Sebastian Corvinus in hoher Behaglichkeit in seinem Lehnstuhle saß und, die lange Pfeife dampfend, sich die Zeit vertrieb, die zahllosen Gratulationskarten zu lesen und zu ordnen, welche von den Honoratioren und der Bürgerschaft ihm ununterbrochen zugeschickt wurden. Von Zeit zu Zeit schüttete Safian, der Rathsfrohn, der Sonn- und Festtagsbedientenstelle beim Bürgermeister vertrat, ganze Hände

voll frischer Ankömmlinge dem gefräßigen Herrn auf. Letzterer hatte die löbliche Vorsicht gehabt, um das häufige Klingeln zu vermeiden, nach Art der Buchhändler eine Art Zettelkasten an seiner Hausthür anzubringen, welcher die Aufschrift führte: „Behältniß für solche Neujahrskarten, die dem Herrn Bürgermeister bestimmt sind.“ Safian hatte nun in gewissen Zeiträumen die Obliegenheit, das Zettelnest auszunehmen, und die von Stadt und Bürgerschaft gelegten Eier seinem Gebieter in der Schürze hinaufzutragen.

Der Verleger einer zwanzigbändigen Encyclopädie kann die desfalsigen Verlangzettel nicht mit größerm Wohlwollen und größrer Behäbigkeit inspiciren und rubriciren, als dies Herr Sebastian mit den Zuckelhausener Neujahrskarten that. So ist der Mensch. Die einstige Antipathie war in wahre Affenliebe übergegangen. Da, wie überall, der Luxus auch hinsichtlich der Karten große Fortschritte gemacht hatte, so studirte Sebastian in den verschiedenen Schriftarten und Schnörkeln die Fortschritte der Lithographie und Kupferstecherkunst. Die goldgeränderten, so weit war der Luxus in Zuckelhausen bereits vorgedrungen, hatten sich besonders der Zuneigung des gestrengen Herrn Bürgermeisters zu erfreuen; dann kamen die kupfergestochenen, dann die lithographirten, endlich die geschriebenen. Ein Golddruck „die Familie Leutschknautsch,“ reiche Thonpfeifenfabrikanten, lag oben an, und Herr Sebastian konnte sich an dem Kunstwerke nicht satt sehen. —

Eben kam Safian wieder vom Neste und streute den Kartensegen vor dem gestrengen Herrn Bürgermeister auf; meist geschriebenes, unorthographisches, unappetitliches Zeug aus der Kuckucksgasse, Gevatter

Grobschmidt und Comp. Der Sattler Hackenast hatte sich's auch gar zu bequem gemacht, und Blätter aus der deutschen Solokarte, mit welcher den ganzen Winter gespielt worden war, weiß angestrichen und seinen unmelodischen Namen darauf verewigt. Unglücklicherweise war die weiße Farbe oberhalb etwas verwischt, so daß der Kopf des eichelnen Daußes dem gestrengen Herrn Bürgermeister zutraulich zunickte.

Mißmuthig bergwerkte Sebastian unter dem Haufen Grobzeuge nach etwas Aristokratie, sie verschwand aber gänzlich unter Beutlern, Kammmachern, Leinwebern und ähnlichen volkssouveränen Gewerken. Was konnte auch von der Kuckucksgasse Gutes kommen? Der aristokratische Markt, so wie Ritter- und Paulsstraße hatten bereits bei früher Tageszeit ihr kartenbeschwertes dienendes Personal als Stafetten umhergesandt.

Plötzlich that der Bürgermeister einen ungeahnten Fund. Zwischen dem pöbelhaften Geschmier des Johann George Punzel, Korbflechters, und dem wischartigen Stück Papier des Christian Hirsemeyer, Kirschpachters, das eher sich zu jedem andern Zwecke, als zu einer Visitenkarte am Neujahrsmorgen, eignete, lag ein höchst sauber gepreßtes und mit Goldschrift bedrucktes Kärtchen, das durch seine geschmackvolle Eleganz selbst die goldgeränderten Karten der Zuckelhausener Aristokratie in den Schatten stellte. Kaum getraute sich Sebastian, das liebenswürdige Blättchen in die Hand zu nehmen. Doch wer beschreibt die zu Stein erstarrenden Gesichtszüge dieses Mannes, als seine Augen in sauberem Golddruck die Worte lasen:

„Der Mohr von Venedig.“

Es erfolgte eine Pauſe, die groß zu nennen war. An den Verſtand des Bürgermeiſters von Zuckelhauſen war nie eine ſo eminente Zumuthung geſtellt worden, das Räthſelhafte einer ſolch koſtbaren Viſitenkarte zu entziffern. Als er ſich in Etwas gefaßt, hielt er die Karte dem Rathsfrohne vor, der in ſteifer Devotion in einiger Entfernung neben ihm ſtand, und welchem die unverkennbare Gemüthsbewegung ſeines Herrn ſeinerſeits ein Räthſel war.

„Safian," hub Corvinus in einem Tone an, in welchem der Frohn den geſtrengen Gebieter von Zuckelhauſen kaum wieder erkannte, „wie lieſeſt Du dieſe Schrift?"

Safian beugte ſich etwas vorwärts und buchſtabirte: „D—er M—ohr — v—on — Ve—ne—dig—" Dieſe Antwort war dem Bürgermeiſter nicht unlieb: er erkannte daraus, daß ſein Auge noch richtig conſtruirt ſei, was er einige Zeit bezweifelt hatte.

Es entſpann ſich jetzt zwiſchen Sebaſtian und ſeinem Diener ein Geſpräch, das wir dem Leſer nicht vorenthalten wollen.

Vorher erkundigte ſich der erſtere nochmals, ob Safian auch richtig geleſen, und als dieſer bei ſeiner Ausſage beharrte und zum Beweis die vier Worte der Viſitenkarte nochmals ausführlich herbuchſtabirte, frug er:

„Was denkſt Du, Safian?"

„Nichts," entgegnete dieſer.

„Da geht Dir's wie mir; aber was vermutheſt Du?"

„Nichts!"

„Da befindeſt Du Dich in demſelben Zuſtande, in dem ich mich befinde. Haſt Du je von einem Mohren von Venedig gehört?"

„In meinem Leben nicht.“

„Wenn mich nicht Alles trügt, hat dieſer ſchwarze Satan ſeine leibliche Frau erdroſſelt.“

„Da wollen wir ihn doch einfangen und krumm ſchließen.“

„Wenigſtens munkelten die Comödianten, die vor'm Jahre auf dem Kellerſaale ſpielten, wenn ich mich recht entſinne, von der Geſchichte.“

„Welche Frechheit, unter ſolchen Umſtänden Neujahrskarten zu ſchicken.“

„Es iſt dies ein Fall, der mir als Bürgermeiſter noch nicht vorgekommen iſt.“

„Mir auch nicht.“

„Vor allen Dingen dürfen wir nicht unterlaſſen, nachzuſpüren, wo ſich der Schwärze befindet. In der Stadt muß er ſtecken, wo käme die Karte her.“

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter, ich will doch in den gehörnten Ochſen laufen, wo die geſtrengen Herren und Potentaten abzuſteigen pflegen.“

„Thu' das, Safian. Du ſiehſt, die Sache iſt von Wichtigkeit. Faſt möcht' ich den Senat zuſammen rufen. Die Sache iſt neu.“

„Ja, etwas ganz Neues zum neuen Jahr.“

„Biete Deine ganze Spürkraft auf, Safian, Du kannſt nöthigen Falls Kirmſen, den Bettelvogt, requiriren, und erſtatte mir ſofort Bericht über den Schwarzen. Eine ſolche Gelegenheit, Deinen Kundſchafterſinn in vollem Glanze zu zeigen, bietet ſich ſo leicht nicht wieder. Lauſe vor allen Dingen in den gehörnten Ochſen und ſieh nach, ob er da iſt. Vergreife Dich indeß nicht ſogleich an ihn in Deiner gewohnten Hitze. Ein ſolcher Menſch hat ſeine Verbindungen. Wir könnten in Verwickelungen gerathen mit auswärtigen Höfen. Findeſt Du ihn jedoch im

gehörnten Ochsen nicht, so eile in die Thore und citire die Thorwärter hierher. Die müssen Auskunft wissen."

Safian setzte sich dienstbeflissen in Trab, während der Bürgermeister mit sorgenvoller Stirn in seinem Gemache auf- und abschritt.

„Das muß wahr sein," begann er nach einiger Zeit sein Selbstgespräch, „der geplagteste Mann in der Stadt ist der Bürgermeister. Heute haben wir das liebe Neujahr, und kaum ist die Sonne aufgegangen, geht Noth und Sorge an, ereignen sich Fälle, welche das angestrengteste Nachdenken zur Verzweiflung bringen."

Fortwährend hielt er dabei die Karte des Mohren in der Hand, den Blick darauf gerichtet.

„Ich begreife nicht, wo das hinaus will," fuhr er fort, „ich weiß nicht, was ich denken soll. Gratulirt mir der Mohr von Venedig zum Neujahr. Ich möchte wissen, ob so etwas einem deutschen Bürgermeister schon widerfahren ist?"

Nachdem Sebastian eine geraume Zeit mit den sonderbarsten Hypothesen ob des Mohren von Venedig sich abgeplagt und seinen eigenen Gedanken eine außerordentlich umfängliche Conferenz ertheilt hatte, deren Resultate freilich nicht sehr ergiebig waren, begann ein gewaltiges Stampfen im Vorgemach. Es waren die vier Thorwächter Meiselbach, Gallenbeck, Brandstrupp und Gottlob, die, Schnee abstäubend, der Safian'schen Citation Folge leisteten.

Auf erfolgtes Gebot marschirten sie in Colonne vor ihrem Gebieter auf, und das Examen begann.

„Meiselbach," erkundigte sich Sebastian, „wer ist seit gestern zum Schützenthore einpassirt?"

Der Gefragte nannte mehre Personen, deren

Signalement keineswegs mit einem Mohren von Venedig zu vereinbaren war.

Verstimmt wandte sich das Oberhaupt der Bürgerschaft zu Gallenbeck. Es erfolgte ein gleiches unbefriedigendes Resultat.

Sebastian ward immer unwirscher. Die Reihe kam an Brandstrupp. Auch dieser wollte von einem Mohren von Venedig nichts gesehen und gehört haben.

Der Bürgermeister von Zuckelhausen hielt jetzt eine Donnerrede an die Thorwärter. Er beschuldigte sie der Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit in ihrem wichtigen Amte, er drohte mit Absetzung. Das Wort Absetzung klang dem Gottlob, dem vierten Wärter, welcher keineswegs in dem Renommée eines Genies stand, zu graulich. Er faßte sich daher ein Herz und sprach: „Ich hab' ihn gesehen!"

Sebastian, welcher in seinem Eifer den vierten Norweger ganz übersehen hatte, frug daher rasch: „Wie, den Mohren?"

„Ja, den Mohren," erwiederte Gottlob herzhaft.

„Wann traf er ein, gewiß zur Nachtzeit?"

„Ne, am hellerlichten Tage."

„Unbegreiflich. War er zu Fuß oder zu Pferde?"

„Zu Wagen."

Der Bürgermeister warf hier den andern drei Thorwärtern einen Blick zu, welcher besagte: da seht, ihr nichtsnutzigen Kerle, wie der wegen seiner Dummheit verschrieene Gottlob aufpaßt.

„Nur weiter, Gottlob," munterte er auf: „sah der Kerl wirklich schwarz aus im Gesicht wie ein Essenkehrer."

„Bewahre Gott," schüttelte Gottlob.

„Was? — wie war denn die Fratze?"

„Ein Bischen gilblich."

„Ein Bischen gilblich blos? Kerl, Du weißt nicht, was Du sprichst. Hat man im Leben einen gilblichen Mohren gesehen? — Was trug er denn auf dem Kopfe? Unbestritten etwas Türkisches, einen Turban?"

„Bewahre Gott!"

„Was denn?"

„Eine Haube!"

Jetzt ward's dem gestrengen Herrn Bürgermeister außerm Spaße.

„Esel," schrie er, „es war doch wenigstens ein Mann?"

„Bewahre Gott!"

„Electoralstier, wer denn?"

„Die Munscheln, die Hebamme die aus der Prießnitzer Pfarre zurückfuhr, wo sie ein paar Zwillinge gebracht hatte."

Sebastian's Grimm kannte jetzt keine Grenze. Der entrüstete Bürgermeister suchte in allen Ecken nach seinem spanischen Rohre. Meißelbach, Gallenbeck und Brandstrupp, welche die Entdeckungsfahrten ihres Gebieters mit den Augen verfolgten, ahnten, nach welchem Instrumente er umherfahre. Sie hielten es daher nicht für rathsam, den Moment des Findens abzuwarten, sondern traten nach einer tiefen Verbeugung den Rückzug an, welchem sich Gottlob instinctmäßig anschloß.

Da Sebastian den Spanier trotz alles Suchens nicht fand, und dadurch seine Hitze einen um so höhern Grad erreichte, ergriff er endlich den großen Folianten, worin die Zuckelhausener Strafgelder und Steuerrestanten aufgezeichnet ständen, und bedrohte die sich zurückziehende Colonne mit den Worten: „Mir aus den Augen, nichtsnutziges Volk!" mit einem directen Bombardement.

Der Bürgermeister war auf seine Thorwärter, und namentlich auf Gottlob so aufgebracht, wie die Polizei des Festlandes auf Kossuth und Mazzini. Daher das schleunige Bombardement. Der Foliant mit den Strafgeldern fiel auch unmittelbar hinter Gottloben zur Erde. Es war sein Glück, daß er mit seinem Rücken das Gegentheil eines Katzenbuckels machte und das Rückgrat einzog, sonst würde die Schuldenlast der Zuckelhausener Steuerrestanten direct auf ihn gefallen sein.

„Ist solche Stupidität erhört worden," grollte Sebastian für sich, indem er den Folianten wieder in das Repositorium schob, „die Zuckelhausener Hebamme für den Mohren von Venedig anzusehen!"

Die Thorwächter hatten kaum das gefährliche Gemach des Bürgermeisters verlassen, als Sasian wieder sichtbar wurde.

„Im gehörnten Ochsen," berichtete dieser, „können die Mäuse Kirchweih halten, so leer ist's von Passagieren. Seit dem Lüneburger Stockfischmann hat sich keine Seele blicken lassen. Der Strichelius lamentirte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Er kommt nicht auf den Pacht. Als er von dem Mohre von Venedig hörte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Er meinte, solch' schwarzes Viehzeug sähe die Ducaten weniger an, als die getauften Weißlinge. Auch würde er sich als christlicher Gastgeber durchaus kein Gewissen machen, einem solchen schwarzen Hallunken das Fell über die Ohren zu ziehen."

„Zur Sache," unterbrach Sebastian, „also im gehörnten Ochsen war der Mohr nicht eingekehrt?"

„Mit keinem Schritte," betheuerte der Frohn. „Dann war ich auch," fuhr er fort, „in der bittern Pomeranze beim Gastwirth Hempel, wo zuweilen eben-

falls Honoratioren einkehren, wenn sie incognito reisen, das heißt, wenn sie nicht viel aufgehen lassen."

„Auch da fand sich der Mohr nicht?"

„Auch da nicht."

„Die Sache wird immer räthselhafter," gestand der Bürgermeister.

„Mir auch," versetzte Sasian.

„Die Thorwärter wußten von keinem Mohren," sprach Sebastian.

„Nicht?!"

„Kein Wort!"

„Dann hat er sich höchst wahrscheinlich weiß angestrichen," rieth der Rathsfrohn, „um sich unkenntlich zu machen."

„Nicht unwahrscheinlich."

„Und hat ein Privatlogis gemiethet, da er weder im gehörnten Ochsen, noch in der bittern Pomeranze aufzufinden."

„Ohne Aufenthaltskarte wäre das doppelt strafbar," rügte Sebastian.

„Was wäre heutzutage nicht strafbar," moquirte sich der Frohn; „sie können am jüngsten Gericht nicht mehr strafen als wir; fahre ich nicht wie der Engel Gabriel mit dem feurigen Schwerte umher; aber was hilft's, gehn die Strafgelder ein? Kein Mensch bezahlt."

„Wenn wirst Du Dir Deine Abschweifungen abgewöhnen, Sasian, eine Untugend, die ich schon so oft gerügt habe. Verwende Deine Zeit lieber, des räthselhaften Mohren von Venedig habhaft zu werden."

Sasian versprach, sich augenblicklich wieder auf die Beine zu machen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Kerl kreuzweis geschlossen vor den gestrengen Herrn Bürgermeister gebracht hätte.

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst Dich hinsichtlich

dieſer räthſelhaften Perſon vor der Hand in Deinem Dienſteifer etwas moderiren."

„Aber wenn der Kerl ſeine eigene Frau erdroſſelt hat, wie der geſtrenge Herr Bürgermeiſter vorhin bemerkten."

„Nur Vermuthung, noch keine Gewißheit. Venedig iſt ein großer Ort, kann es da nicht mehrere Mohren geben?"

„Allerdings," geſtand Safian zu, „ich glaube, wo ſich dieſes Unkraut einmal angeſiedelt, giebt es deſſelben wie Sand am Meere. Die Mohren vermehren ſich ſchnell, wie ich mir habe ſagen laſſen. Aber welche Polizeibehörde vermag da den Frauenwürger herauszufinden, wenn es ſchlechtweg heißt: der Mohr von Venedig?"

„Darum Vorſicht, Safian," wiederholte der Bürgermeiſter. „Iſt es der Rechte, ſoll er uns nicht entgehen."

„Gewiß nicht," betheuerte Safian; „ich will ihn ſchon faſſen; wenn der Türkenhund nicht geſteht, werden Daumſchrauben angelegt. Gegen Heiden iſt die Folter noch erlaubt, wie ich mir habe ſagen laſſen."

„Da haſt Du Dir wieder einmal etwas ſehr Falſches ſagen laſſen," belehrte Sebaſtian, „nach der heutigen Gerichtsordnung ſind Daumſchrauben in keinem Falle erlaubt."

„Wie ſoll man aber der Wahrheit ohne Däumlinge auf die Spur kommen," ſeufzte Safian. „Die ſind gewiß auch von den Herren Landſtänden hinwegdisputirt worden. Geprügelt ſoll auch nicht mehr werden. Ein Jammer!"

„Du gefällſt Dich wieder in Deinen beliebten Abſchweifungen, anſtatt daß Du längſt nach dem Mohren unterwegs ſein ſollteſt."

Safian erkannte die Richtigkeit dieſer Worte und

gelobte doppelten Eifer. Er versprach eine Haussuchung, gegen die sich die jüngste, wegen des Schweinediebstahls verstecken sollte. — Er war im Begriff, sich zu entfernen, als es an die Thür klopfte und auf des Bürgermeisters „Herein!" eine lange, phantastisch gekleidete Gestalt mit kohlschwarzem Gesicht in's Zimmer trat, in welcher Sebastian und der Frohn nicht ohne geheimes Grauen sogleich den — Mohren von Venedig erkannten.

Sastian wollte sich bei dieser grausigen Erscheinung, die ihm das Blut erstarren machte, durch eine Seitenthür entfernen; aber der Bürgermeister, dem ebenfalls nicht wohl zu Muthe wurde, sprach: „Sastian, Du bleibst!"

„Es ist nur wegen des Respects," entschuldigte sich dieser.

„Du bleibst," entschied Sebastian, und zog sich hinter sein Schreibpult zurück.

„Ich wollte die Conferenz nicht stören," tönte es zaghaft aus Sastian's Munde.

„Keine Widerrede, Du bleibst!"

Der Frohn mußte gehorchen; doch näherte er sich so viel wie möglich der nach der Hausflur führenden Seitenthür, um nöthigen Falls mit einem Satze aus dem Bereiche des Mohren von Venedig zu sein.

Der Mohr von Venedig, nachdem er in's Zimmer getreten war, machte eine Verbeugung, wie sie bei Leuten von hohem Anstand wahrgenommen wird und flößte dadurch dem Bürgermeister etwas mehr Muth und Geistesgegenwart ein.

„Hab' ich die Ehre," begann endlich der Schwarze in fremdländischem Dialecte, „den berühmten Staatsmann und Bürgermeister von Zuckelhausen — der Mohr sprach „Sückelhose" vor mir zu sehen?"

Dieſe Worte waren wieder mit einer plaſtiſchen Handbewegung begleitet, die nichts zu wünſchen übrig ließ. Sebaſtian, obſchon ihm die fremde Mundart und die ſchwarze Fratze imponirte, gewann ſo viel Courage, einzugeſtehen, daß er der berühmte Staatsmann und Bürgermeiſter von Zuckelhauſen ſei.

„Ich weiß genug," erwiederte der Mohr und machte abermals eine pantomimiſche Bewegung, die unfehlbar hohe Verehrung ausdrückte, dem Bürgermeiſter aber, wie auch Safianen etwas nach Türkenthum ſchmeckte. Da Sebaſtian an dem Schwarzen keine Waffe wahrnahm, hielt er ſich zu der ergebenſten Frage ermächtigt, welchem glücklichen Sterne er den ſeltenen Beſuch zu verdanken habe? Safianen aber blieb der Mund offen; ſo höflich hatte er den Bürgermeiſter im Leben nicht gefunden.

„Kunſtſinn, bloßer Kunſtſinn," verſetzte der Mohr.

„Ein ſchöner Sinn," geſtand Sebaſtian.

„Den ich zum Raſendwerden liebe," platzte der Südländer mit aller Leidenſchaftlichkeit ſeiner Zone heraus, daß Sebaſtian gerathen fand, den Schritt, den er bereits vorwärts gethan, wieder zurück zu thun. Auch Safian, deſſen Naſeweisheit ſich bereits ſo weit verirrt hatte, das ſchwarze Naturſpiel in der Nähe zu betrachten, ſprang erſchrocken zurück.

Der Mohr begann jetzt mit ſolcher Exaltation ſich über die Kunſt zu expectoriren, ließ eine ſolche Menge orientaliſcher Hyperbeln einfließen, daß es weder der Bürgermeiſter noch ſein Diener für gerathen fanden, dieſen Redeſtrom zu unterbrechen oder zu dämmen.

„Ich lobe mir ein ſolides deutſches Temperament," ſeufzte Sebaſtian, als der Schwarze mit ſeiner göttlichen Kunſt gar kein Ende finden wollte, „das artet nicht ſo aus." Sebaſtian benutzte die Pauſe, die der

Mohr in seinem begeisterten Vortrage eintreten ließ, zu der Frage: „was es wohl für eine geehrte Kunst sei, für die sich der Herr Mohr von Venedig so interessire, da es doch seines Wissens mehr als eine Kunst gebe?“

Safian gab durch eine Pantomime zu verstehen, daß er diese billige Wißbegier seines Herrn theile.

Der Schwarze nahm jetzt eine wahrhaft imponirende Stellung ein. „Die Kunst,“ sprach er mit erhobener Stimme, „der ich mein Leben seit dem ersten Athemzuge gewidmet habe, nennt sich die „electromagnetische-centripetale-subjectivobjective-transcendentale-hydrogasoxygene- nach dem Mittelpunkt strebende-hyperboräischpyramidale-Expropriations-Kaleidopsie.“

„Das muß eine außerordentliche Kunst sein,“ sprach der Bürgermeister.

„Eine stupende Kunst,“ gestand Safian.

„Das ist sie,“ fuhr der Mohr nicht ohne Selbstgefühl fort, „habe Kaiser und Könige damit entzückt.“

„Das will ich glauben,“ versetzte Sebastian.

„Wenn der Herr Bürgermeister erlauben,“ sprach der Mohr, „bin ich nicht abgeneigt, einige Stücke dieser göttlichen Kunst auf der Stelle zu produciren.“

Sebastian war nicht gerade neugierig, aber kein Mensch wird ihm verargen, wenn er nach einigen Productionen der „nach dem Mittelpunkte strebenden hyperboräisch-pyramidalen Expropriations-Kaleidopsie“ Verlangen trug, zumal die Sache nichts kostete.

Safian, von gleichem Wissenstrieb beseelt, munterte den Mohren ordentlich auf: „Das ist schön! Lassen Sie was los,“ sprach er.

„Wohlan!“ begann der Schwarze, indem er ein blankes Messer zückte, dessen Anwesenheit weder der Bürgermeister als hellsehender Chef der Zuckelhausener

Polizeibehörde noch der wachsame Safian geahnet, „so werde ich eins der unbedeutendsten Experimente der Expropriations-Kaleidoxsie zu produciren die Ehre haben; das Stücklein ist nicht ohne Anmuth."

„Bin begierig," versicherte Sebastian erwartungsvoll, obschon ihn das funkelnde Messer ein wenig frösteln machte, doch konnte das Frösteln auch von der gespannten Gemüthsstimmung des Bürgermeisters herrühren.

„Sie sehen das blitzende Messer, Herr Bürgermeister?"

Der Mohr that damit einige Schnitte durch die Luft, die dem Bürgermeister durch und durch gingen.

„Siehst Du's auch, Giaur?" wandte sich der Schwarze zu Safian.

„Und ob!" meinte dieser.

„Eh bien, mit diesem scharfgeschliffenen Messer werde ich diesem Manne da" — er zeigte auf den Frohn — „sofort das Haupt vom Rumpfe trennen, dasselbe durch das Fenster auf die Straße werfen, nach einiger Zeit heraufholen und an die vorige Stelle setzen und durch zwei Backenstreiche den Enthaupteten wieder in's Leben und zum Bewußtsein bringen. Allons, vor, Giaur!

„Spalla walla Orient
Factum kakla Compliment!"

Safian hatte ob dieser entsetzlichen Rede seinen bedrohten Kopf bereits nach Möglichkeit in Sicherheit gebracht, ihn wie eine Schnecke eingezogen und mit solcher Vehemenz zwischen die emporgeschobenen Schultern gepreßt, daß er von letztern fast überragt ward und nur der emporgesträubte Haarwuchs von dem Dasein des versunkenen Himmelsglobus Kunde gab. Wenn der Mohr nicht einen Riesenkorkzieher

beſaß, war keine Ausſicht vorhanden, den Kopf des Frohn in diejenige Lage zu bringen, die ihn für das projectirte Experiment tauglich machte.

„Allons vor, Giaur," wiederholte der Schwarze und wetzte ſein Meſſer an dem Stiefel.

„Da müßt ich Dinte oxhoftweiſe geſoffen haben," replicirte der Frohn.

„Du mußt wiſſen, Safian," belehrte der Bürgermeiſter, „daß das Ganze auf einer optiſchen Täuſchung beruht. In Wirklichkeit wird Dir Dein Kopf nicht abgeſchnitten. Das iſt ja eben die Kunſt der „Expropriations-Kaleidopſie," daß es blos den Anſchein hat, als würdeſt Du decollirt, während Dir im Grunde nichts geſchieht."

„Der Teufel auch," brummte Safian.

„Allerdings," wendete ſich der Bürgermeiſter zum Mohren von Venedig, welcher unabläſſig wetzte, „für den Kopf auf die Gaſſe werfen, wär' ich auch nicht. Die Sache macht zu viel Aufſehen und bei uns gibt es des unverſtändigen Volks genug, welches der erforderlichen wiſſenſchäftlichen Einſicht entbehrt und Zetermordio ſchreien würde."

„Ja wohl," beſtärkte der Frohn, „mein Kopf, nämlich ohne den dazu erforderlichen Corporempumpus, würde außerordentliches Aufſehen machen und könnte die ſchlimmſten Folgen für die Stadt nach ſich ziehen."

„Ein abermaliger trauriger Beweis," radotirte der Mohr, „wie die göttliche Kunſt der nach dem Mittelpunkt ſtrebenden hyperboräiſch-pyramidalen Expropriations-Kaleidopſie wegen Pöbelſatzung ihre ſchönſten Blüthen nicht zu entfalten vermag."

„Ja, man iſt bei uns leider noch weit zurück," geſtand der Bürgermeiſter.

„Sehr weit," bekräftigte Safian.

„Wohlan!“ fuhr der Mohr von Venedig nach einigem Nachsinnen fort, während Safian's Kopf gemächlich aus den Schultern hervorwuchs, „so möge ein anderweites nicht minder geniales Experiment die Großartigkeit der Expropriations-Kaleidopsie außer allen Zweifel setzen.“

Da Sebastian gegen ein anderweites Kunststück des schwarzen Künstlers, wobei kein Menschenkopf durch das Fenster auf die Straße geworfen wurde, nichts einzuwenden hatte, wandte sich der Mohr von Neuem zu Safian, und winkte ihm, näher zu treten.

„Was soll's denn schon wieder?“ frug dieser, der dem Mohren nicht über den Weg traute.

„Ich werde jetzt eine ganz geräuschlose Kunstleistung produciren.“

„Das soll mir lieb sein,“ sprach der Bürgermeister.

„Mir auch,“ meinte Safian.

„Also näher, Giaur!“

„Ja,“ zögerte dieser, „da möcht' ich doch zuvor bitten, was Ew. Hochwohlgeboren unter dem „geräuschlosen“ Kunststück verstehen?“

„Das wirst Du sehen.“

„Das glaub' ich — aber —“

„Kein Wort, entblöße die Brust!“

„Wollten Sie aber da zuvor das Messer wegthun.“

„Dummkopf, das brauch' ich.“

„So? gehorsamer Diener!“

„Knöpfe getrost auf, Safian,“ sprach mit Salbung Sebastian, „was kann Dir unter den Augen Deines Chefs und Gönners Uebles widerfahren?“

„Es ist nur, gestrenger Herr Bürgermeister,“ entschuldigte sich Safian, „der Marattenkönig sticht zu, wenn ich geduldig hinhalte. Alle Mohren sind blut-

gierig, das iſt eine bekannte Sache. Und bin ich weg, geht's über Sie her."

Der Bürgermeiſter, welcher durch dieſe Worte einigermaßen nachdenklich geworden, erkundigte ſich jetzt gleichfalls eines Nähern nach dem „geräuſchloſen" Kunſtſtücke.

„Iſt ſehr einfach," erwiederte der Mohr von Venedig, „ich ſchneide dieſem Giaur die Bruſt auf, löſe das Herz ab, präſentire es dem verehrten Herrn Bürgermeiſter auf dem Knöchel meines linken Daumen, balancire es ſodann auf der Naſenſpitze und ſpiele ſpäter ein wenig Fangball damit."

„Und das nennt er ein geräuſchloſes Kunſtſtück?" ſchauderte Safian, „er begreift nicht, daß ich wie ein Stier brüllen würde."

„Nicht mucken würdeſt Du," verſicherte der Künſtler.

„Alſo gleich todt?! Geborſamer Diener."

„Ein Schnitt und die Sache iſt abgemacht."

„Mit einem Schnitte kann allerdings viel abgemacht werden; ich mag mich aber nicht ſchneiden laſſen."

„Mein Gott," belehrte der Bürgermeiſter, „begreifſt Du denn gar nicht, daß es bei dieſem orientaliſchen Kunſtſtücke weder auf Dein Herz, noch auf Dein Leben abgeſehen iſt; würde ich ſonſt, als Chef der Polizeibehörde, ein ſolches Attentat geduldig zulaſſen? Es iſt Alles ja nur Schein."

„Schein trügt," ſprach Safian, „man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen."

„Alſo," fuhr der Magier fort, „der Giaur will ſein Herz nicht hergeben?"

„Und wenn Sie mir ſonſt was böten."

„Wohlan! ſo leihe Er Seinen Bauch her zu einer

andern nicht minder beachtenswerthen Production, die ich bis jetzt noch vor Niemandem gezeigt habe."

Die Neugier des Bürgermeisters wuchs von Neuem. „Diesmal, guter Safian," sprach er, „würde ich mich nicht länger weigern, dem Wunsche des Künstlers nachzukommen. Du siehst, wie seine Anmuthungen immer billiger werden. Der Bauch ist ein Organ von weit geringerer Empfindlichkeit als Kopf und Herz."

„Was soll denn mit meinem Bauche vorgenommen werden?" frug Safian nach einigem Besinnen ziemlich unwirsch.

„Ich will den Wanst aufschneiden —"

„Schon wieder schneiden —?"

„Nur zum Schein, guter Safian, nur zum Schein," erinnerte der Bürgermeister.

„Einige Gedärme abtrennen," fuhr der Mohr fort, „dieselben reinigen, mit etwas aromatischem Gemengsel füllen und sie dem gestrengen Herrn Bürgermeister als schmackhafte Würste zum Frühstück präsentiren.

„Eine schöne Ehre für meine Därme," meinte der Frohn.

„Es wäre ein Meisterstück," rief der Bürgermeister in einem Anfall von enthusiastischer Wallung.

„Ja," sprach Safian für sich, „weil's was zu fressen giebt; ich mag ihn aber nicht mit meinem Leibe füttern."

„Es ist eine der seltensten Productionen meiner Kunst," meinte der Mohr von Venedig, „und noch von keinem Künstler gezeigt worden."

„Gewiß," gestand der Bürgermeister, „auch ich habe noch nie von solch außerordentlichem Kunststücke gehört."

„Es wäre mir lieb, wenn ich es produciren

könnte;" fuhr der Schwarze fort, „um den gestrengen Herrn Bürgermeister einen Begriff meiner schwachen Kunst zu veranschaulichen."

„Mir auch," sprach Herr Sebastian.

„Zumal da sich das Kunststück des Wurstmachens," fuhr der Künstler fort, „mehr für einen kleinern gewähltern Zirkel eignet."

„Ja wohl," gestand der Bürgermeister, „wir sind hier ganz entre nous; Sasian, Du brauchst Dich nicht im Geringsten zu geniren. Schamhaftigkeit wäre hier am ganz unpassenden Orte. Ich kann mir ungefähr denken, wie Dein Bauch aussieht; und vor dem Herrn Mohren von Venedig brauchst Du Dich gleich gar nicht zu geniren. Der drückt gern ein Auge zu, wenn es zu Verherrlichung der Expropriations-Kaleidopsie geschieht."

Aber Sasian hielt seinen Bauch mit beiden Händen umklammert.

„Und wenn mich der gestrenge Herr Bürgermeister vier Wochen lang bei Wasser und Brot in den Thurm sperren, an meinen Bauch laß ich mit dem scharfen Messer nicht kommen. Wie leicht kann bei den orientalischen mohrentalischen Faxen das Ding abrutschen, und der Schaden ist da."

„Freilich," höhnte der Mohr von Venedig, „wenn der Giaur aus Hasenherzigkeit das ausgezeichnete Experiment, welches sich der Zufriedenheit des Herrn Bürgermeisters gewiß erfreuen würde (hier nickte Sebastian beistimmend mit dem Kopfe), an seinem Wanste nicht will vornehmen lassen, kann ich nicht dafür."

Sasian, der sich wegen der Hasenherzigkeit in seiner Würde als Rathsfrohn beleidigt fand, wurde jetzt grob.

„Schneid' Er doch Seinen eigenen Leib auf," rief er, „und mach' Er sich Würste d'raus, so viel Er Lust hat; ich begreife nicht, warum Er blos an mir herumschneiden will."

Der Magier lächelte mitleidig ob dieser Zumuthung. Er gab dem Bürgermeister durch Pantomime zu verstehen, daß Sasian spreche, wie er's verstehe.

Der Bürgermeister nickte verständnißinnig und sprach zu Sasian: „Du mußt wissen, daß man Experimente der Expropriations-Kaleidopsie nicht an sich selbst vornehmen kann." Er wandte sich wieder zum Schwarzen. „Da sich der mißtrauische Sasian," sprach er, „zu nichts verstehen will, könnten Sie nicht ein anderes Kunststück produciren, wobei er entbehrlich wäre?"

Der Mohr von Venedig sann einen Augenblick nach.

„Ich hätte noch ein possirlich Stücklein."

„Rücken Sie heraus damit," munterte der neugierige Sebastian auf.

„Wenn mir der gestrenge Herr Bürgermeister seinen erlauchten Kopf dazu erlauben wollten."

„Meinen Kopf? Wie soll ich das verstehen?"

„Ohne unsere Köpfe," meinte Sasian, „scheint er gar nichts bewerkstelligen zu können."

„Wenn mir der gestrenge Herr Bürgermeister das anmuthige Stücklein gestatten, so sollen binnen wenig Stunden zwei stattliche, weitausgreifende Ochsenhörner aus dem erlauchten Haupte emporwachsen."

„Zwei Ochsenhörner? das wäre der Teufel!" rief Sebastian und griff sich unwillkürlich nach dem Kopfe, um zu sehen, ob etwa das Gehörn schon ansetze.

„Ein possirlich Stücklein," gestand Sasian, „der gestrenge Herr Bürgermeister müßten sich majestätisch ausnehmen zum neuen Jahr."

In Sebastian kämpfte eine Zeit lang die Furcht, seine bürgermeisterliche Würde zu compromittiren, mit der Neugier, auf welche Weise das plötzliche Hörnerwachsen wohl vor sich gehen möchte.

Er frug daher: „Den Schäker kann ich doch abschütteln, sobald ich es für nöthig erachte?"

„Leider," bedauerte der Mohr von Venedig, „ist es eine Schattenseite dieses Experiments, daß die Hörner nicht so schnell wieder zu entfernen sind. Sechs Stunden bedarf ich wenigstens, um das gekrönte Haupt von seinem Schmucke zu befreien."

„Sechs Stunden?" seufzte Sebastian, „da werd' ich wohl auf das allerdings recht artige Kunststück verzichten müssen. Ich habe heut' den Herrn Superintendenten zu Tische und Sie begreifen —"

„Ei du meine Güte," lachte Safian, „würde der Augen machen. Er hielte den gestrengen Herrn Bürgermeister für den leiblichen Gottseibeiuns und bekäme eine handgreifliche Idee, wie der Beelzebub aussähe."

Ein ernster Blick des Bürgermeisters strafte den Vorlauten und verwies ihn zur Ruhe.

„Seine Ehrwürden," sprach er, „würden trotz des Geweihs den Bürgermeister in mir erkennen und ehren. Aber die Sache würde zu reden geben, was ich vermeiden muß. Wie steht's aber mit Dir, Safian, Du hast lange nicht die Rücksichten zu nehmen, die mir, dem Stadtoberhaupte, auferliegen; wie wär's, wenn Du Dich auf die paar Stunden hörnen ließest?"

„Ich darf es gleich gar nicht wagen," protestirte Safian, „meine Frau geht im dritten Monat, sie könnte sich versehen und mir einen kleinen Ochsenkopf

in die Welt setzen oder sich sonst ein bös' Exempel an den Hörnern nehmen. —"

„Ich kann die Gründe nur ehren," versetzte der Magier, „welche den gestrengen Herrn Bürgermeister abhalten, sich hörnen zu lassen; ich bedaure aber, daß ich auf diese Weise außer Stande bin, eine Probe meiner Kunstfertigkeit abzulegen, und Letzteres hätt' ich gern gethan, da ich aus keiner andern Absicht gekommen bin, als den Herrn Bürgermeister um die Erlaubniß zu bitten, heute Abend eine außerordentliche Vorstellung meiner Kunst auf dem Rathskellersaale veranstalten zu dürfen; wobei ich zugleich so frei bin, zwei Freibillets dem Herrn Bürgermeister ergebenst anzubieten, in der Hoffnung, daß Hochdieselben, als Staatsmann und Kunstkenner rühmlichst bekannt, Ihre erhabene Gegenwart meinen schwachen Leistungen nicht entziehen werden."

Der geschmeichelte Sebastian nahm die Freibillets mit freundlicher Gravität entgegen.

„Obschon ich es," erwiederte er, „mit Seiltänzern, Comödianten, Bärenführern und Kameeltreibern sehr streng nehme, da dieses Volk den Leuten das Geld unnützerweise aus der Tasche stiehlt, welches dann stets nachtheilig auf die Abführung der Gewerb-, Malz-, Mahl-, Fleisch-, Kopf-, Fisch-, Frosch-, Fuchs-, Vogelsteuer wirkt, wie Sie sich aus diesen dickleibigen Folianten überzeugen können, so will ich doch in Betracht Ihrer wirklich großartigen Expropriations-Kaleidopsie diesmal eine Ausnahme gestatten."

„Küß' die Hand," dankte der Mohr von Venedig, „ich werde mich bestreben, der hohen Gnade mich würdig zu beweisen. Doch hab' ich alsdann noch eine anderweite Bitte an den gestrengen Herrn Bürgermeister."

„Sprechen Sie," ſagte Sebaſtian.

„Daß meine Vorſtellungen nur für Perſonen männlichen Geſchlechts beſtimmt ſind."

„Ach, Sie fürchten," lachte der Bürgermeiſter, „daß unſere Zuckelhäuſerinnen bei der Kopfabſchneiderei in Ohnmacht fallen werden. Seien Sie unbeſorgt, die hieſige Damenwelt hat ſtarke Nerven und fällt nicht ſo leicht in Ohnmacht."

„Dies fürchte ich auch weniger; aber ich muß dem Herrn Bürgermeiſter noch ein Geſtändniß offenbaren."

Da Sebaſtian nichts lieber vernahm als Geſtändniſſe, war er ganz Ohr.

„Sobald mich nämlich," offenbarte der Mohr von Venedig, „ein Frauenzimmer ſprechen hört, iſt es verliebt in mich, und will mich ſchlechterdings heirathen."

„Das wäre der Teufel," ſprach der Bürgermeiſter.

„Das ſage ich auch," meinte Safian.

„Ein wahrer Fluch, der auf mir ruht," fuhr der Mohr von Venedig fort, „Gräfinnen und Herzoginnen ſind mir nachgereiſ't; ich habe mich wenigſtens achthundert Mal mit eiferſüchtigen Ehemännern duelliren müſſen."

Der Bürgermeiſter konnte vor Erſtaunen über dieſe neue außerordentliche Eigenſchaft kaum zu ſich kommen. Safian ſuchte ſich die Sache auf natürlichem Wege zu erklären: „'s ein Mohr," ſagte er, „und als ſolcher was Apartes und das lieben die Weiber."

„Wie unglaublich mir Ihre Mittheilung," ſprach der Bürgermeiſter, „ſo werde ich doch die geeigneten Maßregeln treffen, daß Sie nur ein männliches Publikum vorfinden. Ich ſelbſt werde meine Tochter

Friederike verhindern, der Vorstellung beizuwohnen, wie gern ich ihr den Spaß gestattet hätte."

„Thun Sie das, gestrenger Herr Bürgermeister, zumal wenn Demoiselle Tochter noch unverlobt sein sollte. Ueber eine Verlobte habe ich so gut wie keine Gewalt."

„Der ihr bestimmte Bräutigam trifft erst den hohen Neujahrstag ein, wo die Verlobung gefeiert werden soll," sprach Sebastian.

„Dann wahren Sie Ihr Kind," beschwor der Mohr, „blutige Thränen würd' ich weinen, sollte sie durch mich unglücklich werden."

„Wäre denn das Unglück wirklich so groß?" fragte der besorgte Vater.

„Unermeßlich," betheuerte der Mohr, „denn da ich aus Pflichtgefühl die Liebe der armen Kinder nicht erwiedern darf, verfallen sie entweder in Wahnsinn oder legen frevelhafte Hand an das eigene Leben."

Der Bürgermeister schauderte und Safian rief ergriffen: „O Weiber, Weiber, räthselhaftes, unerforschliches Geschlecht! Ich seh' es an meiner Alten."

„Um großem Unglück möglichst vorzubeugen," fuhr der Mohr fort, „und alles Aufsehen zu vermeiden, reise ich daher incognito, trage eine lichte Maske und steige in den unansehnlichsten und entlegensten Gasthöfen ab. So hab' ich auch vermieden, in hiesiger Stadt zu übernachten, ich logire im „blechernen Löffel" vor dem Thore."

Dem Bürgermeister wie Safian ging jetzt ein Licht auf, warum man des Schwarzen in der Stadt nicht hatte habhaft werden können.

Sebastian lobte des Mohren Klugheit und erkundigte sich zugleich, wie die Visitenkarte in seinen Kasten gelangt sei?

„Ich ließ sie durch den Hausknecht im „blechernen Löffel" befördern."

Dem Bürgermeister war jetzt manches Räthsel gelöst; indeß wünschte er auch über die außerordentlichen Kunstleistungen, z. B. über das Kopfabschneiden, Hörnerwachsen einigen Aufschluß.

„Dies," erwiederte achselzuckend der Mohr von Venedig, „muß vor der Hand allerdings mein Geheimniß bleiben. Der gestrenge Herr Bürgermeister würde sich alle Illusion zerstören, wenn er das Wie und Warum vorher erführe. Doch stehe ich gern bereit, nach meiner heutigen Vorstellung alle mögliche Auskunft zu ertheilen."

Sebastian mußte sich hiermit beruhigen und der Mohr von Venedig empfahl sich zu geneigtestem Wohlwollen.

„Nun, Sasian," begann der Bürgermeister, als sich der Schwarze entfernt hatte, „was sagst Du?"

„Ein Teufelskerl!"

„Das sag' ich auch. Uebrigens möcht' ich wissen, ob es jener Mohr von Venedig ist, von dem die Comödianten vor'm Jahre munkelten, daß er seine Frau erdrosselt habe."

„Ja, das möcht' ich auch wissen," gestand Sasian.

„Die Sache interessirt mich."

„Mich auch."

„So lauf' ihm rasch nach," gebot der Bürgermeister, „er kann das Haus noch nicht verlassen haben, und lad' ihn ein, sich noch einmal herauf zu bemühen."

Mit einem „sogleich" eilte Sasian davon.

„Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre Bürgermeister von Zuckelhausen," begann Sebastian in der Stellung Napoleon's, die Hände auf dem Rücken im

Zimmer auf- und abschreitend, „aber ein solch außerordentlicher Besuch wie der heutige ist mir noch nicht zu Theil worden; ich glaube, der kommt auch einem deutschen Bürgermeister selten vor. Der gewaltige Eindruck, den er auf die Weiber macht, ist mir nicht unwahrscheinlich, denn manche Menschen im Oriente sollen die Gabe besitzen, Frauen und Mädchen durch das bloße Anschauen zu bezaubern. Das schwache Weibervolk ist leicht consternirt und geliefert, wie die kleinen Thiere durch die Augen der Brillenschlange."

Während sich der Bürgermeister in diesen und ähnlichen Betrachtungen gefiel, stürzte Safian athemlos in's Zimmer und lief unter den excentrischen Ausrufungen: „Ach daß Gott! o du lieber Herr Gott! ach, daß sich Gott erbarm!" halb närrisch die Stube auf und nieder.

Sebastian erkundigte sich erschrocken nach der Ursache von Safian's Verzweiflung; aber es bedurfte geraume Zeit, ehe Jener sich von seinem Schmerze soweit erholte, daß er die Sprache wieder bekam.

„Bei Deiner Amtspflicht, Carl Heinrich Safian, rede!" beschwor Sebastian in einem fort, den auf- und ablaufenden Händeringer Schritt vor Schritt verfolgend.

„Mamsell Riekchen," heulte endlich der Frohn, „tanzt auf der Hausflur mit dem Mohren von Venedig."

Sebastian ward zur Salzsäule, während Safian fortfuhr wie toll auf und nieder zu rasen.

„Sie tanzt mit ihm?" hauchte der Bürgermeister ersterbend.

„Sie tanzt," gab Safian dumpf zur Antwort, ohne sich in seinem Wettlaufe und im Händeringen stören zu lassen.

„Aber —“ stammelte nach einer Pause Sebastian, „warum hast Du sie denn nicht auseinander gerissen?“

„Alles verhext — Alles verhext,“ meinte Sasian, „der Mohr ist der größte Zauberer auf Gottes Erdboden, es ist mir selber in die Beine gefahren, Sie sehen, wie ich mich echauffire.“

Mit diesen Worten stieg er wo möglich noch schneller die Stube auf und ab.

„O Jammer und Herzeleid, das mich zum neuen Jahre treffen muß,“ lamentirte Sebastian, „sieh doch nach, guter Sasian, ob sie noch tanzen; spring' dazwischen mit Händ' und Füßen als offizieller Rathsbote; vielleicht bringst Du sie auseinander, und ich will Dein gnädiger Bürgermeister sein Zeitlebens.“

Sasian stürzte wieder nach der Thüre, als diese sich aufthat und die schöne Friederike, des Bürgermeisters neunzehnjähriges Töchterlein, ziemlich exaltirt hereineilte und ihrem Vater an den Hals flog.

„Väterchen,“ rief sie mit entschiedener Stimme, „ich heirathe den Mohren von Venedig.“

„Da haben wir die Bescheerung,“ meinte Sasian.

„Aber meine Tochter,“ ermahnte der Vater.

„Ich heirathe den Mohren,“ beharrte Friederike mit seltener Festigkeit, „oder es wird nicht gut.“

„Aber so bedenken Sie die Nachkommenschaft, liebes Mamsellchen, wenn der Herr Bürgermeister einen kleinen Mohren auf den Knieen schaukeln sollte.“

„Es wäre mein Letztes,“ schauderte Sebastian.

Selbst Sasian's eben angeführter triftiger Grund schien auf das bezauberte Mädchen keinen Einfluß zu üben. Sie blieb dabei: „Ich heirathe den Mohren.“

„Aber wie hat sich nur das Unglück zugetragen?“ jammerte der Bürgermeister.

„Ganz zufällig,“ war die Antwort der Tochter,

„ich kam die Stiege herab, als der Mohr über die Hausflur ging. Da trieb mich's mit unwiderstehlicher Gewalt, ihm an den Hals zu fliegen. Ich weiß selbst nicht wie mir geschehen. Kurz, wir tanzten mit einander!"

„Unglückselig Kind," rief der Bürgermeister.

„Welche Verirrung der Natur!" rief Safian.

„Daß doch dieser Mohr in seinem Venedig geblieben und Zuckelhausen nimmer betreten hätte," seufzte der unglückliche Vater.

„Ich will gleich nach Hause springen und meine Frau provisorisch in den Keller sperren," meinte Safian.

„Sollte denn der Mohr, der so zu Hause in Hokuspokusmacherei, kein Mittel haben, den Zauber zu lösen?" sprach der Bürgermeister.

„Eine Frage stünde frei," meinte der Rathsdiener.

„Wohlan, guter Safian, so lauf' ihm nach, so schnell Dich Deine Füße zu tragen vermögen, und fleh' ihn in meinem und der Menschheit Namen um ein Mittel; und soll mich's 100 Thaler kosten."

Safian galoppirte dem Mohren von Venedig nach, welcher wieder zu dem „blechernen Löffel" zurückgekehrt war, während die bezauberte Friederike fortwährend die Worte ausstieß: „Ich heirathe den Mohren! Vater, laß mich den Mohren heirathen," daß dem Bürgermeister angst und bange um den Verstand seiner Tochter wurde und ihm der Angstschweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte der Bote Sebastian's aus dem „blechernen Löffel" mit einem Billet zurück, worauf von des Mohren Hand folgende Worte geschrieben standen:

„Das einzige Mittel, Dero Fräulein Tochter zu retten, beſteht darin, daß Sie dieſelbe noch heutigen Tages mit ihrem künftigen Gatten verloben. Daß ich ſo ganz unverſchuldeter Weiſe ſolche Betrübniß in Hochdero Familie gebracht habe, hat mich dermaßen ergriffen, daß ich außer Stande bin, die angekündigte außerordentliche Vorſtellung der Expropriations-Kaleidopſie auf dem Rathhausſaale zu geben. Ich ſtehe eben im Begriff, Zuckelhauſen und Umgegend für immer zu verlaſſen. Leben Sie wohl und beklagen Sie

Ihren

ganz ergebenſten

Mohren von Venedig."

„Das einzige Mittel," ſprach kopfſchüttelnd der Bürgermeiſter, nachdem er geleſen, „meine Tochter vor dem bezaubernden Eindruck des Mohren zu bewahren, beſteht darin, daß ich ſie noch heute verlobe."

„Ich glaube auch, das Mittel iſt probat," meinte Saſian.

„Zu einer Verlobung gehört aber vor allen Dingen ein Bräutigam."

„Nun, Herr Tobias Pumphänel, der reiche Lachshändler," bemerkte der Diener.

„Leider Gottes kehrt der erſt Groß-Neujahr zurück, ſonſt wären wir aus aller Verlegenheit. Ja, wenn der zugegen wäre, ſollte auf der Stelle Verlobung ſein."

„Aber Mamſell Riekchen ſcheint dem Lachshändler nicht gewogen," ſprach Saſian.

„Das bliebe ſich gleich," erwiederte der Bürgermeiſter. „Pumphänel iſt ein gemachter Mann, wiegt ſeine Dreißigtauſend, da kann keine Averſion in Betracht kommen. Ach, daß er hier wäre, der Edle!"

„Den reichen Lachshändler müssen sich der gestrenge Herr Bürgermeister schon aus dem Sinne schlagen. Bis zu Groß-Neujahr wartet der Mohr nicht.“

Sebastian war in Verzweiflung. Friederike wurde citirt und über einen anderweitigen Freier verhandelt. Der Papa brachte mehrere angesehene alte Junggesellen, die sich bereits vor Jahren zahllose Körbe geholt, in Vorschlag. Aber jedes Mal gab das Mädchen ihre Aversion durch die Worte: „Ich heirathe den Mohren,“ unverhohlen zu erkennen.

Als Sebastian mit seinen Freiervorschlägen auch gar keinen Anklang finden wollte, ward er endlich desperat.

„Wohlan, so such' Dir selber einen, aber nur schnell, damit wir des Mohren ledig werden.“

Friederiken ward hiermit das schätzbare Privilegium der Königin Victoria zu Theil, sich selbst den Bräutigam wählen zu dürfen. Sie zögerte auch nicht, davon Gebrauch zu machen, und wählte den Kaufmann Lindhardt, wobei sich ihr Geschmack freilich in besserm Lichte zeigte, als der ihres Herrn Vaters. Lindhardt war der liebenswürdigste junge Mann, dem überdies Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saßen, nur daß er mit Vermögen in weit geringerm Grade bedacht war, als der Lachshändler Tobias Pumphänel.

Der Bürgermeister wollte aus der Haut fahren, als er Lindhardt's Namen hörte.

„Wie?“ rief er, „diesen armen Schlucker, diesen Habenichts?“

„Diesen oder den Mohren,“ entschied Friederike mit männlicher Bestimmtheit.

Das war allerdings eine höchst traurige Alternative für den nach zeitlichem Gute gelüstenden Bür-

germeister. Wie ein Peter von Amiens predigte er gegen die gottlose Wahl, wie er sie nannte. Man hat nie den Bürgermeister von Zuckelhausen, weder vorher, noch später, in solchem demosthenischen Feuer gesehen. Himmel und Erde bot er auf, den Entschluß der Tochter wanken zu machen — halb aber Alles nichts — „Lindhardt oder der Mohr!" war und blieb Friederikens Parole.

Endlich unterlag Sebastian. Seine einzige Hoffnung bestand nur noch darin, daß Lindhardt auf die ihm angetragene Friederike aus freien Stücken verzichten werde; aber zu eben so großer Verwunderung als Entrüstung des Bürgermeisters ward das Mädchen mit heißem Danke acceptirt. Jetzt blieb nichts übrig, es mußte zur Verlobung geschritten werden, die auch selbigen Tages erfolgte und durch den noch vom Diner anwesenden Herrn Superintendenten mit Salbung vollzogen ward.

Der Mohr von Venedig war spurlos verschwunden. Nach zwei Tagen erhielt derselbe nachstehende Zeilen von bekannter Hand:

„Theuerster Theodor!

„Du hast Deine Rolle vortrefflich gespielt. Unsere lang im Stillen genährte Liebe hat durch Deine Vermittelung alle Schwierigkeiten besiegt. Friederike ist meine Braut und der reiche Papa söhnt sich täglich mehr mit mir aus, indem er, meine beschränkten Vermögensverhältnisse übersehend, den Menschen in mir achten und lieben lernt. Auch meine glückliche Braut legt den schönsten Dank Dir zu Füßen. Ich bin ihr doch lieber als Tobias Pumphänel, obschon dies weiter keine Schmeichelei für mich sein soll. Unsere Hochzeit ist auf Pfing-

sten festgesetzt, wozu Du vorläufig schon hiermit eingeladen bist von Deinem

Dir zu ewigem Danke verpflichteten
Moritz Lindhardt."

Trotz aller Nachforschungen von Seiten des Bürgermeisters und Sasians hat man weder in Zuckelhausen noch Umgegend je wieder etwas von einem — Mohren von Venedig vernommen.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02986 9529